

Anatoli I. Gribkow

---

Im Dienste  
der  
Sowjetunion



Stabschef des Warschauer Pakts

*Erinnerungen  
eines Armeegenerals*

---

Ein ranghoher sowjetischer Militärführer legt hier seine Autobiographie vor – ehrlich, kritisch und offen. Geboren 1919 in einem Dorf am Don, wurde der Autor als Zwanzigjähriger im sowjetisch-finnischen Winterkrieg zum Kommandeur einer Panzereinheit ernannt. Danach durchlebte er bis 1945 als Offizier des Generalstabs die gewaltigen Panzerschlachten an den russischen Fronten. Nach dem Krieg in verschiedenen Militärbezirken und im Generalstab tätig, begleitete er 1962 während der Kubakrise die Stationierung von Raketen auf der Karibikinsel. Von 1976 bis 1989 war er Stabschef des Warschauer Pakts und damit zweithöchster Militär des östlichen Bündnisses. Ein wichtiges Buch zur Zeitgeschichte.

Ein ranghoher sowjetischer Militärführer legt hier seine Autobiographie vor – ehrlich, kritisch und äußerst offen.

Erzählt wird hier von einer militärischen Karriere, die den Autor an viele Brennpunkte der Geschichte unseres Jahrhunderts führte. Geboren 1919 in einem Dorf am Don, wurde Gribkow als Zwanzigjähriger ohne jede Erfahrung im sowjetisch-finnischen Winterkrieg zum Panzerkommandeur ernannt. Danach durchlebte er bis 1945 als Offizier des Generalstabs die gewaltigen Panzerschlachten an den russischen Fronten. In den fünfziger Jahren wurde er im Militärbezirk Leningrad Zeuge der ersten sowjetischen Atomwaffen-Einsatzübungen. Während der Kubakrise 1962 begleitete er die Stationierung von Raketeneinheiten auf der Karibikinsel. Schließlich war er von 1976 bis 1989 Stabschef des Warschauer Pakts und damit zweithöchster Militär des östlichen Bündnisses.

Gribkow berichtet fesselnd und faktenreich von der Vorbereitung des Zweiten Weltkriegs, vom Alltag nach dem Krieg in verschiedenen Militärbezirken des Landes und von der erneuten Zuspitzung der internationalen Lage 1962. Seine Darstellung zur Kubakrise enthält erstmals alle Fakten jener Operation, die die Welt an den Abgrund des Atomkrieges führte. In seinen Erinnerungen an die reichlich zwölfjährige Tätigkeit beim Warschauer

Pakt steht die polnische Krise und die Verkündung des Kriegsrechts im Dezember 1981 im Mittelpunkt, daneben wird von zahlreichen Begegnungen mit den Partei- und Staatsführern der Ostblockländer berichtet.

In einem Dokumentenanhang werden erstmals in deutscher Sprache die ausgetauschten Botschaften zwischen Nikita Chruschtschow, Fidel Castro und John F. Kennedy von Ende Oktober 1962, dem Höhepunkt der Kubakrise, veröffentlicht.

Ein wichtiges Buch zur Zeitgeschichte, zugleich die erste fundierte Äußerung eines hohen sowjetischen Militärs nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Gesellschaftssystems in Osteuropa.



# Erinnerungen eines Armeegenerals

Mit 63 historischen Fotos

Aus dem Russischen



edition q

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme:

**Gribkow, Anatoli I.:**

Im Dienste der Sowjetunion: Erinnerungen eines  
ArmeeGenerals; aus dem Russischen / Anatoli I. Gribkow.  
[Kap. 1-9 wurden übers, von Barbara und Lothar Lehnhardt.  
Kap. 10-13 sowie der Dokumentenanh. von Reinhard Fischer]. -  
Dt. Orig.-Ausg. – Berlin: Ed. q, 1992  
ISBN 3-928024-92-2

Kapitel 1-9 wurden übersetzt von Barbara und Lothar  
Lehnhardt, Kapitel 10-13 sowie der Dokumentenanhang  
von Dr. Reinhard Fischer.

Sämtliche Abbildungen stammen aus dem persönlichen  
Archiv von Anatoli I. Gribkow, Moskau.

Deutsche Originalausgabe

© 1992 by edition q Verlags-GmbH, Berlin

Lektorat: Dr. Jürgen Schebera  
Umschlaggestaltung: Atelier Höpfner-Thoma, München

Das Gesamtwerk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung  
ausserhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes  
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikro Verfilmung und die Einspeicherung und Verarbeitung  
in elektronischen Systemen.

Gesamtherstellung: Ebner Ulm  
Printed in Germany

ISBN 3-928024-92-2

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

# Inhalt

Zum Geleit.....	7
1. Beginn meiner Dienstzeit.....	9
2. Winterkrieg mit Finnland .....	33
3. Das Jahr vor dem Grossen Vaterländischen Krieg .....	73
4. In schwerer Zeit .....	99
5. Offizier des Generalstabs.....	125
6. Im operativen Dienst .....	179
7. Harte Prüfungen .....	201
8. Operation «Anadyr» .....	243
9. Ein Schritt vor dem Abgrund.....	285
10. Wieder bei den Truppen .....	335
11. Alltag eines Armeebefehlshabers .....	347
12. Ein neuer Einsatz.....	371
13. Nicht nur ein militärischer Posten .....	417
<b>Dokumentenanhang zur Kubakrise .....</b>	<b>479</b>
<b>Botschaften zwischen Nikita Chruschtschow und Fidel Castro</b>	
F. Castro an N. Chruschtschow, 27.10.1962 .....	481
N. Chruschtschow an F. Castro, 28.10.1962 .....	483
F. Castro an N. Chruschtschow, 28.10.1962 .....	484
N. Chruschtschow an F. Castro, 30.10.1962 .....	486
F. Castro an N. Chruschtschow, 31.10.1962 .....	490
N. Chruschtschow an F. Castro, 31.10.1962 .....	494
<b>Botschaften zwischen Nikita Chruschtschow und John F. Kennedy</b>	
N. Chruschtschow an J.F. Kennedy, 27.10.1962 .....	515
N. Chruschtschow an J.F. Kennedy, 28.10.1962 .....	519
J.F. Kennedy an N. Chruschtschow, 28.10.1962 .....	524

Das hauptsächliche Ziel meines Buches sehe ich darin, dem Leser wenig oder gar nicht bekannte Ereignisse aus der Geschichte meines Landes und seiner Streitkräfte nahezubringen.

Moskau, im Januar 1992

Anatoli I. Gribkow

## Kapitel 1

# Beginn meiner Dienstzeit

Geschafft! Ich studiere an der Panzeroffiziersschule «J.W. Stalin» in Char-kow. Ich bin neu eingekleidet worden – eine Feldbluse mit Kragenspiegeln der Panzertruppen, strapazierfähige Schaftstiefel, ein Käppi mit dem Roten Stern und ein Lederkoppel. Wir schreiben das Jahr 1938.

Noch vor zwei Wochen hätte ich nicht geglaubt, dass sich alles so fügen würde. Ich hatte nämlich bei der Aufnahmeprüfung im Diktat sechs Fehler gemacht, was eine dicke «Vier» ergab. Wenn man bedenkt, dass auf einen Studienplatz zehn bis zwölf Anwärter kamen, dann waren meine Chancen natürlich gleich Null.

Nachdem ich die Zensur erfahren hatte, begann ich schon, meinen kleinen Koffer zu packen, der unter dem Bett in der «Quarantänestation» lag, wie dieser Teil der Kaserne mit den Anwärtern genannt wurde.

Meine gedrückte Stimmung war verständlich. Übrigens ging es mir nicht allein so. Besonders Rotarmisten und Unterführer hatten bei den Prüfungen in einigen Fächern eine «Vier» erhalten. Obwohl die meisten Anwärter Russen waren, gab es erstaunlicherweise besonders viele «Versager» bei der Beherrschung der russischen Sprache.

Abends trafen wir uns dann auf der «Raucherinsel» – ein eingegrabenes Fass, um das herum Sitzbalken aufgestellt waren. Wir rauchten Zigaretten mit Pappmundstück, unsere «Papyrossi», seufzten tief oder neckten uns gegenseitig, um so die Traurigkeit zu überspielen.

In jenen Jahren war der Dienst in der Roten Armee für einen jungen Mann Herzenswunsch und Ehrensache zugleich. In den Dörfern galt ein junger Bursche, den man aus irgendeinem Grund als untauglich für den Armeee-

dienst befunden hatte, nicht als vollwertig. Und die Dorfschönen waren nicht bereit, eine solche Niete zu heiraten. Offensichtlich war diese Haltung auch in den Städten verbreitet, wofür ich mich allerdings nicht verbürgen kann, da ich bis zum Jünglingsalter in Duchowoje, einem Dorf im Gebiet Woronesh, lebte, wo ich 1919 geboren wurde.

Ich erinnere mich noch gut an die kleinen Schilder an den Fahrkartenschaltern der Eisenbahn, an Theaterkassen usw.: «Ordensträger und Militär-angehörige werden bevorzugt bedient». Darüber war niemand verärgert oder verwundert, denn unsere Armee wurde wirklich vom ganzen Volk geliebt.

Wenn schon dem Dienst der Wehrpflichtigen in der Armee und der Flotte grosse Achtung gezollt wurde, so galt dies umso mehr für die Kommandeure, d.h. das Offizierskorps.

Sie wurden vom Volk besonders geachtet und geehrt. In der Stalin-Ära wurde der Autorität der Kommandeure allerdings ein nicht wieder gutzumachender Schlag versetzt, als man in ihren Reihen Tausende von «Feinden» aufspürte. Doch darauf komme ich später zurück.

Ich bereitete mich also auf meine Rückkehr nach Tambow vor, wo ich eine Fachschule für Landtechnik besuchte. Doch das Schicksal, in diesem Fall die Aufnahmekommission der Offiziersschule, entschied anders. Ich glaubte zuerst an einen Fehler, als mir der Leiter der «Quarantänestation» sagte, dass auch ich zur Sitzung der Kommission erscheinen solle. Doch es lag kein Fehler vor.

Vorsitzender der Aufnahmekommission war Oberst N.P. Puchow (später Generaloberst, Held der Sowjetunion). Er musterte mich von Kopf bis Fuss, blätterte meine spärliche «Personalakte» durch und sagte verwundert: «Sechs Fehler im Diktat... Wie konnte das passieren, Gribkow? Du bist doch Russe. Warst du schlecht in der Schule?»

«Nein, ich hatte gute Zensuren ...»

«Warum hast du dann im Diktat eine ‚Vier‘ geschrieben?»

«Ich weiss es nicht», antwortete ich verlegen und hoffte, dass dieses Verhör möglichst bald zu Ende sein würde.

«Aber Offiziersschüler an unserer Schule möchtest du werden?»

«Ja.»

«Gribkow, eigentlich bist du ein geeigneter Kandidat. Als Landmaschinentechniker bist du fast schon ein halber Panzerfahrer. Ausserdem Kom-somolze, ein guter Sportler, sehr gute Fachschulnoten.

Du hast dich aktiv am gesellschaftlichen Leben beteiligt, bist gesund, gegen deine Verwandten liegt nichts Belastendem vor. Im Prinzip spricht alles für dich ...»

«Und was spricht dagegen?»

«Die ‚Vier‘ in Russisch.»

Der Oberst klopfte mit dem Bleistift mehrmals auf die Tischplatte und überlegte. Dann sprach er leise mit dem Major, der in aufrechter militärischer Haltung links neben ihm sass. Dieser nickte zustimmend.

«Also, Gribkow, wir machen das so. Bis zum Studienbeginn sind es noch ganze zwei Wochen. Wir stellen dich von den zahlreichen anderen Arbeiten frei, so dass du dich in diesen zwei Wochen intensiv mit der russischen Sprache beschäftigen kannst. Steck die Nase ins Lehrbuch. Du wirst es schon schaffen. Major Sidorowitsch, der Leiter der Abteilung Ausbildung, ist ebenfalls dieser Meinung.»

Mein Traum hatte sich erfüllt, ich wurde Offiziersschüler. Ein Blasorchester spielte, die Trompeten glänzten in der Sonne. Oberst Puchow schritt die Front der Offiziersschüler ab. Er war von kleiner und untersetzter Statur und trug eine blaue Stiefelhose und eine graue Feldbluse mit schwarzen Kragenspiegeln.

Als der Oberst dann vor mir stand, dachte ich in meiner Naivität: «Und wenn er mich nun erkennt und nach meiner ‚Vier‘ fragt?»

Doch er erkannte mich nicht und fragte auch nicht. Wie hätte er mich auch unter einigen hundert Offiziersschülern herausfinden sollen? Damals stand ich in einer abgetragenen Jacke und verwaschenem Hemd vor der Kommission, während ich jetzt die Uniform eines Offizierschülers trug.

Viele Jahre sind seitdem vergangen, doch ich denke heute noch dankbar an Nikolai Pawlowitsch Puchow, dessen Entscheidung ausschlaggebend für meinen langen Lebensweg in den Streitkräften war. Und es ist bedauerlich, dass heutzutage für das Schicksal einiger Abiturienten einzig und allein die Prüfungsergebnisse entscheidend sind, die mitunter nicht einmal auf ehrliche Weise zustande kommen.

Eine Geschichte für sich ist auch, wie ich an die Panzerschule in Charkow gelangt bin. Meine Eltern waren Bauern, ich hatte noch sechs Brüder und drei Schwestern. Nach dem Krieg wurde meiner Mutter Serafima Kusminitschna der Ehrentitel «Heldenmutter» verliehen.



Serafima Gribkova im Jahre 1945, mit der Auszeichnung «Heldenmutter»



Sechs der sieben Gribkow-Brüder: (v.l.) Michail, Georgi, Wassili, Semjon Pjotr und Anatoli. Aufnahme kurz nach Kriegsende 1945.



Der junge Offizier zu Besuch im Heimatdorf Duchowoje. Von links: Gribkow, seine Schwester Efrosinija, die Mutter, der Schwager, der Vater Iwan Wassiljewitsch und die Ehefrau Lida Dimitrijewna. Aufnahme zu Beginn der vierziger Jahre.

Ich besuchte die Grundschule, die mit der siebenten Klasse abschloss. Der Schulunterricht fand im ehemaligen Gutshaus gleich neben der Kirche statt. Im Kolchos arbeitete ich als Imker, Postbote und aushilfsweise als Traktorist. 1937 bewarb ich mich in Tambow an der Fachschule für Landtechnik, die Mechaniker für Maschinen-Traktoren-Stationen ausbildete.

Das Studium machte mir Spass. Für meine guten Studienleistungen erhielt ich als Anerkennung freies Mittagessen in der Mensa. Das war sehr wesentlich, denn mein Stipendium reichte gerade so für Frühstück und Abendbrot. Ich war ein grosser und kräftiger Bursche und konnte mich über mangelnden Appetit nicht beklagen.

Um etwas Geld hinzu zu verdienen, entlud ich nachts zusammen mit anderen Kameraden Waggons mit Getreide oder Mehl. Wir bekamen dafür einen Fünfer oder einen Zehner, das war nahezu ein Vermögen. Ein grosses Kuchenbrötchen, auch als «französisches Brötchen» bekannt, kostete acht Kopeken, und eine Kinokarte – zwanzig Kopeken.

Natürlich waren wir neidisch, wenn wir uns frühmorgens todmüde und noch voller Mehlstaub ins Wohnheim schleppten und unterwegs die schmucken Offiziersschüler der Kavallerieschule sahen, die uns in ihrer Ausgehuniform sporenklirrend und mit umgeschnallten Säbeln entgegenkamen. Ihnen und nicht uns schenkten die Schönen der Stadt ihre Aufmerksamkeit. Da war nichts zu machen, wir mussten uns mit der Realität abfinden.

Einmal kamen zu uns in die Fachschule Gäste – ein Fliegerleutnant und ein Panzerleutnant. Beide strahlten militärische Disziplin und Ordnung aus. Sie trugen tadellos sitzende Uniformjacken (hellblau bzw. stahlblau) und weisse Hemden mit Binder. Auf dem Koppelschloss glänzte ein grosser Stern, die Stiefel waren spiegelblank geputzt. Wir waren von ihrem Anblick einfach begeistert.

Als ich ihre nagelneuen Stiefel sah, versteckte ich betreten meine Füsse unter der Bank. Ich schämte mich meiner eigenen alten Stiefel, die fast auseinanderfielen. Die Sohlen waren völlig durchgelaufen, deshalb hatte ich mir Einlagen aus Sperrholz gemacht.

Die Leutnants waren nicht ohne Grund zu uns gekommen. Jeder berichtete über seine Tätigkeit und warb dafür, die Offizierschule seiner Waffengattung zu besuchen. Der Fliegerleutnant empfahl seine Fliegerschule als die beste, während der Leutnant von den Panzertruppen für die Panzerwaffe

warb. Sie erklärten uns, dass wir als zukünftige Techniker dringend in der Armee gebraucht würden, da die Armee eine technische Umrüstung durchgemacht habe und nunmehr die Technik kampfscheidend sei.

Es gab viele Interessenten für ein Offiziersstudium. Auch ich hatte den Wunsch, in die Fliegerschule einzutreten.

«Hör mal, junger Freund», sagte der Leutnant von den Panzertruppen zu mir. «Du bist für die Panzertruppe bestens geeignet. Du hast doch auf dem Traktor gearbeitet und kennst dich in der Technik aus. Überlege dir das gut...»

«Nein, ich möchte zu den Fliegern.»

«Nun, dann geh zu dem Fliegerleutnant.»

Dieser nahm meine Meldung entgegen und sagte, dass ich auf die Anforderung des Wehrkreiskommandos warten sollte.

Die Zeit verstrich, ohne dass ich irgendeinen Bescheid bekam. Übrigens ging es allen anderen an unserer Fachschule ebenso. Dann rückte die Erntezeit heran und mir wurde angeboten, in der Maschinen-Traktoren-Station von Sredne-Ikorezk als Gehilfe im mobilen Reparaturdienst zu arbeiten. Da ich dringend neue Sachen für den Herbst brauchte und mir deshalb etwas hinzuverdienen musste, willigte ich ein.

Ich hatte dort etwa einen Monat gearbeitet, als plötzlich in den ersten Augusttagen ein Telegramm aus Tambow eintraf, in dem es hiess, ich solle unverzüglich im Wehrkreiskommando erscheinen. Dort erfuhr ich, dass man mich als Anwärter für ein Studium an der Panzerschule in Charkow vorgesehen hatte.

«Aber ich wollte doch eigentlich zu den Fliegern ...»

«Du bist für die Panzerschule vorgesehen», sagte mir ein schon älterer Offizier des technischen Dienstes. «Ich kann dir nur raten, diese Chance zu nutzen. Die Panzerwaffe hat eine grosse Zukunft.»

«Wenn es das Schicksal nun einmal so gefügt hat, warum soll ich also nicht auf die Panzerschule gehen?» dachte ich und willigte ein.

Ich habe das, ehrlich gesagt, nie bereut. Mein Vater Iwan Wassiljewitsch, meine Mutter, meine älteren Brüder, von den Schwestern ganz zu schweigen, bestärkten mich in meinem Entschluss. Es erfüllte sie mit Stolz, dass ihr Tolka Kommandeur der Roten Armee werden sollte.

Über die Offiziersschulen der dreissiger Jahre wurde in der Memoirenliteratur viel geschrieben. Fast alle Autoren haben diese Jahre in bester Erin-

nerung. Ich bilde da keine Ausnahme. Ich denke gern an die Schule für Panzeroffiziere in Charkow zurück, auch wenn man uns nicht in jeder Hinsicht lebensnah ausgebildet hat. Doch das begriff ich erst etwas später, als sich die an der Schule erworbenen Kenntnisse im Gefecht bewähren mussten. Dieser Zeitpunkt kam schneller als erwartet.

Ich studierte das Kriegshandwerk von Anfang an gewissenhaft, obwohl ich mich sehr nach meinem Dorf und dem Stillen Don, an dessen Ufer unser Duchowoje steht, nach meinen Verwandten, Bekannten und Freunden aus der Kindheit sehnte.

Doch mit der Zeit gewann ich unter den Offiziersschülern neue Freunde. Das Studium beanspruchte mich so sehr, dass für Sehnsucht keine Zeit blieb. Nach dem Zapfenstreich, kaum dass ich mich hingelegt hatte, schlief ich wie ein Murmeltier.

Vom Wecken bis zum Zapfenstreich war ich bemüht, alles zu tun, was die Dienstvorschrift, die Kommandeure und die Vorgesetzten von mir verlangten. Und das ehrlichen Herzens. Wenn ich zu Beginn des Studiums mit etwas nicht zufrieden war, dann mit der Verpflegung. Kaum war das Essen ausgeteilt, da hatten wir es auch schon verschlungen. Angesichts der kräftezehrenden Ausbildung erschienen mir die zugeteilten Rationen für einen jungen, im Wachstum begriffenen Organismus als unzureichend. Unwillkürlich fiel mir der von meiner Mutter gedeckte Frühstückstisch ein – die Krüge mit der frisch gemolkene Milch, die Konfitüre und die frischen Eier in der grossen Holzschüssel. Unsere grosse und harmonische Familie lebte nicht üppig, sie darbt aber auch nicht. Es mussten zwar viele Esser versorgt werden, doch es packten auch viele kräftige Hände mit zu.

Nach etwa zwei Monaten hatte ich mich an die Kost in der Schule gewöhnt. Das ständige Hungergefühl war verschwunden.

Noch ein anderer Umstand missfiel mir zu Beginn meiner Dienstzeit und rief Befremden hervor – das Wecken am Morgen. Ich stellte mir immer wieder die Frage, warum wir uns beim Aufstehen und Anziehen eigentlich so beeilen mussten.

Einmal äusserte ich dem Hauptfeldwebel der Kompanie gegenüber meine Zweifel am Nutzen dieses täglichen überstürzten Befehls «Nachruhe beenden!». Der Hauptfeldwebel, der bereits zwei Jahre in der Armee gedient hatte, antwortete:

«Merke dir, Offiziersschüler Gribkow, ‚Nachruhe beenden!‘ ist der erste Befehl, den der Soldat erhält, das erste Kommando, das er jeden Tag hört,

noch bevor er die Augen aufmacht. Verstanden?»

«Verstanden, Genosse Hauptfeldwebel.»

«Auf den Gehorsam kommt es an. Wenn du eine Weile gedient hast, wirst du selbst merken, wie recht ich habe. Befehlserfüllung und Gehorsam sind die Seele des Militärdiensts, so hiess es schon in früheren Zeiten.»

Davon konnte ich mich selbst überzeugen, als ich überraschend als Panzerkommandant eingesetzt wurde. In der Panzerschule waren die Offizierschülerkompanien nicht in Gruppen unterteilt, sondern es gab in Anlehnung an die Struktur der Panzertruppen Besatzungen. Meine Kragenspiegel zierten nun zwei «Dreiecke», was mit den neuen Pflichten eines Kommandeurs verbunden war. So musste ich nun das meinerseits so ungeliebte Kommando «Nachtruhe beenden!» geben, nachdem man uns Panzerkommandanten bereits zehn Minuten vor dem allgemeinen Aufstehen geweckt hatte.

Für mich kam die Ernennung zum Kommandeur deshalb so unerwartet, weil es im Zug und in der Kompanie einige Offiziersschüler gab, die bereits in der Armee gedient und sogar schon drei Dreiecke auf dem Kragenspiegel hatten. Aber aus irgendeinem Grund war die Wahl auf mich gefallen.

Der erste, der mir zur Ernennung gratulierte, war Pjotr Prozenko, heute Oberst a. D., mit dem mich fünfzig Jahre Freundschaft verbinden.

Für mein Auftreten als Kommandeur, wenn auch nur einer ganz kleinen Gruppe, diente mir unser Bataillonskommandeur Hauptmann Tschugunow als Vorbild. Leider habe ich die Vor- und Vatersnamen einiger unserer Kommandeure vergessen (von einigen kannte ich sie auch nicht), deshalb bitte ich den Leser im Voraus um Entschuldigung, wenn ich mitunter nur ihre Familiennamen nenne.

Hauptmann Tschugunow hatte im Bürgerkrieg gekämpft und war mit dem Rotbannerorden und zwei Orden der Republik Buchara für Tapferkeit in den Kämpfen mit den Basmatschen ausgezeichnet worden.

Kommandeur unserer Offizierschülerkompanie war Hauptmann Didyk, der seine Uniform mit Würde und Stolz trug. Er hatte in den Internationalen Brigaden in Spanien gekämpft, war schwer verwundet und ebenfalls mit

dem Rotbannerorden ausgezeichnet worden. Ihm in jeder Hinsicht ebenbürtig war auch der Politoffizier Kaschinzew, der Liebling der Offiziersschüler, ein herzensguter Mensch, dem wir grenzenlos vertrauten.

Auf unseren Zugführer Leutnant Orechow gehe ich später ein, da mit ihm zwei Episoden aus meiner Zeit als Offiziersschüler verbunden sind, die ich nie vergessen werde.

Aus der Sicht meiner Jahre kann ich feststellen, dass uns die Lehrkräfte der Schule durch ihr persönliches Vorbild darin unterwiesen, wie man mit den Menschen arbeitet, sie erzieht und führt. Mich und die anderen Offiziersschüler beeindruckte, dass die Kommandeure, egal welchen Dienstgrad sie hatten, niemals unbeherrscht reagierten, wenn ein Offiziersschüler einen Fehler gemacht, gegen die Kleiderordnung verstossen oder eine Ehrenbezeigung unterlassen hatte. Sie gingen, wie es die Dienstvorschrift verlangte, höflich und menschlich mit uns um, ohne uns in unserer Würde zu verletzen. Sie erklärten, wie sich ein Offiziersschüler im gegebenen Fall zu verhalten hat, wie ein Kommandeur oder Vorgesetzter zu grüssen ist. Kurz gesagt, sie nahmen sich Zeit für unsere Ausbildung. Ich nehme an, dass dies die strikte Weisung von Oberst Puchow war.

Ich möchte noch einige Worte zu den Offiziersschulen jener Zeit sagen. Unsere Armee hiess damals Rote Arbeiter-und-Bauern-Armee. Die Armeeangehörigen kamen überwiegend aus der Bauernschaft. Das traf auch für die Kommandeure zu, die in den Offiziersschulen der unterschiedlichen Waffengattungen ausgebildet wurden.

Aus den Lebensläufen unserer höchsten Militärs der Kriegs- und Nachkriegszeit geht hervor, dass die meisten von ihnen aus der Bauernschaft stammen. Auch an den Offiziersschulen der Vorkriegszeit machten die Bauern die absolute Mehrheit aus.

Das erklärt sich nicht nur daraus, dass damals der grösste Teil der Bevölkerung auf dem Lande lebte. Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, dass die Burschen vom Lande, die in armen Bauernfamilien aufgewachsen waren, das Kriegshandwerk intensiver und gewissenhafter erlernten. Für sie war es eine besondere Ehre, Kommandeur der Roten Armee zu sein.

Damit will ich nicht die Kommandeure kränken, die in den Städten aufgewachsen sind und der Arbeiterklasse und der Intelligenz entstammen. Doch die einstigen Kolchosbauern, die von Kind auf an die schwere Arbeit

auf dem Lande gewöhnt waren, sich im Schweisse ihres Angesichts ihr Brot verdienen mussten, plagten sich auch redlich an den Offiziersschulen. Die harte Arbeit war ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Sie wussten, dass die Götter vor den Erfolg den Schweiss gesetzt haben.

Natürlich war für sie die Aneignung von Kenntnissen über Militärtechnik, Flugzeuge, Panzer, Geschütze und alles, was mit den exakten Wissenschaften zusammenhing, mit sehr grossen Geistes- und Willensanstrengungen verbunden, doch diese Schwierigkeiten konnten sie nicht schrecken. Für sie bedeutete es sehr viel, Offizier zu werden und in die neue sowjetische Intelligenz aufzusteigen.

Die Kommandeure unserer Offiziersschulen, besonders die Lehrkräfte, mussten sehr viel Mühe aufwenden, um aus uns Burschen vom Lande nicht nur militärische Fachkräfte zu machen, sondern uns auch die Grundlagen der Allgemeinbildung, Literatur- und Geschichtskenntnisse und all das zu vermitteln, was uns dabei half, von den Rotarmisten und Unterführern als Vorgesetzte anerkannt zu werden. Nicht von ungefähr gehörten dem Lehrkörper viele Vertreter des Offizierskorps früherer Zeit an, die bewährte Traditionen pfl egten und fortsetzten.

Es muss offen gesagt werden, dass die meisten von uns keine Betten kannten und bisher nur auf Holzpritschen, auf dem Fussboden oder Ofen geschlafen hatten. Hier in der Schule schliefen sie zum erstenmal in einem eigenen Bett, das sogar bezogen war. Schon allein dieses Beispiel macht klar, was für Probleme wir hatten.

Hinzu kommt noch, dass die meisten von uns erst in der militärischen Lehranstalt solche etablierten Kultur- und Bildungseinrichtungen wie Theater, Museen, Bibliotheken und sogar Rundfunk kennenlernten.

Unseren Kommandeuren und Vorgesetzten ist es hoch anzurechnen, wie sie uns in diesen Jahren an der Schule ein Maximum an Wissen vermittelt haben. Und wir haben unsererseits begierig die kulturellen Werte aufgenommen und uns dabei verändert, ohne dass uns dieser Wandel bewusst wurde. Beispielsweise empfanden wir es nun als würdeloses und besonderes Vorkommnis, mit geöffnetem Kragen in der Stadt zu erscheinen.

Doch ich möchte nun wieder auf unsere Lehrkräfte zurückkommen. Es steht ausser Frage, dass Major Sokolow, der Taktik und Topographie unterrichtete, unser Lieblingsdozent war. Er beherrschte und lehrte nicht nur aus-

gezeichnet sein Fach, so dass er in mir grosses Interesse für diese Wissenschaften weckte, sondern er kümmerte sich auch einfühlsam wie ein Vater um uns junge Burschen, die wir gerade erst das schützende Elternhaus verlassen hatten. Er interessierte sich nicht nur für unsere Kenntnisse, sondern auch für unsere Lebensbedingungen und unsere Gedanken. Er wollte wissen, ob wir nach Hause schrieben, wie wir seinen «trockenen» Lehrstoff aufnahmen und was wir lasen. Von ihm hörte ich zum erstenmal etwas über Clausewitz und holte mir sofort aus der Bibliothek das Buch über die Kriegskunst. Ein weiteres Buch lieh mir der Major aus seiner kleinen privaten Bibliothek.

Es muss festgestellt werden, dass die Beziehungen zwischen Offizierschülern und Kommandeuren damals erheblich unkomplizierter, enger, respektvoller und in gewissem Masse vertraulicher waren, als dies heute mitunter der Fall ist. Das lag meiner Meinung nach hauptsächlich an deren hoher sittlicher Kultur. Ich kann mich nicht erinnern, dass während meines Studiums an der Schule ein Kommandeur oder ein Lehrer jemand angeschrien hat. Und wir achteten sie dafür.

Zweifellos hatte dies seine Ursache darin, dass ein bedeutender Teil des neuen Kaderstammes nicht nur die besten Traditionen der alten russischen Armee übernommen hatte, sondern auch die Revolution und den Bürgerkrieg miterlebt hatte, in dem sich ihre besten Vertreter behaupteten und bewährten. Ausserdem gab es in der Armee der Vorkriegszeit noch einen Teil von Militärspezialisten und Offizieren der alten russischen Armee, die es als Ehre und Pflicht ansahen, ihrem Vaterland zu dienen.

Wir hatten das Glück, von ihnen zu lernen. In ihrer Obhut wurden wir erwachsen, eigneten wir uns Bildung und Ehrgefühl an. Alles das geschah in dem bedrückenden Jahr 1938. Die Zeitungen veröffentlichten fast täglich Meldungen über «Feinde des Volkes», Berichte von Sitzungen des Militärkollegiums des Obersten Gerichts, die drohenden Reden von Wyschinski, des damaligen Generalstaatsanwalts der UdSSR, und Anklageschriften von verschiedenen Prozessen gegen «Feinde des Volkes».

Uns Offiziersschüler schockierte besonders, dass sich unter den «Feinden des Volkes» auch die berühmten Feldherren des Bürgerkriegs Marschall der Sowjetunion M. Tuchatschewski und Marschall Blücher, der «verschwundene» Generalstabschef der Roten Armee A. Jegorow, die Kommandeure 1.

Ranges I. Jarik, I. Uborewitsch, J. Gamamik und viele andere befanden, die beschuldigt wurden, schwerste Verbrechen gegen die Partei, das Land, die Rote Armee und sogar Stalin begangen zu haben.

Glaubten wir wirklich, dass sich Söldner verschiedener imperialistischer Geheimdienste in höchste Kreise von Armee und Flotte eingeschlichen hatten? Was die anderen Offiziersschüler dachten, kann ich nicht sagen, denn dieses Thema war für uns aus verständlichen Gründen tabu. Ich selbst glaubte es jedenfalls.

Warum hätte ich auch daran zweifeln sollen? Schliesslich ist uns erst heute vieles, wenn auch nicht alles, darüber bekannt geworden, was Jagoda, Jeschow, Berija und Abakumow an Gemeinheiten begangen haben. Doch damals waren wir völlig ahnungslos.

Ich erinnere mich noch, wie heftig auf der Versammlung in unserer Fachschule in Tambow gestritten wurde, als man unseren Direktor als «Feind des Volkes» entlarvt hatte. Besonders sein Stellvertreter für den Bereich Wissenschaft ereiferte sich sehr. Doch schon wenig später wurden ihm auf den zur Erinnerung aufgenommenen Gruppenbildern der Absolventen die Augen ausgestochen – auch er war als «Feind des Volkes» entlarvt worden.

Es war wie eine Seuche. Diese Hysterie führte dazu, dass überall «Feinde» vermutet wurden. Auf Fotos wurden allen «Feinden» die Augen ausgestochen oder die Köpfe abgeschnitten, ihre Unterschriften auf Dokumenten wurden durchgestrichen, aus gebundenen Zeitungsjahrgängen wurden Seiten mit Beiträgen und Porträts ehemaliger Politbüromitglieder und Sekretäre des ZK der KPdSU(B) herausgerissen. Einem jungen Menschen ohne Lebenserfahrung fehlte einfach das Verständnis dafür.

Zur gleichen Zeit ebten die Stalin und seinen Gefolgsleuten dargebrachten Huldigungen nicht ab, wurde die «revolutionäre Wachsamkeit» gepriesen, vollbrachte das Volk Heldentaten der Arbeit.

Der Enthusiasmus des Volkes war letztendlich ausschlaggebend für die Stärkung des Staates und seines Verteidigungspotentials. Das lässt sich nicht leugnen, auch wenn man es gegenwärtig dem Zeitgeist entsprechend gern tut.

Welche Gedanken die Kommandeure, Politoffiziere und Lehrkräfte unserer Schule bewegten, als sie auf Kundgebungen, Parteiversammlungen und über Rundfunk die heftigen Anschuldigungen gegen die «Feinde des Volkes» und den Appell hörten, diese wie tollwütige Hunde zu töten, lässt

sich nur ahnen. Doch soweit ich mich erinnerte, ist zu meiner Zeit in unserer Offiziersschule niemand verhaftet und verfolgt worden. Später begriff ich, warum der Schulleiter während der Beratung der Aufnahmekommission sein Augenmerk besonders auf meine unbelastete Herkunft richtete. Viele der Offiziersanwärter wurden nach diesem Gesichtspunkt ausgewählt, was man der Prüfungskommission natürlich nicht zum Vorwurf machen kann. Das war nun einmal damals die «Linie».

Von den Lehrkräften ist mir noch besonders der Bataillonskommissar Sykow in Erinnerung, der für die politische Ausbildung verantwortlich war. Damals war gerade der «Kurze Abriss der Geschichte der KPdSU(B)» erschienen. Unsere ganze politische Weiterbildung beschränkte sich praktisch darauf, dieses Lehrbuch zu studieren.

Während wir die Aussage im ersten Kapitel, dass «das zaristische Russland später als andere Staaten den kapitalistischen Entwicklungsweg eingeschlagen hat», noch verstanden, war für uns das vierte Kapitel über Philosophie ein harter Brocken, an dem man sich die Zähne ausbeissen konnte. Wir lernten es daher einfach auswendig wie das Vaterunser, ohne dass wir den Sinn verstanden hätten. Das würde übrigens auch heute noch jedem ebenso ergehen, der den Versuch unternimmt, den «Kurzen Abriss» zu studieren. Damals war er das «Hohelied des Marxismus».

Das Studium war interessant. Was die technische Ausbildung an den Panzern und die Fahrschule betrifft, so hatte ich keine Probleme. Hier kamen mir meine im Kolchos erworbene Fahrpraxis auf dem Traktor und die in der Fachschule vermittelten technischen Kenntnisse zugute. Ich wollte den Panzer unbedingt beherrschen und war deshalb bemüht, die Technik in allen Einzelheiten kennenzulernen.

In diesem Fach war ich der Beste im Zug und half gern den anderen, die mich darum baten. Zu ihnen gehörte auch der Gehilfe des Zugführers Sorokin. Er diente bereits seit zwei Jahren in der Armee und seine Kragenspiegel zierte drei Dreiecke, aber mit Panzern hatte er zuvor nichts zu tun gehabt.

Auch andere Offiziersschüler hatten Schwierigkeiten mit dem Führen von Gefechtsfahrzeugen. Natürlich sass während der Ausbildung ein erfahrener Fahrschullehrer neben dem Fahrer. Doch die Fahrschullehrer waren

im Unterschied zu den Kommandeuren und Lehrkräften den Anfängern gegenüber nicht gerade fein in ihrer Wortwahl. Aber ihre Flüche und Schimpfworte verunsicherten die Fahrschüler nur noch mehr.

Ich muss noch daran denken, wie der Offiziersschüler Nikolai Koscheljow zum erstenmal einen Panzer fuhr. Der junge Bursche wurde durch den dröhnenden Motor, das Rütteln des Panzers und den die Sicht nehmenden Staub derart verwirrt, dass er auf das falsche Pedal trat. Das Gebrüll und die Schimpfworte des Fahrlehrers haben ihn dann noch völlig durcheinander gebracht. Unter diesen Umständen hätte wohl auch ein erfahrener Panzerfahrer Fehler gemacht.

Der Gehilfe des Zugführers Sorokin sagte zu mir:

«Gribkow, du musst ihm helfen. Übe mit ihm auf dem Fahrtrainer, bis er das Schalten der Gänge begriffen hat.»

«Gut, ich bin einverstanden. Aber sagen Sie ihm, dass das ein Befehl von Ihnen ist, sonst denkt er, ich will mich ihm aufdrängen.»

Nach Koscheljow beschäftigte ich mich noch mit anderen Fahrschülern. So wurde ich gewissermassen ehrenamtlicher Fahrlehrer in unserem Zug.

Major Sokolow begann den Unterricht in Taktik mit der theoretischen Ausbildung anhand von Vorschriften, Anweisungen und Plänen. Nachdem wir die Grundlagen begriffen hatten, unternahm er mit uns im Gelände «Trockenübungen».

Für den unkundigen Leser möchte ich erklären, worum es sich dabei handelt. Da der Panzer eine begrenzte Motorstundenreserve hat, übten wir ohne Fahrzeuge. Die Offiziersschüler bildeten Dreiergruppen (jeweils eine Besatzung eines T-26 oder BT), stellten sich in Gefechtsordnung in den festgelegten Abständen auf und versuchten, das Entfalten im Gelände gleichsam wie im Panzer durchzuführen. Diese Übungen wurden besonders häufig bei der Erarbeitung solcher Elemente der Gefechtsordnung wie «Keil vorwärts», «Keil rückwärts», «rechts gestaffelt», «links gestaffelt» usw. angewendet. Ein Zug bestand damals aus fünf Panzern. Bei diesen taktischen Übungen gerieten wir ganz schön ins Schwitzen.

Leider war während der taktischen Ausbildung die Zeit für gemeinsame Übungen mit der Infanterie, der Artillerie und den Pionieren zu kurz bemessen, was wir sehr bald empfindlich zu spüren bekommen sollten. Das zum ersten.

Zweitens hat man uns ungenügend darin ausgebildet, die Einheit unter

Gefechtsbedingungen zu führen. Wie der sowjetisch-finnische Krieg zeigte, musste es einfach misslingen, ohne stabilen Funkverkehr, allein nur mit Flaggenzeichen und der «Mir nach»-Methode Verbindung zu halten. Wie wir unter Gefechtsbedingungen aus dieser nicht gerade beneidenswerten Situation herauskamen, werde ich im nächsten Kapitel schildern.

Sehr viel hatte ich auch für die Schiessausbildung übrig, obwohl das Schiessen mit der Panzerkanone gar nicht so leicht ist. Die Kanone und das Maschinengewehr wurden damals manuell mit Hilfe von Höhen- und Seitenrichtwerken bedient. Bevor ein Offiziersschüler mit Gefechtsgranaten schießen durfte, musste er erst fehlerfrei ein «Kuvert» zeichnen können. Darunter war Folgendes zu verstehen: An der Rohrmündung der Panzerkanone wurde mit einer Halterung ein Bleistift befestigt, davor wurde eine Scheibe mit einem Blatt Papier aufgestellt. Die Aufgabe bestand nun darin, mit dem Richtmechanismus das Rohr so zu bewegen, dass der Bleistift ohne Unterbrechung ein «Kuvert» auf dem Papier malte. Das scheint einfach zu sein, ist aber wirklich kein Kinderspiel.

Im Frühjahr 1939 fanden bereits im Feldlager Tschugujewski bei Char-kow die ersten Wettbewerbe zwischen den Besatzungen in einem praktischen Ausbildungskomplex statt: Schiessen mit Kanone und Maschinengewehr sowie Handgranatenwerfen aus der offenen Luke zur Bekämpfung von Gegnern in Schützengräben.

Bei dieser auf den ersten Blick leichten Übung des Handgranatenwerfens erdachte ich mir eine einfache «Rationalisierungsmethode». Das möchte ich näher erläutern. Wenn der Panzer den Schützengraben des «Gegners» überrollt, sollten wir die Turmluke schnell öffnen, eine Granate werfen und die Luke danach sofort wieder schliessen. Bei dieser Übung ging es um Sekunden. Bewertet wurde, wie schnell das Besatzungsmitglied den Arm wieder zurückzieht und die Luke verschliesst. Ich kam auf den Einfall, an dem Lukendeckel mein Koppel zu befestigen. Ich öffnete kurz die Luke, warf eine Granate in den Schützengraben und zog dann am Koppel. Der Lukendeckel schloss sich, ohne dass mein Arm zu sehen war. Diese von mir entwickelte einfache Methode machten sich dann auch die anderen zu eigen.

Es hatte schon seinen Grund, weshalb hier Schnelligkeit verlangt wurde. Im wirklichen Gefecht, in dem nicht nur mit Kanonen, sondern auch mit Maschinengewehren und Maschinenpistolen auf die Panzer geschossen

wird, kann ein nicht rechtzeitig zurückgezogener Arm von einer Kugel oder einem Splitter getroffen werden. Das hätte dann den Ausfall des Panzerkommandanten zur Folge.

Ich muss sagen, dass wir bei unseren Übungen immer im Wettbewerb untereinander standen. Damals waren die Namen von Stachanow, Winogradow, Bussygin und anderen Neuerern in aller Munde, der Wettbewerb war zu einer Massenbewegung geworden. Er war nicht «befohlen», sondern kam gleichsam aus dem Volk selbst. Während unserer Offiziersausbildung mussten wir verschiedene Prüfungen ablegen, bei denen wir von Anfang an bestrebt waren, Kraft, Geschicklichkeit und Fähigkeiten unter Beweis zu stellen.

Für die Übungen und Aufgaben existierten strenge Normen, und nur ihre Erfüllung war für den Wettbewerb ausschlaggebend. Ich war sehr verwundert, als in den sechziger Jahren der Wettbewerb um beste Ergebnisse bei der Aufgaben- und Normerfüllung als etwas Neues hingestellt wurde. Das bestätigt erneut, dass alles Neue lediglich in Vergessenheit geratene und bewährte Praxis ist.

Während des Aufenthalts im Feldlager Tschugujewski im Sommer war Topographie unsere Lieblingsbeschäftigung. In diesem Fach unterrichtete uns der bereits erwähnte Major Sokolow.

Von ihm lernten wir, Karten zu lesen und das Gelände nach Gesichtspunkten der Gefechtsführung zu beurteilen. Hier konnten wir Initiative an den Tag legen und uns bewähren, besonders wenn wir nach Marschrichtungszahlen marschierten.

Einmal mussten wir uns streckenweise nach Marschrichtungszahlen zwei Stunden lang durch Wald und Feld bewegen und dabei immer die Schritte zählen. Uns wurde gesagt, dass denjenigen, der alles richtig macht, eine Überraschung erwartete. Aber wo? Das Ziel erwies sich dann schliesslich als ein Holzhaus, in dem Major Sokolow mit seiner Familie während der Manöverzeit wohnte. Auf dem Verandatisch standen ein Samowar, Schüsseln mit Konfitüre und Gebäck. Der Major und seine Frau forderten uns Offiziersschüler auf, am Tisch Platz zu nehmen und Tee zu trinken. Dann trug Sokolow die Bewertung in den Leistungsbogen ein. Wer aber Fehler gemacht hatte, erreichte dieses Ziel nicht und musste sehen, wie er wieder zum Standort zurückkam. Und der Genuss des Tees entging ihm natürlich auch.

Auf körperliche Ertüchtigung wurde in der Offiziersschule grosser Wert

gelegt. Wir trieben nicht nur den im Stundenplan vorgesehenen Dienstsport. Die meisten Offiziersschüler konnten nicht an der Eskaladierwand vorübergehen, ohne sie ganz nebenbei schnell zu überwinden. Auch Pferd und Barren erfreuten sich grosser Beliebtheit. Waldlauf gehörte zum Tagespensum. Selbst nach der Taktikausbildung ging es im Eilmarsch zum Standort zurück.

Den Sportunterricht leiteten in der Regel die Zugführer. Sie hatten an dieser Offiziersschule studiert und gehörten zu den besten Absolventen der Lehranstalt. Einer von ihnen war Leutnant Orechow, unser Zugführer. Mit ihm hatte ich zwei besondere Erlebnisse, über die ich nun ausführlicher berichten will.

Es war während der Nahkampfausbildung. Ich war einer der kräftigsten Offiziersschüler, deshalb wählte mich Orechow als Partner aus, um Abwehrgriffe zu demonstrieren. Vor dem angetretenen Zug erklärte er:

«Ich werde jetzt zusammen mit Offiziersschüler Gribkow Methoden zur Abwehr eines Angreifers vorführen. Gribkow wird mir Schläge mit der Faust versetzen, die ich abwehren werde. Und Sie, Gribkow, schlagen richtig zu. Das ist ein Befehl.»

Ich begann, auf den Leutnant einzuschlagen, doch er wehrte alle meine Schläge mit Leichtigkeit ab. Sie gingen meist ins Leere. Doch bei einer Übung konnte er einen Handkantenschlag gegen seinen Hals nicht abwehren und ging zu Boden. Ich war erschrocken und fing an, mich zu entschuldigen. Doch Orechow stand schnell wieder auf und sagte:

«Alles in Ordnung, Offiziersschüler Gribkow. Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Es ist ja auch nicht das erste Mal, dass Sie den Zugführer zu Boden gezwungen haben.»

Während er sich den Staub von Hemd und Hose klopfte, lachten meine Kameraden und dachten an die Geschichte, die sich unmittelbar nach unserer Vereidigung während eines unserer ersten Wachdienste ereignet hatte.

An einem kalten und feuchten Herbsttag stand ich im Morgengrauen vor dem Munitionsbunker der Schule Posten. Es war nicht gerade angenehm, im herbstlichen Morgengrauen allein auf Wache zu sein, zumal viel über «Feinde des Volkes» gesprochen wurde, die darauf erpicht waren, die nächste «Diversion» durchzuführen. Ein Munitionslager wäre gerade das richtige Objekt dafür ...

Es wurde langsam hell, doch die Umgebung war noch nicht deutlich zu

erkennen. Ich stand unter dem Schleppdach und hörte Schritte auf dem nas- sen Boden. Bald darauf machte ich einen Mann aus, der sich dem von mir bewachten Objekt näherte. Mit einiger Mühe erkannte ich Leutnant Ore- chow, den Gehilfen des Diensthabenden der Schule. Er kam allein, was streng verboten war. Wollte er mich etwa kontrollieren?

«Halt, wer da?» rief ich laut.

Es kam keine Antwort, die Person bewegte sich weiter auf die Stachel- drahtumzäunung zu.

«Stehenbleiben oder ich schiesse!» rief ich erneut und lud das Gewehr durch.

Die Person hörte das Klicken des Verschlusses und blieb stehen.

«Hinlegen!» befahl ich. Laut Dienstvorschrift musste der Posten den Festgenommenen damals zwingen, sich auf den Boden zu legen.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, dass er am Boden lag, betätigte ich den Signalknopf und löste im Wachraum Alarm aus. Doch bevor dort re- agiert werden konnte, kamen der Diensthabende und der Wachposten auf mich zu, die auf Orechows Weisung zurückgeblieben waren und etwa zwanzig Schritt von dem am Boden liegenden Leutnant entfernt unter den Bäu- men standen. Nun stellte sich heraus, dass die festgenommene Person tat- sächlich Orechow war.

Ich weiss nicht, inwieweit Orechow damals richtig handelte, indem er die Wachsamkeit des Offiziersschülers Gribkow im Dienst auf diese Weise prüfte, ich jedoch handelte streng nach Dienstvorschrift. Übrigens hat mir Orechow selbst dafür beim Appell einen Dank ausgesprochen.

Von den reichlich fünfzehn Monaten in der Offiziersschule ist mir be- sonders in Erinnerung geblieben, wie ich im Jahre 1939 erstmals an der Mai- parade der Einheiten der Garnison Charkow teilnehmen durfte. Ich wurde bei der Parade als Panzerkommandant eines T-28 eingesetzt. Das war ein ziemliches Ungetüm mit drei Türmen, guter Bewaffnung (eine 75-mm Pan- zerkanone mit Geschützturm und zwei 7,62-mm Maschinengewehre in den beiden MG-Türmen), mit schwachgepanzelter Wanne und einer siebenköp- figen Besatzung.

Besonders stolz waren wir darauf (was angesichts unserer Jugend ver- ständlich ist), dass wir während der Parade unsere ruhmreichen Panzertrup- pen repräsentierten. Als Panzerkommandant stand ich in der offenen Luke

des Geschützturms und erwies nicht nur den Repräsentanten auf der Tribüne die Ehrenbezeugung, sondern auch den Tausenden von Einwohnern Charkows, die ihren Beschützern Liebe und Hoffnung entgegenbrachten.

Stolz war ich auch auf meine Ausrüstung. Ich trug eine schwarze Haube mit Brille, die wir «Konservengläser» nannten, eine schwarze chromlederne Jacke und Handschuhe, deren Stulpen bis zu den Ellenbogen reichten. Kurz gesagt, ich machte einen imposanten und stattlichen Eindruck. Meine Freunde und Mitschüler beneideten mich, denn sie mussten im Innern dieses gewaltigen Fahrzeugs hocken, das sich später im Gefecht allerdings nicht von seiner besten Seite zeigen sollte.

Die Parade wurde vom Kommandeur 1. Ranges S.K. Timoschenko, Befehlshaber der Truppen des Militärbezirks, abgenommen. Er hatte kurz zuvor den Kommandeur 2. Ranges Iwan Naumowitsch Dubowoi abgelöst, der ein hervorragender Offizier war und in den Jahren des Stalinkults Repressalien zum Opfer fiel.

Mit dem T-28, der damals als mittlerer Panzer eingestuft wurde, hatte man uns auf der Offiziersschule nicht vertraut gemacht. Deshalb fuhren ihn während der Parade Panzerfahrer aus der Truppe. Wir Offiziersschüler wurden auf den leichten Panzern T-26, BT-5 und BT-7 ausgebildet.

Der T-26 war mit einer 45-mm Panzerkanone und einem mit ihr verbundenen Maschinengewehr DT vom Kaliber 7,62 ausgerüstet. Die Panzerung des Bugteils war 20 Millimeter und die Seitenpanzerung 5 bis 7 Millimeter stark. Die Panzerung war kugelfest, so dass die Besatzung ausreichend geschützt war. Die Räder- und Kettenfahrzeuge BT-5 und BT-7 waren in gleicher Weise bewaffnet und gepanzert. Sie erreichten aber eine weitaus höhere Geschwindigkeit, als Räderfahrzeug bis zu 73 Stundenkilometer.

Mit Beginn des zweiten Studienjahres wurden mehrere Offiziersschüler der Kompanie, zu denen auch ich gehörte, in die Arbeit der streng geheimen Abteilung Nr. 100 des Traktorenwerks Charkow einbezogen, wo wir an der Montage des neuen leistungsstarken Zwölfzylindermotors B-2 für den T-34 mitarbeiteten, den im gleichen Werk Spezialisten unter Leitung von M. Koschkin, A. Morosow und N. Kutscherenko entwickelten. Doch selbst für uns, denen man besonders vertraute, war das ein streng gehütetes Geheimnis.

Lust und Liebe zum Dienst in den Panzertruppen und den Stolz auf diese

Waffengattung bestärkten in uns auch ehemalige Absolventen unserer Schule, die an den Kämpfen am Chassansee und am Chalchin Gol teilgenommen hatten und uns darüber berichteten. Sie waren mit Orden und Medaillen ausgezeichnet worden, die sie stolz trugen. In jenen Jahren erweckten diese sehr ehrenvollen staatlichen Auszeichnungen bei uns Offiziersschülern einen gewissen Neid.

Doch diese jungen Leutnants und Oberleutnants erwähnten ab und zu auch Niederlagen, die uns darüber nachdenken liessen, inwieweit unsere Ausbildung auch den tatsächlichen Anforderungen entsprach. Aber das machte jeder mit sich selbst aus, gesprochen wurde darüber nicht.

Wir lauschten wie gebannt den Berichten unserer Gäste über die Gefechte und Feldzüge und waren erpicht darauf, alles das möglichst bald selbst zu erleben.

Im Sommer 1939, als ich zum erstenmal Urlaub als Offiziersschüler hatte, überstürzten sich bedeutende internationale Ereignisse. In diese Zeit fielen die Kämpfe am Chalchin Gol, die Verhandlungen zwischen den Führern der UdSSR und Deutschlands, der Abschluss von Pakten und Abkommen. Krieg lag in der Luft. Meine Landsleute in Duchowoje interessierte nur eine Frage: Wird es Krieg mit Hitlerdeutschland geben? Ich wusste nicht, was ich ihnen darauf antworten sollte. Voller Überzeugung sagte ich ihnen, dass unsere Rote Armee die stärkste sei und wir bereit waren, den Kriegsbrandstiftern eine gehörige Abfuhr zu erteilen. Doch das wussten meine Landsleute auch ohne mich, das konnten sie auf unzähligen Plakaten lesen.

Der Urlaub verging wie im Flug. Ich half meinem Vater auf dem Hof, mähte Gras, erntete Gemüse und fuhr auch eine Getreidekombine. Die Kombinefahrer und Traktoristen waren ja schliesslich meine alten Freunde.

Am ersten Tag des neuen Ausbildungsjahres erfuhren wir eine Neuigkeit: Deutschland hatte Polen überfallen und so einen Kriegsbrand entfacht, der allerdings schon lange schwelte. Die faschistischen Soldaten eroberten bald einen westeuropäischen Staat nach dem anderen. Wir aber sangen während des Marschierens: «Auch im fremden Land werden wir den Feind ohne grosse Verluste kraftvoll schlagen.»

Das Studium machte mir jetzt noch mehr Freude als zu Beginn meiner

Dienstzeit. Der Stoff wurde gründlicher und im grösseren Zusammenhang behandelt. An den wenigen freien Abenden beschäftigte ich mich mit Militärgeschichte. In diesen Jahren erfuhr ich sehr viel über Suworow, Kutusow und andere russische Feldherren.

Als mein Freund Wladimir Schartschiljew, der mit mir im gleichen Zug war, merkte, mit welchem grossen Interesse ich Bücher über Militärgeschichte las, sagte er:

«Anatoli, du willst wohl unbedingt Feldherr werden? Man soll nicht übertreiben, wir haben noch viel Zeit.»

Aber da irrte er sich sehr. Wolodja Schartschiljew und ich mussten sehr bald die Lehrbücher weglegen und die ausgeliehenen Bücher über Feldherren in die Bibliothek zurückbringen.

Im Spätherbst roch es auch an unserer Nordwestgrenze nach Krieg. Ende November wurde in der «Prawda» eine Note der Sowjetregierung an die Regierung Finnlands veröffentlicht, in der diese vorsätzlicher Provokationen an der sowjetisch-finnischen Grenze beschuldigt wurde. In den Zeitungen tauchte der Name des bis dahin kaum bekannten kleinen Dorfes Mainik auf, das angeblich von finnischer Artillerie beschossen worden war. In dem Bericht des Stabs des Leningrader Militärbezirks hiess es, dass es auf unserer Seite Opfer gegeben habe, mehrere Grenzsoldaten und Zivilisten seien ums Leben gekommen.

Die finnische Seite wies diese Anschuldigungen zurück und schlug die Bildung einer gemischten Kommission vor, die den Vorfall bei Mainik untersuchen sollte.

Am 29. November war in einer weiteren Meldung des Stabs des Leningrader Militärbezirks von einer bewaffneten Auseinandersetzung zwischen unseren Grenzsoldaten und finnischen Soldaten jenseits des Polarkreises zwischen den Halbinseln Rybatschi und Sredni die Rede. Genau einen Tag später begann der Krieg zwischen der UdSSR und Finnland, der heute häufig als «Winterkrieg» bezeichnet wird.

Diese Nachricht rief bei vielen Menschen, auch bei uns Offiziersschülern, Erstaunen und Befremden hervor. Wie konnte es das winzige Finnland wagen, uns so plötzlich zu überfallen? Was denken sich denn die Leute vom Schlage Mannerheims, Tanners, Erckos und ihresgleichen? Mit ihnen werden wir doch in wenigen Tagen fertig ...

Offensichtlich dachten nicht nur wir so, sondern auch unsere Führung und Stalins engste Mitarbeiter. Man glaubte damals, dass man Finnland in etwa zwei Wochen besiegen könne. Dies ist erst vor Kurzem, nach der Freigabe wichtiger geheimer Dokumente, bekannt geworden.

In dem Plan für die Vernichtung der finnischen Land- und Seestreitkräfte, der auf Weisung Moskaus vom Stab des Leningrader Militärbezirks (Befehlshaber war Kommandeur 1. Ranges K.A. Merezkow) ausgearbeitet und am 29. Oktober 1939 dem Volkskommissar für Verteidigung K.J. Woroschilow vorgelegt wurde, hiess es unter Punkt 5:

«Nachdem sie den Befehl zum Angriff erhalten haben, dringen unsere Truppen gleichzeitig in allen Richtungen auf das finnische Territorium vor, um die Gruppierung der gegnerischen Kräfte zu zerschlagen und im Zusammenwirken mit den Luftstreitkräften der finnischen Armee eine vernichtende Niederlage beizubringen.»

Nach diesem Plan sollte die Operation an der Widlizker Front innerhalb von 15 und am Karelischen Meerbusen innerhalb von 8 bis 10 Tagen abgeschlossen sein, wobei ein durchschnittlicher Vormarsch der Truppen von 10 bis 12 Kilometer täglich eingeplant war. Doch die Ereignisse nahmen einen völlig anderen Verlauf, wovon ich mich schon bald selbst überzeugen konnte.

## Kapitel 2

# Winterkrieg mit Finnland

An einem der ersten Dezembertage 1939 wurde ich tief in der Nacht vom Diensthabenden der Kompanie geweckt.

«Gribkow, schnell anziehen und dann im Laufschrift in die Schreibstube der Kompanie. Hauptmann Didyk wartet.»

«Was ist los?» fragte ich flüsternd noch halb im Schlaf.

«Ich weiss es selbst nicht. Du und Schartschiljew, ihr sollt kommen ...»

Damals bedeutete es nichts Gutes, wenn man unverhofft in der Nacht geweckt wurde. Beim Anziehen überlegte ich angestrengt, was passiert sein konnte. Hatte ich irgendetwas falsch gemacht? Ich war mir keiner Schuld bewusst. Oder war etwas mit meinem Vater oder meinen älteren Brüdern? Ein schlimmer Gedanke nach dem anderen ging mir durch den Kopf.

In der Schreibstube stand bereits Offiziersschüler Wladimir Schartschiljew vor dem Kompaniechef. Wir waren gleichaltrig, auch er hatte studiert und war Bester in der militärischen Ausbildung.

«Genossen Offiziersschüler», begrüßte uns der Hauptmann. «Waschen Sie sich mit kaltem Wasser, damit Sie richtig munter werden. Dann bringen Sie Ihre Uniform in Ordnung und melden sich im Dienstzimmer unseres Schulleiters.»

«Warum?» fragten Schartschiljew und ich wie aus einem Mund.

«Gehen Sie erst einmal. Sie werden dort alles erfahren.»

Wir gingen und überlegten, wie wir uns beim Leiter der Offiziersschule zu melden hatten. In der Schule vor dem grossen Hörsaal standen bereits etwa dreissig bis vierzig Offiziersschüler, die ebensowenig wie wir wussten, warum man sie mitten in der Nacht geweckt hatte. Als ich sah, dass sich so viele beim Schulleiter melden mussten, beruhigte ich mich etwas.

Nachdem wir alle in den Hörsaal gebeten wurden, sagte uns Oberst Puchow, dass wir im Laufe des Tages die Prüfung in allen Hauptfächern ablegen würden und dann auf weitere Befehle warten sollten.

Doch den Grund für diese Eile und die Art der zu erwartenden Befehle teilte uns der Oberst nicht mit. Er sagte lediglich, die Lage erfordere besondere Massnahmen. Wir verstanden auch ohne weitere Fragen, dass das mit dem Krieg gegen Finnland zusammenhing.

Nach dem Frühstück, zu dem wir erstmals nicht geschlossen marschierten, hielt mich vor der Kaserne Petja Prozenko auf.

«Anatoli, was geht hier vor?» fragte er und sah mich bittend an. «Sage es mir, ich bin doch dein Freund ...»

«Ich weiss es auch nicht», sagte ich und zuckte mit den Schultern. «Wir haben den Befehl erhalten, heute in sieben Fächern die Prüfung abzulegen und auf weitere Weisungen zu warten.»

Ich weiss nicht, ob mein Freund mir dies glaubte, doch so ist damals alles abgelaufen. Wir eilten aus einem Fachkabinett in das andere und legten Prüfungen in allen Fächern ab, die wir während des bisherigen fünfzehnmonatigen Studiums durchgenommen hatten.

Die Lehrkräfte waren sehr entgegenkommend und stellten auch keine Fangfragen, da sie genau wussten, dass wir auf die Prüfungen nicht vorbereitet waren. Besonders in Erinnerung ist mir die Prüfung zum «Kurzen Abriss der Geschichte der KPdSU(B)» geblieben, die Bataillonskommissar Sykow abnahm. Er stellte Suggestivfragen, gab helfende Hinweise und gab sogar Antworten vor. Die Prüfung im Fach «Politische Ausbildung» war meine letzte, ich musste sie am späten Abend ablegen und war rechtschaffen müde, so dass ich mich kaum noch konzentrieren konnte. Übrigens ging das auch allen anderen Offiziersschülern so.

Am nächsten Tag erhielten wir in der Kleiderkammer nagelneue Kommandeursuniformen. Wir probierten Budjonnytmützen aus Tuch und Panzerkappen an. In den zwei Koffern, die wir erhielten, verstauten wir die zur Ausrüstung gehörenden Bettbezüge, Laken und Kissenbezüge. Jeder erhielt eine persönliche Waffe – eine «Nagan» – und Skier. Letzteres sagte uns alles: Es geht in Richtung Norden.

Danach mussten wir antreten. Ein Befehl des Volkskommissars für Verteidigung K.J. Woroschilow über den vorzeitigen Abschluss des Studiums und unsere Beförderung zum Leutnant wurde verlesen. Auf die Glückwün-

sche antworteten wir mit einem dreifachen Hurraruf. Dann wurden wir zu Zugführern der Panzertruppen der Roten Armee ernannt, worum uns sehr viele Offiziersschüler beneideten.

In unserer nagelneuen Uniform, die noch nach Kleiderkammer roch, «im Mantel mit schwarzen Kragenspiegeln und zwei Leutnantssternen», wie wir Offiziersschüler in einem selbstgedichteten Lied sangen, fuhren wir dann mit einem Militärsonderzug, an den zwei Personenwagen angekoppelt waren, in Richtung Leningrad. Dieses Ziel hatte uns jedenfalls der Transportleiter des Zuges genannt, mit dem Panzer, Kanonen, Feldküchen und anderes nach Norden rollten.

Unterwegs stiegen immer mehr vorfristig ernannte Leutnants und ältere Offiziere zu, die wahrscheinlich aus der Reserve einberufen worden waren. Wir erkannten sie daran, dass ihre Uniform etwas eng sass und sie weniger auf militärisch korrektes Aussehen und Auftreten achteten. Wir merkten an ihrer ganzen Haltung, dass sie nicht gerade auf den Krieg erpicht waren und nicht nach Auszeichnungen und Beförderung strebten.

Uns Neulingen gegenüber gaben sie sich herablassend, sprachen meistens nur miteinander. Später, bereits an der Front, hörte ich, wie sie von einigen Kommandeuren, die ihre Überlegenheit demonstrieren wollten, insgeheim als «Hinterwäldler» bezeichnet wurden. Doch das war falsch. Unter den aus der Reserve einberufenen Offizieren waren sehr viele kluge Männer mit grosser Erfahrung, wovon ich mich bald überzeugen konnte.

Während der Fahrt kam es kaum zu einem Gespräch. Jeder dachte mehr oder weniger nur darüber nach, welches Schicksal ihm wohl dieser Krieg, der später als «Winterkrieg» in die Geschichte einging, bescheren werde. Vor meiner Abreise schickte ich den zweiten Koffer mit der Bettwäsche an meine Eltern und teilte ihnen in einem beigefügten Brief mit, dass ich versetzt worden sei und zum neuen Standort nur die Ausrüstung, die Nagan und die Skier mitnehmen wolle.

Auf einem Bahnhof bei Leningrad stiegen die ersten meiner Weggefährten aus. In Petrosawodsk und Kem rief man weitere Mitreisende aus dem Zug. Nur ich fuhr immer noch weiter.

Der Blick aus dem Fenster verhiess nichts Gutes. Niedriger Wald und sehr viel Schnee erwarteten mich. Ich war unsere weitläufige Steppenland-

schaft am Don gewohnt, die Gegend hier kam mir verlassen und unfreundlich vor. Ich fragte mich ernstlich, wie man in so einer Gegend und bei dieser Kälte Krieg führen konnte.

In Kandalakscha wurde unsere Gruppe von Offizieren der Kaderabteilung der 9. Armee erwartet, die uns mitteilten, dass wir als Zugführer im 100. Panzerbataillon der 39. Panzerbrigade eingesetzt werden würden, deren Kommandeur Oberst Dmitri Danilowitsch Leljuschenko war.

Die Brigade bestand aus fünf selbständigen Bataillonen. Drei davon operierten im Frontabschnitt der Karelischen Landenge, eines bei Rebol und unseres bei Kandalakscha. Ich möchte dazu Folgendes bemerken. Als wir an der Front eintrafen, kämpfte das zur 122. Schützendivision gehörende Bataillon bereits auf finnischem Territorium, in das die Division fast 100 Kilometer tief eingedrungen war.

Doch das finnische Oberkommando setzte nachts im Hinterland der Division starke und gut ausgerüstete Gebirgsjägertruppen ab, die den einzigen Nachschubweg der Einheiten der Division abschnitten. Sie zerstörten die Verbindungen zum rückwärtigen Dienst und töteten Hunderte Soldaten. Dadurch wurden die angreifenden Regimente gezwungen, sich 30 bis 40 Kilometer in das Gebiet von Merkijärvi zurückzuziehen, um eine neue Offensive am Frontabschnitt Kuolojärvi – Rovaniemi vorzubereiten.

In diesem Zusammenhang ist es angebracht, die Lage an der sowjetisch-finnischen Front zu jener Zeit etwas ausführlicher zu schildern. Natürlich erfuhr ich das alles erst viel später.

Der vom Oberkommando als Angriffsoperation geplante Krieg scheiterte, weil die Pläne nicht der Wirklichkeit entsprachen. Trotz des Muts und Heldentums der Soldaten und Kommandeure geriet die Offensive der Roten Armee auf finnischem Territorium ins Stocken.

Die Leningrader Front, die später in Nordwestfront umbenannt wurde, verfügte zu Kriegsbeginn nicht über ausreichend Kräfte und Mittel. Einen Monat lang konnte sie auf der Karelischen Landenge keinen Geländegewinn erzielen. Sie erlitt hohe Verluste und kam der stark befestigten Mannerheimlinie nur langsam näher. Doch für einen Sturmangriff reichten die Kräfte nicht aus.

An der Front trat eine fast einmonatige Pause ein. Die Stäbe aller Ebenen begannen, ausführliche Pläne für eine neue Offensive auszuarbeiten, zogen

neue Truppen und Kampftechnik zusammen und komplettierten den Kommandeursbestand. Alle Einheiten führten Geländemanöver durch, um den Durchbruch der Befestigungslinie zu trainieren.

Im Unterschied zur Karelistischen Landenge gab es in unserem Frontabschnitt Kandalakscha keine Stahlbetonbunker mit einem verzweigten System von befestigten Feuerstellungen und anderen Anlagen des Gegners. Doch die Finnen wussten genau, dass wir unter den Bedingungen des hohen Schnees, der Geröllablagerungen und des Waldes einen Angriff nur über die Strassen führen konnten. Deshalb legten sie auf den Strassen Baumsperrern, Minenfelder und Betonhindernisse an oder blockierten einfach die Richtung, aus der Panzer kommen konnten, mit grossen Findlingen. Die finnischen Soldaten verlegten sehr geschickt Panzer- und Infanterieminen. Unsere Panzer wurden häufig durch die Explosionen gut getarnter Minen kampfunfähig gemacht.

Unter diesen Bedingungen wurde ich Zugführer des ersten Panzerzugs der ersten Kompanie, zu dem fünf T-26 gehörten. Das war der in der Roten Armee am meisten verbreitete Panzertyp. In unserem Zug waren wir insgesamt 15 Mann.

Die Unterführer und Rotarmisten in meinem Zug waren acht bis zehn Jahre älter als ich und alle aus der Reserve einberufen. Sie hatten bereits Ende der zwanziger Jahre ihren Wehrdienst geleistet. Die meisten waren Kolchosbauern aus der Gegend von Rjasan.

Ich kann nicht sagen, dass sie mich begeistert empfingen. Zwei oder drei Tage nach meiner Einsetzung wurde ich Zeuge eines Gesprächs. Zwei Panzersoldaten, einer aus meinem Zug und der andere aus dem Nachbarzug, unterhielten sich während einer Manöverpause.

«Was habt ihr denn für einen Kommandeur?»

Der Rotarmist aus meinem Zug antwortete darauf seufzend:

«Unserer kommt frisch von der Schule, ich glaube aus Charkow.»

«Na, mit dem könnt ihr doch keinen Blumentopf gewinnen. Der ist ja noch grün hinter den Ohren ...»

«Ich weiss nicht, das wird sich im Gefecht zeigen ...»

Die Worte «noch grün hinter den Ohren» verletzten meinen Stolz. Mein erster Gedanke war, den unbekanntenen Soldaten herbeizurufen, ihn strammstehen zu lassen und zurechtzuweisen.

Doch ich beherrschte mich. Die Bemerkung des Rotarmisten war ja nicht eigentlich auf mich persönlich gemünzt, obwohl von mir die Rede war. Ich musste also nicht mit Worten, sondern durch die Tat beweisen, dass ich bei Weitem kein grüner Junge mehr war, wie offensichtlich viele Panzersoldaten des Zugs dachten. Es galt, sie zu überzeugen und ihr Vertrauen als Kommandeur zu erringen. Das musste jetzt, noch in der Vorbereitungszeit auf die Kämpfe, geschehen. Im Gefecht könnte es zu spät sein.

Eine Gelegenheit dazu bot sich bald. Einige Tage vor dem Angriff erhielten wir den Befehl, an zwei Panzern die Motoren auszuwechseln, da die Laufzeitreserve erschöpft war. Die Panzer waren wirklich schon lange im Einsatz und die Motoren verbraucht. Nach dem Frühstück (wir waren etwa zehn Kilometer von der Frontlinie entfernt) gingen die Besatzungen zu ihren Fahrzeugen zurück.

Ich fragte die eine Besatzung, warum sie nicht mit dem Motorwechsel begann.

«Wir warten auf den Werkstattwagen», antwortete der Panzerkommandant.

«Warum denn warten? Das schaffen wir doch auch allein.»

«Na wie denn ohne Hebevorrichtung?»

«Ganz einfach. Wir fällen einige Bäume, bauen aus den Stämmen einen Dreibock und heben den Motor mit Flaschenzügen heraus.»

«Wir sollen das selber tun?»

«Ja, natürlich. Fangen wir an.»

Nachdem wir den Dreibock über dem Motorraum aufgestellt und daran einen Flaschenzug befestigt hatten, zog ich meinen wärmenden Halbpelz aus und machte mich mit den Panzersoldaten an die Arbeit. Es war bitterkalt, das Metall klebte förmlich an den Handflächen. Meine Hände waren bald voller Schrammen, doch ich versuchte, nicht daran zu denken. In mir waren der Ehrgeiz und der Wunsch erwacht, meinen Untergebenen zu beweisen, dass ich kein «grüner Junge» war und nicht zum erstenmal einen Motor auswechselte. Die andere Besatzung folgte unserem Beispiel und machte sich unter meiner Anleitung an die Arbeit. Weder die Dunkelheit noch der klirrende Frost konnten uns dabei stören.

Nachdem die neuen Motoren eingebaut waren und den Probelauf bestanden hatten, wurde allgemeine Rauchpause verkündet. Ziemlich müde und ölverschmiert sassen wir auf Munitionskisten und ruhten uns aus.

«Genosse Zugführer», fragte mich ein neben mir sitzender Panzerfahrer. «Haben Sie sich die guten technischen Kenntnisse an der Offiziersschule angeeignet?»

«Ich habe vor dem Studium bereits als Traktorist gearbeitet und eine Fachschule für Landtechnik besucht.»

«Ach so ...», meinte der Soldat und drehte sich die nächste Zigarette. «Ich dachte, Sie sind ein Städter.»

«Ich habe auch eine Frage, Genosse Fahrer. Hat man Ihnen denn den Motorwechsel nicht beigebracht, als Sie Ihren Wehrdienst leisteten? War das vielleicht für Sie neu?»

«Nein, natürlich nicht. Doch die vom Reparaturtrupp haben alles, was gebraucht wird. Aber jetzt ist ja alles in Ordnung, Genosse Leutnant. Es hat prima geklappt.»

Einige Stunden später hörte ich ein Gespräch zwischen meinen Leuten, die hinter den Bäumen standen und Machorka rauchten.

«Unser Leutnant hat schon etwas auf dem Kasten. Das Auswechseln der Motoren hat er jedenfalls sachkundig organisiert.»

Damit war eigentlich alles gesagt. Nach diesem Vorfall merkte ich, dass die Panzersoldaten ihre Einstellung mir gegenüber änderten. Ich hatte einen Fehler gemacht, indem ich ihnen nicht gleich gesagt hatte, woher ich kam und wo ich geboren war. Als ich mich dem Zug vorstellte, nannte ich meinen Namen, Vor- und Vatersnamen und die Offiziersschule, von der ich kam. Doch für die Bauern in meinem Zug war es von Interesse, dass ich bis vor Kurzem wie sie ein russischer Bauer gewesen war.

Wir lebten in Erdhütten, die wir mit grosser Mühe in den steinhart gefrorenen Boden gegraben hatten und mit aus Benzinfässern gebauten Kanonöfen heizten. Vor der Nachtruhe nahm ich einmal den ganzen Zug mit Ausnahme der Wachposten an den Panzern zusammen und berichtete ausführlich über mein Leben. Sie hörten interessiert zu und stellten Fragen. Nun verstanden wir uns tatsächlich besser.

Bis zur neuen Offensive verblieben nur noch wenige Tage, die mit dringenden Vorbereitungsaufgaben, Aufklärung und Erkunden der Marschrouten zum Konzentrationsraum angefüllt waren. Theoretisch war mir alles klar. Aber die Praxis erwies sich als völlig anders.

Wie bereits gesagt, gehörte unser Panzerbataillon unter Hauptmann Dobrynin zur 122. Schützendivision. Doch es operierte nicht als selbständi-

ge Gefechtseinheit, sondern war dem 420. und 715. Schützenregiment, die als selbständige Gefechtseinheiten kämpften, zur unmittelbaren Unterstützung der Infanterie zugeordnet. Die Panzersoldaten hatten die Aufgabe, der Infanterie beim Sturm auf die gegnerischen Verteidigungsstellungen den Weg zu bahnen.

An dieser Stelle möchte ich etwas über den Bataillonskommandeur, die Kompaniechefs und die anderen Zugführer sagen. Der Bataillonskommandeur war ein Offizier, der in jeder Beziehung Autorität genoss, was man von dem Politkommissar des Bataillons, Below, nicht sagen konnte. Während der Bataillonskommandeur mit den Soldaten verbunden, freundlich, gütig und menschlich war, erwies sich Below als das genaue Gegenteil – abweisend, gefühllos und hochmütig. (Auch solche Politoffiziere hat es gegeben.)

In diesem Zusammenhang muss ich an einen Zwischenfall denken. Wir patrouillierten damals auf der Strasse zur Front. Was unter Patrouillieren zu verstehen ist, werde ich etwas später erläutern. Während dieser Patrouille konnte ein Fahrer aus der zweiten Kompanie auf einer abschüssigen Strecke nicht schnell genug abbremsen, fuhr auf das vorausfahrende Fahrzeug auf und beschädigte den Panzer leicht am Heck an der Motorseite.

«Er muss vor das Kriegsgericht. Das ist Sabotage», forderte der Bataillonskommissar. (Das Wort war damals in Mode).

«Beruhigen Sie sich, Genosse Below», redete der Bataillonskommandeur auf ihn ein. «Das hat doch nichts mit Sabotage zu tun. Die Bremsen haben einfach versagt. Morgen werden die Besatzungen den Schaden wieder beheben. Das war wirklich keine Sabotage.»

Nur die Intervention des Bataillonskommandeurs rettete damals den jungen Soldaten vor dem Kriegsgericht. Uns aber war damit klar, was für ein Mensch unser Kommissar war.

Kompaniechef war Oberleutnant Sirchajew, ein etwa vierzigjähriger Ossete, der im Zivilberuf als Lehrer arbeitete und als Reservist eingezogen worden war. Er war freundlich, zu Scherzen aufgelegt, sehr agil und liess niemals den Mut sinken.

Zur Kompanie gehörten damals 17 Fahrzeuge – drei Züge mit je fünf Panzern, die zwei übrigen standen unter dem Kommando von Sirchajew und Lebedew. Stellvertreter des technischen Offiziers war Leutnant Sawilin, der einzige Berufsoffizier in der Führung der Kompanie. Zugführer waren ausser mir Leutnant Mustafin, ein Tatare, und Wawilow, ein hochgewachsener

Leutnant, der immer etwas gebückt ging, leicht näselte und häufig als «Sündenbock» herhalten musste.

Von der Führung des Bataillons erinnere ich mich noch gut an Leutnant Andrej Schowkolowitsch, den Adjutanten des Stabschefs für Aufklärung, der nach dem «Winterkrieg» Stabsoffizier der Panzerdivision wurde, und an Leutnant Murtus Julijew aus Aserbaidshan, Chef der Nachrichteneinheit des Bataillons.

Bis heute ist mir noch mein erstes Gefecht gut in Erinnerung, das ich bisher niemals erwähnte, weil es für mich sehr peinlich verlief. Doch nach so vielen Jahren kann ich ehrlichen Herzens feststellen, dass an meiner Handlungsweise nichts war, dessen ich mich schämen müsste. Mir fehlte ganz einfach die Erfahrung, einen Zug im Gefecht zu führen. Das betraf vor allem das organisierte Zusammenwirken der Besatzungen des Zugs untereinander sowie mit der Artillerie und Infanterie.

Ich fand sehr bald heraus, woran es in unserer Ausbildung am meisten haperte und worauf an der Offiziersschule zu wenig Wert gelegt wurde. Mit dieser «Krankheit» war übrigens, wie sich zeigte, nahezu die gesamte Rote Armee behaftet, obwohl doch bereits Erfahrungen aus den Gefechten am Chassansee und am Chalchin Gol vorlagen. Um die Ausbildungslücke zu überwinden, vereinbarten wir eigene Signale für das Zusammenwirken, die Zielzuweisung und die gegenseitige Unterstützung in den verschiedenen Situationen. Die Infanteristen, die Ski laufen konnten, hielten sich an einem am Panzerheckteil befestigten Seil fest und liessen sich hinterherziehen. Ausserdem nahmen zwei bis drei Soldaten hinter dem Panzerturm als auf-gesessene Infanterie Platz. Jede Schützeneinheit wusste, hinter welchem Panzer sie sich beim Angriff zu halten hatte. Mit Schlägen des Feldspatens oder Gewehrkolbens gegen die Panzerung sollten bestimmte Signale gegeben werden. Nur in meinem Panzer befand sich ein sperriges Funkgerät mit geringer Leistung. Die übrigen Panzer hatten keine Funkverbindung. Ich führte den Zug manchmal mit Hilfe von Flaggensignalen, meistens jedoch nach dem Prinzip «Mir nach». Für den Marsch waren solche Führungsmethoden geeignet, nicht aber im Gefecht.

Mit der Artillerie gab es keinerlei Zusammenwirken, von den Fliegerkräften ganz zu schweigen. Selbst der Bataillonskommandeur wusste nicht,

was die Fliegerkräfte taten. Derart schlecht auf das Zusammenwirken vorbereitet, begannen wir die Offensive.

Sie wurde im Morgengrauen des 21. Januar eröffnet. Der Tag jenseits des Polarkreises war sehr kurz, wenn man diese dämmerige Zeitspanne überhaupt als Tag bezeichnen kann. Wir forcierten den Angriff, um die Verteidigungslinie des Gegners noch vor Anbruch der Dunkelheit zu durchbrechen.

Vor uns lag ein weites, leicht hügeliges Gelände, das mit schneebedeckten Findlingen übersät war. Hinter dem freien Gelände schimmerte in der Dunkelheit ein Wald, vor dem sich (wie wir wussten, aber nicht erkennen konnten) gegnerische Schützengräben und Unterstände befanden. Dort wartete der für Gefechte unter diesen Bedingungen gut ausgebildete Gegner. Das wussten die Soldaten und Kommandeure, die gegen ihn bereits gekämpft hatten.

Da vom Feind nichts zu sehen war, kam er mir besonders stark und schrecklich vor. Es wäre gelogen, würde ich sagen, dass ich diese Finnen nicht fürchtete. Doch noch mehr Angst hatte ich davor, dass die Besatzungsmitglieder meine Nervosität merken könnten.

Um meine Furcht zu unterdrücken, hantierte ich eifrig mit dem Richtmechanismus der Kanone und presste mein Auge buchstäblich an das Visier. Ich suchte nach einem Ziel, doch ausser Findlingen und einzelnen Bäumen erblickte ich nichts.

Ich glaube, dass der neben mir sitzende Ladeschütze meine Nervosität nicht bemerkt hat, er befand sich selbst in einer ähnlichen Verfassung. Ich war bemüht, dem Fahrer die Kommandos über die Sprechanlage des Panzers ruhig und mit fester Stimme zu erteilen, damit er spürte, dass sein Kommandant den Überblick hatte.

Endlich stiegen drei rote Raketen in den Himmel – das Zeichen zum Angriff. Der Panzer setzte sich in Bewegung, schaukelte und rollte über den tiefen Schnee. Ich hatte nur noch die gegnerischen Stellungen vor Augen. Wie von selbst waren Furcht und Aufregung verflogen, die mich noch kurz zuvor so quälten. Die Panzer der Kompanie, in deren Mitte wir uns befanden, stürmten vorwärts in Richtung des sich in der Ferne abzeichnenden Waldrandes, wo die Granaten unserer Artillerie, die aus gedeckter Stellung schoss, detonierten.

Den Gegner konnte ich nicht ausmachen, trotzdem schoss ich mit der Ka-

none und dem Maschinengewehr auf vermeintliche Ziele. Ich merkte, wie mir der Schweiss über den Rücken lief.

Plötzlich durchfuhr mich ein Schreck: Was ist aus meinem Zug geworden? Schliesslich war ich als Zugführer für dessen Handlungen verantwortlich. Ich hatte die anderen Besatzungen einfach vergessen.

Ich riss mich vom Zielfernrohr los und schaute durch die Triplexseh-schlitz: Alle Panzer fuhren in einer (wenn auch nicht ganz geraden) Linie und feuerten aus den Kanonen und Maschinengewehren. Ich war dem Him-mel dankbar, dass sie alle noch zusammen und unversehrt waren, obwohl rechts und links von uns feindliche Granaten einschlugen und Klumpen ge-frorener Erde hochgeschleudert wurden.

Plötzlich hörte ich im Kopfhörer die vertraute Stimme von Oberleutnant Sirchajew: «Alle kehrt!»

Dieser unerwartete Befehl verblüffte mich: Warum gab er dieses Kom-mando? Doch Befehl ist Befehl. Ich befahl dem Fahrer zu wenden, öffnete die Luke und versuchte aus der Deckung heraus mit Signalflaggen das Zei-chen «Alles kehrt!» zu geben. Von der Panzerung prallten feindliche Kugeln ab.

Nachdem der Panzer gewendet hatte, versuchte ich erneut, die Fahrzeuge meines Zugs zu finden. Doch das war schwierig, denn nach dem Wendema-növer waren die Panzer der Kompanie aus ihrer Gefechtsordnung geraten und versuchten gerade wieder, auf ihre «Route» zu kommen, auf der sie den Angriff gefahren hatten.

Als wir zur Ausgangslinie zurückgekehrt waren, erfuhr ich den Grund für den Abbruch des Angriffs: Der Gegner hatte durch Maschinengewehrfeuer die Infanterie von den Panzern getrennt, woraufhin sie im Schnee Stellung bezogen. Ich stellte erleichtert fest, dass alle meine Panzer unversehrt waren. Der neue Befehl lautete, den Angriff zu wiederholen.

Mit dem Flaggenzeichen «Alle zu mir!» rief ich die Panzerkommandan-ten meines Zugs. Die Unterführer stapften mit Mühe durch den hohen Schnee zu meinem Panzer. Der Dienstälteste des Zugs, Oberfeldwebel Pustowalow, ein sehr ruhiger und besonnener Mann, fragte mich:

«Wo ist denn die Infanterie abgeblieben, Genosse Leutnant?»

«Ich weiss es nicht. Das wird gerade geklärt. Der Angriff wird wiederholt. Der Angriffsbefehl bleibt unverändert. Ich bitte darum, auf die nachfolgende

Infanterie zu achten. Sie darf nicht Zurückbleiben. Nun zurück zu den Fahrzeugen.»

Als über Funk erneut das Kommando «Vorwärts!» gegeben wurde, handelte ich bereits umsichtiger. Ich suchte nach dem Mündungsfeuer der feindlichen Maschinengewehre, schoss danach mit Splittersprenggranaten und Leuchtspurmunition und gab so den anderen Panzern des Zugs Zielzuweisungen. Kurz gesagt, ich begann, sie im Gefecht zu führen.

Der zweite Angriff war erfolgreich. Die Panzersoldaten vernichteten die Feuerpunkte des Gegners und durchbrachen zusammen mit den Infanteristen dessen vordere Verteidigungslinie. An diesem Tag kamen wir fünf bis sechs Kilometer voran.

Die Infanteristen drangen in Schützenkette in den Wald ein, während die Panzer ihnen auf den Waldwegen und Lichtungen folgten und tief in die Verteidigungsstellungen des Gegners vorstießen, um diesen daran zu hindern, die Wege und Schneisen zu verminen.

Am Abend dieses erfolgreichen Tages waren wir schrecklich müde und unbeschreiblich glücklich. Das Schicksal hatte meinen Zug und mich verschont. Ich hatte meine Feuertaufe bestanden und war zufrieden.

Doch vor mir lagen noch schwere Zeiten voller Freud und Leid. Der Krieg zeigte sich uns auch von seiner schrecklichen Seite. Wir begannen, über viele Dinge nachzudenken und das zu verarbeiten, was wir gesehen, empfunden und durchgemacht hatten.

Die 122. Schützendivision, der unser Bataillon während aller Gefechts-handlungen zugeordnet war, war kurz vor dem Krieg im Rayon Jelez aufgestellt worden. Daher nannten sich die Angehörigen dieser Division «Jelezer». Sie waren überwiegend Bauern, an Disziplin und Ordnung gewöhnte, arbeitsliebende und ausdauernde Menschen, die ihren Kommandeuren grenzenlos vertrauten.

Da sie in den Weiten Mittelrusslands mit seinen kurzen und relativ milden Wintern aufgewachsen waren, litten sie sehr unter dem Polarklima. Man sah, wie hilflos sie sich in dieser rauhen Region fühlten. Viele trugen die zur Ausrüstung gehörenden Skier über der Schulter, weil sie damit sowieso nicht laufen konnten. Sie waren mit schwarzen gesteppten Wattejacken bekleidet, die wenig wärmten, sie aber vor dem schneeweissen Hintergrund

weithin sichtbar machten. Den Kommandeuren ging es mit ihren für die Winterverhältnisse in diesen Breiten völlig ungeeigneten Uniformmänteln und Budjonnymützen sogar noch schlechter.

Die Division war ohne Berücksichtigung des künftigen Kriegsschauplatzes aufgestellt und offensichtlich schlecht auf die Gefechts-handlungen im Hohen Norden vorbereitet worden. Das Ergebnis der ersten Kämpfe war erschreckend: Auf dem weissen Schlachtfeld zeichneten sich viele bewegungslose schwarze Flecken ab.

Die Finnen waren sehr bald hinter unsere Bekleidungsordnung gekommen – die grauen Uniformmäntel wurden von Armeekadern, meistens Kommandeuren, getragen, während in den schwarzen Wattejacken einberufene Reservisten steckten. Gefangene sagten aus, dass man diejenigen in den «Mänteln» fürchtete, auf die «Schwarzen» aber weniger achtete, weil man sie für schlecht ausgebildete Bauern hielt. Die Verluste unter den Kommandeuren der Division waren daher entsprechend hoch.

Schliesslich dämmerte es unserer höchsten Führungsebene, dass Kommandeure und Rotarmisten nicht unterschiedlich gekleidet sein durften. Anstelle der grauen Uniformmäntel erhielten die Kommandeure weisse Halbpelze. Die Finnen «schalteten» sofort und machten von nun an Jagd vor allem auf die Träger von Halbpelzen. Diese Jagd hörte erst dann auf, als alle Soldaten und Offiziere mit Halbpelzen ausgestattet waren.

Die Fehlkalkulationen bei der Vorbereitung auf diesen Krieg waren so augenfällig, dass sie einfach nicht übersehen werden konnten. Doch alle gaben sich den Anschein, als ob sie nichts merken, und schwiegen dazu. Auch ich schwieg, weil ich sofort begriff, dass dieses Thema tabu war und ich doch nichts ausrichten konnte.

Erst viel später bewertete ich dieses eiserne Schweigen als Resultat des Wirkens eines tadellos funktionierenden militärisch-bürokratischen Führungsapparats. Das Unterdrückungssystem mit seinen Repressalien auch gegen das Militär, die sich in den Vorkriegsjahren immer mehr verstärkten, hatte schlimme Auswirkungen. Die Führungsebenen wurden mit mangelhaft ausgebildeten Kommandeuren besetzt, von denen viele nicht den Anforderungen entsprachen, dafür aber geschickt zu schweigen wussten. Allmählich verschwanden aus dem militärischen Sprachgebrauch solche Begriffe wie «denken» und «erörtern», dafür aber wurden Sätze wie «Das ist

nicht Ihre Sache» und «Das geht mich nichts an» für viele zur Maxime ihres Lebens.

Wir jungen Leutnants machten uns unwillkürlich Gedanken, warum unsere ruhmreiche Rote Armee derartige Schwierigkeiten hatte, mit einer so kleinen gegnerischen Armee fertig zu werden. Waren wir vielleicht gar nicht so ruhmreich? Was würden wir erst machen, wenn der Krieg gegen einen weit ernsteren Gegner ausbricht? Darauf lief doch letztendlich alles hinaus. Aber solche Gedanken musste man für sich behalten. Bürokratie und Repressalien hatten uns allen den Mund verschlossen.

Angesichts solcher streng reglementierten Dienstausbübung fingen die Leute an, ihre eigenen Wertvorstellungen in den Vordergrund zu stellen, mehr an Ressortbelange und die eigene Karriere als an das gemeinsame Ziel zu denken. Die Überbewertung und Wahrung der Ressortinteressen bei der Entscheidungsfindung auf allen Ebenen war die Hauptursache unserer Fehler im sowjetisch-finnischen Krieg.

Doch zurück zur Front, zu dem Kampf gegen Schnee und Frost. Wir Panzersoldaten waren dabei in einer besseren Lage als die Infanterie. Zu unserer Ausrüstung gehörten Filzstiefel, Wattejacken und Halbpelze. Einige Zeit später erhielten wir sogar Wärmflaschen für den Rücken und die Knie. Die Panzer waren derart tiefgefroren, dass wir auf keinen Fall Metallteile mit der feuchten Hand berühren durften, weil die Haut sofort festfror und kleben blieb. Wir erhielten eine zusätzliche Verpflegungsration, die aus Wurst, gebratenem Fleisch und einer Tafel Schokolade bestand. Wie alle anderen erhielten wir pro Person hundert Gramm Wodka in kleinen Taschenflaschen. Die Lebensmittel wurden auf offenen Lastkraftwagen herangefahren, so dass wir die gefrorenen Brote mit der Säge oder Axt portionieren mussten. Wir steckten das gefrorene Brot stückweise in den Mund, liessen es auftauen und konnten es dann kauen. Die Wodkafläschchen wärmten wir in den Taschen der Wattehose vor. An die Offiziere wurden auch Zigaretten mit Pappmundstück der Marke «Belomorkanal» ausgegeben. Dadurch wurden wir alle, auch ich, zum Rauchen verleitet.

Allmählich wurden die schweren Fehler der ersten Kriegswochen abgestellt. Die Infanteristen erhielten Tarnumhänge, die Panzer wurden weiss angestrichen. Allerdings nicht mit Ölfarbe, sondern mit Kalk, der schnell wieder von der Panzerung abblätterte.

Ich möchte auch auf die politische Arbeit in den Einheiten eingehen, die meines Erachtens schlecht war, besonders was die Vermittlung des Feindbildes betraf. Wir hatten irgendwie nicht das Gefühl, dass uns ein Feind gegenüberstand. Zwar war schon in der Offiziersschule davon die Rede, dass die Finnen häufig die Grenze verletzt hatten, Leningrad beschossen konnten und deshalb die Grenze weiter nach Norden verlegt werden müsse. Wir glaubten das und waren wütend auf die Finnen. Diese Argumente erfüllten ihren Zweck zu Friedenszeiten. Als es aber ernst wurde und uns befohlen wurde, einen Angriffskrieg zu führen, in dem wir töten mussten und getötet wurden, inspirierten und überzeugten uns diese Argumente nicht mehr. So mancher, der einem Kampf um Leningrad und einer Grenzverschiebung vorbehaltlos zustimmte, fragte sich insgeheim, was wir denn hier jenseits des Polarkreises zu suchen hatten. Unsere Leute starben umsonst, doch «die da oben» nahmen das nicht zur Kenntnis.

Das ganze System beruhte auf der eisernen Disziplin der Rotarmisten und der Kommandeure. Diese Disziplin wurde mitunter ungerechtfertigt hart durchgesetzt, um Mängel der organisatorischen Arbeit zu kompensieren. Erschiessungen wegen Verletzung von Befehlen waren keine Seltenheit. Im Krieg kam und kommt so etwas vor. Doch wenn Rotarmisten und Kommandeure ein grosses Ziel vor Augen haben, dann wird seltener gegen Befehle verstossen. Aus moralischer Sicht waren die Urteile der Militärgerichte während des sowjetisch-finnischen Kriegs oft nicht gerechtfertigt.

Ich erinnere mich an einen tragischen Fall aus jener Zeit. Verurteilt wurde damals ein Oberleutnant, Kompaniechef der Aufklärungsabteilung eines Schützenregiments, dessen Einheit bei einer Aufklärungsoperation auf ein (finnisches oder eigenes) Minenfeld geraten war. Mehrere Soldaten kamen dabei um. Obwohl ihn keiner über vorhandene finnische oder eigene Minenfelder informiert hatte, wurde der Kompaniechef für schuldig befunden. Natürlich trug er in gewissem Masse Schuld, weil er sich nicht entsprechend auf diese Operation vorbereitet hatte. Dafür musste er bestraft, aber doch nicht erschossen werden!

Man kann heute einwenden, dass die Schuld am Tod von Menschen hart bestraft werden muss. Das stimmt schon. Doch man muss diesen Krieg miterlebt haben, um solche Einwände erheben zu dürfen. Das Kriegshandwerk lernt man natürlich am besten in der Praxis. Wir waren noch im Lernen be-

griffen, und die Finnen erteilten uns mit ihren gekonnten Operationen entsprechende Lehren.

Im Krieg sind Opfer unvermeidlich. Auch Fehler und unglückliche Fügungen lassen sich nicht vermeiden. Wenn sich zwei Gegner gegenüberstehen, wird einer gewinnen. Dieser Kompaniechef der Aufklärungsabteilung wurde erschossen, weil aufgrund mangelnder Erfahrungen die Kampfhandlungen, wie überhaupt der ganze Finnlandfeldzug, stümperhaft organisiert waren, d.h. also für etwas, was er nicht zu verantworten hatte. Wir spürten dies innerlich und waren daher moralisch völlig deprimiert, als wir bei der Urteilsvollstreckung anwesend sein mussten.

Das Urteil sollte offensichtlich abschreckende Wirkung haben. Der Oberleutnant bat, sein Leben zu schonen und ihm die Möglichkeit zu geben, seine Treue gegenüber der Heimat unter Beweis zu stellen und seine Schuld zu sühnen. Doch das Gericht war nicht bereit, ihn zu begnadigen. Es hatte den Anschein, dass jemand uns Kommandeure disziplinieren und erschrecken wollte.

Ich sehe noch vor mir, wie man ihn auf dem zugefrorenen See erschossen hat. Ganz allein auf weitem Feld mitten im Schnee stand verloren ein Mann in Uniform. Diese Umstände unterstreichen noch die Tragik der Situation. Der Verurteilte wirkte völlig hilflos. Sein fahles Gesicht verkrampfte sich, ihm war die Ausweglosigkeit seiner Lage bewusst. Für ihn gab es keine Hoffnung mehr. Seine Augen waren leer, ins Jenseits gerichtet. Dann wurden ihm die Augen verbunden. Er raffte sich noch einmal auf und bat zum letzten Mal, man möge ihn am Leben lassen, er würde die Schuld mit seinem Blut sühnen.

Uns war erbärmlich zumute. Trotzdem fanden wir die Kraft, unsere Würde zu wahren. Vor dem verhängnisvollen Augenblick der Urteilsvollstreckung drehten sich alle ohne Absprache mit dem Rücken zu dem Schauplatz, um so unsere Ablehnung zum Ausdruck zu bringen und uns selbst treu zu bleiben.

Welche Einstellung die höchste militärische Führung zu den Kommandeuren hatte, verdeutlicht ein Schreiben Woroschilows Ende 1939 an Stalin und Molotow:

«Ich halte eine radikale Säuberung der Korps, Divisionen und Regimenter für notwendig. Anstelle von Feiglingen und Faulpelzen (Schurken sind auch dabei) müssen ehrliche und intelligente Leute eingesetzt werden. Da-

mit muss Kulik oder Stschadenko betraut werden.» («Sowjetskaja Rossija» vom 10. März 1990)

Doch Stalin fand, dass dafür sein treuer Erfüllungsgehilfe Lew Mechlis am besten geeignet war. Und dieser enttäuschte ihn nicht. Mechlis ist schuld am Tod Tausender von Menschen, besonders Kommandeuren. Er selbst war ein ausgemachter Feigling und rücksichtsloser Henker. Doch wenn er im Grossen Vaterländischen Krieg an der Front auftauchte, kostete das jedesmal Dutzenden Kommandeuren das Leben.

Wir kämpften weiter, obwohl uns viele Vorgänge unverständlich blieben. Möglicherweise war man sich auf höchster Führungsebene über das Ziel des Kriegs nicht klar. Uns wurde lediglich gesagt, dass wir am nächsten Tag erneut angreifen würden.

Die Finnen, insbesondere ihre sogenannte Lapplandgruppe, waren sehr gut auf den Krieg vorbereitet. Sie hatten bequeme, leichte und warme Winterbekleidung, liefen ausgezeichnet Ski und orientierten sich hervorragend in dem waldreichen Sumpfgelände. Sie operierten in kleinen, mit Maschinenpistolen bewaffneten Einsatzgruppen. Es war ihre Taktik, als kleine Gruppe auf Skier plötzlich aus dem Wald aufzutauchen und unsere Infanterie zu beschliessen. Ehe wir unsere Panzertürme gedreht hatten, waren sie schon wieder verschwunden. Sie operierten als kleine Abteilungen bei uns im Hinterland, erweckten den Eindruck einer Umzingelung, riefen Panik hervor und zwangen so unsere mehrfach überlegenen Kräfte, sich zurückzuziehen.

Viel Ärger bereiteten uns die «Kuckucke». So nannten wir die Scharfschützen auf Bäumen am Wegrand, deren Ziele vor allem einzelne Fahrzeuge oder kleine Gruppen von Rotarmisten waren, die sie aus nächster Nähe mit Maschinenpistolen bekämpften. Hohe Verluste hatten wir auch durch Minen.

Doch allmählich sammelten wir Erfahrungen. Einzelne Panzer und ganze Züge wurden zur Sicherung von Gütertransporten und zum Schutz von Verbindungswegen eingesetzt. Diese Aufgabe hatte auch mein Zug zweimal zu erfüllen. In der Regel hatten wir einen Strassenabschnitt von vierzig bis fünfzig Kilometer drei bis vier Tage lang zu sichern, indem wir ihn in beiden Richtungen befuhren, Marschkolonnen und Truppen begleiteten und besonders wichtige Objekte schützten.

Die Einsatzmöglichkeiten für Panzer jenseits des Polarkreises waren ein-



Als Panzerkommandeur im sowjetisch-finnischen Krieg. Aufnahme von 1940.

geschränkt. Der Wald, die Geröllfelder und auch die grossen, von der Eiszeit zurückgebliebenen Gesteinsblöcke liessen im Prinzip einen Vormarsch nur auf den Strassen zu. Eine richtige Entfaltung der Panzer im Gelände war nur selten möglich. Oft fuhr ein Panzer mit der Wanne auf einen Findling auf und sass fest. Er musste dann wieder freigeschleppt werden.

Die Infanterie, mit der wir zusammenarbeiteten, mied die Strassen und nutzte die vom Gelände gebotene Tarnung. Wir in unserem Panzer hatten aber nur begrenzte Sicht im Gelände, vor allem im Wald. Deshalb entwickelten wir neue taktische Methoden. Wenn die Panzer durch den Wald fuhren, ging die Infanterie voraus und führte sie praktisch. Auf freien Flächen aber übernahmen die Panzer die Führung und die Infanterie folgte.

Diese scheinbar einfache Methode verlangte ein exaktes Zusammenwirken, das wir in gewissem Masse auch erreichten. Jeder Kommandeur eines Schützenzugs oder einer Abteilung kannte die Nummern der Panzer, mit

denen seine Einheit gemeinsam handelte. Er hielt ständigen Kontakt zu ihren Kommandanten und beriet sich mit ihnen. Aus Skiern bauten wir Schlitten (die denen der Finnen ähnelten), die an die Panzer angehängt wurden und auf denen beim Angriff ein bis zwei Infanteristen sassen. Dadurch waren sie vor dem feindlichen Kugelhagel geschützt. Die Schlitten wurden mitunter auch genutzt, um Munition zu transportieren oder Verwundete wegzubringen.

Wir lernten, immer besser zu kämpfen. Meine Besatzungen schonten sich nicht. Kennzeichnend ist, dass sie in mir nicht nur ihren Kommandeur sahen, sondern aufgrund des Altersunterschieds mich wie einen jüngeren Bruder umsorgten. Während des Angriffs deckte immer irgendeine Besatzung meinen Panzer, ohne dabei zu bedenken, dass sie selbst unter Feuer geriet. Eine solche Handlungsweise von Untergebenen lässt sich nicht hoch genug bewerten, sie ist einfach unschätzbar.

In einem Gefecht wurde die Kette meines Panzers von einer Granate zerrissen. Unser T-26 drehte sich mit nur einer Kette im Kreis. Eine zweite Granate durchschlug die Wand des Motorraums. Feuer brach aus.

In diesem Moment setzte Panzerkommandant Pustowalow, mein Zugführergehilfe, seinen Panzer vor unser Fahrzeug und gewährte uns dadurch Deckung. Der Fahrer Sakatimow, der Ladeschütze Martynow und ich stopften unsere Halbpelze in das Loch, um die Luftzufuhr zu unterbrechen, und löschten das Feuer mit Schnee. In welcher Gefahr wir dabei schwebten, kam uns gar nicht in den Sinn. Wir konnten den Panzer retten und die Explosion verhindern.

So machten wir Bekanntschaft mit den Panzerabwehrwaffen des Gegners. Die Finnen hatten 47-mm Panzerabwehrkanonen englischer und französischer Produktion erhalten und begannen, sie effektiv einzusetzen.

Ein anderer Panzer schleppte unser beschädigtes Fahrzeug vom Gefechtsfeld zum Reparaturstützpunkt. Es fiel für einige Zeit aus, aber das war nicht so schlimm. Die Hauptsache war, dass wir mit dem Leben davongekommen waren und nur geringe Verbrennungen an den Händen und im Gesicht erlitten hatten.

Mitte Februar wurde ich Kandidat der KPdSU(B). Das gab mir, wie ich aufrichtig meine, noch mehr Energie und Kraft für die Erfüllung der heiligen

Pflicht, gewissenhaft meiner Heimat zu dienen. Die Aufnahme in die Partei galt als ein grosser Vertrauensbeweis.

Anfang März trat an unserem Frontabschnitt vorübergehend Ruhe ein. Skibataillone aus Sibirien trafen ein und schwere Artillerie wurde herangebracht. Alles das liess auf die Vorbereitung einer neuen Offensive gegen Rovaniemi, die grösste Stadt in Nordfinnland, schliessen. Einige Rotarmisten meinten bereits euphorisch, dass wir den Bottnischen Meerbusen und Viipuri einnehmen würden.

Den 13. März werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Ich war Diensthabender des Bataillons. Die Besatzungen ruhten sich in den Erdhütten aus. In den Fahrzeugen befand sich nur je ein Besatzungsmitglied, um in regelmässigen Abständen den Motor warmlaufen zu lassen. Meine Aufgabe bestand darin, dies zu kontrollieren und darauf zu achten, dass kein Soldat einschief und sich eine Kohlenmonoxidvergiftung zuzog. Auch so etwas ist vorgekommen.

Gegen Morgen kam ein anderer Diensthabender, ein Panzerkommandant aus dem zweiten Zug, auf mich zu und sagte mir flüsternd:

«Genosse Leutnant, ich habe gerade über das Funkgerät des Zugführers Radio Moskau gehört. Es wurde gemeldet, dass mit den Finnen ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Bedeutet das, dass der Krieg zu Ende ist?»

«Irrst du dich auch nicht?» fragte ich fast vorwurfsvoll. Ich konnte es einfach nicht glauben. Vielleicht war das eine Provokation.

«Nein, das war das Pausenzeichen von Radio Moskau und auch die Stimme des Nachrichtensprechers, die kenne ich genau.»

Seine Stimme überschlug sich fast vor Freude. Nachdem er sich etwas beruhigt hatte, kam ihm die Ernüchterung, dass man ihn ja für sein Verhalten bestrafen konnte. Es war uns generell verboten, Radio zu hören, denn die Finnen hatten wiederholt Falschmeldungen über den Rundfunk verbreitet.

Auf die Einhaltung dieses strikten Befehls hatte dienstlich der Leiter der Nachrichtenabteilung, Leutnant Murtus Kulijew, den wir alle Mischa nannten, zu achten.

Als ich in den achtziger Jahren Generalmajor M. Kulijew traf, der zu dieser Zeit Chef des Wehrkommandos der Republik Aserbaidshan war, erinnerten wir uns schmunzelnd an diesen Vorfall. Doch damals war uns bei-

den nicht zum Lachen zumute. Die Verletzung eines Befehls konnte teuer zu stehen kommen.

Aber die Neuigkeit war so erfreulich, dass sie der Panzerkommandant einfach nicht für sich behalten konnte. Mit dem gleichen Hochgefühl lief ich zu der Erdhütte, in der sich der Kommandeur und der Kommissar des Bataillons zur Ruhe gelegt hatten. Als ersten weckte ich den Kommissar und flüsterte ihm zu, was ich wusste. Er reagierte unwillig:

«Gribkow, halt den Mund und rede keinen Unsinn ... Die Finnen lügen wahrscheinlich. Wer hat überhaupt erlaubt, Rundfunk zu hören? Darauf steht Kriegsgericht!»

Ich verliess die Erdhütte mit dem Eindruck, dass die Vorgesetzten von meiner Meldung nicht begeistert waren und ich sie umsonst geweckt hatte. Vielleicht hatte das sogar noch ein Nachspiel...

Jenseits des Polarkreises wurde es ganz langsam Frühling. Fast den ganzen Tag über schien die Sonne und verwandelte die Umgebung in ein Lichtermeer. Im Sonnenschein funkelten die Eiskristalle wie Brillanten, so dass die Augen davon weh taten. Damals wussten wir noch nicht, wie gefährlich es sein kann, nach der langen Polarnacht dieses einmalige Schauspiel zu lange zu geniessen.

Während ich mich noch am Spiel der Sonnenstrahlen erfreute, sah ich plötzlich einen Reiter, der sich dem Standort unseres Bataillons näherte. Es war ein Major aus dem Stab der 122. Division.

«Wo ist der Kommandeur?»

«Er ruht sich in der Erdhütte aus.»

«Wecken Sie ihn!»

Der Major wartete, bis der Bataillonskommandeur aus der Erdhütte kam, und händigte ihm dann ein Paket aus. Das war die Weisung des Divisionskommandeurs, dass aufgrund des abgeschlossenen Regierungsabkommens zwischen der UdSSR und Finnland die Kampfhandlungen an der Front am 13. März um 12.00 Uhr einzustellen waren. Gleichzeitig wurde befohlen, die Kanonen der Panzer in Richtung des Gegners zu drehen und aus gedeckter Stellung den ganzen Kampfsatz zu verschiessen. Damit sollte offensichtlich darauf reagiert werden, dass der Gegner seit den frühen Morgenstunden trotz des vereinbarten Waffenstillstands unsere Infanterie intensiv unter Artilleriebeschuss genommen hat.

Wir drehten unsere Kanonen in die Richtung des Gegners, stellten die

Rohre auf maximale Reichweite, da wir drei Kilometer von der vordersten Frontlinie entfernt waren, und eröffneten das Feuer.

Der Wald dröhnte vom Geschützdonner. In der vordersten Linie waren Feuerstöße von Maschinengewehren und einzelne Gewehrschüsse zu hören. Als Antwort auf unser Schiessen aus gedeckter Stellung eröffnete der Gegner nun auch das Feuer auf unser Bataillon. Daraufhin erhielten wir Hilfe von der Artillerie, und nicht nur von ihr. Am Himmel tauchten unsere Bomber auf. Bald war auf der finnischen Seite das Artilleriefeuer verstummt.

Wir feuerten noch ab und zu einen Schuss ab und warteten auf die festgelegte Stunde. Alles war glatt verlaufen, und wir waren guter Laune. Doch vom Erhabenen zum Lächerlichen ist es manchmal nur ein Schritt. Etwa dreissig Minuten vor 12 Uhr konnten wir nicht mehr an uns halten vor Lachen. Der Fahrer Wassilkow, der während des Schiessens die ganze Zeit brav und untätig auf seinem nicht gerade bequemen Sitz ausgeharrt hatte, verspürte plötzlich ein dringendes Bedürfnis. Er hielt es einfach nicht mehr aus.

«Genosse Leutnant, ich muss dringend austreten», meldete er kläglich. Er sprach langsam, betonte jedes einzelne Wort. Es war verboten, das Fahrzeug zu verlassen. Doch ich hatte verstanden, dass die Beherrschung des Fahrers zu Ende ging. Ich konnte ihm seinen «inneren Wunsch» nicht abschlagen.

«Krieche durch deine Luke raus», antwortete ich. «Geh hinter den Panzer und mach schnell, damit es dich nicht erwischt.»

Wenn es sich um ein «kleines Geschäft» handelte, benutzten wir Granathülsen, die wir dann einfach rauswarfen. Aber hier handelte es sich um eine «Notdurft». Keine zwei Minuten waren vergangen, da tauchte Wassilkows Kopf wieder neben dem Fahrersitz auf. Sehr vorsichtig kroch er dann durch die Bodenluke in den Panzer. Seine Watte hose hatte er noch nicht wieder hochgezogen, denn in seinem blanken blaugefrorenen Hinterteil steckte ... ein Granatsplitter! Und Wassilkow lachte auch noch. Auch der Ladeschütze und ich brachen in schallendes Gelächter aus. Der Auslöser dafür war weniger die tragikomische Lage unseres Fahrers, als vielmehr sein ansteckendes Lachen.

Wir zogen den noch warmen Granatsplitter heraus, verbanden seine Wunde und mussten dann noch lange lachen, als wir uns ausmalten, wie wohl unser Kriegsheld zu Hause seinen Landsleuten die Verwundung des Allerwertesten erklären würde.

Wir sahen immer häufiger auf die Uhr. Den Kampfsatz hatten wir bis auf einige Granaten verschossen. Etwa anderthalb Minuten vor 12 Uhr stellten wir das Feuer ein, verliessen die Panzer und Unterstände. Dann war es endlich 12.00 Uhr am 13. März 1940. Der Krieg war zu Ende, obwohl wir es kaum glauben konnten. In der Militärgeschichte kenne ich keinen Fall, in dem das Ende eines Krieges auf die Stunde genau festgelegt wurde. Ein Waffenstillstand ist etwas anderes.

Nach der Einstellung der Kampfhandlungen verblieb unser Bataillon noch im Grenzbereich in der Nähe der Ortschaft Kualajarwi, dann wurde es 15 bis 20 Kilometer ins Hinterland zurückgezogen und dem Kommandeur der 122. Schützendivision als Panzerreserve unterstellt.

Wir richteten uns am neuen Standort ein, bauten mit Balken Erdhütten und heizten diese mit Kanonenöfen, denn nachts war es noch immer sehr kalt. Der Winter wollte einfach nicht weichen. Wir überlegten, wie wir uns vor der Kälte schützen konnten.

Wir hatten schon lange eine kleine Herde verwilderter Rentiere gesehen. Im Lärm der Gefechte waren sie noch weggelaufen, doch nun suchten sie ohne Scheu Futter. Ihre Felle konnten wir gut gebrauchen, um die Erdhütten abzudichten. Auch Fleisch brauchten wir dringend, denn nach Einstellung der Kampfhandlungen wurden wir nicht mehr so gut gepflegt. Der Stellvertreter des Bataillonskommandeurs für Versorgung kam auf die Idee, einige dieser «herrenlosen» Tiere abzuschliessen. Da zu unserer Ausrüstung keine Maschinenpistolen und Gewehre gehörten, borgten wir uns einige Gewehre in einer benachbarten Einheit der rückwärtigen Dienste aus.

Die nächste Schwierigkeit bestand darin, den Tieren das Fell abzuziehen und unsere Jagdbeute zu zerteilen. Ohne Unterstützung war das nicht zu schaffen. Schliesslich wandten wir uns an die Gefangenen in den benachbarten Arbeitslagern, ob sie uns helfen konnten. Während des Krieges hatten sie zur Versorgung der vorrückenden Truppen ein Bahngleis von Kandalakscha nach Alakurtti und von dort nach Kuolojarvi verlegt, wo sie dann ihr Lager errichteten. Nicht von ungefähr war im Friedensvertrag festgelegt, dass sich beide Seiten verpflichten, Eisenbahngleise bis zur eigenen Grenze zu bauen, damit eine durchgehende Verbindung geschaffen werden konnte.



Vor dem Kommandostand der Einheit am Tag der Beendigung des sowjetisch-finnischen Winterkrieges, 13. März 1940. Ganz rechts Leutnant Gribkow.

Kontakte zu den Gefangenen waren verboten, doch unser Wirtschaftsleiter riskierte es, die Lagerleitung zu bitten, einige Gefangene, die etwas vom Schlachten verstanden, für uns abzustellen. Wir würden uns auch erkenntlich zeigen. Einige der Gefangenen hatten davon erfahren und meldeten sich freiwillig für diese Aufgabe. Sie wandten sich unmittelbar an unseren Wirtschaftsleiter und versprachen ihm: «Bürger Kommandeur, wir können Ihnen helfen und werden Sie auch bestimmt nicht enttäuschen.»

Und ihren Lagerleiter baten sie: «Stellen Sie uns frei, wir hauen auch bestimmt nicht ab.»

Ich sah zum ersten Mal Gefangene. Es waren schweigsame und niedergeschlagene Leute verschiedenen Alters, die sich bemühten, unter der Maske der Gleichgültigkeit ihre Gefühle zu verbergen.

Die Leitung hatte schliesslich zugestimmt. Sobald die Gefangenen ausser Sichtweite des Lagers waren, sagte einer von ihnen, der als Gruppenältester

eingesetzt worden war, zu unserem Wirtschaftsleiter:

«Bürger Kommandeur, machen Sie sich keine Sorgen, wir laufen nicht davon. Wir fühlen uns bei den Soldaten gut aufgehoben, sie haben schliesslich gekämpft. Wenn wir weglaufen, dann vor der Wache, diesen Etappen-schweinen. Die sind wirklich unerträglich ..

Die Gefangenen taten bereitwillig alles, worum wir sie baten. Sie beklagten sich über die Lagerleitung. Einige sagten, dass sie überhaupt nicht wüsten, warum und zu welcher Strafe sie verurteilt worden seien. Wir konnten das einfach nicht begreifen. Doch wir registrierten es ohne Kommentar, denn zur damaligen Zeit war äusserste Vorsicht geboten.

Zwei- oder dreimal nahmen wir die Hilfe der Gefangenen in Anspruch. Sie arbeiteten gut und fleissig. Den grössten Teil des Fleisches liessen wir ihnen. Die abgezogenen Felle rieben wir auf Anraten unserer freiwilligen Helfer mit Salz ein, liessen sie im Freien trocknen und verkleideten erst dann damit die Wände und den Fussboden unserer Erdhütten.

Es wurde Frühling und die weissen Nächte brachen an, als plötzlich der Befehl kam, das Bataillon auf die Verlegung per Eisenbahn vorzubereiten. Doch kurz vor unserer Abfahrt in Alakurtti kam es zu einem Ereignis, das mein gesamtes weiteres Leben (nun bereits schon über fünfzig Jahre!) bestimmen sollte.

In Alakurtti traf das Gesangs- und Tanzensemble des Volkskommissariats für Verkehrswesen ein. Es trat vor den Bauarbeitern und Soldaten auf. Schliesslich kam auch unser Bataillon an die Reihe. In einer Scheune hatte man eine Art Bühne mit einem Vorhang errichtet. Sogar Licht war gelegt worden.

Das Konzert kam uns grossartig vor. In der Einsamkeit der Wälder, bei unseren Panzern, waren wir etwas verwildert. Alle waren von den kulturellen Darbietungen und vor allem von den Mädchen der Tanzgruppe begeistert. Eine gefiel mir besonders. Sie war gertenschlank und ausserordentlich hübsch. Ab und zu blickte sie hinter dem Vorhang hervor und musterte das Publikum. Ich war bemüht, diesen forschenden und neugierigen Blick zu erhaschen. Schliesslich gelang es mir, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Wir sahen uns tief in die Augen, jedenfalls lange genug, um unsere gegenseitige Zuneigung festzuhalten. Ich war sehr stolz darauf, dass ich in ihr Blickfeld

geraten war. Das ist völlig verständlich, wenn man bedenkt, dass ich gerade erst die Zwanzig überschritten hatte.

Dann war Mittag. Wir bewirteten die Künstler mit Nudeln aus der Feldküche, serviert in Kochgeschirren. Das Essen schmeckte sehr gut, obwohl es aus Konserven zubereitet war. Während der Mahlzeit schauten wir uns wieder öfters verstohlen an, was mich noch mehr erregte. Als strammer Leutnant liess ich mir natürlich nichts anmerken, doch in meinem Innern sah es ganz anders aus. Ich glich einem erstaunten Jungen, der von seinen Gefühlen überwältigt wurde.

Am nächsten Tag sagte Andrej Schowkolowitsch zu mir:

«Anatoli, die Künstler von gestern haben uns eingeladen. Du sollst auch mitkommen. Eines der Mädchen besteht darauf.»

«Irrst du dich auch nicht?» fragte ich scheinbar desinteressiert, obwohl ich vor Erwartung fieberte.

«Nein, dich will sie sehen. Wir haben ihr schon zwei andere gezeigt, aber das waren nicht die richtigen. Der Beschreibung nach musst du es sein.»

Die Künstler wohnten in umgebauten Güterwagen, in denen sie ihre Gäste empfangen. Wir stellten einander vor und so erfuhr ich, dass das Mädchen Lida hiess. Da meine Uniform zur Reinigung war, hatte ich mir eine andere ausgeliehen. Die Ärmel der Uniformbluse waren mir viel zu kurz. Obendrein hatte ich auch noch vergessen, den Aluminiumlöffel aus dem Stiefelschaft zu nehmen und in der Unterkunft zurückzulassen. Insgesamt machte ich also keinen sehr intelligenten Eindruck.

Wein und ein Imbiss wurden gereicht, das Koffergrammophon sorgte für Unterhaltung. Ich hatte grosse Hemmungen, deshalb schwieg ich die ganze Zeit. Das war übrigens auch das Beste, was ich tun konnte, um einen guten Eindruck zu hinterlassen.

Uns Männern wurde gestattet zu rauchen. Damit bot sich mir eine Möglichkeit, etwas gelöster zu werden und meine Unsicherheit und Schüchternheit zu überwinden. Aber das Schicksal war mir nicht hold, denn in meiner Tasche fand ich nur Machorka. Doch «Selbstgedrehte» zu rauchen ziemte sich nicht. Lida half mir aus. Sie verliess den Waggon und kam mit einer Schachtel «Belomor» zurück. Das war das erste Geschenk, das ich von ihr erhielt.

Es war für mich das erste Mal, dass neben mir ein schönes Mädchen sass und mir seine Aufmerksamkeit schenkte. Deshalb zitterte meine Stimme bei

jedem Wort. Ich war nicht weniger aufgeregt als vor einem Gefecht. Ich wusste nicht einmal, wo ich meine Hände lassen sollte.

Wir sassen etwa vier Stunden mit den Mädchen zusammen, tranken etwas und unterhielten uns über belanglose Sachen. Dann sangen wir und hörten Grammophonplatten. Meine Hochstimmung dauerte den ganzen Abend an. Als wir uns verabschiedeten, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und küsste Lida ungeschickt auf die Wange. Das war der erste Kuss meines Lebens. Offensichtlich gibt es doch die Liebe auf den ersten Blick.

Damit will ich die Schilderung meines Zustands von Verliebtsein abschliessen. Ich möchte nur noch sagen, dass ich Gegenliebe verspürte, Lida für mich die Beste auf der Welt war und ich schon Zukunftspläne schmiedete.

Doch das Schicksal trennte uns wieder. Drei Tage nach diesem bedeutungsvollen Treffen erhielten wir den Marschbefehl zur Verladung für den Bahntransport und fuhren nach Süden. Auch das Ensemble fuhr weg, keiner wusste wohin.

Das Bataillon wurde in zwei Transporten zum neuen Standort gebracht. Mein Zug gehörte zum ersten Transport. Wir rätselten, wohin es uns wohl verschlagen würde. Die Zeitungen und der Rundfunk brachten immer häufiger Meldungen über die baltischen Staaten und Moldawien.

Ich war leicht erkältet und hatte mich in einen Mannschaftswagen auf die obere Pritsche zurückgezogen. Als der Zug auf einer Station hielt, rief jemand laut meinen Namen:

«Gribkow, neben uns stehen die Wagen des Kulturensembles, das bei uns aufgetreten ist.»

Als ich diese Worte hörte, sprang ich von meiner Pritsche und schaute durch die geöffnete Tür. Uns gegenüber standen wirklich die bekannten Wagen. Ich zog schnell meinen Halbpelz über und stürzte nach draussen.

Verlegen und aufgeregt lief Lida vor den Mannschaftswagen auf und ab. Uns blieben nur wenige Minuten für das Wiedersehen, um zum erstenmal allein, ohne dass uns jemand zuhörte, über unsere Gefühle zu sprechen. Wir wussten nicht, wohin uns das Schicksal noch verschlagen würde. Ich gab ihr meine Heimatanschrift, unter der sie mich über meinen Vater erreichen konnte. Dann hiess es: «In die Wagen». Ich küsste Lida vor aller Augen als meine Auserwählte und stieg schnell ein.

Ich legte mich erneut auf die Pritsche, zog mir den Pelz über den Kopf und träumte, wovon auf der ganzen Welt junge Menschen in meinem Alter und meiner Situation zu träumen pflegen. Ich musste plötzlich lachen, als mir einfiel, was mein Vater zu seinen ältesten Söhnen gesagt hatte:

«Eine Braut müsst ihr euch aussuchen, wenn sie aus der Sauna oder aus dem Bett kommt und noch keine Zeit hatte, sich zurechtzumachen. Seht euch vor allem vor den Vogelscheuchen mit Storchenbeinen vor. Das sind böse und zanksüchtige Weiber.»

Lidas Beine waren zweifellos schön und schlank, sonst wäre sie nicht in das Ensemble aufgenommen worden, dessen Tanzgruppe der damals bekannte Michail Godenko leitete.

Unser Zug fuhr weiter. Ich dachte an den beendeten Krieg und stellte mit gewisser Befriedigung fest, dass ich in der Armee gebraucht wurde, meinem Namen Ehre gemacht hatte und als kampferprobter Kommandeur aus dem Krieg zurückkehrte. Das alles wurde noch durch die unverhoffte, schüchterne, aber doch hoffnungsvolle und reine Liebe verschönt. Ich glaubte, dass sie ein Leben lang währen würde. Und ich habe mich nicht getäuscht. Doch darüber später.

Ich nahm die Briefe meiner Mutter und meiner Geschwister aus der Feldtasche. Sie alle hatten oft an mich gedacht. Ich stammte ja aus einer grossen Familie und war der vorletzte von sieben Brüdern.

Während der Zug ins Ungewisse rollte, schweiften meine Gedanken zu meinem fernen Heimatdorf, meinen Eltern, Brüdern und Schwestern.

Unsere Bauernhütte bestand aus zwei Zimmern. In dem einen stand ein grosser russischer Ofen, im zweiten eine Ofenbank, auf der wir uns so gern an den kalten Winterabenden aufwärmten. Dort war auch eine erhöhte Schlafstelle, auf der wir Kinder vor dem Einschlafen Märchen hörten und unter handgewebten Decken schliefen. Die Märchen waren mitunter zum Fürchten, handelten von Teufeln und Hausgeistern.

Als wir jüngsten Familienmitglieder heranwachsen, mussten wir uns nicht mehr so früh schlafen legen. Wir setzten uns rund um den Tisch, über dem eine Petroleumlampe hing, und erzählten unserer Mutter, einer russi-

schen Bäuerin, von unseren Schulerlebnissen. Wir sagten Gedichte aus unseren Büchern auf und berichteten abwechselnd, was wir schon gelernt hatten.

Ich habe meine Mutter nie untätig gesehen. Während sie uns zuhörte, brachte sie unsere Kleider in Ordnung, strickte Socken oder Fäustlinge. Unsere Sachen waren zwar gestopft, aber immer sauber.

Vater mischte sich gewöhnlich nicht in unsere Berichterstattung über die Schule ein. Nachdem er das Vieh für die Nacht versorgt hatte, setzte er sich auf die Bank an der Wand, reparierte das Pferdegeschirr oder erledigte andere Arbeiten.

Wir wussten nicht, wann sich unsere Mutter ausruhte. Sie legte sich als letzte in dem alten Holzbett schlafen. Wenn wir wach wurden, war der Ofen schon wieder geheizt und das Frühstück für uns alle bereits fertig. Meistens gab es herrlich duftende Pellkartoffeln. Auf dem Tisch stand ausserdem eine grosse Schüssel Sauerkraut mit Sonnenblumenöl. Mein Vater nahm den runden Brotlaib, zerschnitt ihn sorgfältig und bedächtig in Stücke und gab jedem von uns ein Teil. Dann nahm er sich als erster mit einem grossen Holzlöffel eine Kartoffel aus dem gusseisernen Topf.

Im Sommer schliefen wir auf dem Fussboden. In der Regenzeit beobachteten wir aus dem Innern des Hauses, wie das Wasser in Strömen von dem strohgedeckten Dach herabfloss. Die meisten Häuser in Duchowoje waren mit Stroh gedeckt, nur wenige hatten Ziegel- oder Blechdächer. Das wurde später bei der durchgängigen Kollektivierung der Landwirtschaft ihren Besitzern zum Verhängnis. Sie galten als Kulaken, denn angeblich nur diese konnten sich solche Dächer leisten. In einem Haus mit Blechdach, hiess es, wohnt natürlich ein Kulak.

Wir alle waren einfach gekleidet und unterschieden uns nicht von den anderen Bauernfamilien. Im Sommer liefen wir barfuss über Stoppelfelder und durch Brennesseln, das machte uns gar nichts aus. Was den grossen Kindern nicht mehr passte, zogen die jüngeren an. Im Winter trugen wir pelzgefütterte knielange Wildledermäntel, die allerdings nur gegerbt und ungeschoren waren, damit sie schön warm hielten.

Im Nachbardorf gab es geschickte Leute, die diese Halbpelze aus Schaffellen preiswert fertigten und verkauften. Aus Lämmerfellen wurden Mützen genäht, die den heutigen Schapkas ähnelten. Ein Markenzeichen hatten diese Kleidungsstücke natürlich nicht, dafür hielten sie aber nicht minder warm.

Die Leute auf dem Land konnten vieles selbst herstellen. Wenn jemand aus unserer Familie Filzstiefel brauchte, nahm mein Vater einen Sack mit Schafwolle und fuhr damit nach Tschutschje auf der anderen Seite vom Don. Dort gab er die Wolle bei einem der geschickten Schuhmacher ab, er brauchte nur die gewünschte Grösse zu nennen. Zu Winterbeginn waren die neuen warmen Filzstiefel dann fertig. In dieser Werkstatt arbeiteten nur wenige Männer, doch sie versorgten die ganze Gegend mit Schuhwerk. Schade, dass diese geschickten Handwerker auf dem Lande heute ausgestorben sind. Nun müssen wir in allen Läden nach solcher Mangelware suchen.

Meine Kindheit verging wie im Fluge. Der Freude folgte bald Leid. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir der Januar 1924, damals war ich fünf. Jemand brachte uns die Nachricht vom Tod Lenins. Ich wusste nicht, wer das war. Doch der aufrichtige Schmerz und die Tränen der Erwachsenen machten uns Kinder sehr betroffen, deshalb erinnere ich mich noch heute daran. Es herrschte allgemeine stille Trauer, so dass wir erstaunt fragten, was dieser Mensch denn eigentlich vollbracht hatte, dass man ihn so ehrte.

An diesem denkwürdigen Tag kam unser jüngster Bruder Wassili zur Welt. Nach der Neuigkeit von Lenins Tod sassen wir still am Ofen und hörten den Neugeborenen schreien.

Im Alter von fünf bis sechs Jahren wurden wir Kinder mit zur Arbeit genommen und mussten helfen. Als das Feld gepflügt wurde, setzte mich mein Vater auf unsere Stute, die eine Egge hinter sich herzog, und sagte:

«Söhnchen, lenk die Stute und pass auf, dass sie in der Furche bleibt.»

Das war natürlich kein besonderes Kunststück, mit dem Pferd den älteren Brüdern zu folgen, die mit Ochsen pflügten. Doch ich war unsagbar stolz darauf, dass ich mit den Erwachsenen zusammen arbeiten durfte.

Nach getaner Arbeit ritt ich zu meinem Vater Tjatja (so rief man ihn im Dorf) und berichtete ihm, dass die Arbeit mit der Egge geschafft sei. Mein Vater hob mich vom Pferd und lobte mich. Dann schickte er mich, damit ich mich etwas ausruhte, zum Pferdefuhrwerk zurück, unter dem es schattig war und wo Krüge mit Kwas und Milch standen.

«Ruhe dich aus, Söhnchen, jetzt pflügen die Grossen. Dann bist du wieder dran und musst eggen.»

Während der Getreideernte mussten alle, ob gross oder klein, mit aufs Feld. Zu Hause blieben nur die Alten und die Kranken. Alles war gut organisiert: Mein Vater schnitt den Roggen oder Weizen, meine Mutter folgte ihm und band die Garben, als zweiter Schnitter folgte mein älterer Bruder mit seiner Frau usw. Und wir stellten die Garben zusammen und sammelten die liegengebliebenen Ähren auf. Die Kleinkinder schliefen derweil in der Wiege im Schatten des Fuhrwerks.

Bei der Ernte wurde wirklich bis zum letzten Halm angestrengt gearbeitet. Pause wurde nur gemacht, wenn die Sonne im Zenit stand. Dann wurde der Samowar angeheizt und Tee getrunken. Wir ruhten uns etwas aus und warteten, bis die Hitze nachliess. Dann arbeiteten wir weiter bis zum Anbruch der Dunkelheit.

Uns stand damals reichlich Land zur Verfügung – 1,5 bis 2 Desjatinen pro Kopf der Familie (eine Desjatine entsprach 1,45 Hektar). Da unsere Eltern kinderreich waren (wir waren insgesamt zwölf Personen), konnten wir für uns ein grosses Stück Land bestellen. Weil wir in der Erntezeit die Arbeit nicht allein schafften, halfen uns Verwandte mütterlicherseits aus dem Nachbardorf Tschutschje. Wir revanchierten uns dann, wenn bei ihnen helfende Hände dringend gebraucht wurden.

Diese Unterstützung unter Verwandten wäre unserer Familie fast zum Verhängnis geworden. Als die Liquidierung des Kulakentums einsetzte, hatte irgendjemand in die Welt gesetzt, dass mein Vater Tagelöhner beschäftige.

Daraufhin holten mit Gewehren bewaffnete Soldaten aus der Rayonhauptstadt unseren Vater, den einzigen Ernährer unserer Familie, ab und sperrten ihn in Liksi ein.

Unsere Familie war verzweifelt. Alle weinten bitterlich und wussten nicht, wie es weitergehen sollte. Fünf Tage später war unser Vater wieder da. Offensichtlich war er an einen guten Menschen geraten, der volles Verständnis hatte. Ein anderer hätte uns vielleicht enteignen und deportieren lassen.

Besonders gern erinnere ich mich an die Heumahd – sie war für das ganze Dorf ein Höhepunkt. Den Grund dafür kann ich nicht eindeutig nennen. Wahrscheinlich, weil sie in die wärmste Jahreszeit, die schönste Zeit des Sommers fiel, in der die Natur ihre ganze Pracht zeigt. Und das Zusammen-



Mit Mutter und Ehefrau bei einem Besuch im Heimatdorf Duchowoje. Aufnahme zu Beginn der vierziger Jahre.

gehörigkeitsgefühl in unserer Familie, das wir stets verspürten, machte die Arbeit leicht. So empfinde ich das jedenfalls heute.

Jeder Familie stand eine Parzelle zu. Die Auenwiesen und ein Teil der Steppe wurden anteilmässig nach Familien aufgeteilt. Weil unsere Familie sehr gross war, stand uns auch mehr Fläche für die Heugewinnung zu. Das Heu reichte auf alle Fälle aus, um eine Kuh, zwei Ochsen, ein oder manchmal zwei Pferde, zehn Schafe und noch andere Haustiere zu halten.

Die Heumahd begann am frühen Morgen, tagsüber wendeten und lüfteten wir das duftende Heu. Wir waren wie betäubt von seinem Duft. In den kurzen Pausen atmeten wir ihn ein, fühlten uns eins mit der Natur und waren glücklich.

Ich erinnere mich noch an die Jahre nach dem Krieg, als ich bei meiner Mutter im Dorf Urlaub machte. Sie lebte allein und hielt nur noch eine Kuh,

für die Heu gebraucht wurde. Ich war stets bemüht, einen Teil meines Urlaubs in der Zeit der Heumahd zu nehmen. Ich ließ mir im Kolchos einen Heuwagen aus und brachte soviel Heu ein, dass es bis zum Frühjahr reichte.

Beim Schreiben dieser Zeilen denke ich daran, wie ich zusammen mit meiner Frau Lida Dmitrijewna damals Heu machte. Nach getaner Arbeit ließen wir uns glücklich ins Heu fallen und atmeten den einmaligen Duft der Gräser und Kräuter ein.

Ich bin noch heute der Meinung, dass Kinder vom Lande eher eine Beziehung zur körperlichen Arbeit finden als Stadtkinder. Es ist die vordringlichste Aufgabe der Eltern, bei den Kindern das Bedürfnis und die Liebe zur Arbeit zu wecken. Die Schule kommt erst später...

Der Krieg gegen Finnland hatte hundertvier und einen halben Tag gedauert. Seine harten und in vieler Hinsicht traurigen Lehren wurden auf dem Märzplenum (1940) des ZK der KPdSU(B) und auf einer Sitzung des Obersten Militärrats behandelt. Den Bericht erstattete der Volkskommissar für Verteidigung, Kliment Woroschilow.

Wie erst in den letzten Jahren bekannt wurde, sagte der Volkskommissar damals, dass weder er, noch der Generalstab oder die Führung des Leningrader Militärbezirks anfangs eine Vorstellung von den Besonderheiten und Schwierigkeiten hatten, mit denen die Rote Armee wirklich konfrontiert war. Wir wussten nichts über die Stärke des Gegners und seine befestigten Stellungen. Erst im Verlauf der Kampfhandlungen sammelten wir die erforderlichen Angaben. Zu Beginn des Krieges hatten wir eindeutig zu wenig Truppen, um die Befestigungen an der Karelischen Meerenge zu durchbrechen und die finnische Armee zu schlagen.

Übrigens geht aus den Memoiren von A.M. Wassilewski hervor, dass dem Generalstab ein Operationsplan für diesen Krieg vorlag. Er wurde ausgearbeitet, als die Grenzverhandlungen mit den Finnen in eine Sackgasse geraten waren. Der Plan, den Marschall B.M. Schaposchnikow Stalin vorgelegt hatte, ging von realen Einschätzungen des Gegners aus und sah vor, umfangreiche Kräfte der Roten Armee zu konzentrieren. Doch Stalin lachte den Generalstabschef einfach aus und meinte, dass für einen Krieg gegen ein so kleines Land keine umfangreichen Kräfte und Mittel erforderlich seien.

Dafür würden allein die Kräfte des Leningrader Militärbezirks genügen, und der Generalstab «solle sich mit anderen Dingen beschäftigen».

Was dann geschah, ist allgemein bekannt. Der Krieg stellte unter Beweis, dass der Einsatz unserer schwerfälligen Divisionen auf diesem Kriegsschauplatz eine Fehlentscheidung war. Die Ausrüstung der Truppen und ihre Bewaffnung entsprachen nicht den Anforderungen der Gefechtsführung unter den harten Winterbedingungen. Die Infanterie hatte beispielsweise keine automatischen Waffen, während der finnische Soldat mit der neuentwickelten Maschinenpistole «Suomi» mit 69 Schuss ausgerüstet war.

An dieser Stelle müssen unbedingt unsere Waffenkonstrukteure gelobt werden, die der Infanterie, wenn auch erst gegen Kriegsende, eine gute Maschinenpistole zur Verfügung stellten. Der Volkskommissar für Rüstungsindustrie im Grossen Vaterländischen Krieg, Generaloberst Boris Lwowitsch Wannikow, schilderte in seinen «Aufzeichnungen eines Volkskommissars», unter welchen enormen Schwierigkeiten er und seine Genossen die Entwicklung der automatischen Schützenwaffe gegen den Widerstand der Betonköpfe im Volkskommissariat für Verteidigung durchsetzen mussten, von denen die MPi nur als Waffe amerikanischer Gangster betrachtet wurde. Selbst als die Produktion der MPi beschlossene Sache war, ging der Streit weiter darum, ob sie ein Trommel- oder ein Stangenmagazin erhalten sollte. Bis dahin aber kämpfte die Infanterie vorwiegend mit Gewehrmodellen der Jahre 1891/1930! Im Verlauf des Grossen Vaterländischen Kriegs wurde dann das Gewehr vollkommen von der MPi verdrängt.

Im Bericht von K.J. Woroschilow wurde der Krieg gegen Finnland als überzeugender Sieg unserer Truppen dargestellt. Und diesen Sieg verdanken wir natürlich Stalin.

Doch Josef Wissarionowitsch selbst schätzte den Kriegsverlauf anders ein. Wie R. Sherwood in seinem Buch «Roosevelt und Hopkins» dokumentiert, äusserte Stalin während der Teheraner Konferenz 1943 vor einem Essen, dass «... die Sowjetarmee im Krieg gegen Finnland mangelhaft organisiert war und sehr schlecht gekämpft hat».

Woroschilow erwähnte nicht, was uns der Krieg gegen Finnland gekostet hat. In diesem Zusammenhang möchte ich einige der Öffentlichkeit wenig bekannte Angaben über die beiderseitigen Verluste anführen:

Personalverluste der kämpfenden Armeen  
vom 30. November 1939 bis 13. März 1940

*Totalverluste (Rote Armee)*

Verlustarten	Kommandeure	Unterführer	Mannschaften	Insgesamt
Gefallen	4346	8480	40696	53522
Vermisst	600	1508	14100	16208
insgesamt	4946	9988	54796	69730

*Verwundete und Personen mit Erfrierungen (Rote Armee)*

Verwundete	11226	22406	130140	163772
Personen mit Erfrierungen	411	928	10725	12064
insgesamt	11637	23334	140865	175836
Gesamtverluste	16573	33322	195661	245566

*Verluste der finnischen Seite*

(nach finnischen Informationen für die französische Seite)

Gefallene	23'000
Verwundete	ca. 6'0000
insgesamt	ca. 83'000

(Zentrales Staatliches Archiv der Sowjetarmee,  
F. 40442, OP. 1, D. 1875, L. 118)

Mitte Mai 1940 zog der neue Volkskommissar für Verteidigung, Marschall der Sowjetunion S. Timoschenko, in seinem (nunmehr zugänglichen) Befehl Nr. 120 eine kritische Bilanz des Krieges auf dem karelo-finnischen Kriegsschauplatz. Er zeigte die Fehler der Teilstreitkräfte und Waffengattungen auf und legte konkrete Aufgaben für ihre Überwindung fest. Der Befehl wurde damals in den Verbänden und Truppenteilen verlesen.

Wir jungen Offiziere hatten in diesem Krieg unsere Feuertaufe erhalten. Wir studierten diesen Befehl und zogen die entsprechenden Schlussfolgerungen. Die Einschätzung des Krieges entsprach der Wahrheit und wirkte alarmierend.

Marschall Timoschenko forderte von den Kommandeuren aller Dienst-

grade und Befehlsebenen, die Einstellung zur politischen und Gefechtsausbildung, vor allem aber zur Gelände- und Nachtausbildung, grundlegend zu ändern. Dieser Befehl galt für die Armee wie auch für die Reserve.

Ich gestatte mir, den Hauptteil dieses Befehls des Volkskommissars für Verteidigung der UdSSR Nr. 120 vom 16. Mai 1940 zu zitieren, der in gewissem Masse auch noch heute aktuell ist:

«Die Erfahrungen des Krieges auf dem Karelo-Finnischen Kriegsschauplatz haben schwere Fehler in der Gefechtsausbildung und Erziehung der Armee deutlich gemacht. Die Truppen waren nicht auf Kampfhandlungen unter komplizierten Bedingungen, z.B. auf den Stellungskrieg, das Durchbrechen befestigter Stellungen sowie Kampfhandlungen bei extremer Kälte und im Wald, vorbereitet. Ein schwerwiegendes Problem war das Zusammenwirken der Waffengattungen im Gefecht, besonders auf den Ebenen Kompanie-Bataillon und Bataillon-Division.

Die Infanterie erwies sich im Nahkampf als unfähig, vor allem bei der Einnahme von Schützengräben. Sie war nicht in der Lage, das Artilleriefeuer für den Angriff zu nutzen. Auch bei der Artillerie und bei den Panzern wurden Mängel in der Gefechtsausbildung offenkundig, besonders was das Zusammenwirken mit der Infanterie anbelangt.

In der Gefechtsausbildung der Fliegerkräfte zeigte sich, dass sie ausserstande waren, im Zusammenwirken mit den Bodentruppen zu handeln, Flüge unter komplizierten Bedingungen durchzuführen und Ziele, insbesondere kleine Ziele, effektiv zu bombardieren.

Die Ausbildung der Kommandeure entsprach nicht den Anforderungen der modernen Kriegsführung. Sie hoben sich nicht aus der Masse der Kämpfer hervor. Die Kommandeure der mittleren und unteren Befehlsebenen genossen kaum Autorität. Das betrifft vor allem Kommandeure der Kompanien, Züge und Abteilungen.

Die höheren und höchsten Kommandeurskader haben das Zusammenwirken der Waffengattungen schlecht organisiert, die Artillerie, die Panzer und besonders die Fliegerkräfte fehlerhaft eingewiesen und die Stäbe ungenügend für die Lösung dieser Aufgaben genutzt. (Hier wirkten sich die Repressalien gegen die Kommandeurskader in den Jahren 1937 und 1938 aus – A. G.).

Die Stäbe entsprachen in ihrer Organisation, in der Auswahl und dem

Einsatz der Kader sowie der materiell-technischen Ausstattung nicht den an sie gestellten Anforderungen. Sie arbeiteten desorganisiert, planlos und ohne Initiative ... Die Nachrichtenmittel, besonders die Funktechnik, wurden nicht richtig eingesetzt.

Die Befehlsstellen waren schlecht organisiert und versahen ihren Dienst mangelhaft, ihre Verlegungen erfolgten schwerfällig. Die Gefechtserfahrungen wurden nicht ausgewertet und genutzt. Die Führung der Truppen erfolgte überstürzt, ohne dass man die Lage studierte und analysierte, auf die mögliche Entwicklung der Ereignisse achtete und sich darauf vorbereitete. Häufig kam es vor, dass dienstgradältere Kommandeure jüngere bevormundeten.

Die Aufklärung war schlecht organisiert und erfüllte ihre Aufgaben unbefriedigend. Die Aufklärungsorgane der Truppenstäbe sowie die Aufklärungsabteilungen der Truppenteile und Verbände waren schlecht ausgebildet.

Diese und viele andere Mängel bei der Vorbereitung der Armee auf den Krieg hatten ihre Ursache in der falschen militärischen Orientierung der Soldaten und Kommandeure, die mit einem leichten Sieg über einen schwachen Gegner rechneten.»

Nachfolgend möchte ich einen Auszug aus dem Befehl des Volkskommissars für Verteidigung über die Hauptaufgaben der Truppenausbildung zitieren:

«Die Erziehung der Truppen hat nach folgenden Grundsätzen zu erfolgen:

Erfolge und Vernichtung des Gegners können unter heutigen Gefechtsbedingungen nur erreicht werden, wenn die Kommandeure und Kämpfer ihre ganze Kraft der genauen und strikten Erfüllung des Fahneneids widmen. Sie müssen sich dessen bewusst sein, dass ein Sieg mit wenig Blutvergiessen nur durch die gemeinsamen Bemühungen aller Waffengattungen sowie den richtigen und umfassenden Einsatz der modernen Technik möglich ist. Die Kommandeure und Kämpfer müssen immer bestrebt sein, den Gegner zu schlagen und alle Schwierigkeiten unter heutigen Gefechtsbedingungen zu meistern.

Bei der Organisation und Durchführung der Gefechtsausbildung der Truppen ist darauf zu achten, dass stets die volle Gefechtsbereitschaft gewährleistet ist.

Die Truppen sind möglichst gefechtsnah auszubilden.

Die taktische Ausbildung hat unter komplizierten Bedingungen zu erfolgen, wobei die Soldaten lernen müssen, Tag und Nacht, bei jedem Wetter zu handeln, über lange Zeit körperliche Belastungen zu ertragen, geschickt im Gelände zu manövrieren und dabei künstliche und natürliche Hindernisse zu überwinden, sich schnell in der Erde zu verschanzen und unverhoffte Angriffe des Gegners abzuwehren.

Alle Waffengattungen müssen ihr Ausbildungsprogramm in vollem Umfang beherrschen.

Jeder Soldat muss schnell und geschickt mit Waffe, Spaten und seiner Spezialausrüstung umgehen können.

Eine Hauptaufgabe bei der Ausbildung der Abteilungen, Einheiten und Verbände besteht darin, sich Fertigkeiten im Zusammenwirken mit anderen Abteilungen und Einheiten sowie auch mit den anderen Waffengattungen, insbesondere mit der Artillerie, den Panzertruppen und den Fliegerkräften, anzueignen.

Die Schiessausbildung der Kämpfer und Kommandeure, vor allem das Schiessen mit leichten Maschinengewehren und den persönlichen Waffen, ist weiter zu verbessern.

Die Truppenkommandeure müssen sich mit den Einsatzmöglichkeiten der Waffengattungen vertraut machen, diese geschickt in die Kampfhandlungen einbeziehen, das Zusammenwirken mit ihnen bei allen Gefechtsarten organisieren und unterstützen.

Die Grundlage der Armee ist die strikte Einhaltung von militärischer Disziplin und Ordnung, die vorbehaltlose und exakte Erfüllung der Befehle und Dienstvorschriften.

Die Kommandeure haben an sich und ihre Untergebenen bei der Ausbildung und im militärischen Leben höhere Anforderungen zu stellen.

Es muss jedem Kämpfer und Kommandeur zur Gewohnheit werden, erteilte Befehle und Weisungen zu wiederholen und sie sofort nach besten Kräften und konsequent zu erfüllen. Die Vorgesetzten und Stäbe müssen es sich im Rahmen der Ausbildung zur Regel machen, die Ausführung aller Befehle zu kontrollieren.

Diesen Befehl haben alle Vorgesetzten, bis einschliesslich Dienststellung Zugführer, zu studieren.

Volkskommissar für Verteidigung der UdSSR Marschall der Sowjetunion S. Timoschenko»

Leider hat uns die Geschichte sehr wenig Zeit gelassen, um diese Erfahrungen richtig zu durchdenken und auszuwerten; und die Rote Armee auf die unsagbar schweren Prüfungen in dem grossen Krieg vorzubereiten, der bereits unmittelbar bevorstand.

## Kapitel 3

# Das Jahr vor dem Grossen Vaterländischen Krieg

Anfang Juni 1940 traf unsere 39. Panzerbrigade im Rayon Sebesch-Opo-tschka, heute Gebiet Pskow, nahe der Grenze zu Lettland ein. Für die Gefechtshandlungen an der sowjetisch-finnischen Front war sie mit dem Leni-norden ausgezeichnet worden.

Kommandeur der Brigade war der bereits genannte D.D. Leljuschenko, Held der Sowjetunion und Brigadekommandeur, was heute dem Dienstgrad eines Generalmajors entspricht. Während des Grossen Vaterländischen Kriegs kommandierte Dmitri Danilowitsch später ein Korps und eine Gardepanzerarmee. Er hat sich in den Kämpfen bei Moskau und Stalingrad und in vielen anderen Schlachten Ruhm erworben, sich als guter Organisator der Gefechte und unerschrockener Mann einen Namen gemacht.

Allerdings konnte er auch sehr barsch und in Gesprächen kurz angebunden sein. Er hatte aber eine gute Eigenschaft: Er war nicht nachtragend, auch wenn sich jemand etwas zuschulden kommen lassen hatte.

Brigadekommissar war Pjotr Alexejewitsch Solowjow, ein sehr beherrscher, besonnener und fürsorglicher Mann, ein Politoffizier, wie man sich ihn vorstellt, kurz gesagt ein Kommissar im besten Sinne des Wortes. Beide ergänzten sich ausgezeichnet.

Nach unserer Ankunft im neuen Stationierungsort wurde ich unverhofft zum Brigadekommandeur gerufen. Wenn man bedenkt, was für ein Rangunterschied zwischen einem Zugführer und einem Brigadekommandeur besteht, lässt sich unschwer erraten, dass ich ziemlich aufgeregt war.

Brigadekommandeur Leljuschenko bat mich, Platz zu nehmen.

«Sie haben dort im Norden nicht schlecht gekämpft. Das Brigadekommando hat für Sie einen neuen Auftrag: Sie werden zum Kommandeur einer Aufklärungsabteilung ernannt. Die Brigade soll bald in den Rayon Riga ver-

legt werden. Doch diese Information ist vorerst nur für Sie bestimmt, Gribkow. Die Aufklärungsabteilung soll die Marschroute erkunden. Ihre Aufgabe besteht darin, die Hauptkräfte der Brigade vor allen Zwischenfällen zu schützen. Unsere Verlegung nach Lettland erfolgt zwar auf der Grundlage von Vereinbarungen zwischen unseren Regierungen, doch passieren kann alles Mögliche.»

Der Brigadekommandeur schwieg eine Weile, blätterte in Papieren auf seinem Tisch und fuhr dann fort:

«Hier handelt es sich um hohe Politik, Leutnant, aber ich sage Ihnen ehrlich, dass uns nicht alle in Lettland mit offenen Armen und Blumen empfangen werden. Der Aufklärungsabteilung werden Ihre Panzereinheit, ein Zug Schützenpanzerwagen, ein Zug MPI-Schützen, zwei Gruppen Pioniere und Regulierer mit sechs Krafträdern angehören. Ich gebe Ihnen fünf Tage, um die Abteilung auf die Aufgabe vorzubereiten. Damit meine ich fünf Tage und fünf Nächte. Haben Sie mich verstanden?»

«Verstanden, Genosse Brigadekommandeur», antwortete ich, obwohl ich das alles noch nicht richtig verarbeiten konnte, so unerwartet kamen für mich diese Information und die hohe Ernennung.

Viele Jahre später, als wir beide Armeegenerale waren, fragte ich Dmitri Danilowitsch:

«Warum war Ihre Wahl damals auf mich gefallen? Sie waren doch weit entfernt vom Karelistischen Meerbusen eingesetzt und konnten mich gar nicht kennen?»

«Persönlich kannte ich Sie nicht», antwortete D.D. Leljuschenko. «Aber gerade Sie wurden mir von der Bataillonsführung empfohlen, Anatoli Iwanowitsch.»

Zu besagter Zeit hatte gerade Major Reck die Bataillonsführung übernommen, Stabschef war Hauptmann Kossow. Doch die Empfehlung hatte der Brigadekommandeur noch von meinem früheren Bataillonskommandeur, der mich aus dem «Winterkrieg» kannte, erhalten.

Fünf Tage später inspizierte Brigadekommandeur Leljuschenko die Aufklärungsabteilung an ihrem Standort in der Nähe von Opotshka.

«Na, Gribkow, dann zeigt mal, was die Leute gelernt haben ...»

Wir zeigten es ihm. Bei der Ausbildung der Abteilung hatten mich Kommandeure und Spezialisten des Brigade- und Bataillons-Stabs tatkräftig un-

terstützt und mir sehr wertvolle Empfehlungen gegeben. Das betraf besonders den neuen Bataillonskommandeur Major Reck, einen Deutschen, der das Kriegshandwerk sehr gut beherrschte. Nach der Neuformierung der Brigade wurde er Chef der Operativabteilung des Stabs der Panzerdivision.

Wir demonstrierten dem Brigadekommandeur Operationen der Aufklärungsabteilung unter Einsatzbedingungen. Dazu gehörte ein Marsch mit vollem Bestand auf Waldwegen, die Abwehr feindlicher Überraschungsangriffe und vieles andere, womit wir bei der Erfüllung des Kampfauftrags konfrontiert werden konnten.

Insgesamt war der Brigadekommandeur mit unserer Ausbildung zufrieden. Er tadelte nur, dass die Pioniere einfach auf den Panzern mitfahren und die MG-Schützen in den Beiwagen der Kräder zu lange brauchten, um Feuerbereitschaft herzustellen.

«Genossen Kämpfer. Während Sie noch an den Maschinengewehren rumhantieren, werden Sie von MPi-Schützen unter Feuer genommen, die plötzlich aus dem Dickicht gekommen sind. Denken Sie daran, dass gezieltes MG-Feuer weitaus effektiver als MPi-Feuer ist. Sie können damit die MPi-Schützen auf Distanz halten und sie vernichten, bevor sie bis auf Schussnähe ihrer Maschinenpistolen herangekommen sind. Darin liegt Ihr Vorteil. Vergessen Sie das nicht.»

Am Abend des 16. Juni 1940 rief der Brigadekommandeur alle Kommandeure zusammen, informierte über die neuesten Nachrichten aus den Ostseerepubliken und erläuterte den mit der lettischen Regierung abgestimmten Beschluss unserer Regierung, zusätzliche Einheiten der Roten Armee nach Lettland zu verlegen.

Der Brigadekommandeur erteilte den Befehl, dass am Morgen des 17. Juni die Brigade wie geplant den Marsch nach Lettland beginnen sollte. Die Aufklärungsabteilung erhielt den Befehl, um 4.00 Uhr im Morgengrauen die sowjetisch-lettische Grenze zu überschreiten.

Wir hatten die konkrete Aufgabe, die Hauptkräfte der Brigade vor Zwischenfällen zu bewahren und dem Brigadekommandeur regelmässig über Funk zu melden, dass die vereinbarten Etappenziele erreicht wurden. Ziel der Verlegung der 39. Panzerbrigade war die lettische Hauptstadt Riga.

Wir wussten, dass sich auf dem Territorium dieses Landes auf der Grundlage des am 5. Oktober 1939 zwischen der UdSSR und Lettland abgeschlos-

senen Vertrages über gegenseitigen Beistand bereits ein kleines Kontingent der Roten Armee befand. Alle diese Einheiten gehörten zum 2. Sonderkorps der Roten Armee, in das unsere Panzerbrigade eingegliedert werden sollte. Die Präsenz der sowjetischen Truppen in Lettland hing damit zusammen, dass sich nach dem Überfall des faschistischen Deutschland auf Polen die unmittelbare Gefahr einer Eroberung der Ostseestaaten durch deutsche Truppen vergrössert hatte.

Die sowjetische Aufklärung meldete damals, dass Hitlerdeutschland in Ostpreussen an den Grenzen zu Litauen Kräfte konzentrierte und Truppen aus Deutschland dorthin verlegte. Man musste kein Spezialist für internationale Politik sein, um den Grund dafür zu erraten.

In dieser Situation hatte die Regierung der UdSSR den Regierungen Litauens, Lettlands und Estlands einen Vertrag über gegenseitigen Beistand angeboten. Die Regierungen dieser Länder wurden von ihren Völkern gezwungen, das Angebot der UdSSR anzunehmen und Verträge über gegenseitigen Beistand zu unterzeichnen. Darin verpflichteten sich die Seiten, sich gegenseitig jegliche Hilfe, einschliesslich militärischer, zu leisten. Es war vorgesehen, auf dem Territorium der Ostseestaaten ein kleines Kontingent unserer Truppen zu stationieren und Militärstützpunkte zu errichten.

Die Rechtslage der auf dem lettischen Territorium (gemäss der Vereinbarung mit der Regierung dieses Landes) dislozierten Einheiten der Roten Armee wurde durch den Befehl Nr. 0163 des Volkskommissars für Verteidigung definiert, in dem es hiess, dass Einheiten der Roten Armee und der Seekriegsflotte der UdSSR auf der Grundlage des sowjetisch-lettischen Vertrags über gegenseitigen Beistand lettisches Territorium betreten und an den vertraglich festgelegten Orten Quartier beziehen werden, dass die Sondertruppen des 2. Schützenkorps sich auf dem Territorium der uns freundschaftlich verbundenen Lettischen Republik als Vorposten der Roten Armee aufhalten werden, um mögliche feindliche Anschläge auf die Sowjetunion und Lettland zu verhindern.

Befehle etwa gleichen Inhalts unter der Nummer 0162 und 0164 ergingen an die Einheiten des 16. und 65. Sonderschützenkorps, die entsprechend auf litauischem und estnischen Territorium disloziert waren.

Sehr wichtig ist, dass diese Geheimbefehle in allen Kompanien, Batterien, Schwadronen, Abteilungen, Staffeln und Stützpunkten auf dem Territorium der Ostseerepubliken verlesen wurden.

Mit Beginn des zweiten Weltkriegs hatte Deutschland die traditionellen Schiffsverbindungen Lettlands, Litauens und Estlands zu Grossbritannien und den Commonwealth-Ländern in der Ostsee unterbrochen, was sich sofort negativ auf die Wirtschaftslage der baltischen Staaten auswirkte. Die Arbeitslosigkeit erhöhte sich schlagartig. In Lettland (ich spreche im weiteren nur von dieser Republik) versuchte die Regierung, der Arbeitslosigkeit Herr zu werden, indem sie als Arbeitsbeschaffungsmassnahme Fabrikarbeiter zur Torfgewinnung einsetzte, was aber die Lage nur noch mehr verschärfte. Eine Regierungskrise reifte heran. Die von Präsident Ulmanis angestrebte diktatorische Macht fand in demokratischen Kreisen keine Unterstützung.

In dieser komplizierten internationalen, sozialen und wirtschaftlichen Situation sowie angesichts der wachsenden Unzufriedenheit der Mehrheit des lettischen Volkes stimmte die Regierung Lettlands dem Beschluss zu, dass ein zusätzliches Kontingent der Roten Armee nach Lettland verlegt werden sollte.

Dies erläuterte Brigadekommandeur D.D. Leljuschenko am Abend des 16. Juni auf der Kommandeursberatung. Wir wurden auch über die Aufgaben der Brigade und die Modalitäten ihrer Ausführung unter den unterschiedlichen Lagebedingungen informiert. Dabei wurde besonderer Nachdruck darauf gelegt, dass wir bei unserem Marsch auf ein Begegnungsgefecht vorbereitet sein müssten.

Die Ausführungen des Brigadekommandeurs machten mir nachdrücklich klar, welche grosse Verantwortung die Aufklärungsabteilung hatte. Ich hielt eine Konfrontation mit den Deutschen für möglich, wenn diese sich plötzlich dazu entschliessen sollten, ihre Truppen in die baltischen Staaten zu entsenden.

Es muss gesagt werden, dass es die offiziellen Machthaber in Lettland keineswegs eilig hatten, die Vertragsfestlegungen durch «innerstaatliche Normativakte», wie es in offiziellen Dokumenten heisst, durchzusetzen. Das Sicherheitsministerium Lettlands gab vielmehr eine Sonderdirektive heraus, die vorsah, dass die Einwohner keine Kontakte zu den sowjetischen Militärangehörigen aufnehmen durften, da das nach Meinung des Ministeriums «unerwünschte Folgen haben könnte». Auch wir hatten durch einen Befehl

des Volkskommissars für Verteidigung sehr strenge Anweisungen für den Umgang mit der Bevölkerung.

Die Einheiten der Roten Armee hatten den Befehl, sich unter keinen Umständen in die inneren Angelegenheiten Lettlands einzumischen. Alle Begegnungen zwischen Einheiten, Abteilungen oder Einzelpersonen und der Bevölkerung waren verboten, kommunistische Propaganda und Agitation untersagt. Dieselben strengen Befehle wurden auch den in Litauen und Estland stationierten Truppenkontingenten erteilt.

Ich möchte jedoch gleich einschränkend sagen, dass diese beiderseitig erlassenen strengen Vorschriften unwirksam waren und sowohl vom lettischen Volk als auch von uns einfach ignoriert wurden. Dazu wurden die Soldaten und Offiziere der Roten Armee durch die Umstände gezwungen. Und selbst das bürokratische Kommandosystem, das für diese Jahre charakteristisch war, konnte nichts dagegen tun.

Meine Aufklärungsabteilung überschritt an einem sehr klaren und stillen Morgen bei geöffnetem Schlagbaum die Grenze. Die lettischen Grenzsoldaten empfingen uns ziemlich freundlich. Sie zeigten uns bereitwillig die Richtung, in die wir marschieren mussten, obwohl wir den Weg nach Riga bereits auf der Karte studiert hatten und auf ihre Hilfe nicht angewiesen waren. Doch wir sahen auch keinen Grund, diese zurückzuweisen.

Neben den Grenzsoldaten standen Männer in paramilitärischen Uniformen, die uns keineswegs freundlich gesinnt schienen. Sie schauten finster auf unsere Panzer und Panzerwagen. Das waren Mitglieder der in Lettland bereits etablierten profaschistischen und nationalistischen Organisation, die dann in die Illegalität ging und während der faschistischen Okkupation Lettlands aktiv mit den Hitlerfaschisten zusammenarbeitete.

Doch die Bevölkerung empfing uns auf dem gesamten Weg sehr freundlich, wirklich «mit offenen Armen und Blumen». Bauern reichten uns während der Marschpausen Krüge mit Milch, Beeren und verschiedene hausgemachte Gerichte. Die älteren Leute sprachen noch ganz gut russisch. Sie lachten uns zu und redeten freundlich auf uns ein. Die Jugend konnte sich nicht so gut auf Russisch verständigen, suchte aber trotzdem während der kurzen Marschpausen das Gespräch mit den Soldaten.

Nach jedem auf der Karte vermerkten Etappenabschnitt machte ich über

Funk dem Brigadestab Meldung, dass ich mich auf der Marschroute nach Riga befand und alles normal und ohne Vorkommnisse ablief. Natürlich wurden alle diese Meldungen verschlüsselt übermittelt.

Die Stimmung der Soldaten und Offiziere war sehr gut, da es nicht zu den befürchteten Diversionsakten und Provokationen gekommen war. Von Rêzekne aus fuhren wir auf einer guten Landstrasse in Richtung Riga. Wir hatten nur noch etwa dreihundert Kilometer vor uns. Doch am Nachmittag, kurz vor Cêsis, erhielt ich den Befehl, anhalten zu lassen und weitere Anweisungen abzuwarten. Wir stellten die Fahrzeuge am Strassenrand ab und stiegen aus, um uns die Beine zu vertreten. Schliesslich waren wir schon über 12 Stunden unterwegs.

Gegen Abend erreichten die Hauptkräfte der Brigade Cêsis. Sie hatte den Befehl erhalten, in der Nähe der Stadt ein Feldlager zu errichten. Warum wir nicht bis nach Riga weiterfahren, wusste ich nicht. Nun begann der alltägliche Armeedienst. Wir setzten die Technik wieder instand und beschäftigten uns mit Gefechtsausbildung. Aus dem Stab des Korps traf ein Inspekteur ein, der überprüfen sollte, wie geschlossen die Panzerzüge im Gefecht Zusammenwirken konnten.

Hierzu muss ich erklären, dass bereits im Rayon Opotschka, als wir uns auf den Marsch nach Lettland vorbereiteten, im Bataillon ein Wettbewerb zwischen den Kompanien und Zügen stattfand. Hierbei ging es um beste Ergebnisse bei der Meisterung und Beherrschung der Technik, der Wartung und Sicherung der ständigen Gefechtsbereitschaft sowie viele andere Normen, die mit dem Stand der Geländeausbildung der Besatzungen im Zusammenhang standen. Unser Zug befand sich im Wettbewerb mit dem dritten Zug der Kompanie unter Führung von Leutnant Wawilow. Der Major aus dem Stab des Korps, der übrigens sein Metier hervorragend verstand, gab bei der Auswertung meinem Zug eine «Eins» und dem dritten Zug eine «Drei». Daran war in gewisser Hinsicht Wawilow selbst schuld, dem alles das abging, was man sich unter einem guten Kommandeur vorstellt. Ich erinnere mich noch an die Worte, die der Major zu Wawilow sagte:

«Genosse Leutnant, ein Zug muss nicht nur ausgebildet, sondern auch richtig präsentiert werden.»

Diese Worte des Majors haben sich mir fest eingepägt.

Das war für mich als Zugführer die letzte Prüfung. Bald darauf wurde ich zum Gehilfen des Stabschefs eines selbständigen Panzerbataillons der Aufklärung (PNSCH-2) ernannt. Ich war zwar nicht besonders glücklich über diese Ernennung, doch sie hatte auch ihre Vorteile. Erstens wechselte ich aus dem Lager in die Stadt über, in der sich der Stab befand. Zusammen mit Leutnant Boris Dshunda bewohnte ich ein Zimmer im ersten Stock eines zweigeschossigen Hauses, das der Brigade von den örtlichen Behörden zur Verfügung gestellt worden war.



Zusammen mit Leutnant Dshunda in Lettland. Aufnahme von 1940.

Im Erdgeschoss war der Speiseraum für die Offiziere eingerichtet, während im ersten Stock, einem früheren «Stundenhotel», die Zimmer der Kommandeure des Bataillons- und Brigadestabs lagen. Es war unschwer zu erkennen, dass sich hier vor unserer Einquartierung ein Bordell befunden hat-

te. Als die Rote Armee in die Stadt einrückte, wurde uns das Haus unter der Bedingung zur Verfügung gestellt, dass nichts entfernt oder verändert werden durfte. So wohnte ich also mit Boris in einem Zimmer, dessen Wände von oben bis unten mit Fotos von halbnackten Schönen tapeziert waren, die in diesem Haus «gearbeitet» hatten.

Der zweite Vorzug bestand darin, dass mir zwei Motorräder mit Beiwagen zur Verfügung standen, so dass ich regelmässig unser Verantwortungsgebiet im Dreieck Cêsis – Smiltene – Valmiera abfahren konnte (was meine Aufgabe war).

Unser Bataillonsstab verfügte über sehr gute Informationen von der allgemeinen Lage in diesem Bereich, besonders was Fragen unserer Sicherheit, das Verhältnis zur Bevölkerung und zu den Einheiten der lettischen Armee betraf. In Cêsis war ein lettisches Artillerieregiment stationiert, mit dessen Offizieren wir bald durchaus gute Kontakte hatten.

Von einem Offizier dieses Regiments erfuhr ich, dass Cêsis bis 1917 Venden hiess. Ich erinnerte mich in diesem Zusammenhang an eine Geschichte aus dem alten Russland, die ich in einem von Oberst Sokolow geliehenen Buch gelesen hatte, als ich noch auf der Offiziersschule war. Im Livländischen Krieg hatten russische Kanoniere während der Belagerung von Venden durch den Livländischen Orden grossen Heldenmut bewiesen. Als Regimente des Ordens, die von Schweden, Polen und Litauern unterstützt wurden, die Festung stürmten und die Kanoniere, die keine persönlichen Waffen hatten, sich nicht mehr verteidigen konnten, erhängten sie sich an ihren auf der Stadtmauer stehenden Kanonen, um sich nicht dem Feind ergeben zu müssen.

Abends lasen mein Zimmernachbar und ich eifrig in einem russisch-lettischen Sprachführer, was uns bald sehr zustatten kommen sollte. Während der Fahrten durch das Verantwortungsgebiet hatte ich Gelegenheit, mit Bauern zu sprechen, die sehr beeindruckt davon waren, dass ich versuchte, mich in ihrer Sprache auszudrücken.

Ich wundere mich heute manchmal, dass Russen, die jahrelang und sogar jahrzehntelang in der Lettischen SSR leben, es einfach nicht fertiggebracht haben, die Landessprache zu erlernen. Eine andere Erklärung ausser notorischer Faulheit kann es dafür nicht geben.

Ich als ehemaliger Kolchosbauer freute mich, als ich sah, mit welcher

Liebe die lettischen Bauern ihren Boden behandelten und bestellten, wie sauber die Gärten und Wälder gehalten wurden. Überall war zu spüren, dass Bauernhände fleissig und unermüdlich diesen nicht sehr fruchtbaren Boden kultiviert hatten. Ich erinnere mich, wie der Besitzer eines Vorwerks, der meinen Fahrer und mich mit frisch gemolkener Milch bewirtete, zu uns sagte:

«Ich habe selbst während des Bürgerkriegs in der Roten Armee gedient, deshalb habe ich hier im Gefängnis gegessen.

Wir sind für die Rote Armee und den Handel mit Russland. Er bringt uns Vorteile. Wir wissen, dass die Rote Armee Lettland vor den Deutschen schützt. Aber nicht alle denken so. Viele, vor allem die Reichen, sind für ein Bündnis mit Deutschland. Auch Präsident Ulmanis ist dafür. Sie wissen wahrscheinlich nicht, dass er einen Ukas erlassen hat, der dem Kriegsminister und unserer politischen Polizei das Recht gibt, jemand ohne Gerichtsurteil erst für ein halbes Jahr und dann wer weiss wie lange ins Gefängnis zu sperren. Ich selbst habe aufgrund dieses Befehls ein Jahr Zwangsarbeit verbüssen müssen, und zwar nur, weil ich früher in der Roten Armee gedient habe...»

So kam es trotz Verbots ständig zu Kontakten mit der Bevölkerung. Eine nicht geringe Rolle spielten dabei auch die Schneider und die Schuhmacher. Nach einiger Zeit begannen unsere jungen Kommandeure, zu denen auch ich gehörte, in massgeschneiderten Uniformen und Stiefeln mit engem Schaft (wie sie in der alten Russischen Armee üblich waren) herumzuspazieren. Sogar Ledermäntel wurden bestellt. Die Kleiderordnung für Panzersoldaten liess dies zu. Alle Uniformstücke wurden von geschickten einheimischen Handwerkern gefertigt.

Die Jugend nahm zueinander freundschaftliche Beziehungen auf, was die «ergrauten» Kommandeure geflissentlich übersahen. Auch ich schwang damals das Tanzbein. Bereits in Charkow, während der Zeit auf der Offizierschule, hatte ich nach einigen misslungenen Versuchen tanzen gelernt. Die Mädchen, denen ich dabei auf die Füße trat, hatten es nicht leicht mit mir gehabt. Bevor wir nun hier zum Tanzen gingen, lernten wir die Sätze in lettischer Sprache auswendig, die wir zur Verständigung mit unseren Altersgenossinnen brauchten.

Doch dann musste ich mich als Gehilfe des Stabschefs des Bataillons in meiner neuen Funktion bewähren. Von der Brigadeführung war beschlossen

worden, eine Kommandostabsübung durchzuführen.

Diese Aufgabe war für mich wirklich Neuland. Nachdem ich noch kurz zuvor als Zugführer eingesetzt war, musste ich nun eine Vorlage zum Thema «Marsch und Begegnungsgefecht eines Panzerbataillons» ausarbeiten. Das war ein schwieriges Thema, doch weder Bataillonskommandeur Reck noch Stabsschef Hauptmann Kossow, die beide zuvor im höheren Stabsdienst tätig waren, liessen sich erweichen.

«An die Arbeit, Gribkow», sagte der Bataillonskommandeur. «Sie haben Gefechtserfahrung und auch hier so manches gelernt. Ausserdem können Sie sich auf die Hilfe von Hauptmann Kossow und mir verlassen. Also fangen Sie an.»

Mit Unterstützung meiner erfahrenen Genossen kam ich mit der Aufgabe ganz gut zurecht, was die Übung und die Auswertung zeigten, die der neue Brigadekommandeur Generalmajor Fjodor Timofejewitsch Remesow vornahm. Im Mai 1940 wurden die Generalsränge in der Sowjetarmee eingeführt, und F.T. Remesow war der erste General, den ich zu Gesicht bekam. D.D. Leljuschenko war zum Korpskommandeur ernannt worden und hatte Lettland verlassen.

In dieser Zeit kam es in Lettland zu bedeutenden Ereignissen. Unter dem Druck der Volksmassen erklärte die Regierung Ulmanis ihren Rücktritt. Am 14. und 15. Juli fanden Sejm-Wahlen statt, bei denen 97,7 Prozent der Wähler für die Kandidaten des Blocks des werktätigen Volkes Lettlands stimmten.

Die Einheiten der Roten Armee verhielten sich während der Wahlen absolut neutral, da es sich um eine rein innere Angelegenheit des lettischen Volkes handelte. Es muss gesagt werden, dass sich auch die Armee des bürgerlichen Lettland (nach den Aussagen der Artilleristen des lettischen Nachbarregiments) nicht in die Politik einmischte. Unsere Beziehungen wurden immer besser. Wir spielten sogar Fussball gegen eine Mannschaft des Artillerieregiments.

Am 21. und 22. Juli 1940 nahmen die verfassungsmässig gewählten Sejms von Lettland und Litauen sowie auch die Reichsduma von Estland Deklarationen über die Proklamierung der Sowjetmacht in diesen Ländern an. Gleichzeitig beschlossen sie, sich dem Staatenbund der Sowjetunion anzuschliessen.

Wie verhielt sich die lettische Bevölkerung nach dem Beitritt zur Sowjetunion?

Ich sagte bereits, dass sich die meisten Einwohner Lettlands in den ersten Monaten der Anwesenheit der Roten Armee uns gegenüber freundlich verhielten und gern mit uns ins Gespräch kamen. Doch seit Anfang August wurden die Beziehungen merklich kühler und häufig sogar feindlich.

Die Ursache bestand darin, dass von unserer Staatsführung eine falsche, nahezu verbrecherische Politik gegenüber den staatlichen Organen, der Führung der lettischen Armee und der besitzenden Klasse insgesamt verfolgt wurde.

Unter dem Vorwand von Verhandlungen wurden viele Repräsentanten nach Moskau gerufen, wo sie dann in die Fänge des gut funktionierenden NKWD gerieten. Menschen aus den neuen Sowjetischen Ostseerepubliken wurden verhaftet und in überfüllte Gefängnisse und Lager gesteckt.

Die Leitungen der zentralen und vieler örtlicher Machtorgane sowie die militärische Führung wurden abgelöst. Es fand eine regelrechte Treibjagd vor den Augen des werktätigen Volkes statt.

Aus Furcht vor Repressalien gingen viele in den Untergrund und in die Wälder und schlossen sich zu Widerstandsgruppen zusammen. Wenn ich mein Dreieck Cēsis – Smiltene – Valmiera inspizieren musste, äusserten sich viele Einwohner, zu denen ich freundschaftliche Kontakte hatte, sehr besorgt über ihr weiteres Schicksal. Ein offenes Gespräch wie früher kam nicht mehr zustande.

Die Angehörigen des lettischen Artillerieregiments brachen den Kontakt zu uns ab. Unsere Beziehungen wurden von Tag zu Tag schlechter. Als dann der Grosse Vaterländische Krieg begann, war es daher nicht verwunderlich, dass beleidigte und gekränkte Letten begannen, hinterrücks auf die Soldaten der Roten Armee zu schiessen. Dieser Widerstand ging bekanntlich auch nach Kriegsende weiter. Die sogenannten Waldbrüder überfielen Mitarbeiter der örtlichen Machtorgane sowie Soldaten und Offiziere, wenn sie allein unterwegs waren. Zur Bekämpfung der «Waldbrüder» bestanden bis in die fünfziger Jahre militärische Sondereinsatzkommandos.

Die damaligen Ereignisse vom August 1940 haben bei vielen Opfern der Repressalien tiefe und bleibende Spuren hinterlassen. Und als dann im Jahre 1991 die Ostseerepubliken nachdrücklich ihre Selbständigkeit forderten,

hatte dies seine Hauptursache in der unbedachten Politik, die von vielen sowjetischen Führern – von Stalin bis heute – ihnen gegenüber verfolgt wurde.

Ich empfinde Hochachtung für das fleissige und gastfreundliche lettische Volk und bin mir sicher, dass die jahrhundertealte Freundschaft zwischen Lettland und Russland trotz der Schwierigkeiten erhalten bleibt, die unsere durch Streitigkeiten und Demagogie einiger Führer entzweiten Völker durchleben.

Im September erhielt die Brigade den Befehl, ihren Standort nach Kaluga zu verlegen. Aus der Brigade wurde die 18. Panzerdivision gebildet, die in das 7. Mechanisierte Korps einging. Ausserdem gehörten zum Korps die Moskauer Proletarskaja-Division und die 14. Panzerdivision in Narofominsk, die von Oberst J. Kreiser bzw. Oberst I. Wassiljew befehligt wurden. Das Korps stand unter dem Kommando von Generalmajor W. Winogradow, Stabschef war Oberst M. Malinin und Chef der Artillerie Oberst W. Kasakow. Sie wurden später namhafte Heerführer.

Mit Oberst Malinin und Oberst Kasakow arbeitete es sich gut zusammen. Leider konnte das vom Kommandeur des Korps nicht gesagt werden. Er benahm sich Untergebenen gegenüber herablassend und hochmütig und hinterliess einen sehr unangenehmen Eindruck. Nicht nur die Offiziere, sondern auch die Rotarmisten mieden ihn. Sie gingen ihm geflissentlich aus dem Weg, um nicht angebrüllt oder mitunter auch beleidigt zu werden. Bei General Winogradow konnte man auf alles gefasst sein.

Mir ist dies deshalb so ausführlich bekannt, weil ich bei unserer Ankunft in Kaluga völlig unerwartet zum Adjutant von Divisionskommandeur General F.T. Remesow ernannt wurde. Anstelle einer Kompanie, von der ich träumte, erhielt ich die Dienststellung eines Adjutanten, die in der Armee nicht besonders geschätzt wurde. Fjodor Timofejewitsch war ein erfahrener Kavallerist, der zu den Panzertruppen übergewechselt war. Er war klein, untersetzt, freundlich und schneidig wie alle Kavalleristen. Der General erzählte gern, wie er im Bürgerkrieg gegen die Weissen gekämpft hatte. Er war Träger des Rotbannerordens und wurde nach dem Krieg mit dem Leninorden ausgezeichnet.

Dieser verdienstvolle Mann vergab sich meiner Meinung nach etwas, als er sich dem selbstherrlichen und hochnäsigen Kommandeur des Korps gegenüber übermässig dienstbeflissen zeigte und ihm zum Munde redete. Winogradow unterbrach oft den Divisionskommandeur barsch, wenn dieser Be-

richt erstattete, und stellte ständig seine Überlegenheit heraus. Ich weiss nicht, ob der Korpskommandeur «ganz oben» einen einflussreichen Gönner hatte, jedenfalls führte er sich den Untergebenen gegenüber auf, als sei er etwas Besseres. Zu Beginn des Grossen Vaterländischen Krieges ist uns der Korpskommandeur dann irgendwie «abhanden gekommen», jedenfalls bin ich ihm während der Kampfhandlungen nicht wieder begegnet.

Mir ist noch bitter in Erinnerung, wie General Remesow den Korpskommandeur einmal in meinem Beisein zum Mittagessen einlud.

«Wenn Sie Hunger haben, dann gehen Sie doch essen», bedankte sich General Winogradow beim Divisionskommandeur für die Einladung. Als ich als zwanzigjähriger Leutnant solche Szenen miterleben musste, fragte ich mich:

«Beide sind doch Generale. Warum bringt ein Korpskommandeur einem Divisionskommandeur so wenig Achtung entgegen?»

Die Antwort fand ich allerdings erst viel später: Wer zu schnell Karriere macht, vergisst oft, woher er gekommen ist und was sich gehört.

Nach dem Krieg las ich einen Brief von General A. Araktschejew, Vorsitzender des Militärrats unter drei Zaren, an den Generalgouverneur von Irkutsk. Dieser «machtvolle Favorit», wie er in unseren Enzyklopädien genannt wird, der dem Gouverneur einen geharnischten Verweis wegen eines Verschuldens erteilte, unterschrieb den Brief wie folgt: «Ich habe die Ehre, der ergebene Diener Eurer Exzellenz zu sein. General Araktschejew.»

Wie schade, dass heute nicht alle «die Ehre haben, Diener zu sein».

Der Dienst am neuen Standort nahm seinen Lauf. Allmählich eignete ich mir die Fertigkeiten eines Adjutanten an. Der Divisionskommandeur machte mich übrigens nicht zum «Laufburschen». Er brachte mir Achtung entgegen, schätzte meine Erfahrungen aus dem sowjetisch-finnischen Krieg, beauftragte mich, taktische Unterlagen und Gruppenübungen vorzubereiten und leitete mich dabei an. Wenn wir zu den Einheiten führen, nahmen wir diese Aufgabenstellungen mit, um sie mit den Kompaniechefs oder Bataillonskommandeuren durchzuarbeiten. Dabei wurde von den Gefechterfahrungen auf der Karelischen Landzunge ausgegangen.

Unschätzbare Unterstützung gaben mir dabei Major Kossow und Major Reck. Unser ehemaliger Bataillonskommandeur war zum Leiter der Operativabteilung des Divisionsstabs ernannt worden und erarbeitete selbst taktisches Material für Übungen mit den Regimentskommandeuren.

Die Einheiten der Division hatten zwei Aufgaben zu lösen: Möglichst schnell die Neuaufstellung abzuschliessen, ohne die Gefechtsausbildung zu unterbrechen, und eine Ausbildungsbasis für Übungen unter Einsatzbedingungen zu schaffen. Bis zum Frühjahr nächsten Jahres, also 1941, sollte die Division laut Befehl an der Oka ein Sommerlager errichten und alles für den Beginn der Sommerausbildung im Lager vorbereiten. Auf die Ausbildung in Lagern wurde zur damaligen Zeit sehr viel Wert gelegt.

Eine entscheidende Rolle beim Aufbau der Panzerdivision als neue schlagkräftige Kampf Einheit spielte die Tatsache, dass ihr Rückgrat von Kommandeuren gebildet wurde, die am sowjetisch-finnischen Krieg teilgenommen hatten. Sofort nach Beendigung des Krieges wurden einige mittlere und höhere Kommandeure, die aus der Reserve eingezogen worden waren, wieder entlassen. Auch Soldaten und untere Dienstgrade wurden in die Reserve versetzt. Noch bevor die Brigade zur Division umstrukturiert wurde, waren viele junge Offiziere, darunter auch von Offiziersschulen, zu uns versetzt worden, so dass es verständlicherweise den Kommandeuren aller Ebenen viel Mühe kostete, ein gleiches Niveau der Gefechtsausbildung der Kompanien und Bataillone zu erreichen.

Da sich die Einheiten der Division weit von der Grenze entfernt befanden, wurde solchen Übungen grosse Aufmerksamkeit geschenkt, bei denen Märsche in Richtung Grenze sowohl mit eigener Kraft als auch kombiniert (wobei ein Teil der Technik auf die Bahn verladen wird) im Zentrum standen.

Wir alle – Kommandeure und Soldaten – wussten oder ahnten zumindest, dass das nicht ohne Grund geschah. Die Zeitungen, der Rundfunk und die Propagandisten sprachen zwar von der wachsenden Freundschaft zwischen der UdSSR und Deutschland, doch wir schenkten dem keinen Glauben. Mir ging es jedenfalls so. Aber keiner wagte, darüber zu sprechen. Man konnte leicht Unannehmlichkeiten bekommen.

Im Herbst 1940 bewegten mich neben den vielen dienstlichen auch noch private Angelegenheiten – ich war verliebt. Seit der Begegnung mit Lida in Karelien war nun schon ein halbes Jahr vergangen, doch ich hatte noch immer keine Nachricht von ihr. Ich selbst konnte ihr nicht schreiben, weil ich ihre Adresse nicht hatte.

In Kaluga war mir ein winziges (etwa sechs Quadratmeter grosses) Zimmer in einem ehemaligen Kindergarten zugewiesen worden. Korridor, Küche und noch vieles andere wurden gemeinsam genutzt. Im gleichen Haus, unter etwa gleichen Bedingungen, wohnte die gesamte Führung der Division mit Familie. Dazu gehörte auch Oberst W. Brjuchow, Kommandeur des Artillerieregiments, dessen Frau mir praktische Ratschläge für mein künftiges Familienleben gab.

Im November erhielt ich unverhofft einen Brief von Lida aus Archangelsk, den ich mit wenigen Worten beantwortete:

«Meine liebe Frau, ich erwarte Dich.»

Mit diesem kurzen Telegramm brachte ich meine Gefühle, meine Absichten und meinen Wunsch zum Ausdruck, sie möglichst bald zu sehen. Was würde Lida antworten? Sie antwortete sofort, ebenfalls telegraphisch und genauso kurz:

«Eintreffen Kaluga. Hole mich ab.»

Meine grenzenlose Freude schlug rasch in Besorgnis um: Lida kommt, will meine Frau werden, und ich hause hier spartanisch wie ein Einsiedler! Meine Einrichtung bestand aus einem Soldatenbett mit Strohmattmatratze, einem kleinen Kopfkissen, zwei Bettlaken und einer Armeedecke.

In den verbleibenden Tagen musste ich mir schnell Hausrat besorgen. Mit einer reichen Aussteuer der Braut war nicht zu rechnen. Die Frau des Regimentskommandeurs Brjuchow kam mir zu Hilfe und stellte eine Liste der Grundausrüstung zusammen: Zwei bis drei Kochtöpfe, Teller, Besteck und unbedingt einen Teekessel. Alles das besorgte ich mir umgehend, sogar ein Tischtuch kaufte ich. Bisher hatte ich den Tisch immer nur mit Zeitungen bedeckt.

Der Ankestag von Lida war trübe und verregnet, doch für mich war es der glücklichste Tag meines Lebens. Der Divisionskommandeur hatte darauf bestanden, dass ich meine Braut mit dem Wagen abholte. Taxis gab es damals in Kaluga noch nicht.

Unser Fahrer Wassja Kuprijenko hatte erfahren, welche feierliche Mission er zu erfüllen hatte. Deshalb hatte er sich einen neuen Mantel und eine

neue Mütze ausgeborgt, so dass er festlicher als ich aussah.

Auf dem Weg zum Bahnhof war ich besorgt, ob ich meine Braut wohl gleich erkennen würde. Schliesslich hatten wir uns nur zweimal gesehen. Hoffentlich ging sie in dem Gewimmel der Fahrgäste nicht verloren.

Doch alles verlief gut. Als der Zug einfuhr und sich die Passagiere zu den Ausgängen drängten, sah ich Lida sofort. Sie trug eine schwarze Baskenmütze, wie es damals Mode war, und einen knielangen Pelzmantel. In der Hand hielt sie einen Koffer und ein Bündel. Sie suchte mich ebenfalls unter den vielen Militärs und fand mich nicht gleich. Wie damals in Alakurtti trafen sich dann unsere Blicke. Schnell eilte ich auf meine Auserwählte zu. Lida stellte ihren Koffer ab, wir küssten uns vor allen Leuten wie Mann und Frau. Ich machte ihr auch schon den ersten Vorwurf: «Warum hast du nicht die Nummer des Wagens angegeben?»

«Denkst du vielleicht, dass es eine Direktverbindung von Archangelsk nach Kaluga gibt?»

Als ich merkte, wie dumm meine Frage war, da Lidaja in Moskau umsteigen musste, wurde ich unwillkürlich rot. Doch Lida beruhigte mich:

«Am Fahrkartenschalter in Moskau stand eine Riesenschlange, ich bekam meine Karte erst zehn Minuten vor der Abfahrt des Zuges. Deshalb konnte ich nicht noch einmal telegraphieren ...»

Im Wagen erzählte sie mir dann, wie schwierig es war, von Archangelsk nach Kaluga zu gelangen, und wie sie mich überhaupt gefunden hatte.

Der Leser weiss ja bereits, dass ich Lida die Adresse meiner Eltern gegeben hatte. Gleich nach der Ankunft in Archangelsk bat sie meinen Vater telegraphisch, ihr meine neue Adresse mitzuteilen. Dieser aber war der Meinung, dass sich irgendein Mädchen seinen Anatoli angeln wollte und hielt es für besser, die Anschrift nicht mitzuteilen. Auch mir schrieb er nicht, dass er ein Telegramm von einer gewissen Lida erhalten hatte. Allerdings bewahrte er es bis zu unserer Ankunft in Duchowoje auf.

Erst später, als ich bereits in Lettland war, erfuhr sie über eine Freundin, die einen meiner Kameraden geheiratet hatte, meine Feldpostnummer und schrieb mir.

Nachdem mein Telegramm eingetroffen war, in dem ich sie kategorisch

meine Frau genannt und aufgefordert hatte, zu mir zu kommen, beriet sich Lida mit ihren Freundinnen. Diese meinten einstimmig:

«Fahre zu ihm, wir haben ihn gesehen und kennen ihn. Der Leutnant ist zuverlässig.»

Auf dem Standesamt liessen wir uns bald darauf trauen. Unser Familienleben begann in einem dürftigen kleinen Zimmer mit kahlen Wänden und rissigen Dielen. Doch wir waren unendlich glücklich.

Meine Frau war keine grosse Köchin, was sie sehr ärgerte. Als ich einmal vom Dienst kam, fand ich meine bessere Hälfte in Tränen aufgelöst.

«Was ist denn passiert?»

«Mir sind die Fladen angebrannt, hart wie Stein sind sie geworden ...»

«Und wo sind sie jetzt?»

«Ich habe sie den Hunden gegeben.»

«Haben sie die Fladen gefressen?»

«Natürlich.»

«Na bitte, dann sind sie doch nicht umgekommen. Lass uns in die Kantine gehen.»

Doch auch meine Lidija Dmitrijewna lernte schliesslich kochen, was sie seit reichlich fünfzig Jahren unter Beweis stellt.

Wir feierten unsere Hochzeit in ganz kleinem Kreis. Ich wusste, dass ich bald den ersten Urlaub erhalten würde und wollte mit meiner Frau zu den Eltern fahren.

Lida gefiel es in Kaluga. An den Winterabenden gingen wir manchmal am Ufer der zugefrorenen Oka oder in den Auenwäldern spazieren. Ich schilderte Lida, was es für Sehenswürdigkeiten in der Stadt gab, wie schön es hier im Sommer war und welche herrlichen Badestrände uns erwarteten. Wir sprachen über uns, unsere Verwandten und Freunde, lernten uns also erst richtig kennen, nachdem wir schon Mann und Frau waren.

Unsere Hochzeit löste eine ganze Serie von Eheschliessungen aus. Meine Kameraden heirateten allerdings Mädchen aus Kaluga. Es wurde lustig und grosszügig gefeiert. Wir waren damals keine armen Schlucker. Während des Krieges im Hohen Norden und der Stationierung in Lettland hatten wir einiges gespart und uns sogar richtig eingekleidet. Durch unsere neuen, von

Schneidermeistern gefertigten Uniformen hoben wir uns vorteilhaft von den Offizieren ab, die in anderen Einheiten gedient hatten und nun als personelle Auffüllung in die im Aufbau befindliche Division kamen.

Ende 1940 gewährte mir der Divisionskommandeur Urlaub. Ich fuhr mit Lida nach Duchowoje, nachdem ich zuvor meine Eltern telegraphisch über unsere Ankunft informiert hatte. Bis zum Bahnhof Liski fuhren wir mit dem Zug. Von dort aus ging es mit dem Schlitten über den bei starkem Frost zugefrorenen Don. Maxim, der Mann meiner ältesten Schwester Frossa, holte uns vom Bahnhof mit einem Bauernschlitten des Kolchos ab. Wir wickelten uns in einen langen Pelzmantel ein, den mir mein vorsorglicher Tjatja mitgegeben hatte (auf dem Land sagen wir Tjatja zu unserem Vater, nicht Papa wie in der Stadt), und erfreuten uns an der einmaligen Winterlandschaft.

Ich erzählte Lida eine Episode, in der Maxim eine Rolle spielte. Als ich in der vierten Klasse war, wurde in unserer Schule eine Laienspielgruppe gebildet. Unter Anleitung einer Lehrerin spielten wir kleine Stücke. Manchmal waren sie aus dem Alltagsleben unseres Dorfs gegriffen, was besonders ankam.

Maxim trank gern etwas, manchmal auch etwas zu viel. Dann ging er in der Regel nicht zur Arbeit, lungerte zu Hause herum und bereitete meiner Schwester Kummer.

Wir studierten ein kleines Stück ein, in dem ich Maxim spielen sollte. Ich nahm mir seinen Halbpelz, seine Pelzmütze und seine Filzstiefel, malte mich etwas an und trat in dieser Aufmachung im Klubhaus (der früheren Kirche) auf. Es hatten sich viele Zuschauer eingefunden, und als ich den betrunkenen Maxim spielte, wussten alle sofort, wer gemeint war. Maxim sprang auf und schrie in den Raum:

«Anatoli, gib mir sofort meine Sachen zurück!»

Alle im Raum lachten, aber wir spielten weiter, als sei nichts geschehen

...

Maxim hatte zugehört und lachte ebenfalls von ganzem Herzen, in Erinnerung an diese Begebenheit.

In Duchowoje hatte sich unsere Ankunft bereits herumgesprochen. Wir wurden nicht nur von unseren Verwandten und Bekannten, sondern auch von Neugierigen, hauptsächlich Vertreterinnen des schönen Geschlechts, begrüßt. Wie meine Mutter später erzählte, wurde viel über meine Heirat gesprochen. Besonders die Frauen hatten geklatscht und sich den Kopf über

meine Frau zerbrochen, was sie wohl anhatte, ob sie hübsch war und dergleichen mehr.

Das schlechte Gewissen in Person aber war mein Vater, der mir nichts von Lidas Telegramm geschrieben hatte.

«Töchterchen, verzeih mir altem Dummkopf. Ich wollte von dir nichts wissen, und dabei bist du so ein Prachtmädchen. Und dir, Söhnchen, vielen Dank, dass du Mutter und mir so eine gute Frau ins Haus gebracht hast», entschuldigte sich mein Vater.

Er bestand nachdrücklich darauf, dass die Hochzeit unter dem Dach der Eltern richtig gefeiert werden musste. Die Heirat in Kaluga wollte mein Vater nicht anerkennen. Bald lief die Vorbereitung zu diesem Ereignis auf vollen Touren. Es wurden viele Gäste erwartet – die Verwandten, die Kolchosleitung, die Lehrer und meine Schulkameraden. Ich hatte genügend Geld bei mir (etwa zehntausend Rubel, was zur damaligen Zeit sehr viel war), um dem Ansturm in Ruhe entgegenzusehen. Die Weinregale in der Verkaufsstelle des Nachbardorfs Maslowka lichteten sich beachtlich.

Meiner Frau und mir wurde die Mitwirkung an den Hochzeitsvorbereitungen streng untersagt. So waren wir uns selbst überlassen. Wir schlenderten durch das Dorf und gingen am Don spazieren. Lida kam aus der Stadt, der bäuerliche Alltag interessierte sie daher sehr.

Ich erinnere mich noch, wie ich ihr das Gehöft zeigte und wir den Hof, die Scheune, die Getreidedarre, den Getreide- und den Mehlspeicher und die früheren Ställe für das Pferd, die Ochsen und die Kuh besichtigten. Ich erzählte meiner Frau, wie ich meinem Vater schon im Alter von sechs Jahren auf dem Feld geholfen hatte und wie wir Kinder an die Arbeit herangeführt wurden. Mein Vater setzte mich aufs Pferd, mit der einen Hand hielt ich mich an der Mähne fest und mit der anderen hielt ich die Zügel beim Eggen. Meine älteren Brüder hatten die Ochsen vor den Pflug gespannt und pflügten. Im Sommer und Winter gab es für alle reichlich zu tun. Mein Vater hinkte, in jungen Jahren hatte er sich als Tagelöhner verdingt und war vom Pferd gefallen. Der gebrochene Fuss war schlecht verheilt, dadurch war er etwas gehbehindert.

«Und wie sieht Zaumzeug aus?» fragte Lida.

«In der Scheune zeige ich dir ein altes Pferdegeschirr. Es hängt dort noch immer an der Wand.»

Ich erklärte ihr das alte Kummet, das Geschirr und die Pferdeleinen, die noch immer am Haken hingen.

«Was Zügel sind, weiss ich, damit werden Pferde gelenkt.»

«Richtig, aber nicht nur das...»

«Was denn noch?»

«Damit, meine liebe Lida, werden auch widerspenstige Frauen erzogen.»

Wir lachten von ganzem Herzen. Wir stapften durch den hohen Schnee, den es vom Don heraufgeweht hatte, und kämpften uns am Ufer des Flusses entlang, wo Eislöcher für die Wasserentnahme geschlagen worden waren. Ich zeigte ihr die Schule im ehemaligen Gutshaus, wo in einem Raum gleichzeitig zwei Klassen von einer Lehrerin unterrichtet wurden. Sehr viele Erinnerungen gingen mir in diesen glücklichen Wintertagen durch den Kopf.

Als ich schon etwas älter war, spannte ich nach getaner Arbeit das Pferd aus und ritt mit ihm zum Don. Die von der Feldarbeit müde Stute schien wie verwandelt. Als sie merkte, dass ein Bad im Fluss bevorstand, war alle Müdigkeit verschwunden. Auch für mich war es ein grosses Vergnügen, mit diesem klugen Tier zu baden. Ich ritt durch das klare Wasser (der Don war damals noch sauber wie Quellwasser), bürstete dem Pferd das Fell, woraufhin es freudig wieherte und mir seine feuchten weichen Lippen entgegenstreckte. Es wusste, dass ich noch etwas Besonderes bereithielt. Für solche Anlässe hatte ich in meiner Hosentasche einen mit Salz bestreuten Brotkanten aufbewahrt – einen wahren Leckerbissen für Pferde.

Als bei uns die Kollektivierung und die Gründung des Kolchos «Roter Genossenschaftler» vorangetrieben und die Ochsen und Pferde auf den gemeinsamen Hof getrieben wurden, heulte und jammerte das ganze Dorf. Ich wollte nicht mit ansehen, wie man unser Vieh abholte, deshalb versteckte ich mich weinend hinter der Scheune, bis meine Mutter mich holte.

Der Vorsitzende wusste nicht, was mit dem Vieh und dem anderen kollektivierten Eigentum, das zu uns aus dem Nachbardorf gebracht worden war, geschehen sollte. Die Männer liefen betrunken durch das Dorf und die Frauen heulten. Es kam das Gerücht auf, dass auch die Familien zusammengelegt würden und alle unter einer Decke zu schlafen hätten. Die Männer machten sich darüber lustig, dass die Frauen nun Gemeineigentum werden sollten. Daraufhin verboten einige Frauen, die diesen Gerüchten Glauben

schenkten, ihren Männern kategorisch, in den Kolchos einzutreten. Sie drohten sogar mit Scheidung.

Mit der Zeit regelte sich natürlich alles und es trat eine gewisse Ordnung ein. Nach der Antwort Stalins an die «Genossen Kolchosbauern» (darin war von Überspitzungen bei der Kollektivierung die Rede) wurde auch unser Vieh – das Pferd und die Ochsen – wieder auf den Hof zurückgebracht. Doch dieser erste Versuch, die Einzelwirtschaften abzuschaffen und sie gewaltsam zu Kollektivwirtschaften zusammenzuschliessen, zeigte der Landbevölkerung, dass davon nicht viel Gutes zu erwarten war.

Die Jugend drängte in die Stadt, «in die Produktion», wie es damals hiess. Diese Landflucht machte auch vor unserer Familie nicht halt. Fünf meiner zehn Geschwister (Pjotr, Georgi, Semjon, Nikolai und Antonida) gingen im Frühjahr 1930, als ich noch die vierte Klasse besuchte, nach Rostow am Don, Woronesh und Liski. Zu Hause waren nur noch die Jüngsten – Michail, ich (nach ihm als Zweitältester), meine kleine Schwester Polina und der kleine Wassiljok. Meine älteste Schwester Frossja lebte mit ihrem Mann Maxim gesondert mit ihrer eigenen Familie.

So hatte sich unsere grosse Familie getrennt.

Im Sommer 1930 wurde bei uns erneut ein Kolchos gegründet, nun aber auf freiwilliger Basis. Diesmal kam kein Bevollmächtigter in Lederjacke mit Revolver und Milizionären, um uns zu «agitieren». Ich arbeitete zusammen mit meinem Vater im Kolchos, eggte, pflegte die Pferde, half dem Imker und holte im Winter die Post aus dem Nachbardorf. Dafür wurde mir eine halbe Arbeitseinheit angerechnet. Allerdings wurden die Arbeitseinheiten damals nicht ausgezahlt, sondern nur gutgeschrieben. Meine Arbeit wurde mit dem halben Satz bewertet.

Doch zurück zur Hochzeitsfeier, die nach Meinung aller Verwandten wirklich gelungen war. Im Dorf hiess es, dass die Wassenkos (so wurden wir im Dorf genannt) nicht gegeizt hatten. Alle, nicht nur die Verwandten, sondern auch die Kolchosleitung und meine ehemaligen Lehrer in der Dorfschule, stimmten darin überein, dass Lida und ich sehr gut zusammenpassten.

Fröhlich feierten wir in der Silvesternacht 1940/41 unsere Hochzeit und den Jahreswechsel. Keiner konnte ahnen, wie folgenschwer das neue Jahr für alle Hochzeitsgäste werden sollte.

Wir verbrachten bei meinen Eltern zwanzig Tage. Meine Kartentasche,

in der ich das Geld aufbewahrte, war merklich dünner geworden. Als ich das Geld meinem Vater am Ankunftstag zeigte, war er sehr beeindruckt. Er konnte ja nicht wissen, dass das mein Ersparnis aus dem Winterkrieg, den Feldlagern und der Zeit in Lettland war, wo wir durch den Umtausch von Rubel in lettische Währung gut wegkamen.

Nach diesem sehr schönen Urlaub fuhren wir nach Kaluga zurück. Dort wartete eine Überraschung auf uns: Die Divisionsleitung hatte uns ein neues Zimmer zugewiesen. Nun nannten wir ganze elf Quadratmeter unser eigen.

Nach und nach erhielt alles seine Ordnung. Wir kauften uns einige Möbelstücke und Geschirr. Lidas Kochkünste verbesserten sich zunehmend. Wir lebten in grosser Eintracht. Wenn wir in die Stadt gingen oder zu Kameraden eingeladen waren, fanden alle, dass wir ein ideales Paar waren. Wir merkten das natürlich auch und waren sehr glücklich darüber.

In der Division ging alles seinen normalen Gang. Die neuformierten Einheiten trainierten das Zusammenwirken im Gefecht, Kasernen und Fahrzeugparks wurden eingerichtet, der Personalbestand und der technische Bereich wurden ergänzt.

Wie in der gesamten Roten Armee wurde auch in unserer Panzerdivision das damals populäre Lied «Wenn morgen der Krieg ausbricht» gesungen. Doch viele von uns, dessen bin ich mir sicher, glaubten nicht daran, dass schon morgen der Krieg ausbrechen konnte. Wir wähten ihn noch in weiter Zukunft.

Ich wusste, dass zu dieser Zeit im Divisionsstab keinerlei alarmierende Befehle oder Weisungen eingingen, die auf die Erklärung des Ausnahmezustandes hätten hindeuten können. Doch eine gewisse beunruhigende Vorahnung hatte uns, die jüngeren Offiziere in den Zügen und Kompanien, befehlen.

Wie die Kommandeure auf die Ereignisse im Frühjahr 1941 reagierten, zeigt meiner Meinung nach folgendes Beispiel. Der Divisionskommandeur beauftragte mich, zu prüfen, wie die Vorbereitungen in den Sommerlagern auf die Ankunft des Nachschubs aus anderen Einheiten vorankamen.

Fast den ganzen Tag war ich durch das Lager gelaufen und hatte mir alles aufgeschrieben, was für den Divisionskommandeur von Interesse sein konnte. Nach dem Mittagessen war ich auf eine Waldparzelle gestossen, wo

Rotarmisten Bäume fällten, um die Fläche für das Sommerlager zu erweitern. Schon vor der Revolution befand sich hier das Sommerlager eines Kavallerieregiments, doch für eine Panzerdivision war die Fläche zu klein.

Die Arbeiten leitete ein mir unbekannter Oberleutnant mit sonnengebräuntem Gesicht. Auf seiner verwaschenen Uniformbluse sah ich den Rotbannerorden. Er sass auf einem frisch gefällten Baum und rauchte, wobei er seinen kurz geschorenen Kopf tief gesenkt hielt. Ich stellte mich vor und sagte ihm, warum ich gekommen war. Der Oberleutnant – es war der Kompaniechef dieses Holzfällertrupps – setzte seine Uniformmütze auf und hielt mir eine angerissene Schachtel «Belomor» hin.

«Rauchen Sie, Leutnant, und setzen Sie sich zu mir. Dann redet es sich leichter.»

Ich nahm dankend die angebotene Zigarette und setzte mich neben ihn.

«Wir mühen uns hier ab, zerstören den Wald und erweitern das Lager. Warum eigentlich? Ist das denn überhaupt notwendig?»

«Aber Sie wissen doch ...»

«Ich weiss, ich weiss. Aber welchen Sinn hat es denn? Am Chassansee war es genauso. Wir fingen gerade an, den Panzerpark zu bauen, da kam der Marschbefehl. Wir liessen alles stehen und liegen und fuhren los.»

Er kniff die Augen zusammen und fragte mich mit einem Lächeln:

«Sind Sie denn anderer Meinung?»

«Ich sehe es etwas anders. Auf jeden Fall habe ich im Divisionsstab nichts dergleichen gehört.»

«Ach, darüber wird erst immer gesprochen, wenn es zu spät ist.»

Er warf seine Kippe weg und trat sie sorgfältig mit dem Absatz aus. Dann stand er auf, zog seine Uniformbluse zurecht und richtete sein Koppel.

«Sehen wir uns an, was meine Panzersoldaten inzwischen geschafft haben ...»

Auf dem Weg zum Stab dachte ich über die Worte des Kompaniechefs mit dem sonnengebräunten Gesicht nach. Er schenkte all dem keinen Glauben, was die Zeitungen schrieben und die Regierung in Moskau sagte. Mit seiner Meinung war er nicht allein, viele dachten so wie er. Auch mir kamen solche Gedanken, doch wie alle anderen hielt ich den Mund. Ich wollte ein-

fach nicht zur Kenntnis nehmen, dass die Kriegsvorbereitungen Hitlerdeutschlands gegen unser Land bereits auf vollen Touren liefen.

Eine Ausnahme bildeten wohl meine Gespräche mit Leutnant A. Schowkolowitsch, mit dem ich im «Winterkrieg» im gleichen Regiment gekämpft hatte. Er diente im Aufklärungsstab der Division, und ich hatte als Adjutant des Divisionskommandeurs oft mit ihm zu tun. Hinter der festverschlossenen Tür seines Arbeitszimmers betrachteten wir lange die Karte, auf der die Lage eingezeichnet war. Ich denke, dass die Stäbe aller Divisionen der Roten Armee in dieser Zeit die gleichen Informationen erhalten haben.

Wir sahen, wie die Kräfte des faschistischen Deutschland an unserer Westgrenze ständig verstärkt wurden. Es zeichneten sich bereits gegnerische Gruppierungen ab, die auf den Karten mit den Nummern der Panzer-, der motorisierten und der Infanteriedivisionen vermerkt waren. Uns beiden Leutnants war hieraus ersichtlich, dass es bald, sehr bald sogar, Krieg geben würde, und wir wunderten uns gleichzeitig über die frappierende Gelassenheit unserer Regierung, die in verschiedenen Noten und Erklärungen zum Ausdruck kam. Auch die Korps- und Divisionsführung gab sich völlig ruhig. Ich nehme aber an, dass sie es meisterhaft verstanden hat, ihre Besorgnis vor den Untergebenen zu verbergen.

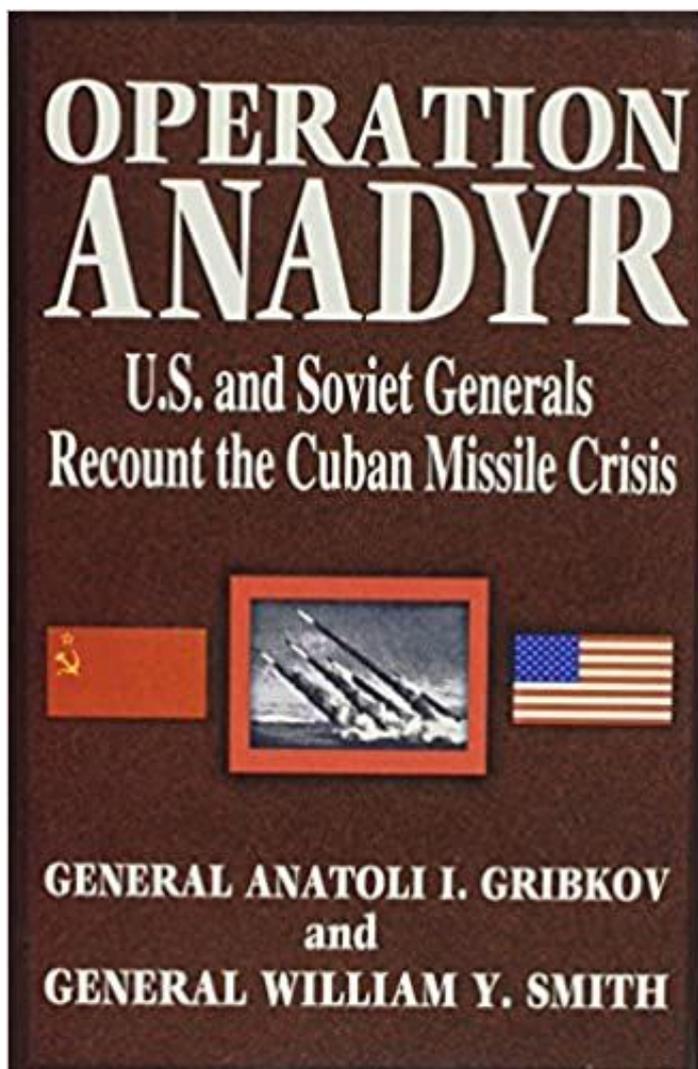
Als die warmen Frühlingstage einsetzten, wurde der grösste Teil der Division in die Sommerlager an der Oka verlegt. Dort gab es noch viel zu tun. Bis zum Beginn der Sommerausbildung musste die Vorbereitung der materiellen Basis abgeschlossen werden.

Bis Juni herrschte im Lager militärischer Alltag. Die Offiziere zogen mit ihren Familien ins Lager und wohnten in einfachen Holzhäusern. Die anstrengende Gefechtsausbildung im Sommerlager begann. Der Volkskommissar für Verteidigung, Marschall der Sowjetunion S. K. Timoschenko, forderte, die Mängel zu beseitigen, die sich im finnischen Krieg gezeigt hatten. Seine Forderungen waren hart, aber gerecht, besonders was Disziplin und Befehlsausführung betraf.

Die Kommandeure und Politoffiziere waren sich der grossen Verantwortung für die Vorbereitung der Truppen auf den grossen Krieg bewusst, doch sie wagten es nicht, laut auszusprechen, dass dieser Krieg unmittelbar bevorstand.

Meine beiden Versuche, in eine Panzerkompanie zu kommen oder zu-

mindest in den Bataillonsstab zurückzukehren, waren erfolglos. Offensichtlich war der Divisionskommandeur mit mir zufrieden.



## Kapitel 4

# In schwerer Zeit

Am 22. Juni 1941, einem Sonntag, sollten die Lager feierlich eröffnet werden. Auf dem Programm standen Sportwettkämpfe, Auftritte von Laienkünstlern und Blasorchestern sowie geselliges Beisammensein.

Mittags um 12.00 Uhr kam plötzlich über Rundfunk die Meldung: Krieg! Der Krieg, von dem wir in Offizierskreisen vertraulich und nur flüsternd gesprochen hatten, war ausgebrochen.

Wir empfanden keinerlei Panik. Es herrschte die Meinung, dass der Krieg nur kurze Zeit dauern werde, wir die Faschisten schnell auf ihrem Territorium schlagen und zurückkehren würden. Die Moral war hoch, denn das Rückgrat der Division bildeten Offiziere, die bereits den finnischen Krieg mitgemacht hatten. Sie wussten, was Krieg bedeutet, und vertrauten zuversichtlich auf die eigene Kraft. Am selben Tag setzte sich unsere 18. Panzerdivision in Richtung Minsk in Marsch. Die Panzerregimenter und die Artillerieregimenter wurden mit der Bahn transportiert. Das Mot. Schützenregiment und die Divisionseinheiten marschierten aus eigener Kraft. Irgendwo bei Smolensk wurden wir das erste Mal vom Gegner bombardiert.

Das Korps war der Westfront zugeteilt, an der eine sehr komplizierte Situation herrschte. Wir mussten die Panzer im freien Gelände ohne Entlade rampe mit Hilfe von Eisenbahnschwellen und Balken entladen. Manchmal drehten sich die Panzer einfach nur quer zur Fahrtrichtung und «sprangen» vom Transportwaggon.

Später erfuhren wir, dass die Stossgruppierungen des Gegners Ende Juni ihre Flanken östlich von Belostok und im Raum Minsk geschlossen hatten. Die Einheiten der Roten Armee zogen sich hinter die Beresina und den Dnepr zurück.

In dieser Situation fasste das Oberkommando den Beschluss, eine neue

Truppenstaffel entlang der Westlichen Dwina und des Dnepr zu entfalten, um das weitere Vordringen des Gegners zu verhindern und günstigere Bedingungen für die Truppen zu schaffen, die sich hinter die Beresina und den Dnepr zurückzogen.

Doch dazu musste erst einmal der Vormarsch der Deutschen gestoppt oder zumindest verlangsamt werden. Mit diesem Ziel schickte die Führung der Westfront drei Reservekorps an die Beresina, die den Gegner, wenn auch nur für kurze Zeit, aufhielten. Vom 6. bis 9. Juli griffen das herangeführte 5. und unser 7. Mechanisiertes Korps den Gegner bei Witebsk, Lepel und Orscha an.

Doch ein wirkungsvoller Gegenschlag gelang nicht, weil die Führung nicht richtig darüber informiert war, wo der Gegner stand und wie stark er war. Wir handelten aufs Geradewohl, konnten aber doch den Vormarsch der Voraustruppenteile der Deutschen verzögern, da sie schwere Verluste, besonders an Panzern, erlitten. Das 7. Mechanisierte Korps kämpfte zwischen Witebsk und Orscha an einer Front von nahezu 80 Kilometern, ohne dass taktische Verbindung zwischen den Divisionen bestand.

Die 14. Panzerdivision wurde in das Gebiet Witebsk verlegt, und die 1. Mot. Schützendivision marschierte auf der alten Smolensker Strasse in Richtung Minsk. Hinter Orscha kämpfte sie gegen überlegene deutsche Kräfte und konnte diese einige Zeit aufhalten. Ihr Kommandeur Jakow Grigorjewitsch Kreiser wurde Generalmajor und Held der Sowjetunion.

Unsere 18. Panzerdivision stiess auf dem Weg zur Front zwischen Witebsk und Orscha im Raum Senno auf den Gegner. Um Senno wurde erbittert gekämpft. Das 35. Panzerregiment von Major A.N. Jegumow und das 18. Mot. Schützenregiment von Major A.W. Gladkow, die Unterstützung vom Artillerieregiment von Oberst W.P. Brjuchow und anderen Divisions-einheiten erhielten, schlugen sich heldenhaft. Die Stadt ging mehrmals von einer Hand in die andere über. Letztendlich zogen sich die Einheiten der Division nach schweren Verlusten unter dem Druck der überlegenen Kräfte des Gegners, der die völlige Luftherrschaft besass, nach Boguschewsk zurück.

Ich sah Dutzende deutsche und sowjetische Panzer brennen. Der Anblick der schreienden Panzersoldaten war furchtbar. Doch die Kampfmoral war hoch. Die Soldaten und Kommandeure der Mot. Schützenzüge und Kompa-

nien gingen, nachdem ihre Verwundungen versorgt waren, wieder zum Angriff über. In der Abteilung, die der unerschrockene Pawel Watschajew befehligte, kämpfte der Kasache Saurbajew weiter, obwohl ihm eine feindliche Granate die Hand abgerissen hatte. Auch Watschajew war verwundet, aber das Schlachtfeld verliess er nicht. (Er lebt heute als Generalmajor a. D. in Kiew und genießt seinen verdienten Ruhestand.)

Bis zur letzten Granate kämpften die Soldaten der Flakdivision gegen die ständig angreifenden Fliegerkräfte des Gegners. Wir freuten uns, als eine von unseren mutigen Flaksoldaten getroffene Ju-87 in Flammen aufging.

Die Handlungen der Division wurden nicht abgesichert. Wir sahen lediglich vereinzelte Jagdflugzeuge, die wir «Ischaks» (I-16) nannten. Der Einsatz unserer Flieger, die den ungleichen Luftkampf gegen eine grosse Gruppe gegnerischer Flugzeuge aufgenommen hatten, ist hoch zu würdigen. Sie schlugen sich heldenhaft, wurden vor unseren Augen abgeschossen und fielen als brennende Fackeln vom Himmel. Die faschistischen Fliegerkräfte beherrschten den Luftraum uneingeschränkt. Ihre Flieger verhöhnten uns richtiggehend, machten nicht nur auf einzelne Fahrzeuge, sondern auch auf Menschen Jagd.

Von der Führung und dem Stab des Korps erhielten wir praktisch keinerlei Anleitung. Im Prinzip kämpfte jede Division für sich allein.

Bei Boguschewsk gelang es General Remesow mit Hilfe seines Stabs, die versprengten und stark angeschlagenen Einheiten der Division zusammenzuführen. Wir griffen erneut in den Kampf ein. Hier schoss ich den ersten faschistischen Panzer ab.

Mit dem Divisionskommandeur General Remesow fuhr ich in einem BT-7 zu einer kleinen Anhöhe, von wo aus wir das Gefecht unserer Panzer beobachten konnten, die den Gegner an der Landstrasse angriffen. Ich sass auf dem Platz des Panzerkommandanten und der General auf dem des Ladeschützen. Unsere Panzer waren gerade von gegnerischen Ju-87 beschossen worden, die wir wegen ihres starren Fahrwerks «Stelzvögel» nannten. Nachdem sich Rauch und Staub verzogen hatten und die Sicht wieder frei war, sah ich durch das Zielfernrohr Panzer, die rechts von der Landstrasse durch das Unterholz fahren.

«Deutsche, Genosse General!»

«Wo?»

«Dort, rechts von der Landstrasse fahren deutsche Panzer.»

«Nein, das ist unser Aufklärungsbataillon unter Hauptmann Krupski.»

Aber der General war sich nicht sicher. Aus seiner Stimme konnte ich, wenn nicht Schreck, so doch Beunruhigung heraushören. Der Divisionskommandeur konnte von seinem Platz aus nicht sehen, was sich vorn tat, sondern nur Vermutungen anstellen. Ich aber sah an diesem klaren Morgen durch das Visier deutlich das Kreuz auf dem Turm des vorausfahrenden Panzers.

«Panzerbrechende Granate laden!» befahl ich routinemässig, ohne daran zu denken, dass neben mir nicht der Rotarmist Martynow wie im finnischen Krieg, sondern mein Chef, der Divisionskommandeur, sass.

Der Verschluss schnappte zu. Ich bemühte mich, meiner Erregung Herr zu werden (es war ja das erste Mal, dass ich im Gefecht auf einen «echten» gegnerischen Panzer schoss). Ich richtete das Fadenkreuz auf den Turm des Panzers. Ein bis zwei Sekunden verfolgte ich den Panzer im Visier, dann betätigte ich den Abzug. Ich hatte den Panzer zwar getroffen, doch er fuhr weiter.

«Panzerbrechende Granate laden!» Erneut klickte der Verschluss. Schuss! Volltreffer! Der Panzer blieb stehen, einige Sekunden später stand er in Flammen. Ich triumphierte und sagte erregt:

«Da brennt er, das Scheusal!»

Doch der General dämpfte schnell meine Freude:

«Gribkow, ich hoffe nur, dass dies kein Panzer von uns war.»

Ich schwieg, öffnete die Luke und schaute aus dem Turm. Neben mir tauchte der General auf. Inzwischen zeigten sich auf der Waldwiese noch weitere Panzer mit dem weissen Kreuz. Unsere Panzer, die neben uns standen, eröffneten das Feuer. Ein Zweikampf entbrannte, in dem beide Seiten Verluste davontrugen.

Bei Boguschewsk hielten wir nicht lange durch. Die Deutschen bedrängten uns mit einer Übermacht an Panzern. Wir wichen bis Liosno zurück, wo es erneut zu einem ungleichen Kampf kam, und dann bis Rudna. Dort hielten wir uns etwa 48 Stunden und verloren dabei fast alle uns noch verbliebenen Panzer. Doch der Gegner bezahlte gleichfalls mit mindestens zehn Panzern, von der Infanterie ganz zu schweigen.

Als wir auf dem Rückzug durch die Dörfer fuhren, spürten wir die vorwurfsvollen, schweigenden Blicke der alten Männer und Frauen. Mitunter

fragten sie uns auch verzweifelt, warum wir sie dem Feind preisgaben. Wir konnten ihnen nicht in die Augen sehen.

In der Nähe von Liosno kam es zu einer Begegnung, die sich mir tief eingepägt hat. Unter den Flüchtlingen, die müde und verzweifelt neben unserer Kolonne marschierten, sah ich ein etwa zwölf Jahre altes Mädchen. Es war barfuss und trug ein kariertes Kattunkleid. Im Unterschied zu den anderen hatte es überhaupt nichts bei sich. Offensichtlich war es allein, da es sich von der Gruppe absonderte. Ich fragte das Mädchen nach seinem Namen. Es antwortete, doch den Namen habe ich vergessen.

«Bist du allein?»

«Ja», antwortete es und sah auf seine verstaubten Füsse.

«Onkel, hast du ein Stück Brot?»

«Nein, ich habe nur Zwieback.»

Ich holte aus dem Panzer einige Zwiebäcke sowie Zuckerstücke und gab sie dem Mädchen.

«Wo sind deine Eltern?»

«Ich weiss es nicht. Sie waren in Witebsk ...»

«Und wo kommst du jetzt her?»

«Aus dem Dorf. Meine Mutter hatte mich für den Sommer zur Grossmutter gebracht und ist wieder nach Witebsk zurückgefahren.»

Das Mädchen biss ein Stück vom Zwieback ab, kaute intensiv und hielt dabei die Zuckerstücke fest in der kleinen Hand.

«Und wo ist deine Grossmutter?»

«Eine Bombe hat sie getötet, den Grossvater auch. Das Haus ist ausgebrannt, als ich am Fluss war. Onkel, warum besiegt ihr denn nicht die Deutschen?»

«Wir besiegen sie ganz bestimmt», sagte ich mechanisch und überlegte, wie dem Mädchen geholfen werden konnte.

«Iss deine Zwiebäcke. Etwas anderes habe ich nicht. Du bist bestimmt müde?»

«Ja, wir laufen schon den ganzen Tag. Unterwegs haben uns zweimal Flugzeuge angegriffen. Onkel, ist es noch weit bis Witebsk?»

«Ja, etwa dreissig Kilometer. Weissst du was, setz dich auf den Panzer. Du brauchst keine Angst zu haben, musst dich nur an dem eisernen Griff festhalten. Wir fahren dich bis zum nächsten Dorf.»

Im nächsten Dorf, das wir erreichten, bat ich eine Frau, das Mädchen aufzunehmen und ihm dabei zu helfen, sich nach Witebsk durchzuschlagen.

«Machen Sie sich keine Sorgen, wir werden es nicht im Stich lassen», antwortete die gute Frau. «Aber Witebsk wurde in der Nacht bombardiert. Die Stadt brennt. Nachts konnte man den Feuerschein von hier aus sehen. Werden unsere Soldaten noch lange zurückweichen?»

Ich schämte mich, sagte aber mit sicherer Stimme, dass wir siegen würden. So stand es in den Zeitungen und wir glaubten an den Sieg.

Ich besorgte mir bei den Artilleristen noch einige Zwiebäcke und eine Konservenbüchse und gab sie dem Mädchen. Ich sagte ihm, dass wir bald zurückkommen, die Deutschen verjagen und die Stadt befreien würden. Es werde auf alle Fälle seine Eltern finden.

Noch heute sehe ich die vertrauensvollen grossen Augen des Kindes vor mir, die Hoffnung und den Glauben ausstrahlten, dass alles so kommen würde – es wird Witebsk erreichen, seine Eltern wiederfinden, und dieser schreckliche Krieg wird bald zu Ende sein.

Wieviel solcher unschuldiger Kinder, Frauen und Greise waren auf der Flucht vor dem Krieg? Wieviele von ihnen sind mit ihrer armseligen Habe im Bombenhagel der Faschisten ums Leben gekommen?

Bei ihrem Anblick fühlten wir unsere Schuld und unsere Ohnmacht, weil wir ihnen nicht helfen konnten. Manchmal konnten wir diesen gequälten Menschen vor Scham nicht in die Augen sehen.

Wir schämten uns und wichen trotzdem weiter zurück, überliessen Tausende und Abertausende unserer Menschen ihrem schweren Schicksal.

Nachts bei Liosno, als keine deutschen Flugzeuge mehr über unseren Köpfen kreisten, sammelten sich die Reste der marschierenden Einheiten unserer Division. Wir zählten, was von der Division noch übriggeblieben war, begruben in aller Eile unter Salutschüssen die Toten und zogen erneut in Richtung Osten. Zurück blieben kleine Hügel mit traurigen Aufschriften

...

Im Morgengrauen trafen wir auf feindliche Fallschirmjäger in Uniformen der Roten Armee. Unter ihnen waren auch Verräter, denen es gelungen war, auf die Seite des Feindes überzuwechseln.

Es kam zum Kampf. Einen Teil der Diversanten konnten wir vernichten, die anderen flüchteten im Morgennebel in den Wald.

Manchmal ertönten nachts Schüsse. Wer geschossen hatte, wussten wir nicht, aber es fehlten dann immer ein oder zwei Offiziere in unseren Reihen. Verkleidete Diversanten schossen auf uns aus dem Hinterhalt, machten sich unseren Leichtsinn zunutze und schürten so Panik.

Wir zogen uns auf Wald- und Feldwegen zurück und überlegten, was geschehen war. Warum wichen wir zurück? Mich quälte der Gedanke, wie sich unsere Niederlage erklären lassen konnte. Was hatten wir gelernt oder, richtiger gefragt, was hatte man uns gelehrt?

Manchmal dachten wir, dass dahinter vielleicht ein Plan steckte, der darauf hinauslief, den Gegner möglichst weit ins Land zu locken und ihn dann zu schlagen. Doch dauerte das nicht schon viel zu lange? Aber auch in dieser tragischen Lage verloren wir nicht unseren Glauben an den Sieg.

Halbverhungert, mit dreckigen Uniformblusen und zeretzten Stiefeln, marschierten wir durch die Smolensker Wälder nach Osten. An Waffen führten wir mit, was wir uns beschaffen konnten: Gewehre, Maschinengewehre von zerstörten Panzern und Pistolen. Aus einigen Hosentaschen ragten die Stiele von Handgranaten. Die Ungewissheit machte uns verzweifelt und niedergedrückt. Doch wir gingen weiter und beobachteten die Flugzeuge der Faschisten, die hoch über unseren Köpfen in Richtung Osten flogen.

An einem Abend Mitte Juli rasteten wir an einem kleinen Fluss, wuschen uns und kauten die restlichen Zwiebäcke der eisernen Ration. Danach rief Divisionskommissar P.A. Solowjow die Parteimitglieder des Stabs und der Politabteilung (es waren nur noch wenige) zu einer Parteiversammlung zusammen, auf der nur eine Frage erörtert wurde – die Aufnahme von Leutnant A.I. Gribkow, dessen Kandidatenzeit abgelaufen war, in die Kommunistische Partei der Sowjetunion. Mein Antrag wurde verlesen und ich wurde einstimmig aufgenommen. Im Wald von Smolensk erhielt ich mein Parteibuch, wurde Kommunist und gehöre meiner Partei nun schon mehr als 50 Jahre an.

(Während ich diese Zeilen schreibe, wurde die Tätigkeit der Kommunistischen Partei der Sowjetunion durch Erlass des Präsidenten der UdSSR, M. S. Gorbatschow, als ungesetzlich verboten. Ich muss nun mein Partei-

buch, meine Registrierkarte und meine Ehrennadel «50 Jahre Mitglied der KPdSU» in meinem privaten Archiv aufbewahren.)

Am nächsten Tag kam es zu einem Zwischenfall, der keinen von uns gleichgültig liess. Der deutschen militärischen Führung war offensichtlich bekannt, was für eine Einheit hier versuchte, der «Zange» und der Umzingelung zu entgehen. Sie wusste genau, wie sehr sich die Russen vor der Einkesselung fürchteten. Hinzu kam noch, dass bereits Soldaten und Offiziere unseres Korps in Gefangenschaft geraten waren.

Am frühen Morgen dieses Tages warf ein deutsches Flugzeug über uns Flugblätter ab. Anfangs beachteten wir sie nicht weiter, weil wir sie nur für eine neuerliche Aufforderung hielten, uns gefangen zu geben. Diese Flugblätter sollten gewissermassen als «Passierschein» für Überläufer dienen.

Doch diesmal hatten wir uns geirrt. Auf den Flugblättern war ein uns bekannter Oberleutnant abgebildet – Jakow Jossifowitsch Dshugaschwili, Kommandeur einer Artilleriebatterie der 14. Panzerdivision, der Sohn von J.W. Stalin.

Die Flugblätter informierten, dass Jakow Dshugaschwili freiwillig zur deutschen Armee übergelaufen und bereit war, mit ihr zusammenzuarbeiten.

Viele Jahre später erfuhren wir, dass das alles gelogen war. Jakow Dshugaschwili war keineswegs zum Feind übergelaufen, sondern verwundet in Gefangenschaft geraten. Kurze Zeit später kam er in einem Konzentrationslager ums Leben.

Damals jedoch waren wir schockiert und hegten Zweifel. Einige glaubten offensichtlich dem Flugblatt, doch wer Jakow persönlich kannte, wies diese Darstellung energisch zurück.

Nachdem wir uns einige Tage planlos und völlig desorganisiert durch die Wälder zurückgezogen hatten, wurde eine gewisse Ordnung hergestellt. Wir nahmen als Infanterie den Kampf auf. Als Vorhut der aus den Divisionsresten bestehenden Marschkolonnen bewegte sich die Aufklärung mit Seiten- und Spitzentrupps. Die Nachhut bildeten Deckungsabteilungen, die die Angriffe der uns nachsetzenden Deutschen abwehrten, sich dann in kleinen Gruppen zurückzogen und erneut den Gegner aufhielten. Die Nacht und der Wald waren dabei unsere Verbündeten.

Auch ich war einmal bei einer solchen Deckungsabteilung. Wir hatten

gerade deutsche Kradschützen abgewehrt und zogen uns durch den Wald parallel zur Strasse zurück, als ich fast über zwei Rotarmisten fiel, die unter einem Baum lagen. Erst dachte ich, sie seien tot. Doch sie schliefen nur vor Erschöpfung so fest, dass sie nicht einmal die Schüsse gehört hatten. Sie waren auch noch ziemlich schlaftrunken, als ich sie mit Mühe geweckt hatte.

«Warum liegt ihr hier? Auf der Strasse sind Deutsche. Sie können gleich hier sein.»

«Was für Deutsche?» fragte der Dienstältere ungläubig, stand auf und schaute mich konfus an.

«Soldaten. Wie kommt ihr hierher?»

«Wir haben uns verirrt», sagte der Soldat und nannte mir Regiment und Division.

«Ladet die Gewehre und folgt mir.»

«Aber in welche Richtung, Genosse Leutnant?»

Ich zeigte in die Richtung, wohin sich unsere Deckungsabteilung zurückgezogen hatte, und ging los. Bewaffnet war ich übrigens nur mit einem Gewehr, das ich in einem verlassenen Schützengraben aufgelesen hatte. Die Soldaten folgten mir ächzend und stöhnend. Es wurde dunkel, doch wir dachten nicht an Nachtlager. Bald erreichten wir eine grössere Gruppe der Deckungsabteilung und schlossen uns ihr an.

Im Morgengrauen stolperten wir (wir konnten uns wirklich kaum noch auf den Beinen halten) auf zwei Stabsfahrzeuge des 35. Panzerregiments zu. Dort befand sich auch der Divisionskommandeur, der mich zu der Deckungsabteilung geschickt hatte. Die Freude über das Wiedersehen wurde aber jäh unterbrochen. Unverhofft tauchten deutsche Flugzeuge auf und warfen Bomben ab. Wir aber konnten uns nicht wehren. Mit einem Gewehr kann man gegen ein Flugzeug wenig ausrichten, und unsere Maschinengewehre aus den Panzern liessen ohne Halterung kein sicheres Zielen zu. Wir konnten nur fluchen und mit den Fäusten drohen.

Wir umgingen Smolensk. Während des Marsches erhielt der Divisionskommandeur von einem übergeordneten Stab den Befehl, Luftlandetruppen im Gebiet Duchowtschina zu vernichten. Angeblich war dort eine kleine Gruppe deutscher Fallschirmjäger abgesetzt worden, die wir unschädlich machen sollten.

General Remesow wählte für diesen Einsatz vierzig bis fünfundvierzig Mann aus und schickte sie in dieses Gebiet. Jeder war mit dem bewaffnet,

was er sich besorgt hatte. Ich bat um Erlaubnis, mich dieser Gruppe anschliessen zu dürfen. General Remesow gab seine Zustimmung. Unsere Gruppe befehligte Oberleutnant Schwarz aus der Operativabteilung des Divisionsstabs. Er war ein zurückhaltender und besonnener Wolgadeutscher. Schon im Finnlandkrieg gehörte er unserer Brigade an und wurde mit dem Rotbannerorden ausgezeichnet.

In der Nähe von Duchowtschina begegnete uns ein Kommandeursfahrzeug in Begleitung eines Panzerwagens. Als es auf unserer Höhe war, bremste das Fahrzeug plötzlich ab und ein Mann in Generalsuniform mit Pistole sprang heraus. Sein Gesicht drückte Wut und Empörung aus.

«Ihr türmt wohl, Gesindel», ‚begrüsste‘ uns der General und zog seine Mauser aus der Pistolentasche. «Wer ist hier der Dienstälteste?»

Schwarz, der sich seitlich von der Kolonne gehalten hatte, zog seine Uniformjacke zurecht und ging auf den General zu. Nachdem wir gehört hatten, wie man uns einschätzte, umstellten wir ohne Befehl das Fahrzeug und den Panzerwagen. Auch wenn wir moralisch und körperlich am Boden lagen, kochten wir doch vor Wut, als wir die Worte «türmen» und «Gesindel» hörten. Es fehlte nur noch der Zündfunke, um eine Explosion auszulösen. Das verstanden auch der General und sein Begleitschutz, der sich schnell in den Wagen zurückzog.

Als Oberleutnant Schwarz Meldung erstattete und unseren Auftrag nannte, lenkte der General gleichsam gnädig ein:

«Gut, ich schenke dir das Leben.»

Dabei drückte er dem Oberleutnant abschliessend die Pistole so kräftig an die Schläfe, dass Blut floss.

Ich weiss nicht, wie diese Begegnung geendet hätte, wenn der General und sein Begleitschutz nicht schnell weitergefahren wären. Zum Abschied hüllten sie uns noch in eine Wolke von Staub und Auspuffgasen ein. Ein Kommandeur, der unserem Kommando zugeteilt war, nannte den Namen des Generals. Ich will ihn hier nicht wiedergeben, weil ich mir nicht sicher bin, ob er der gleiche Mensch ist, der später so berühmt wurde.

Viele fluchten voller Empörung, andere knirschten nur mit den Zähnen und spuckten hasserfüllt in die Richtung, in der die Fahrzeuge verschwunden waren.

In jenen Tagen war die Lage im Kampfgebiet nicht nur äusserst gespannt, sondern faktisch ausser Kontrolle geraten. Um die ihr gestellten Aufgaben zu erfüllen, liess die Führung sich oft zu unbedachten Handlungen hinreissen und verlor zeitweise Selbstbeherrschung und Kontrolle, die in kritischen Situationen so notwendig sind.

Unsere Gruppe kam nicht bis Duchowtschina. Die «abgesetzte» Luftlandetruppe erwies sich als vorgeschobene Panzereinheit des Gegners, die Smolensk von Norden umging. Kurz nach dem Zwischenfall mit dem furchteinflössenden General holte uns ein berittener Hauptmann aus dem Divisionsstab ein und übermittelte den Befehl, in Richtung Jarzewo zu marschieren, wo sich bereits eine Gruppe von General K.K. Rokossowski befand, die alle zurückweichenden Einheiten aufhalten und die Verteidigung entlang des Wop organisieren sollte.

In diese Gruppe, die später die Führung und den Stab der 16. Armee bildete, wurde alles einbezogen, was von unserer 18. Panzerdivision übriggeblieben war. General Remesow erhielt den Befehl, die 127. Selbständige Panzerbrigade zu bilden. Damit hörte das 7. Mechanisierte Korps auf zu existieren.

Wir erfuhren, dass auch Oberst Malinin und Oberst Kasakow in Rokossowskis Stab berufen worden waren. Unter seiner Führung leisteten sie hervorragende Arbeit. Malinin wurde später Armeegeneral, Kasakow Marschall der Artillerie. Unter Winogradow hätten sie das natürlich nie erreichen können.

Obwohl viele Jahre vergangen sind, erinnere ich mich noch heute daran, wie sich unser Korpskommandeur in den ersten Kriegstagen verhielt. Er stand hinter einem Bauernhaus und sah wehmütig und teilnahmslos zu, wie sich die Einheiten unseres Korps planlos zurückzogen. Das soll nun ein Korpskommandeur sein? fuhr es mir durch den Sinn. Diesen Gedanken wurde ich offensichtlich nicht wieder los.

Natürlich spielte das Korps eine bestimmte Rolle bei der Vorbereitung der Operation zur Verteidigung von Smolensk, deren Beginn offiziell mit dem 10. Juli angegeben wird. Doch die Historiker werden in seinen Gefechtshandlungen wirklich wenig finden, was man Beispiel von Kriegskunst nennen könnte. Allerdings muss unbedingt der Kampfgeist der 18. und 14. Panzerdivision und besonders der Division unter Oberst J. K. Kreiser gewürdigt werden, die sich heldenhaft am Frontabschnitt Orscha geschlagen haben.

Die Verluste des Korps kann ich nicht genau beziffern. Unsere Division als Gefechtseinheit gab es praktisch nicht mehr. Für viele endeten diese ersten Gefechte tragisch. Dem Kommandeur des 35. Panzerregiments unserer Division, Major Jegurnow, riss eine Granate beide Beine weg. Wie Augenzeugen später berichteten, befahl er der Besatzung, ihn in dem zerstörten Panzer zurückzulassen, und erschoss sich. Er war ein mutiger und sehr besonnener Kommandeur. Als sein Tod bekannt wurde, weinten viele Regimentsangehörige. Der Major war in seiner Dienstauffassung und Kampfmoral seinen Untergebenen ein wirkliches Vorbild.

Oberst Chilow, Kommandeur des 35. Panzerregiments, geriet in einen Kessel, schlug sich anderthalb Monate in Zivil und mit Vollbart zu unseren Leuten durch. Unterwegs gab er sich als Schuster oder Zimmermann aus. Über sein weiteres Schicksal weiss ich nichts, aber die zuständigen Organe des NKWD haben sich sofort mit ihm befasst. Damals wurde über solche Fälle sehr schnell entschieden – entweder Erschiessung oder Zwangsarbeit.

Das Mot. Schützenregiment wurde von Major Gladkow befehligt. Obwohl das Regiment mit Kraftwagen ausgerüstet war, führte er trotzdem ein Pferd mit, trug Stiefel mit Sporen und wollte sich nicht von seinen hellblauen Kavalleriekragenspiegeln trennen. Gladkow verstand sein Handwerk, stand den ganzen Krieg durch und wurde Held der Sowjetunion. Er war ein aufrechter Mann mit schroffem Charakter, der sich nicht fürchtete, Vorgesetzten die Wahrheit zu sagen.

Unsere neue, bei Moskau gebildete 127. Panzerbrigade bestand, als sie im Raum Jarzew eintraf, aus vier Bataillonen, die mit BT-7, T-26 und mehreren T-34 sowie KW ausgerüstet waren. Zu dieser Zeit wurde ich zum Oberleutnant befördert. Ich hielt die Zeit für gekommen, F. T. Remesow ein weiteres Mal um meine Versetzung in die Truppe zu ersuchen.

«Genosse General, ich bitte Sie, mich als Kompaniechef einzusetzen ...»

«Und ich denke nicht daran», unterbrach mich der Brigadekommandeur. «Meinst du vielleicht, dass du nichts zu tun hast?»

«Nein, das nicht. Aber ich möchte kämpfen, Panzer ins Gefecht führen. Das ist natürlich gefährlicher ...»

«Danke, dass du mir das gesagt hast. Darauf wäre ich allein nicht gekommen. Ich betrachte dieses Gespräch hiermit für beendet.»

Ich aber nicht. Ich führte meine Gefechtserfahrungen aus Finnland und aus jüngster Zeit als Gründe an.

«Spielst du etwa auf den abgeschossenen deutschen Panzer an?»

«Ich spiele auf gar nichts an, möchte Sie nur sehr bitten.»

Der General nahm seine völlig verstaubte Mütze ab, klopfte sie an einem Birkenstamm aus und sagte nach einigem Schweigen verständnisvoll wie ein Vater zu mir:

«Gut, Anatoli, übernimm eine Kompanie in Radkos Bataillon. Ich merke, dass du es satt hast, Adjutant zu sein. Ich habe gehört, dass du und Radko in der gleichen Lehranstalt studiert und zusammen im finnischen Krieg gekämpft haben. Stimmt das?»

«Ja, Genosse General. Und vielen Dank.»

Über meine Versetzung in das Bataillon von Oberleutnant Boris Radko freute ich mich aufrichtig. Ich kannte ihn gut vom Studium an der Offiziersschule, in Finnland hatten wir im gleichen Bataillon gedient. Doch im Unterschied zu uns anderen, die wie er vorzeitig die Offiziersschule absolvierten, war Boris als bewährtem Kämpfer sofort eine Kompanie anvertraut worden. Er war vier Jahre älter als ich und hatte vor der Offiziersschule bereits seinen Grundwehrdienst geleistet.

In die Brigade waren zehn T-34 aus dem Ural, mit Panzerkommandanten und Fahrern, eingegliedert worden. Die MG- und Ladeschützen kamen aus der Brigade hinzu. Auch die Zugführer wurden aus den Reihen der Brigade ernannt: Leutnant Sawtschuk, Leutnant Dorodnow und Unterleutnant Schemowzow.

Diese Kompanie wurde mir unterstellt.

Die leichten Panzer kamen aus dem Reparaturwerk im Gebiet Moskau. Sie hatten bereits Gefechte hinter sich, was an den Schrammen an der Panzerung ersichtlich war. Ich wiederhole, dass es sich um leichte Panzer handelte. Übrigens setzte auch der Gegner überwiegend leichte Panzer ein.

Wir hatten nur fünf bis sechs Tage, um die Kompanie zu einem festen Kollektiv zusammenzuschweissen und die Neulinge einzuweisen. Die Zugführer und Panzerkommandanten bildeten in dieser Zeit die MG- und Ladeschützen für die Gefechte aus. Auch ich musste möglichst schnell umlernen.

Am Wop, nördlich von Jarzewo, griff die Brigade erneut in die Kämpfe ein. Sie gehörte nun der General Rokossowski unterstehenden Gruppe an. Die Verteidigungslinie unserer Truppen verlief am flachen sumpfigen Ost-

ufer. Am westlichen Steilufer hielten unsere Einheiten einen kleinen Brückenkopf, von dem das vom Gegner besetzte Dorf Krowopuskowo gut einzusehen war. Der Name dieses Dorfs (Krowopuskowo bedeutet «Blutvergossen») hatte für uns eine symbolische Bedeutung: Es musste viel Blut vergossen werden, um dieses Dorf einzunehmen.

Die Brigade bezog in einer Julinacht Position in diesem Aufmarschgebiet und hatte die Aufgabe, es um jeden Preis zu halten. Bisher waren alle Versuche der Deutschen, dieses Aufmarschgebiet zu nehmen, gescheitert. Das hinderte sie sehr stark an der Entfaltung einer Offensive nach Osten.

In dem bereits einen Monat andauernden Krieg hatten wir einiges hinzugelernt. Mit Hilfe der Infanterie verschanzten wir die Panzer gut, schufen ein freies Schussfeld, bereiteten die Ausfahrt aus den Stellungen für Gegenangriffe vor und organisierten das Zusammenwirken mit der Infanterie und Artillerie, die das Aufmarschgebiet verteidigten, sowie zwischen den Kompanien. Wir hatten auch eine Handlungsvariante des Bataillons für den Fall eines gegnerischen Nachtangriffs erarbeitet.

Ich erinnere mich noch gut an das erste Gefecht in dem Aufmarschgebiet. Es begann mit einem starken Artilleriebeschuss unserer Positionen, dem Angriffe aus der Luft folgten. Flugzeuge griffen unsere Panzer im Sturzflug an, rund um die Panzer detonierten Bomben, doch uns konnten nur Volltreffer gefährlich werden. Auf den Turm meines Panzers prasselten Splitter und Erdklumpen. Rauch und Staub nahmen uns jede Sicht. Nachdem die Flugzeuge verschwunden waren, rollten aus Richtung Krowopuskowo Panzer auf uns zu, denen Infanterie auf Schützenpanzern folgte.

Unser Ladeschütze, der den Gegner beobachtete, sagte leise:

«Ich habe diese Deutschen gesehen, als wir eingekreist waren. Sie fahren auf Krädern, haben Maschinenpistolen und tragen Stahlhelme. Bei Wyschni Woloschok tauchten sie aus dem Boden auf wie Hallimasch nach dem Regen.»

«Wenn man Fersengeld gibt, kann dieser – wie sagtest du – ‚Hallimasch‘ mit seiner Maschinenpistole natürlich alles niedermähen», kommentierte der Fahrer bissig die Worte des Ladeschützen.

«Gebt Ruhe», unterbrach ich den im Moment unnötigen Streit.

«Beobachtet weiter, vor allem auf die Panzer achten.»

Einige Panzerbesatzungen links von unserem Bataillon verloren die Be-

herrschaft und fing an zu schießen. Ich gab den Zugführern über Funk den Befehl: «Das Feuer erst eröffnen, wenn die Panzer das Roggenfeld erreicht haben!»

«Zu Befehl!» antworteten die Zugführer.

Die leichten Panzer vom Typ T-II und T-III bewegten sich auf uns zu. Letztere hatten bereits aus ihren kurzen Kanonen das Feuer auf unsere Infanterie eröffnet. Bis zu uns war es für sie noch zu weit. Die Kanonen der T-34 hatten eine grössere direkte Schussweite als die Panzer des Gegners. Wir waren also im Vorteil. Doch wir hatten keine Splittersprenggranaten (sie waren nicht rechtzeitig herangebracht worden). Die Infanterie konnten wir daher nur mit den Maschinengewehren bekämpfen.

Als die Deutschen das Roggenfeld erreicht hatten, eröffnete unsere Kompanie als Hauptfeuerkraft des Bataillons das Feuer. Auch ich schoss gemeinsam mit den Panzern der Kompanie. Dann feuerten auch die «Fünfundvierziger» und die Regimentsgeschütze der Infanterie. Die angreifenden Panzer waren gut sichtbar.

Wir waren sehr bald in Feuer und Rauchschwaden eingehüllt. Als auch unsere leichten Panzer das Feuer mit Splittersprenggranaten eröffneten, erhob sich vor uns eine schwarze Wand aus Erde und Rauch, die vom Feuerchein brennender Panzer durchbrochen wurde.

Den ersten Angriff wehrten wir ab. Es folgten ein zweiter und ein dritter. Nach dem dritten gingen wir auf Befehl des Brigadekommandeurs zum Gegenangriff über. Jeder Zug hatte dafür seine Orientierungspunkte, in deren Richtung er sich bewegen sollte.

Mein Panzer bewegte sich in der Gefechtsordnung der Kompanie so, dass ich alle neun Fahrzeuge im Blickfeld behielt. Als wir bis zu den abgeschossenen und noch qualmenden Panzern des Gegners vorgedrungen waren, eröffnete dessen Artillerie das Feuer auf uns. Bald schlugen Geschosse auf der Panzerung ein. Feindliche MG-Schützen schnitten uns von unserer Infanterie ab. Es kam zu Verlusten. Bereits zwei Fahrzeuge der Kompanie brannten. In den Nachbarkompanien, die aus leichten Panzern bestanden, waren die Verluste noch höher.

Die Deutschen wehrten unseren Gegenangriff ab. Dann kam es erneut zu Angriffen und Gegenangriffen. Wir nahmen Krowopuskowo und mussten es wieder aufgeben. Immer mehr ausgebrannte Panzer standen vor dem Dorf, viele Panzersoldaten meiner Kompanie fanden hier den Tod. Unter-

leutnant Schechowzow war gefallen, Leutnant Dorodnow verwundet.

Ich erinnere mich an den Fahrer von Schechowzows Besatzung, einen älteren Feldwebel. Er hatte sich im Panzer solche Brandverletzungen zugezogen, dass sich die Haut wie eine Pelle von seinen Armen löste. Er schrie wie von Sinnen, man solle ihn doch von seinen Schmerzen erlösen. Einige Stunden später starb er unter unsäglichen Qualen.

Hart umkämpft war auch Jarzewo, das sich ganz in der Nähe befand. Die Stadt stand in Flammen, Rauchwolken überzogen den Himmel an diesem heissen und schwülen Julitag. Wir warteten sehnsüchtig auf den Anbruch der kühlen Nacht, denn in dieser kurzen Zeitspanne konnten sich die Panzersoldaten, nachdem sie die Fahrzeuge aufgetankt und aufmunitioniert hatten, ein bis zwei Stunden etwas ausruhen. Dann kam der Morgen . . .

Die Lerchen sangen. Sie flogen über die ausgebrannten Panzer, stiegen empor und jubilierten. Alle konnten sie hören: Die Verteidiger in Krowopuskowo, wir auf dem Brückenkopf und unsere Leute auf der anderen Seite des Flusses.

Die Kampfhandlungen wurden wieder aufgenommen. Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt, und der Sinn stand uns nicht nach Lerchengesang. Wer weiss, wo sie sich in dieser Hölle versteckt hielten. Doch sei ihnen dafür gedankt, denn sie erinnerten uns für wenige Minuten daran, dass wir Menschen nicht allein für den Krieg geboren waren.

Mir als Bauernsohn tat der Anblick des reifen Getreides in der Seele weh. Als ich die vollen Ähren des Roggens, der schon längst hätte geschnitten werden müssen, die von Ketten- und Radfahrzeugen zerfurchten Felder sah, musste ich unwillkürlich daran denken, wieviel Schweiss und Arbeit es den Bauern gekostet hatte, dieses Getreide anzubauen. Nun brannte alles nieder und wurde zu Asche.

Von Westen her kamen nachts immer noch einzelne Gruppen Soldaten und Offiziere verschiedener Einheiten, die kämpfend die Umzingelung durchbrochen hatten. Einige erreichten auch unseren Brückenkopf. Sie waren völlig erschöpft, mit Mühe dem Tod und der Gefangenschaft entronnen. Wie vom Schwarm getrennte Vögel versuchten sie mit letzter Kraft, ihre Leute einzuholen und erneut in ihren Reihen zu kämpfen. Ihre Uniformen waren zerrissen, sie waren unrasiert, ausgehungert und vom Getöse der

feindlichen Flugzeuge, Panzer und Motorräder wie betäubt. Aber sie waren am Leben, zogen an uns vorbei und blinzelten uns mit ihren entzündeten Augen an.

Diese Menschen hatten viel durchgemacht und jedes Gefühl für Raum und Zeit verloren. Sie waren in sich gekehrt und suchten in der Vergangenheit nach einer Antwort auf offenkundige Fragen. Weil sie aber keine Antwort fanden, zogen sie sich immer mehr in ihr Inneres zurück.

Nicht nur mit Verständnis, sondern auch mit einer gewissen Besorgnis beobachteten wir mitunter diese verzweifelten Menschen. Als unsere Brigade ein weiteres Mal Krowopuskowo dem Gegner entrissen hatte, versuchte ich in der Nähe des Dorfs, eine dieser Gruppen, die mit schweren Maschinengewehren und Gewehren bewaffnet war, aufzuhalten. Da ich wusste, dass unsere Panzer ohne Infanterieunterstützung das Dorf nicht halten konnten, forderte ich sie nachdrücklich auf, bei den Panzern der Kompanie Verteidigungspositionen zu beziehen und mit uns gemeinsam gegen die Faschisten zu kämpfen. Sie schauten mich lange schweigend und irgendwie erstaunt an. Dann sagte der Dienstälteste, der allerdings keinerlei Dienstgradabzeichen auf den Kragenspiegeln trug, zu mir:

«Bist du lebensmüde, Oberleutnant?»

«Oder hast du noch nicht genug?» fügte jemand hinter ihm hinzu.

Ich sagte nichts mehr, weil ich spürte, dass meine Worte sie nicht berührten. Doch innerlich kochte ich vor Wut und Hilflosigkeit.

Am Abend, als uns die Deutschen aus dem Dorf zurückgedrängt hatten und wir in die Ausgangspositionen zurückgekehrt waren, fiel mir der Vorfall wieder ein. Ich war verärgert über den neuerlichen Misserfolg bei Krowopuskowo und machte meinem Herzen Luft, als wir unser aus Zwieback und Konserven bestehendes Abendbrot einnahmen. Ich sprach laut aus, was ich dachte, nämlich dass wir unter diesen Bedingungen noch lange zurückweichen müssten. Flüchtende, besonders wenn sie von panischer Angst befallen sind, kann man nur mit Gewalt aufhalten. Mit Ermahnungen erreicht man bei ihnen nichts.

Am nächsten Tag rief mich der Bataillonskommissar zu sich. Seine Uniformbluse schmückten zwei Rotbannerorden – einer für die Schlacht am Chalchin und der andere für den finnischen Krieg. Nachdem wir uns unter einen Baum gesetzt hatten, fragte er mich direkt:

«Gribkow, was wolltest du gestern Abend damit sagen, dass wir noch lange zurückweichen werden und wir die Flüchtenden mit Gewalt aufhalten müssen?»

Da hat doch jemand den Zuträger gespielt, und das in dieser Situation, schoss es mir durch den Kopf. Doch ich musste meine Worte erklären. Der Kommissar hörte aufmerksam zu.

«In mancher Hinsicht hast du natürlich recht. Doch ich rate dir, bedenke in Zukunft, was du sagst. Ein Glück, dass ich dich schon aus dem finnischen Krieg kenne. Ein anderer hätte deine Worte völlig anders auslegen können und du würdest dann nicht mehr hier neben mir sitzen. Hast du mich verstanden?»

«Ich habe verstanden.»

Damit war die Sache erledigt.

An dieses Gespräch mit dem Bataillonskommissar erinnerte ich mich ein Jahr später, als ich Stalins Befehl Nr. 227 hörte. Also musste doch Gewalt angewendet werden, dachte ich bei mir. Wie hart dieser Befehl auch war, er war trotzdem notwendig, auch wenn er viele Unschuldige traf.

Während dieser Kämpfe am Wop erhielt ich meine erste militärische Auszeichnung – den Roten Stern. Er wurde mir von Generalmajor Konstantin Konstantinowitsch Rokossowski, Befehlshaber der 16. Armee, verliehen. In der Verleihungsurkunde war vermerkt, dass ich im Kampf bei Boguschewsk einen faschistischen Panzer abgeschossen hatte.

Der Befehlshaber suchte unsere Brigade in ihren Stellungen auf. Das war meine erste Begegnung mit ihm. Er war gross und schlank, selbst in dieser Situation akkurat gekleidet und trug blitzblanke Stiefel. Allein durch sein Auftreten verschaffte er sich Autorität und gab uns Siegeszuversicht.

Die 16. Armee war 1940 in Transbaikalien gebildet worden. Zu Beginn des Grossen Vaterländischen Krieges wurde sie nach Westen verlegt und kämpfte unmittelbar an der Westfront. Sie stand unter dem Befehl des bekannten Generals M.F. Lukin. In den ersten Gefechten erlitt sie sehr schwere Verluste und wurde dann unter K. K. Rokossowski neu formiert.

Mich beeindruckte sehr die Art und Weise, wie der Armeebefehlshaber mit seinen Untergebenen umging. Trotz der schwierigen Bedingungen in unserem Aufmarschgebiet sprach er in unserem Beisein ruhig, besonnen

und vor allem achtungsvoll mit Brigadekommandeur Remesow. Er war das genaue Gegenteil von General Winogradow.

Nachdem Rokossowski Remesow Anweisungen gegeben hatte, wie die Verteidigung ausgebaut werden sollte, und nochmals darauf verwiesen hatte, wie wichtig unser Brückenkopf war, sagte er unvermittelt zu unserem Brigadekommandeur:

«Vor meiner Abfahrt erhielt ich aus dem Stab der Front ein Telegramm. Einige Kommandeure unserer Armee sollen zu Kurzlehrgängen an die Frunse-Akademie delegiert werden. Ich schlage vor, Kommandeure für das Studium zu benennen, die sich in den Gefechten ausgezeichnet haben. Genosse Brigadekommandeur, was halten Sie davon, wenn wir auch die delegieren, die heute verdientermassen ausgezeichnet wurden?»

General Remesow war einverstanden. Einen Tag später machte ich mich, nachdem ich mich von meiner Kompanie verabschiedet hatte, wie die anderen Studienanwärter auf den Weg zum Armeestab. Bataillonskommandeur Boris Radko brachte mich bis zum Überlandweg, von wo aus ich per Anhalter weiterfahren sollte. Boris umarmte mich zum Abschied und sagte:

«Mach's gut, Tolja, studiere an der Akademie und komm zu uns zurück. Du bringst es bestimmt noch bis zum General.»

(Etwa dreissig Jahre später traf ich erneut mit Boris zusammen. Damals war er Oberst a. D. Nachdem wir uns umarmt und geküsst hatten, sagte Radko: «Siehst du, Anatoli Iwanowitsch, ich hatte recht. Du bist General und sogar Chef eines Militärbezirks geworden.»)

Ich war nicht sehr glücklich, als ich den Brückenkopf verliess. Während ich ins Hinterland fuhr, mussten meine Kameraden weiter auf Leben und Tod mit dem Feind kämpfen.

Doch das Schicksal hatte so entschieden. Unsere Gruppe von der Westfront traf Anfang September in Moskau ein, als die Schlacht um Smolensk ihren Höhepunkt erreichte.

Moskau machte auf mich einen beklemmenden Eindruck. Die Stadt war vom Krieg gezeichnet. Aber das haben vor mir schon viele andere in ihren Memoiren geschildert.

Tagsüber besuchten wir an der Akademie Vorlesungen und Seminare. Die Nächte verbrachten wir nach einem Dienstplan auf dem Dach des riesigen Gebäudes, um Brandbomben zu bekämpfen, die auf die Hauptstadt abgeworfen wurden. Kaum eine Nacht verging ohne Luftangriffe.

Die Lehrgangsteilnehmer hatte man mit Gewehren des Modells 1891 ausgerüstet. Eigentlich waren dies Ausbildungswaffen, die durch Aufbohren des Laufunterteils untauglich gemacht worden waren. Diese Öffnungen hatte man zugelötet, so dass man damit wieder schiessen konnte. Was wir aber damit anfangen sollten, weiss ich bis heute nicht.

Meine Ausbildung währte nicht lange. Nach acht bis zehn Tagen liess uns der Lehrgangsleiter, Oberst Trofimow, unverhofft antreten und befahl:

«Alle, die sich mit Panzerabwehrtillerie Kaliber 45 und 75 Millimeter auskennen, zwei Schritte vortreten!»

Neben mir stand ein Hauptmann der Artillerie. Aber aus irgendeinem Grund trat er nicht vor.

«Warum treten Sie nicht vor?» fragte ich ihn. Er musterte mich als Dienstgradjüngeren von Kopf bis Fuss und sagte dann herablassend:

«Ich komme aus einem Schwerartilleriekorps, hier aber wird nach Panzerabwehr gefragt...»

Ich machte mir meine Gedanken über diesen wackeren Krieger, sagte aber nichts. Gemeinsam mit meinem Nachbarn, Oberleutnant der Panzertruppen Grigori Batalow, trat ich zwei Schritte vor. Grigori hat den ganzen Krieg mitgemacht, wurde Held der Sowjetunion und nach dem Krieg Armeebefehlshaber.

Von Panzerabwehrtillerie war uns nur das bekannt, was wir von unseren Panzerkanonen Kaliber 45 und 76 Millimeter wussten. Von allen anderen Besonderheiten der Wirkungsweise grosskalibriger Artillerie hatte ich keine Ahnung. Ich nehme an, dass es Batalow ebenso ging. Aber wir wussten auch nicht, warum plötzlich Panzerabwehrexperthen gebraucht wurden.

Der Lehrgangsleiter, der nicht einmal einen Blick auf unsere Kragenspiegel warf, befahl uns, rechts rauszutreten. Wir begaben uns auf den Hof der Akademie.

Einige Tage später wurden wir mit einer grossen Gruppe Studenten anderer Akademien zur Minsker Chaussee bei Moskau, in den Raum Dorochowo, gebracht. Die Deutschen hatten die Front durchbrochen und rückten immer schneller auf die Hauptstadt vor. Auf den Anhöhen und an den Waldrändern nahe der Chaussee legten wir befestigte Feuerpunkte und Unterstände an und begannen, nachdem wir endlich Geschütze erhalten hat-

ten, die Abwehr von Panzerangriffen zu üben. Ein Panzerabwehrsoldat muss rasch auf den Gefechtsverlauf reagieren und durch seinen gezielten Schuss dem Feuer des gegnerischen Panzers zuvorkommen. Er führt einen Zweikampf, dessen Ausgang klar ist – entweder du triffst den Faschisten oder er dich.

Ich wurde als Geschützführer eingesetzt. Zur Geschützbedienung gehörten noch drei ältere Rotarmisten. Als Munition hatten wir nur Splittergranaten erhalten. Gegen Panzer war damit nichts auszurichten.

Ich blickte durch die Schiessscharte des Unterstandes, in den wir unsere «Fünfundvierziger» gezogen hatten, und dachte besorgt daran, dass wir im Falle eines Panzerangriffs nahezu wehrlos waren.

Auf der Chaussee fuhren immer noch viele Lastwagen von und nach Moskau. In der Nacht hielten wir einen Wagen an. Unser Feuerpunkt mit dem Geschütz befand sich etwa 50 Meter von der Chaussee. Das Fahrzeug hatte panzerbrechende Granaten unseres Kalibers geladen. Der Begleiter des Fahrzeugs, ein älterer Soldat, weigerte sich entschieden, uns auch nur zwei oder drei Kisten zu überlassen. Unser Richtschütze setzte eine grimmige Miene auf und sagte:

«Also, Alter, wenn du uns keine Panzergranaten gibst, jage ich dir, wenn du weiterfährst, eine Splittergranate ins Hinterteil. Tauschen wir also.» Wir «tauschten» ganze drei Kisten – fünfzehn Granaten – ein.

Unsere Nachbarn rechts und links kamen wie wir von Akademien, Lehrgängen und Militärschulen. Das Oberkommando hatte hier offensichtlich seine letzten verfügbaren Kräfte mobilisiert.

Aber zum Gefecht kam es nicht. Die Deutschen waren bei Moshaisk aufgehalten worden. Nach etwa zwei Wochen wurden wir in unsere Akademie zurückbeordert, denn die Oberste Führung hatte entschieden, die Kommandeure herauszuhalten. Unseren Platz nahmen Schützeneinheiten ein.

Die Akademie wurde zur Evakuierung vorbereitet. Wir erhielten den Befehl, das Inventar zu verladen. Dabei kam ich ins Grübeln ...

Seit Beginn des Krieges, als mir sein Ausmass und seine Tragweite klar wurden, sorgte ich mich ernsthaft um meine Frau, die in Kaluga zurückgeblieben war und ein Kind erwartete.

Mit dem Vorrücken der Deutschen auf Moskau wurde meine Besorgnis immer stärker und hier in der Akademie nahezu unerträglich. Ich wollte Lida

zu meinen Eltern aufs Land schicken und wandte mich deshalb sofort an den Lehrgangssteller. Ich brauchte ja nur zwei Tage nach Kaluga und zurück. Der Lehrgangssteller wandte ein, dass ich gar nicht bis Kaluga durchkommen würde, und er hatte recht. Ich kam lediglich bis Malojarslawez. Die Stadt brannte, eine Weiterfahrt war nicht möglich und ich musste in der Annahme umkehren, dass Lida es offensichtlich nicht mehr geschafft hatte, die besetzte Stadt zu verlassen.

Doch zu meiner grossen Freude erwartete mich in der Akademie die Nachricht, dass meine Frau angerufen hatte. Sie sei in Moskau und würde sich bald wieder melden. Als der erwartete Anruf kam und ich die Stimme meiner Frau hörte, fiel mir nichts Dümmeres ein, als sie zu fragen: «Lida, lebst du noch?» Anstelle einer Antwort war Kinderweinen zu hören – die Stimme meines Sohnes.

Jetzt, wo wir wieder zusammen waren und alles Schreckliche hinter uns lag, waren wir nahezu glücklich. Wir machten uns allerdings grosse Sorgen um die Zukunft unseres Kindes, doch wie wir sorgte sich unser ganzes Volk seit Ausbruch des Krieges um das Wohl der Kinder.

Die Schwierigkeiten nahmen kein Ende. Die Evakuierung der Akademie wurde beschleunigt vorangetrieben und ich wusste nicht, was mit meiner Frau und dem kleinen Kind werden sollte. Ich musste abfahren, aber Lida und das Kind wollte man in dem Militärzug der Akademie nicht mitnehmen.

Das Verladen war im vollen Gange. Die Lehrkräfte und Mitarbeiter der Akademie nahmen in ihre Wagen alles, sogar ihre Hunde, mit, während die Frauen der Lehrgangsteilnehmer nicht mitfahren durften. So lautete der Befehl. Ich beschloss, Lida und das Kind zum Bahnhof zu bringen und in den Zug zu setzen. Das tat ich dann auch. Die Oberste und Generale blickten den «unverschämten Oberleutnant» missbilligend an, doch die meisten sagten nichts. Ich instruierte meine Frau, sich nicht von der Stelle zu rühren.

Die Lehrgangsteilnehmer mussten in Mannschaftswaggons fahren und es kostete mich viel Mühe, den Lehrgangssteller zu überreden, Lida und mich im Reisezugwagen mitfahren zu lassen, damit ich ihr vor allem bei der Beschaffung von Lebensmitteln helfen konnte. Wir hatten im Prinzip nichts bei uns. Sie trug eine Tasche mit einigen Sachen, die sie in Moskau gekauft hatte und ich nur einen halbleeren Koffer. Geld war zu dieser Zeit bereits nichts mehr wert.

Wir waren bis Taschkent sechzehn Tage unterwegs. Nur unsere Jugend half uns in dieser schwierigen Situation. Es gab keine Möglichkeit, das Kind zu waschen, und wir selbst hatten nichts zu essen. Unterwegs tauschten wir das wenige, das Lida besass – eine Brosche, Ohrringe und zwei Kleider – gegen Lebensmittel ein. Auf diese Weise gelangten wir zu einem Stück Butter und einer Flasche Milch, damit meine Frau nicht ganz von Kräften kam, denn unser kleiner, noch namenloser Sohn schrie kräftig und wollte von seiner Mutter gestillt sein.

Ein Problem war, unseren Sohn erstmals nach der Geburt richtig zu baden. Erst auf dem Territorium Usbekistans, wo es im Oktober noch warm ist, konnten wir ihn zweimal waschen. Unser Zug hielt lange, um die Militärtransporte in Richtung Westen durchzulassen. Wir fanden auf dem Bahnhof eine Schüssel und badeten den Kleinen direkt auf der Strasse neben einem Wasserhahn.

In Taschkent brachte der Leiter der Akademie, General N. Werjowkin-Rachalski, seine Offiziere nebst Familien irgendwie unter. Die Lehrgangsteilnehmer aber wurden kaserniert in einem Truppenteil untergebracht und mussten in Doppelstockbetten schlafen. Ausser mir hatten noch einige andere ihre Familie bei sich. Wir sollten selbst sehen, wie wir sie unterbrachten. Es gelang mir, eine alte Usbekin zu überreden, Lida und das Kind in ihrer Lehmhütte aufzunehmen.

Unser Studium, wenn man es überhaupt als solches bezeichnen kann, habe ich nicht in bester Erinnerung. Nur wenige der Lehrgangsteilnehmer kamen von der Front. Die meisten waren aus der Reserve einberufen worden, weshalb viel Zeit für Exerzierausbildung verwendet wurde. Der Lehrgangsführer Oberst Trofimow bildete uns mit grosser Befriedigung nicht für den Kampf, sondern für eine Parade aus.

Wir mussten Stechschritt üben und die Füsse 35 Zentimeter nach oben werfen, obwohl uns der Magen knurrte. Wir sangen das «Katjuscha-Lied» und «Der Ferne Osten ist unsere zuverlässige Bastion». Ich hoffte nur, dass dies alles bald zu Ende war, denn die Deutschen standen vor den Toren Moskaus, während man aus uns Paradedepferde machen wollte.

Viel zu essen bekamen wir nicht, aber es war auszuhalten. Einmal in der Woche gab es Suppe mit Fleisch, das man allerdings suchen musste. An den anderen Tagen Gemüsesuppe und etwas Brot. Bei Lida sah es noch schlim-

mer aus. Das Kind verlangte nach der Muttermilch, sie aber war vor Hunger völlig abgemagert. Auf dem Basar war alles unerschwinglich teuer. Mein Sold reichte nicht, um dort einkaufen zu können. Lidas Hauswirtin half uns. Sie kaufte mit ihr manches bei Bekannten. Manchmal nahm ich Lida und den Kleinen mit in unseren Speisesaal. Die Serviererinnen freuten sich über ihn, nahmen ihn auf den Arm und spielten mit ihm. Er war ein niedliches und kräftiges Kerlchen, und der Mutter wurde manches für den Kleinen zugesteckt.

In Taschkent liessen wir seine Geburtsurkunde ausstellen. Eine Polin, die Lida während der Reise von Moskau nach Taschkent kennengelernt hatte, hatte ihr vorgeschlagen, ihn Stanislaw zu nennen. Sie versicherte, dass der Name sehr gut klinge. Also nannten wir ihn Stanislaw. Die Geburtsurkunde wurde in usbekischer Sprache ausgestellt, als Geburtsort wurde Taschkent und nicht die Bahnstation Lopasnja (heute Tschechow) vermerkt.

Das Studium dauerte bis Mai 1942. Wir erhielten eine Bescheinigung, dass wir an der Frunse-Akademie einen Kurzlehrgang absolviert hatten, und wurden der Hauptverwaltung Kader unterstellt. Vor Abschluss des Studiums wurde ich zum Hauptmann befördert.

Lida wollte unter keinen Umständen in Taschkent bleiben.

«Wie soll ich denn allein mit dem kleinen Kind durchkommen? Du hast mir doch bisher immer geholfen. Nein, ich fahre mit dir nach Moskau. Dort werden wir weitersehen ...»

Ich brachte sie nach Mitschurinsk und setzte sie in den Zug. Sie sollte mit Stanislaw zu seinen Grosseltern in mein Heimatdorf am Don fahren ...

Das erste, wahrscheinlich das schwerste aller Kriegsjahre, ging zu Ende. Gegnerische Panzerkeile waren weit in unsere Verteidigungslinie an der linken Flanke der sowjetisch-deutschen Front eingedrungen. Der Feind war auf dem Vormarsch nach Woronesh, zur Wolga, zum Kaukasus und Kuban. Die blauen Pfeile, die sogar Schüler nach Meldungen des Sowjetischen Informationsbüros auf den geographischen Karten einzeichneten, zeigten immer weiter nach Osten.

Auf den Bahnhöfen verliessen wir Lehrgangsteilnehmer den Zug Taschkent-Moskau und drängten uns um die Lautsprecher, um die neuesten Nachrichten von der Front zu hören. Eine war schlimmer als die andere. Schwere

Herzens legten wir uns auf unsere Pritschen und gaben uns traurigen Gedanken hin. Wahrscheinlich überlegte jeder, an welche Front es ihn wohl in einigen Tagen verschlagen würde und was das Schicksal wohl für ihn bereithielt.

# Offizier des Generalstabs

In der Hauptverwaltung Kader der Roten Armee wurden wir schnell «ver-einnahmt», denn an allen Fronten wurden Offiziere gebraucht. Ich rechnete eigentlich damit, als Kommandeur eines Panzerbataillons eingesetzt zu werden. Schliesslich hatte ich bereits eine Kompanie geführt und Weiterbildungslehrgänge an der Akademie absolviert...

Doch das Schicksal wollte es wieder einmal anders. Mehrere von uns wurden plötzlich dem Generalstab zugewiesen. Keiner wusste, was das zu bedeuten hatte. Der Generalstab war uns lediglich aus Zeitungen bekannt.

In Moskau angekommen, schlugen wir uns mühsam zur angegebenen Adresse durch. Wir waren mit Mänteln und Koffern bepackt, hatten keine Hand frei. Mit Verkehrsmitteln war es in diesen Jahren in Moskau schwierig, nur auf die Metro war Verlass.

Im Generalstab erklärte mir der Leiter der Abteilung Kader, Generalmajor W. Tschernyschew, im Gespräch ohne Umschweife, dass ich der Offiziersgruppe des Generalstabs zugeteilt worden war.

«Genosse Hauptmann, Sie werden Ihren Dienst hier bei uns versehen.»

«Genosse General, ich bitte darum, an die Front geschickt zu werden ...»

«Ganz sicher werden wir Sie an die Front schicken. Sie werden hier im Generalstab geführt und an der Front arbeiten», antwortete mir der General sehr freundlich und liebenswürdig.

So wurde ich Offizier des Generalstabs. Ab 1943 hiessen wir bevollmächtigte Offiziere des Generalstabs. In den Memoiren von N. D. Saltykow und S. M. Schtemenko wurde darüber ausführlich berichtet. Nach wie vor aber wird diese Kategorie mit den Verbindungsoffizieren bei den Stäben der Korps, Armeen und Fronten verwechselt. Doch das ist bei Weitem nicht ein

und dasselbe. Deshalb werde ich etwas näher darauf eingehen. Aus meinen Aufzeichnungen kann der Leser dann entnehmen, welche Aufgaben wir an der Front zu erfüllen hatten.

Am 11. Februar 1942 bestätigte der Generalstabschef der Roten Armee, Marschall der Sowjetunion B.M. Schaposchnikow, die «Vorschrift über die Gruppe der Offiziere des Generalstabs der Roten Armee». Diese Gruppe wurde gebildet, um die unmittelbare, lebendige und ständige Verbindung des Generalstabs zu den Truppen und Stäben der Einsatzarmeen zu verstärken, die Erfüllung der Direktiven und Befehle des Kommandos des Obersten Befehlshabers, des Volkskommissariats für Verteidigung und des Generalstabs zu kontrollieren, die Stäbe und Truppen zu unterstützen sowie Gefechtserfahrungen zu studieren und zu verallgemeinern.

An einer Stelle der Vorschrift hiess es: «Wenn die Situation unverzügliche Handlungen der Truppen erfordert, keine Zeit bleibt, auf Weisungen der übergeordneten Instanz zu warten, und niemand die Gefechtshandlungen leiten kann, ist der Offizier des Generalstabs verpflichtet, schnell eine Entscheidung zu treffen und alles Notwendige zu veranlassen.»

Die Vorschrift war ziemlich umfangreich, deshalb bin ich nur auf einzelne Punkte eingegangen.

Hieraus ergibt sich, dass die bevollmächtigten Offiziere nicht die speziellen Aufgaben von Verbindungsoffizieren hatten. Sie übermittelten keine Befehle und Anordnungen, sondern gaben umfassende und objektive Informationen über die Situation an einem bestimmten Frontabschnitt, eine Analyse des Zustands und der möglichen Entwicklung. Das schloss auch persönliche Verantwortung für die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der übermittelten Informationen ein.

Die Bildung der Gruppe der bevollmächtigten Offiziere des Generalstabs, die in den Armeen zum Einsatz kamen, hatte berechtigte Gründe. In der Anfangsperiode des Krieges nahmen die Kampfhandlungen für unsere Armee einen ungünstigen Verlauf. Die strategische Lage war sehr ungewiss. Unter diesen Bedingungen schätzte das Kommando des Obersten Befehlshabers die Handlungen des Gegners mitunter falsch ein und war schlecht über die reale Lage und den Zustand der Truppen informiert. Dadurch kam es zu unbegründeten und häufig auch widersprüchlichen Entscheidungen.

Solche Fehlentscheidungen der höchsten Führung hatten häufig ihre Ursache darin, dass die Berichte der untergeordneten Stäbe und aus den Truppen über Verlauf und Ergebnis der Kampfhandlungen nicht rechtzeitig eintrafen und verfälscht waren. Die Kommandeure und Politoffiziere verschwiegen mitunter vorsätzlich Fakten und Angaben zur realen Lage, weil sie eine Schuldzuweisung und harte Bestrafung fürchteten, was bei Misserfolgen üblich war.

Der Generalstab verlangte nun von uns, die Glaubwürdigkeit und den operativen Charakter der Informationen zu erhöhen. Durch die Entsendung von Offizieren des Generalstabs in die Verbände und operativen Vereinigungen konnten wesentlich schneller reale Lageeinschätzungen erhalten und Massnahmen eingeleitet werden. Dabei wirkte auch noch ein psychologischer Aspekt. Die Kommandeure und Befehlshaber wagten es nicht mehr, viele sehr wichtige, doch für sie unangenehme Details des Verlaufs der Kampfhandlungen zu verschweigen. Sie wurden zur objektiven Einschätzung ihrer Handlungen gezwungen, was für die Tätigkeit jedes Leiters wichtig ist.

Als der Generalstab die Funktion des bevollmächtigten Offiziers in der handelnden Armee einführte, wollte er die Meldung operativer Angaben beschleunigen und damit ihren Wert erhöhen.

Die Anfangsperiode des Kriegs zeigte auch, dass sich der Mangel an Informationen über die Entwicklung der Lage (als sich die Situation nicht nur im Verlauf von Tagen, sondern buchstäblich von Stunden radikal veränderte) vor allem auf die starke Zentralisierung des Leitungssystems und des Informationsflusses zurückzuführen war. Alle Meldungen nach oben erfolgten ausserdem nach einem bestimmten Terminplan.

Bevor die Informationen aus den Divisionen oder Korps in den Generalstab gelangten, durchliefen sie die Stäbe der Armeen und Fronten, wo sie bearbeitet und zusammengefasst wurden. Dadurch wurden sie aber verzögert und häufig so stark verändert, dass sie ihren ursprünglichen Wert einbüssten, zumal wenn sich die Lage jäh änderte.

Durch die Entsendung seiner Offiziere in die Truppen erhielt der Generalstab nun direkt (unter Umgehung der Zentrale) zusätzliche Informationen über die Lage. Ausserdem waren die bevollmächtigten Offiziere nicht an Terminvorgaben gebunden, sondern machten ihre Meldungen, wenn sie es

für notwendig und besonders wichtig erachteten. Das war in Perioden aktiver Gefechtshandlungen besonders wertvoll.

Es gab noch einen weiteren positiven Aspekt. Die Informationen wurden häufig nicht einfach an den Generalstab, sondern direkt an denjenigen übermittelt, der für die mit den Gefechtshandlungen des Truppenverbandes verbundenen Fragen zuständig war.

Ohne Schönfärberei kann heute festgestellt werden, dass das Korps der bevollmächtigten Offiziere des Generalstabs während des Grossen Vaterländischen Kriegs eine grosse Rolle gespielt hat. Die Marschälle der Sowjetunion Alexander Michailowitsch Wassilewski und Georgi Konstantinowitsch Shukow wie auch andere Heerführer haben dies in ihren Memoiren gebührend gewürdigt.

Als Boris Michailowitsch Schaposchnikow, ein erfahrener Generalstabs-offizier, diese Instruktion bestätigte, war er sich wohl bewusst, dass wir einen zuverlässigen Schutz vor der autoritären Macht einiger Kommandeure und Befehlshaber, in deren Truppenteilen wir uns aufhalten würden, benötigten, damit wir von der Front auch wirklich die Wahrheit, und sei sie noch so bitter, berichten konnten.

Dieser Schutz war von Anfang an gewährleistet. Unsere Unabhängigkeit wurde durch die absolute Unterstellung unter den Generalstab garantiert, von dem wir ernannt wurden. Dies entzog uns dem dienstgradmässigen Unterstellungsverhältnis und schirmte uns vor Druck und Autoritätsmissbrauch ab.

Wir trugen auch keine direkte Verantwortung dafür, wie die Verbände und operativen Vereinigungen, in denen wir uns aufhielten, ihre Gefechtsaufgaben erfüllten. Dadurch verspürten wir keinen inneren Zwang oder Bedenken, die uns hindern konnten, die Ereignisse unvoreingenommen zu beurteilen.

In meiner Funktion als Offizier des Generalstabs hielt ich mich strikt an die Bestimmungen der Instruktion und war von Anfang an bemüht, die Situation durchweg so darzulegen, wie sie war, sie so objektiv wie möglich einzuschätzen und keinerlei Kompromisse einzugehen. Ich glaubte nicht alles, was mir gesagt wurde, und änderte meine Meinung erst dann, wenn es dafür ausreichende, von mir selbst geprüfte Gründe gab. Gleichzeitig achtete ich aber auch die Meinungen der Kommandeure und Befehlshaber. Ich analysierte sie eingehend, akzeptierte sie, wenn sie richtig und nützlich waren, und bestätigte sie in meinen Meldungen.

Allerdings kann ich nicht behaupten, dass es mir sofort gelang, immer nach diesen Prinzipien zu arbeiten. Erst nachdem ich gewisse Erfahrungen gesammelt hatte, konnte ich dementsprechend handeln. Es gab auch Rückschläge, doch ich bemühte mich stets, an dieser Verfahrensweise festzuhalten. Wenn es schon unter normalen Bedingungen schwer ist, zum gegenseitigen Verständnis zu gelangen, wieviel schwerer ist es da unter Frontbedingungen, wo es nicht nur um Ehre und Würde, sondern um Menschenleben geht.

Ich hoffe, dass sich der Leser ein Bild von der Situation machen kann, in der ich mich als dreiundzwanzigjähriger Hauptmann befand, nachdem ich zum Offizier des Generalstabs im 1. Panzerkorps von General M. J. Katukow ernannt wurde. Michail Jefimowitsch hatte in den Kämpfen vor Moskau sehr erfolgreich eine Panzerbrigade befehligt, der als erster unter den Panzertruppen der Ehrenname «Gardebrigade» verliehen wurde.

Vor der Abfahrt an die Front wurde ich im Generalstab sorgfältig und gründlich in meine künftige Tätigkeit eingewiesen, doch in der Praxis erwies sich meine Aufgabe als weitaus komplizierter. Als erstes musste ich mich gründlich mit der Rolle und Stellung des Panzerkorps bei der Durchführung von Frontoperationen vertraut machen. Angesichts meiner geringen militärischen Erfahrungen war dies keine leichte Sache, aber dringend notwendig.

Im Juli 1942 war das Korps in schwere Verteidigungsgefechte im Raum Woronesh verwickelt. Ich fand den Stab des Korps am Waldrand in der Nähe der Chaussee, die von Woronesh nach Kursk führt. Ich meldete mich bei Stabschef Oberst Andrej Grigorjewitsch Krawtschenko (später wurde er Befehlshaber der 6. Gardepanzerarmee).

«Machen Sie sich erst einmal mit der Lage und dem Stab vertraut», sagte Andrej Grigorjewitsch. «General Katukow wird bald hier sein. Er ist bei einer Panzerbrigade.»

Alle Abteilungen des Korpsstabs befanden sich in Lastkraftwagen mit Kofferaufbau sowie Stabsbussen. Die Fahrzeuge waren mit Zweigen getarnt, um sie herum waren Deckungsgräben ausgehoben. Von Unterständen und Erdhütten war nichts zu sehen. Alles deutete darauf hin, dass der Stab sich nicht für lange eingerichtet hatte. Der Gegner wollte Woronesh einnehmen und bedrängte unsere Einheiten. Die vereinzelt Gegenangriffe der Panzerkorps konnten seinen Vormarsch bisher nicht stoppen.

M.J. Katukow traf ich am späten Abend, als er in verschmutzter Kombi und mit verstaubten Stiefeln wieder im Stab eintraf. Ich stellte mich dem General vor. Er hörte schweigend zu und wollte dann wissen, wie ich untergekommen sei und welche Pläne ich für den nächsten Tag hatte.

«Heute mache ich mich mit den Informationen aus den Einheiten vertraut. Morgen werde ich, mit Ihrer Erlaubnis, zur 1. Gardepanzerbrigade fahren.»

«Sehr gut. Wenn Sie Hilfe brauchen, wenden Sie sich an Oberst Krawtschenko. In einer Stunde fahre ich zur Beobachtungsstelle.»

Im Verlaufe der Nacht analysierte ich die Lage an diesem Frontabschnitt. Ich sprach mit Aufklärern und operativen Offizieren. Gemeinsam erörterten und bewerteten wir die eigenen Handlungen und die möglichen Handlungen des Gegners. Am Morgen schickte ich über die Chiffrierabteilung meine erste Meldung an den Generalstab. Der Generalstabschef hatte angeordnet, dass unsere Meldungen ohne vorherige Bestätigung durch den Stabschef durchzugeben waren.

Dieser erste Einsatz hatte für meine weitere Dienstlaufbahn besondere Bedeutung. Ich musste mich mit den praktischen Fragen der Lageeinschätzung aus taktischer und operativer Sicht vertraut machen. Nach und nach begann ich, nachdem ich meine anfängliche Befangenheit überwunden hatte, der Korpsführung meine Meinung zu Schlüsselfragen darzulegen, wodurch wir uns näherkamen. Wenn wir die Ursachen von Misserfolgen in bestimmten Gefechten analysierten, stimmten unsere Ansichten überein. Das machte mir Mut. Ich gewann Selbstvertrauen, als ich spürte, dass ich mich für die Wahrhaftigkeit der Informationen an den Generalstab verbürgen konnte.

Ich war bemüht, mich wie ein Truppenoffizier zu verhalten, und unterstrich niemals meine Vollmachten. Daher brachte man mir Vertrauen und Offenheit entgegen und ich erhielt viele für mich wichtige Informationen. Zu den Stabsoffizieren des Korps stellte ich schnell sachliche Beziehungen her. Besonders vertrauliche Gespräche führte ich mit dem Leiter der Operativen Abteilung, Oberstleutnant M. T. Nikitin. Nach dem Krieg hat er sich Verdienste im Truppendienst und im Generalstab erworben. Zuletzt war er Generaloberst, Chef des Hauptstabs der Landstreitkräfte. Er war ein sehr gebildeter, umgänglicher und strenger Vorgesetzter. Auch zu den Komman-

deuren der Brigaden, in denen ich mich ständig aufhielt, hatte ich ein gutes Verhältnis. Trotz meiner Jugend akzeptierten sie mich, äusserten ihre Meinung und waren sogar erfreut, wenn ich sie aufsuchte, weil sie hofften, von mir interessante Informationen zu erhalten.

Sie äusserten sich auch kritisch über die geringe Aktivität ihrer Einheiten und des Korps insgesamt. In der Tat unternahm das Korps keine wirksamen Gegenangriffe, trat praktisch auf der Stelle. Das hatte seine Ursache im Charakter des Korpskommandeurs.

Ich möchte dies durch ein Beispiel belegen. Als es den Deutschen gelungen war, Woronesh einzunehmen, begannen sie, die Stadt zu plündern. Durch den Feldstecher sahen wir auf der Landstrasse in Richtung Kursk Kolonnen von Lastkraftwagen fahren, die alles aus der Stadt herauschafften, was bei der schnellen Evakuierung zurückgeblieben war.

Ich beschloss, mit dem Korpskommandeur zu sprechen.

«Genosse General, warum führen wir jetzt nicht einen Angriff in Richtung der Chaussee? Wir könnten sie doch einnehmen und die Verbindung unterbrechen ...»

Katukow, der im Graben des Beobachtungspunkts stand, blickte noch einige Zeit durch das Scherenfernrohr auf die Chaussee und antwortete dann: «Ein guter Vorschlag, aber er muss überlegt werden ...»

Michail Jefimowitsch Katukow hatte sich im Oktober 1941 in den Kämpfen bei Mzensk als Kommandeur einer Panzerbrigade einen Namen gemacht. Er war klug, doch allzu vorsichtig. Er verstand es gut, die Panzertruppen bei der Verteidigung einzusetzen, Hinterhalte und Feuer zu organisieren. Doch er liess sich nicht gern auf Handlungen ein, die ein gewisses Risiko bedeuteten. Ausserdem war Katukow ein Fuchs. Er wusste sich ins rechte Licht zu rücken. Er empfing eifrig Korrespondenten von zentralen und Frontzeitungen und verstand es, selbst den kleinsten Erfolg als Ereignis hinstellen, das von der Presse nicht übergangen werden durfte. So wurden das Korps und sein Kommandeur gerühmt.

Mitunter fragte er mich scheinbar beiläufig: «Anatoli Iwanowitsch, kannst du nicht über diese Kampfhandlungen der Einheiten des Korps eine chiffrierte Meldung direkt an das Sowjetische Informationsbüro durchgeben?»

Es ist schwer zu sagen, ob er an diese Möglichkeit glaubte, aber offen-

sichtlich war er nicht abgeneigt, auch diese Verbindung zu nutzen, um sich hervorzutun. Ich konnte mich nur schwer solchen Bitten und Andeutungen entziehen.

Der Stabschef des Korps, Oberst Krawtschenko, war charakterlich genau das Gegenteil. Furchtlos und mit Nachdruck setzte er Entscheidungen durch. Er sagte es offen, wenn er mit Katukow nicht einer Meinung war, und versuchte alles, um die Handlungen des Korps zu aktivieren. Michail Jefimowitsch zeigte sich zwar einsichtig, änderte aber trotzdem sein Verhalten nicht nennenswert.

Wenn ich die einzelnen Angaben für eine Meldung an den Generalstab zusammenfasste, merkte ich, dass meine theoretischen Kenntnisse unzureichend waren. Doch das Leben, die Lage und vor allem die mir übertragenen Aufgaben zwangen mich, ständig die Augen offen zu halten, nachzudenken, zu lernen und mit den Leuten zu reden. Man darf nicht nur die Erfolge sehen, sondern muss auch die Ursachen von Misserfolgen feststellen und Schlüsse daraus ziehen.

Ich musste mich mehr in den Einheiten, in den vorderen Linien aufhalten. Täglich war ich dorthin unterwegs. Einmal wäre eine solche Fahrt fast tragisch ausgegangen. Ich war bei einer Panzerbrigade, deren Stab sich am Rand eines Dorfs befand. In einem kleinen Bauernhaus war die Nachrichtenzentrale untergebracht. Plötzlich wurde Fliegeralarm gegeben. Etwa fünfzig Flugzeuge näherten sich der Panzerbrigade, ein schwerer Bombenangriff begann. Ich konnte noch aus dem Haus laufen und in einer Mulde, die das Regenwasser ausgewaschen hatte, an der Hauswand Deckung suchen. Diese kleine Vertiefung rettete mir das Leben. Etwa fünf Meter von mir entfernt explodierte eine Bombe. Ich lag Kopf an Kopf mit einem Nachrichtensoldaten. Wir wurden mit Erde zugeschüttet und an die Wand gedrückt. Als ich aufstand und den Dreck abschüttelte, war mein ganzer Rücken und das, was danach kommt, völlig nackt. Kombi, Feldbluse und Unterwäsche waren von den Splintern regelrecht wegrasiert worden. Der Nachrichtensoldat, ein stämmiger Mann, war tot. Ich selbst war mit Schrammen am Körper davongekommen. Die Splitter waren buchstäblich wenige Millimeter über meinen Rücken hinweggeflogen.

Das Korps ging im Zusammenwirken mit anderen Verbänden und Einheiten zum Angriff über und versuchte, zur Chaussee Kursk-Woronesh vorzudringen, um einer Gruppierung deutscher Truppen, die zur Stadt vorstieß,

den Weg abzuschneiden. Aber alle Versuche misslangen. Soweit ich die Situation einschätzen konnte, war die Hauptursache des Misserfolgs die schwache Truppenführung, nicht zuletzt auch durch das Kommando der Front. Panzer- und allgemeine Verbände waren ausreichend vorhanden, daran lag es nicht, doch sie wurden nicht richtig eingesetzt. Sie unternahmen nicht einen gemeinsamen frontalen Stossangriff, sondern gingen isoliert und ineffektiv vor. Als ich später die Lage analysierte, kam ich zu dem Schluss, dass unsere Führung in jener Zeit noch nicht über ausreichende Erfahrungen bei der Organisation grösserer Gegenangriffe verfügte. Bei Woronesh hatten erneut nicht die eingesetzten Kräfte und Mittel, sondern die Kriegskunst des Gegners gesiegt.

Ich blieb nicht lange im 1. Panzerkorps. Anfang August wurde es zur Auffüllung auf Einsatzstärke zurückgezogen. Mich rief man in den Generalstab zur Berichterstattung und zur Einschätzung der Kampfhandlungen zurück. Dort erfuhr ich, dass meine Meldungen positiv bewertet wurden, meine Einschätzungen richtig waren und bei der Ausarbeitung von allgemeinen Schlussfolgerungen zur Lage an diesem Frontabschnitt eine wichtige Rolle gespielt hatten.

Das gab mir Mut. Als ich mich zu meinem neuen Einsatzort im 1. Motorisierten Korps auf den Weg machte, fühlte ich mich schon sicherer.

Es handelte sich um eines der drei motorisierten Korps, die 1942 gebildet wurden. Vor dem Krieg verfügten wir bereits über solche Korps, doch sie wurden aufgelöst. Jetzt wurden sie erneut formiert und mit Panzern vom Typ T-34 ausgerüstet. Alle drei Kampfverbände gehörten zur Kalininer Front.

Das Korps wurde Anfang Oktober im Raum von Bely konzentriert und bereitete sich auf die Kampfhandlungen vor. Das Hauptaugenmerk wurde darauf gerichtet, die neue Technik zu beherrschen und die Einheiten und Truppenteile zusammenzuführen. Die Soldaten und Offiziere stammten überwiegend aus dem Ural und aus Sibirien. Leider hatten viele von ihnen keine Kampferfahrungen.

Kommandeur des Korps war Generalmajor M. Solomatin, sein Politstellvertreter – Oberst G. Kuparew, und Stabschef – Oberst I. Dubowoi.

Michail Dmitrijewitsch Solomatin war von grosser hagerer Statur und



Als bevollmächtigter Offizier des Generalstabs (rechts) 1942 an der Front bei Kalinin

hatte eine sehr gute militärische Bildung. Er hatte zuvor als Militärattaché in einem westlichen Land gearbeitet, was seinen Charakter geprägt hatte. Er bewahrte stets Haltung und liess nie den Mut sinken. Für seine Untergebenen hatte er immer ein offenes Ohr und war für sie da, doch er stellte auch hohe Anforderungen an sie. Dafür wurde er von allen geachtet.

Das Korps war eine starke Gefechtseinheit. Zu ihm gehörten die 19. Motorisierte Brigade unter Oberstleutnant W. Jerschow, die 35. Motorisierte Brigade unter Oberstleutnant W. Kusmenko, die 37. Motorisierte Brigade unter Oberstleutnant N. Schapauri, die 65. Panzerbrigade unter Oberst G. Schewtschenko sowie einige weitere Einheiten und Truppenteile. In der ersten Novemberrhälfte wurde das Korps operativ der Führung der 41. Allgemeinen Armee unterstellt. Zu dieser Zeit wurde die Offensive zur Zerschlagung der Olenino-Rshewsker Gruppierung der deutschen Truppen vorbereitet, an der das Korps teilnehmen sollte.

Meiner Meinung nach war es eine prinzipiell falsche Entscheidung, die

drei neuen motorisierten Korps, die aus starken Formationen von Panzer- und motorisierten Truppen bestanden, an der Kalininer Front einzusetzen. In diesem schwierigen und unebenen Gelände mit seinen Wäldern, Sümpfen und dem wenig ausgebauten Strassennetz konnte diese Waffengattung ihre Hauptvorteile – Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit – nicht zur Geltung bringen.

Nimmt man dazu noch den schneereichen Winter, dann waren die Handlungen der Korps, die unter diesen Bedingungen operieren sollten, von vornherein zum Scheitern verurteilt. Ich teilte meine Meinung Oberstleutnant Makarichin, dem höheren Offizier des Generalstabs bei der 41. Armee, mit und legte sie auch in einer chiffrierten Meldung an den Generalstab dar, doch sie wurde nicht berücksichtigt.

Durch die Entscheidung des Oberbefehlshabers der Kalininer Front wurden die verfügbaren Kräfte zersplittert. Das 2. Motorisierte Korps operierte im Raum Welikije Luki, unser 1. Motorisiertes Korps südwestlich von Bely, also 150 Kilometer voneinander entfernt. Das Schlimmste war aber, dass sie an völlig entgegengesetzten Frontabschnitten und gegen unterschiedliche feindliche Gruppierungen eingesetzt wurden. Das 3. Motorisierte Korps, das General Katukow befehligte, hatte lediglich eine passive Verteidigungsaufgabe zu erfüllen.

Vielleicht war aus höherer Sicht diese Entscheidung des Oberbefehlshabers der Front richtig. Später erfuhren wir, dass die Offensive der Kalininer Front darauf abzielte, die gegnerischen Truppen in diesem Abschnitt zu binden und ihre mögliche Verlegung in den Süden nach Stalingrad, wo entscheidende Schlachten tobten, zu verhindern.

Auch wenn die Operation der Kalininer Front eine gesamtstrategische Aufgabe gewesen ist, so war doch eine gute Konzeption erforderlich. Wenn ich heute diese Operation nachvollziehe, bin ich immer noch der Meinung, dass es unter diesen äusserst schwierigen geographischen Bedingungen einfach notwendig war, eine einheitliche starke Schlagkraft aus den drei motorisierten Korps zu bilden, aus Sibirien kommende frische Schützenverbände einzubeziehen und im Zusammenwirken mit der Westfront einen Schlag an einem Frontabschnitt zu führen. Dadurch wäre es möglich gewesen, das Hauptziel der Operation zu erreichen, dem Gegner eine schwere Niederlage

zuzufügen und die eigenen Kräfte maximal zu schonen.

Doch das geschah nicht. Dem 1. Motorisierten Korps wurde die Aufgabe gestellt, bei Bely einen Durchbruch zu erreichen, mit den allgemeinen Verbänden die gegnerischen Einheiten zu zerschlagen, in Richtung Wjasma und dann bis zum Dnepr vorzudringen und sich dort mit den Truppen der Westfront zu vereinen.

Ich muss sagen, dass dies die schlimmste Lage war, in die ich während des ganzen Kriegs geraten bin. Zusammen mit dem Korps durchlebte ich den ganzen Ernst und die Tragik des Geschehens, legte mit ihm den Leidensweg zurück und leerte den bitteren Kelch bis zur Neige.

Es fing gleich mit Misserfolgen an. Das 6. Schützenkorps hatte die Aufgabe, die gegnerische Verteidigung zu durchbrechen und die Einführung unseres motorisierten Korps in die Kampfhandlung abzusichern. Bei seinem Angriff am 25. November gelang es ihm jedoch nicht, in die taktische Tiefe des Gegners vorzudringen. Daher musste unser motorisiertes Korps zusammen mit den Schützeneinheiten die taktische Verteidigungszone des Gegners durchbrechen, was ihm unter grössten Anstrengungen nur an einem sehr schmalen Frontabschnitt gelang.

Hier hatte die Aufklärung versagt. Die Führung der Front, der Armee und des Korps hatte keine klare Vorstellung von der Verteidigungskraft des Gegners. Er besass ein gut organisiertes und gestaffeltes Verteidigungssystem mit befestigten Verteidigungsanlagen. Daher war das Niederhaltungsschiessen unserer Artillerie nicht dicht genug, um den erfolgreichen Vormarsch unserer Truppen abzusichern. Wegen des schlechten Flugwetters erfolgte praktisch auch keine Unterstützung und Deckung unserer Einheiten durch die Fliegerkräfte. Das Korps musste von Anfang an schwere Verluste hinnehmen.

Trotzdem gelang es unseren Einheiten in hartnäckigen Angriffen, innerhalb von fünf Tagen und Nächten 35 bis 40 Kilometer vorzustossen. Erst als der Gegner zahlenmässig überlegen wurde, mussten sie zur Verteidigung übergehen und dann an einzelnen Abschnitten zurückweichen. Diese Gefechte dauerten noch weitere sechs Tage und Nächte an, in deren Verlauf es den Deutschen gelang, an den Flanken des Durchbruchabschnitts bedeutende Panzerkräfte zu konzentrieren, am 7. Dezember in unserem Rücken

erfolgreich vorzustossen und das Korps von den Hauptkräften der Armee abzuschneiden.

Wir waren eingeschlossen. Diese schlimme Nachricht brachten uns die Fahrer der Transportfahrzeuge, die losgeschickt wurden, um Kraftstoff und Munition zu holen. Sie mussten umkehren, die Verbindung zum Hinterland war unterbrochen.

Die Lage wurde immer schwieriger, denn Kraftstoff, Munition und Lebensmittel gingen zu Ende. Der Marschvorrat, der in den Panzern und in den Brigaden mitgeführt wurde, war völlig unzureichend.

Obwohl die Brigaden die Chaussee Bely-Wjasna noch halten konnten, waren die Kräfte nahezu erschöpft. Das Korps ging zur Rundumverteidigung über, wich zurück und verringerte damit sein Territorium immer mehr.

Es muss gesagt werden, dass es zu der niedergedrückten Stimmung, die für den Kriegsbeginn charakteristisch war, nicht gekommen ist, als wir das Wort «Umzingelung» hörten. Das heisst natürlich nicht, dass wir die Sache leichtnahmen. Das Schlimmste stand uns noch bevor.

In diesen angespannten Tagen suchte ich häufig die Brigade von Oberstleutnant Jerschow auf. Mit Wladimir Wassiljewitsch besichtigte ich die Positionen der Panzersoldaten und Infanteristen und informierte mich über die Lage. Die Soldaten und Offiziere waren sehr bedrückt.

Das gleiche Bild bot sich bei den Panzersoldaten der Brigade von Grigori Iwanowitsch Schewtschenko. Obwohl die Brigade während der Offensive grosse Verluste hinnehmen musste, bekundeten die Panzersoldaten Kampfegeist. Die Kommandeure der Brigade hatten gute Arbeit geleistet. Ich habe gesehen, wie die Kommandeure, die noch kurz zuvor mit den Panzerbesatzungen einen Angriff gefahren hatten, mit ihnen Erdlöcher aushoben, die Gefechtsfahrzeuge verschanzten und den Panzersoldaten zeigten, wie man im Nahkampf mit Hacke, Brechstange oder Spaten gegnerische Angriffe abwehrt.

In meinen chiffrierten Meldungen an den Generalstab schilderte ich wahrheitsgemäss die Situation, den Zustand der Einheiten, die Verluste, die Handlungen des Gegners, die Integrationsmassnahmen im Korps und die Stimmung der Leute.

Mit uns waren auch einige Einheiten von den Schützenbrigaden einge-

kreist worden, die unserem Korps während der Offensive gefolgt waren. Sie wurden alle dem Kommando von M.D. Solomatin unterstellt. Doch auch diese Massnahmen konnten leider nichts mehr ändern. Unter dem Feuer des überlegenen Gegners wurde unsere Operationsbasis immer kleiner, bis wir uns letztendlich auf einer nur vier Quadratkilometer grossen Waldfläche verteidigten, die unter ständigem Beschuss lag. An der Abwehr der Angriffe der Deutschen beteiligten sich alle, auch die Stabsoffiziere und der Korpskommandeur. Wir waren mit Maschinenpistolen und Granaten bewaffnet.

Die Lage wurde besonders schlimm, als wir nichts mehr zu essen hatten. In den ersten Tagen besaßen wir noch einige Konserven und Zwieback. Als dies verbraucht war, gruben wir die toten Pferde aus dem Schnee aus. Das Pferdefleisch wurde auf Stöcke gespiesst und über offenem Feuer gebraten. Wir brühten Fichtennadeln auf und tranken den mit heissem Wasser verdünnten Sud. Je stärker das Getränk, umso besser. Mehr war uns nicht geblieben. Es wurde versucht, uns aus der Luft mit Lebensmitteln zu versorgen. Doch die Sicht war schlecht und unser Verteidigungsraum zu klein, so gelangte das meiste in die Hände der Deutschen. Es war daher ein Glücksfall, wenn jemand einen Zwieback fand.

Wie wir später erfuhren, versuchten zwei Panzerbrigaden, zu uns durchzubringen, um uns mit Treibstoff, Lebensmitteln und Munition zu versorgen. Doch sie schafften es nicht. Ein grosser Teil der Panzer wurde vom Gegner in Brand geschossen.

Ich erlebte ein besonderes Vorkommnis in der 35. Motorisierten Brigade. Reste einer Schützenkompanie hatten beschlossen, im Schutz der Nacht unter Führung eines Unterleutnants selbständig aus der Umzingelung auszubringen, doch sie wurden vom Bataillonskommandeur aufgehalten. Ich ging mit Oberst Kuparew zu der Erdhütte, in der der Bataillonskommandeur mit dem Unterleutnant sprach:

«Erschiessen ist noch zuwenig für dich, du Mistkerl. Wolltest du die Leute in die Fänge der Deutschen führen?»

«Ich hatte gehofft, dass wir als kleine Gruppe durchkommen werden ...»

«Du lügst, Verräter! Stabschef und Schützen zu mir! Der wird an die Wand gestellt!»

«Bleiben Sie ruhig, Major», hielt Kuparew den Bataillonskommandeur

zurück. «Was soll diese Selbstjustiz? Der Unterleutnant wird unverzüglich unter Bewachung in den Brigadestab gebracht. Dort wird man sich mit dem Fall beschäftigen ...»

Als wir die Erdhütte verliessen, sagte der Oberst zu mir: «Uns bleibt nichts anderes übrig, als uns in kleinen Gruppen zu unseren Leuten durchzuschlagen.» Er hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, dass man uns retten würde. Ich sagte ihm, dass ich anderer Meinung war.

Die Deutschen warfen Flugblätter ab und forderten uns auf, den Widerstand aufzugeben. Um unser Territorium herum hatten sie Lautsprecherwagen aufgestellt. Mehrere Tage lang wurden unsere Soldaten und Offiziere fast pausenlos aufgerufen, sich in Gefangenschaft zu begeben. Dabei wurden namentlich Kommandeure der Brigaden, Bataillone und sogar Kompanien genannt. Unentwegt tönte es zu uns herüber:

«Warum sitzt ihr noch dort wie hungrige Wölfe? Viele eurer Kameraden sind schon bei uns. Sie haben es hier warm, sind satt und trinken Tee. Kommt zu uns, dann könnt auch ihr euch satt essen ..

Diese Aufrufe wirkten nicht nur in den Köpfen, sie fanden auch Resonanz in den Mägen. Sie demoralisierten und riefen Wut hervor, weil man den feindlichen Agitatoren nicht den Mund stopfen konnte.

In dieser Situation offenbarte sich die Seele des sowjetischen Menschen. Wie oft die Faschisten auch angriffen, unsere Soldaten und Kommandeure, die zu Tode erschöpft waren, fanden dennoch die Kraft, ihren Platz in der Gefechtsordnung einzunehmen und zu kämpfen. Sie zogen den Tod einer schmachvollen Gefangenschaft vor.

Viele Menschen bei uns erinnern sich an den Film «Das Korps von General Schubnikow». Ich verbürge mich dafür, dass dem Drehbuch reale Ereignisse zugrunde liegen, die sich im 1. Motorisierten Korps abgespielt haben.

Den Bataillonen waren nur noch einige Panzer verblieben. Sie wurden eingegraben und als Feuerpunkte genutzt, um die herum sich die Soldaten der Mot. Schützeneinheiten verschanzten.

Den Panzersoldaten waren die Granaten ausgegangen. Sie wehrten die Angriffe der Infanterie mit gezielten Maschinengewehrsalven ab, wobei sie mit jeder Patrone sparten.

Natürlich sind auch einige der feindlichen Propaganda erlegen und ergaben sich, weil sie diese äusserst schweren Prüfungen nicht mehr aushalten konnten. Doch das waren einzelne. Es gab auch eigenmächtige Versuche, wie den des besagten Unterleutnants, aus der Umzingelung auszubrechen. Doch sie misslangen alle und forderten nur unnötige Opfer. Alles das zeigte ein weiteres Mal, dass isolierte Handlungen in der Umzingelung sinnlos sind.

Vor Wind und Frost schützten wir uns in Erd- und Laubhütten. Wir schiefen auf Kiefern- und Tannenzweigen. Übrigens lässt sich dieser Zustand kaum als Schlaf bezeichnen. Es war mehr eine Art Dahindämmern von durch Hunger und Kälte zu Tode erschöpften Menschen. Die Müdigkeit wurde von Tag zu Tag grösser, führte aber nicht zu Gleichgültigkeit und Abstumpfung. Wir wurden nicht zu «Wilden», wie uns die Deutschen nannten.

Bei uns befand sich auch ein Fliegerleitoffizier mit seiner Gruppe – ein Oberleutnant und zwei blutjunge Funkerinnen. Gleich bei ihrem ersten Fronteinsatz waren sie in diese missliche Lage geraten. Ihre Gesichter waren bleich und hohlwangig. Sie erfüllten nach besten Kräften ihre Pflicht, hatten aber immer Angst, dass etwas Schreckliches passierte. Sie erweckten ständig den Eindruck, als wollten sie sich vor einem Schlag auf den Kopf ducken. Doch sie hielten sich bis zum letzten Tag tapfer und glaubten fest daran, dass der Dienst bei den Fliegerkräften doch der beste war. Auf den Flugplätzen hatten sie solche Strapazen und den ständigen gegnerischen Beschuss nicht erleben müssen. Wir hatten Verständnis für sie und versuchten, ihnen Mut zuzusprechen.

Der Stab des Korps und die Kommandeure der Brigaden unterbrachen ihre Tätigkeit keine Minute. Sie arbeiteten in den verschanzten Stabsbussen und in Unterständen, die unter den Panzern gegraben und mit Strom von den Panzerbatterien beleuchtet wurden.

Verbindung zur übergeordneten Führung wurde über die einzige verbliebene Funkstation gehalten. Ausserdem verfügte die Gruppe des Fliegerleitoffiziers noch über eine einsatzfähige Funkstation. In kurzen chiffrierten Telegrammen übermittelte ich Lageberichte. Aufgrund meiner Meldungen und der Berichte des Korpsstabs leitete das Kommando der Front alle nur möglichen Massnahmen ein, um den eingeschlossenen Einheiten zu helfen.

Am 13. Dezember 1942 schickte ich an den Generalstab eine Meldung

über die äusserst kritische Lage: «Um 12.00 Uhr begann ein feindlicher Angriff aus allen Richtungen. Wir haben den Befehl, durchzuhalten. Alles Verfügbare wird aufgeboten. Wir leben von Pferdefleischresten und Kiefemna-deln. Wir werden bis zum letzten kämpfen ...»

Bald darauf erfuhren wir, dass Armeegeneral G.K. Shukow an der Kali-niner Front eingetroffen war. Wir waren uns sicher, dass er nun radikale Massnahmen einleiten würde, um das Korps aus der Umzingelung zu be-freien. Noch war es möglich, alle verbliebenen Kräfte an dem schmalen Frontabschnitt zu konzentrieren und aus der Umzingelung auszubrechen. Shukow erkundigte sich bei der Führung des Korps, wie die Operation zu organisieren war.

Solomatin versammelte die höheren Offiziere zum «Kriegsrat», wie er sich ausdrückte, und bat um Meinungen. Der Stabschef Iwan Wassiljewitsch Dubowoi schlug einen Durchbruch der Einheiten des Korps in nördlicher Richtung vor, wo sich die schwächsten Einheiten des Gegners befanden. Doch damit war auch ein Marsch von dreissig bis vierzig Kilometer verbun-den.

Dieser Plan wurde sofort abgelehnt, auch ich war dagegen. Die Leute waren völlig entkräftet und konnten eine solche Entfernung nicht mehr zu-rücklegen. Ausserdem hätten uns die Deutschen im hohen Schnee wie Hasen abgeschossen. Als die Beratung zu dieser für uns lebenswichtigen Frage ins Stocken geriet, fragte mich M. D. Solomatin: «Und was denkt der General-stab?» Wenn wir miteinander sprachen, redete er mich häufig mit «General-stab» an.

Ich schlug vor, dass wir nachts und nur auf kürzestem Weg den Ausbruch versuchen sollten. Meiner Meinung nach sollten wir den Armeestab bitten, an den Flanken dieses Abschnitts durch Sperrfeuer den Gegner daran zu hin-dern, die geschlagene Bresche wieder zu schliessen. Die uns noch verblie-benen drei Panzer sollten am Tag des Ausbruchs so eingesetzt werden, dass sie die Aufmerksamkeit der Deutschen auf sich lenkten. Damit müssten sich die Panzersoldaten faktisch opfern, um das Leben der anderen zu retten, die sich zu Fuss durch den hohen Schnee durchkämpften.

Dieser Plan wurde als Grundlage akzeptiert und nach einigen Präzisie-rungen und Ergänzungen durch Oberst Dubowoi und Oberst Kuparew be-stätigt. Für einen Durchbruch am besten geeignet war das Gelände in der Nähe der Dörfer Zizina und Schiparewo. Um nachts die Orientierung nicht

zu verlieren, baten wir um Orientierungsfeuer in den Stellungen unserer Armee im «Grossen Land», wie wir damals die Heimat nannten. Als Aufbruchsignal sollte das Feuer einiger Raketenwerfer vom Typ «Katjuscha» dienen. Der Ausbruch sollte in zwei Marschkolonnen erfolgen, die erst dann das Feuer zu eröffnen hatten, wenn sie entdeckt würden. Die drei Panzer indes sollten den offenen Kampf suchen und das Feuer auf sich lenken.

Nach Abstimmung von Details wurde unser Plan von der Führung der Kalininer Front und G.K. Shukow gebilligt. Alles, worum wir gebeten hatten, wurde uns zugesagt: Sperrfeuer und Orientierungspunkte. Am 15. Dezember um 23.00 Uhr, d.h. am sechzehnten Tag der Operation und am achten Tag nach der Umzingelung, wurden die «Katjuschas» abgefeuert.

Die Nacht war kalt und stockdunkel, aber auch still und irgendwie bedrohlich. Diese Stille hatte etwas Verräterisches, selbst das Knirschen des Schnees und das Knacken eines Zweiges waren weit zu hören. Die Stille wurde von einer ohrenbetäubenden Detonation unterbrochen, die für mehrere tausend Menschen das Signal zum entscheidenden, einzigen, letzten und deshalb verzweifelten Versuch war, aus der Umzingelung auszubrechen.

Die beiden Marschkolonnen setzten sich in Bewegung, doch die Panzer rührten sich nicht vom Fleck. Es waren die letzten drei, die vom Panzerkorps übriggeblieben waren, genauer gesagt nur noch zwei, denn einer von ihnen hatte keinen Turm mehr und wurde nur als Schlepper eingesetzt. Die Panzer standen wie verwurzelt da, in der finsternen Nacht waren nur ihre Konturen erkennbar. Wir hatten eine ungute Vorahnung.

M.D. Solomatin ging mit den Stabsoffizieren des Korps zu den Panzern. Der Hauptmann, der diese Panzerkolonne führen sollte, war verschwunden und blieb unauffindbar. Ausserdem fehlten zwei Besatzungsmitglieder des zweiten Panzers. Offensichtlich hatten sie erfahren, dass die Panzer geopfert werden sollten, und waren einfach weggelaufen. Aber die Zeit drängte. Was sollten wir tun?

Ich war innerlich betroffen, dass die Panzersoldaten ihr Fahrzeug im Stich gelassen hatten, und betrachtete sie als erbärmliche Feiglinge. Dies verletzte mich auch in meinem Stolz als Angehöriger dieser Waffengattung, denn schliesslich trug ich die Zeichen der Panzerwaffe auf meinen Kragenspiegeln. Eine Entscheidung musste getroffen werden.

«Michail Dmitrijewitsch», sagte ich zu General Solomatin, «wir sind beide Panzersoldaten. Wir müssen die Panzer selbst fahren, sonst verrinnt wertvolle Zeit und nichts ist mehr zu retten.»

Er stand eine Minute schweigend da, rief dann seinen Adjutanten und sagte ihm etwas. Dieser holte aus der Kartentasche eine Flasche Wodka und gab sie dem General. Solomatin nahm einige kräftige Schlucke und reichte dann mir die Flasche.

«Los, Generalstab, nehmen wir eine letzte Stärkung und dann auf in den Kampf! Fahren wir los und lenken wir das Feuer auf uns.»

«Danke, Genosse General. Ich möchte erst etwas trinken, wenn wir bei unseren Leuten sind. Ich muss einen klaren Kopf behalten.»

«Wie du meinst, Anatoli», sagte Michail Dmitrijewitsch, schraubte die Flasche zu und gab sie seinem Adjutanten.

Ich setzte mich in den vorderen Panzer, auf den Platz des Kommandanten. Solomatin und Dubowoi fuhren den zweiten Panzer, während wir in dem dritten ohne Turm drei Schwerverwundete auf eine Zeltplane gelegt und zugedeckt hatten. Jeweils fünf bis sechs Stabsoffiziere, die mit Maschinenpistolen und Granaten bewaffnet waren, kletterten auf die Panzer. In meinem Panzer fuhren ausser der Besatzung Oberst Kuparew und sein Adjutant mit.

Wir setzten uns sofort in Bewegung. Die Sicht war denkbar schlecht. Ich konnte mich nur bei offener Luke und nach den Anweisungen von Hauptmann Koslowski aus der Operativen Abteilung orientieren, der das Kommando über die aufgesessenen Infanteristen hatte. Solange wir am Waldrand entlang fuhren, blieb alles ruhig. Doch sobald wir das freie Feld erreichten, wurden wir im Schnee sofort von einer gegnerischen Batterie ausgemacht. Durch den Sehschlitz sah ich drei Mündungsfeuer und hörte dann auch die Detonationen. Ich spürte einen stumpfen Schlag gegen die Panzerung, der den Panzer erschütterte. Sie feuerten gezielt auf uns, doch zu unserem Glück offensichtlich nur mit Splittersprenggranaten.

Nach dem ersten Schlag setzte der Panzer seine Fahrt in Richtung der deutschen Batterie fort. Ich fragte die Insassen, um mir und den anderen Mut zu machen: «Sind alle noch gesund, ist alles noch in Ordnung?»

«Ja, nur die Ohren dröhnen», antwortete jemand.

Ich hoffte nur, dass keiner mehr aussen auf dem Panzer mitfuhr. Bei diesem Feuer wäre das der sichere Tod gewesen. Zum Glück waren die Mitfahrer beizeiten abgesprungen. Wir im Panzer warteten ängstlich auf die näch-

sten Schläge, doch zu direkten Treffern kam es vorerst nicht mehr. In dieser Situation gab es nur eins – das Fahrzeug aus der Schusslinie bringen. Ich wies den Fahrer an, den Panzer um 90 Grad nach links in Richtung des Dorfs Schiparewo zu drehen und im Schutz der Häuser und Scheunen an den Gemüsegärten entlang zu fahren.

Dieses Manöver gelang, wir gewannen einige Minuten. Dann hatten die Deutschen die Geschütze gedreht und eröffneten erneut das Feuer auf uns. Nun schlugen die Granaten an der rechten Bordseite ein. Trotzdem schafften wir es noch bis zu den Gemüsegärten, wo der Panzer in einen alten Bombentrichter geriet und festsass. Wir boten eine gute Zielscheibe für die feindlichen Artilleristen, die auch nachts sehr treffsicher schossen. Doch zu unserem Glück hatten sie offensichtlich keine panzerbrechenden Granaten.

Die Versuche des Fahrers, aus dem Trichter wieder herauszukommen, blieben erfolglos, denn eine Kette war zerschossen worden. Das Feuer auf den Panzer verstärkte sich immer mehr, deshalb gab ich den Befehl, das Fahrzeug zu verlassen.

Wir bewaffneten uns mit Maschinenpistolen und Handgranaten, kletterten schnell aus dem Panzer und liefen vierzig bis fünfzig Meter weg. Den Deutschen gelang es schliesslich, den Panzer in Brand zu schießen. In einer Entfernung von etwa zwei Kilometern links von uns hörten wir Hurra-Rufe und ein intensives Feuergefecht. Entsprechend unserem Plan wurde aus allen Waffen und sogar aus Leuchtpistolen geschossen, um eine grosse Truppe vorzutauschen. Wir mussten uns beeilen. Zu uns aufgeschlossen waren die vier Mann der Gruppe von Koslowski, die sich hinter unserem Panzer gehalten hatte.

In unserem total erschöpften Zustand fiel es uns schwer, in dem hohen Schnee voranzukommen. Wir stützten uns dabei gegenseitig und hielten die Waffen feuerbereit. Oberst Kuparew war bedeutend älter und physisch auch schwächer als wir. Ausserdem war er noch erkältet und wurde ständig von Hustenanfällen geschüttelt. Wir gingen auf den gut sichtbaren Feuerschein zu. Was da als Orientierungszeichen für uns brannte, waren die Häuser von Toropino.

Kuparew atmete schwer und kam nur mühsam voran. Er war offensichtlich völlig entkräftet, denn plötzlich blieb er stehen, setzte sich in den Schnee und sagte: «Geht inzwischen weiter, ich ruhe mich etwas aus und komme dann nach.»

«Solange wir noch laufen können, kommen Sie mit.»

Wir fassten ihn unter und quälten uns mühsam weiter durch den Schnee, der uns bis zum Gürtel reichte. Dabei verhielten wir uns besonders vorsichtig und wachsam, denn wir befanden uns ja im Hinterland des Gegners.

Wir bildeten zwei Gruppen aus drei bis vier Mann und gingen im Abstand von fünfzig bis sechzig Metern, so dass die zweite Gruppe bei einer unverhofften Begegnung mit den Deutschen der ersten Gruppe bei der Flucht Feuerschutz geben konnte. Als uns die letzten Kräfte zu verlassen drohten und wir zu keinem weiteren Schritt mehr fähig waren, sahen wir plötzlich vor uns eine Gruppe, die Leuchtraketen in unsere Richtung abschoss. Offensichtlich hatte man uns bemerkt, wusste aber nicht, wer wir waren. Auch wir wussten nicht, wen wir vor uns hatten – Deutsche oder eigene Leute. Wir warfen uns hin und bereiteten uns auf den Kampf vor.

Nachdem ich wieder etwas zu Atem gekommen war, schrie ich: «Seid ihr Deutsche oder Russen?»

Keine Antwort. Das sind Deutsche, dachte ich. Wir müssen uns schnellstens zu unserer Marschkolonne durchschlagen.

Auf alle Fälle rief ich ein zweites Mal. Und dann kam plötzlich die Antwort: «Wir sind Russen, Brüder. Kommt rüber.»

Wir waren zu keinem Schritt mehr fähig ... vor Freude. Ich lag da, presste meine entzündeten Lippen in den eiskalten Schnee und dachte nur daran, dass wir es doch noch geschafft hatten. Alle sind am Leben, wir brauchen nur noch ein paar Schritte zu gehen. Doch die Vorsicht gewann die Oberhand. Nachdem ich mich etwas beruhigt hatte, befahl ich allen, aufzustehen und gefechtsbereit weiterzugehen.

Nein, wir waren nicht in eine Falle geraten, sondern gingen direkt auf die Beobachtungsstelle einer Granatwerferdivision zu. Hier verliessen uns die Kräfte endgültig, genauer gesagt, unsere Nerven versagten. Der Divisionskommandeur, ein Major, wollte wissen, wer wir waren. Er telefonierte und forderte dann zwei Geländewagen vom Typ «Wyllis» an, die uns in den Stab bringen sollten.

Als wir auf die Fahrzeuge warteten, baten wir um etwas Essbares. Sie gaben uns von dem, was sie hatten, und brachten uns dann unter Bewachung zum Führungsstab. Uns war alles egal. Ich kaute das Brot, freute mich, dass wir wieder bei unseren Leuten waren – schliesslich gehörte ja auch die Wa-

che zu uns. Während der Fahrt ass ich ein grosses Stück Brot auf, wovon ich natürlich sofort heftige Magenschmerzen bekam.

Wir wurden zur Kommandostelle des Schützenkorps gebracht. Es wurde langsam hell. Kaum war ich aus dem Wagen gestiegen, als ich auch schon eine bekannte Stimme hörte: «Was habe ich dir gesagt, Wassili. Anatoli Gribkow lebt. Da ist er...»

Mit ausgebreiteten Armen lief Generalleutnant F.T. Remesow, der ehemalige Kommandeur der 18. Panzerdivision und 127. Panzerbrigade, nunmehr Kommandeur der Panzertruppen der Kalininer Front, auf mich zu. Ihm folgte lächelnd Wassja Kuprijenko. Er war damals Fahrer des Generals gewesen, jetzt aber war er sein Adjutant und hatte den Dienstgrad eines Leutnants. Wir freuten uns sehr über dieses Zusammentreffen, küssten uns und schauten einander lange an.

«Glückwunsch zur Rückkehr, Anatoli», sagte Fjodor Timofejewitsch. «Als ich erfuhr, dass auch du dich in der Umzingelung befindest, habe ich mir grosse Sorgen gemacht. Doch nun zur Sache. Du und der Oberst werden im Unterstand erwartet. Dort ist Georgi Konstantinowitsch Shukow persönlich», fügte er etwas leiser hinzu. «Folgt mir.»

Ehrlich gesagt machte diese Mitteilung anfangs keinerlei Eindruck auf mich. Ich konnte noch immer nicht fassen, dass wir zu Hause, bei unseren Leuten waren. Shukow gehörte eben einfach dazu. Als ich aber hinter dem General und dem Oberst den ausgetretenen Schneepfad entlanglief, wurde mir bewusst, dass mir eine Unterredung mit Armeegeneral Shukow, dem ersten Stellvertreter des Obersten Befehlshabers, bevorstand. Das war schon etwas Besonderes.

Wir betraten den Unterstand. Dort war es warm. G.K. Shukow hatte nur die Uniformbluse an und trug keine Kopfbedeckung. Wir wurden ihm vorgestellt. Er gab jedem von uns die Hand, blickte uns aufmerksam an, bat uns, Platz zu nehmen, und liess heissen Tee bringen. Wir tranken einige Schluck und berichteten dann, wie wir uns durchgeschlagen hatten. Der Armeegeneral hörte aufmerksam zu und richtete seine Fragen vorwiegend an mich. Das war verständlich, denn ich als Vertreter des Generalstabs in diesem Korps war zu einer objektiven Einschätzung der Geschehnisse verpflichtet. Ausserdem wurde Kuparew von Hustenanfällen geschüttelt.

«Wo ist General Solomatin?» unterbrach Georgi Konstantinowitsch meine Ausführungen.

«Ich weiss nicht, Genosse Armeegeneral. Er folgte uns im zweiten Panzer, doch als wir den Wald verliessen, haben wir uns in der Dunkelheit verloren.»

«Gut, warten wir noch etwas. Vielleicht ist gar nichts Schlimmes passiert. Sprechen Sie weiter ...»

Doch dazu kam es nicht. Die Tür des Unterstands ging auf und Shukows Adjutant brachte General Solomatin herein. Dieser stützte sich schwer auf einen Stock, der offensichtlich von einem Gartenzaun stammte. Was war mit dem Korpskommandeur, den mit ihm fahrenden Stabsoffizieren und dem Panzer geschehen?

Sie waren uns gefolgt, bis wir nach links zum Dorf abbogen. Die deutschen Artilleristen konzentrierten das Feuer auf uns und bemerkten offensichtlich den hinter uns fahrenden Panzer nicht. Als sie ihre Kanonen in unsere Richtung drehten, boten sie ihre offene Flanke dem Panzer des Korpskommandeurs. Der Panzer rollte auf die Feuerstellung des Gegners zu und es kam zu einem Nahkampf.

Die mitfahrenden Stabsoffiziere und die Besatzung des Panzers nutzten den Überraschungseffekt und schlugen die deutschen Artilleristen mit gezielten Handgranaten wüfren in die Flucht. So konnten sie durchbrechen. Von derselben Granatwerfergruppe wurden sie dann hierhergeschickt. Auch der Panzer ohne Turm konnte mit den Verwundeten aus der Umzingelung ausbrechen.

Nachdem der Korpskommandeur angekommen war, rechneten wir mit einem scharfen Verweis. Uns war bekannt, dass General Shukow sehr strenge Massstäbe anlegte. Aber nichts dergleichen geschah. Georgi Konstantinowitsch begrüsst Solomatin herzlich. Er liess den Bleistift auf die Karte fallen und fragte: «Wieviel sind aus der Umzingelung herausgekommen?»

«Die genaue Zahl kann ich noch nicht nennen», antwortete der Korpskommandeur. «Gestern Abend waren noch etwa dreitausend Mann am Leben.»

«Von fünfzehntausend?»

«Ja, so ist es. Die Panzer haben wir in den Gefechten verloren. Die gesamte restliche Technik, die noch intakt war, hauptsächlich Lastkraftwagen, haben wir vor dem Durchbruch unbrauchbar gemacht. Die ‚Katjuschas‘ haben wir gesprengt, von den Geschützen die Verschlüsse entfernt und sie ebenfalls unbrauchbar gemacht.»

Im Unterstand herrschte Stille. Wir warteten auf die nächsten Fragen des Stellvertreters des Obersten Befehlshabers. Dieser aber sagte plötzlich:

«Das Korps hat schwere Verluste erlitten, aber seine Aufgabe erfüllt. Die Deutschen haben es nicht gewagt, ihre Panzerdivisionen von unserer Westfront abzuziehen und nach Stalingrad zu verlegen, wo sie dringend gebraucht werden. Sehr dringend sogar.»

Er befahl M.D. Solomatin, innerhalb von 48 Stunden festzustellen, wieviel Soldaten und Offiziere aus der Umzingelung herausgekommen waren, und Auszeichnungsvorschläge zu machen. Einem der anwesenden Generale erteilte er die Weisung, M.D. Solomatin für die Auszeichnung mit dem Suworow-Orden und mich für den Rotbannerorden einzureichen.

«Jetzt gebt ihnen ordentlich zu essen und lasst sie ausruhen. Wir müssen uns um die Soldaten und Offiziere kümmern, die diese schwere Schlacht überstanden haben.»

Zum Abschied drückte er uns kräftig die Hand.

Wir bekamen reichlich zu essen. Alle waren durch die Strapazen schrecklich abgemagert. Mit meinen 1,77 Metern brachte ich noch ganze 50 Kilogramm auf die Waage.

Als wir die Erdhütte verliessen, sahen wir den Feuerschein über dem Dorf Toropino, wohin sich die Reste des 1. Motorisierten Korps und der anderen Einheiten, die in die Umzingelung geraten waren, bewegten, sofern sie dazu noch fähig waren. Viele verwundete Soldaten und Offiziere wurden auf selbstgebauten Tragen mitgeschleppt. Die Leute waren völlig erschöpft und ausgehungert, hatten sich aber ihre militärische Ehre und ihre Würde bewahrt.

Nachdem wir aus der Umzingelung herausgekommen waren, wurden manche aus uns unverständlichen Gründen von Sonderabteilungen des NKWD überprüft. Das traf vor allem auf jene zu, die sich allein durchgeschlagen hatten. Natürlich war diese Massnahme verständlich und erklärbar, doch die Art und Weise, wie sie praktiziert wurde, erniedrigte jene, die bis zum Schluss ehrlich ihre Pflicht erfüllten.

Sowohl die Form als auch der Inhalt der Unterredungen provozierten zu Protest. Die Mitarbeiter von SMERSCH (Tod den Spionen) stellten beispielsweise folgende, für meine Begriffe völlig absurde Fragen: Warum bist du mit deinen Rangabzeichen aus der Umzingelung gekommen? Warum

hast du dein Parteibuch nicht im Schnee vergraben?... Ich habe diese taktlosen und provokatorischen Fragen empört zurückgewiesen.

Natürlich taten die Mitarbeiter dieser Organe ihre Pflicht. Doch ich möchte feststellen, dass ihr mitunter hochnäsiges und beleidigendes Verhalten uns gegenüber eine sehr bittere Empfindung hinterliess, besonders unter den damaligen schwierigen Bedingungen, wo vor allem Menschlichkeit, Takt und Anstand angebracht waren.

Doch nicht nur an der Front, sondern auch in Moskau gab es Leute, die glaubten, uns für das, was wir durchgemacht hatten, auch noch massregeln zu können. Als die Reste des Korps nach einer kurzen Erholungspause neu formiert wurden, rief man mich zur Berichterstattung über die Gefechts-handlungen in den Generalstab zurück. Dort nahm man meinen Bericht entgegen, gratulierte mir zu der für die damalige Zeit sehr hohen Auszeichnung und gab mir einige Tage frei, in denen ich mich erholen sollte.

Aber es gab ein Problem. Meine Uniform war an einigen Stellen vom Feuer versengt. Meine Reserveuniform war im Panzer verbrannt. Alles, was ich noch besass, befand sich in einem einfachen Rucksack. Aus diesem Grund wandte ich mich an Oberst S.N. Lebedew, den stellvertretenden politischen Leiter der Gruppe der Offiziere des Generalstabs, ihren früheren Politikommissar. Ich hatte mich bei ihm angemeldet, um über meine Arbeit Bericht zu erstatten, und bat ihn darum, mir bei der Beschaffung einer neuen Uniform behilflich zu sein. Ich erklärte ihm, dass die festgelegte Zeit dafür zwar noch nicht abgelaufen war, doch mir nichts anderes verblieben war, als was ich am Körper trug.

«Sie haben also sogar Ihre Ausrüstungsstücke zurückgelassen, sind demnach einfach geflüchtet? Und so hat ein Vertreter des Generalstabs gehandelt? Haben Sie nicht bedacht, was Sie den anderen damit für ein Beispiel gegeben haben?»

In diesem Ton fuhr er fort. Lebedew hörte mich nicht einmal an, sondern machte mir weiter Vorwürfe, ohne sich im Geringsten dafür zu interessieren, unter welchen Bedingungen ich einen ganzen Monat lang gelebt hatte. Seine Worte schockierten mich. Mir stiegen vor Empörung die Tränen in die Augen. Doch um nicht die Beherrschung zu verlieren, verliess ich ihn ohne weitere Worte.

Nachdem ich über einiges nachgedacht und mich etwas beruhigt hatte, ging ich zu General S.N. Geniatulin, dem amtierenden Leiter der Offiziersgruppe. Ich berichtete ihm über die Gefechts-handlungen des Korps, wie ich

zum ersten Mal G.K Shukow Bericht erstattet und wie der Armeegeneral meinen Bericht bewertet hatte. Ich erzählte ihm alles, auch von dem Gespräch mit Oberst Lebedew. Der General war durch die Meldungen von der Front genau über die Sachlage informiert. Er schrieb, ohne lange zu überlegen, eine Bescheinigung für die Kleiderkammer aus, woraufhin man mir eine neue Uniform gab.

Dieser eigentlich unbedeutende Vorfall und die Begegnung mit einigen meiner Vorgesetzten waren für mich sehr ernüchternd und veranlassten mich, meine Handlungen und Erfolge doch etwas besonnener zu beurteilen. Vor allem die Unterredung mit Lebedew hatte mich gelehrt, wie man auf keinen Fall mit Menschen umgehen durfte.

Damit war mein Dienst im 1. Motorisierten Korps beendet. Doch mit General Solomatin kreuzte sich mein Weg nach dem Krieg noch mehrfach. Kurz vor seinem Tod wohnten wir in Moskau sogar im gleichen Haus. Und wenn wir abends gemächlich den Gogol-Boulevard entlang spazierten, erinnerten wir uns an den Dezember 1942 und an Einzelheiten der damaligen Gefechte. Besonders häufig sprachen wir über das Verhältnis zwischen Offizieren und Soldaten in jenen schweren Tagen.

Der Krieg lehrte die Soldaten und Generale schnell, dass sie «gemeinsam in einem Boot sitzen». Kugeln und Granatsplitter machen keinen Bogen um Dienstgrade, für sie sind alle gleich. Doch das wird in Friedenszeiten häufig vergessen. Die Offiziere von heute und auch einige Generäle ignorieren dieses Zusammengehörigkeitsgefühl. Daraus entsteht die mitunter grosse Kluft zwischen Vorgesetzten und Untergebenen und das fehlende Verständnis, so dass in einer Krisensituation vor allem die negativen Momente ihrer Beziehungen zutage treten.

Man muss seinen Untergebenen stets Achtung entgegenbringen, darf sich nicht klüger dünken und seine Überlegenheit herausstellen. Doch das fällt einigen sehr schwer, zumal Hochmut und Stolz – bis in höchste Führungsebenen im Zentralen Apparat des Verteidigungsministeriums zu beobachtende Erscheinungen – sich leicht herausbilden können. Mitunter wird ein Anlass bereits mit der Verlesung eines bestimmten Ernennungsbefehls gegeben. Solche Charaktereigenschaften haben ihre Auswirkung auf die Erziehung der Untergebenen, besonders der jungen Offiziere. Diese registrie-

ren alle guten und schlechten Eigenschaften ihrer Vorgesetzten und nehmen die Eindrücke in sich auf

Der weltweit bekannte Feldherr K.K. Rokossowski sagte in Auswertung eines Inspektionsbesuchs in Leningrad: «Während meines langjährigen Dienstes in den Streitkräften habe ich meinen Untergebenen nie etwas befohlen, sondern sie immer nur gebeten, etwas Konkretes zu tun. Nie hat jemand versucht, meine Bitte nicht zu erfüllen. Das Wort ‚Befehl‘ habe ich nur in Schriftstücken und während meines Studiums an der Akademie benutzt, als im Unterricht verlangt wurde, mündliche Befehle zu erteilen.»

Nachdem ich über meinen Einsatz Rechenschaft abgelegt hatte, fuhr ich beruhigt zu meinem neuen Einsatzort – an die Brjansker Front in das 19. Panzerkorps, das an der Kursker Front die Kampfhandlungen eröffnen sollte. Wir schrieben Februar 1943. Der russische Winter mit seinen Schneestürmen, Verwehungen und anderen klimatischen Bedingungen erschwerte sehr stark die Kampfhandlungen.

Am Oberen und Mittleren Don waren die letzten Schlachten der Winteroffensive 1942/43 im Gange. Sie waren die Folge des erfolgreichen Gegenangriffs bei Stalingrad. Die Operationen im Raum Ostrogoschsk-Rossosch und dann im Raum Woronesh-Kastornoje hatten günstige Bedingungen für die Offensive an der Kursker und Charkower Front geschaffen.

Als ich eintraf, führte das Korps bereits Gefechte. Es stand unter dem Kommando von General Iwan Dmitrijewitsch Wassiljew, der vor dem Krieg die 14. Panzerdivision unseres 7. Motorisierten Korps befehligt hatte. Ich war ihm damals allerdings nicht begegnet. Wassiljew war ein stattlicher und sehr energischer Mann, der über grosse Gefechtserfahrungen verfügte.

Das Korps kämpfte unter komplizierten Bedingungen. Nachdem die Brigaden die Verteidigungslinie des Gegners durchbrochen hatten, standen sie ziemlich weit, minunter zwanzig bis dreissig Kilometer, voneinander entfernt. Deshalb war eine sehr straffe und gut organisierte Führung erforderlich, die vom Stab aber nicht gewährleistet wurde.

Der Korpskommandeur musste meistens selbst von Brigade zu Brigade fahren und die Kampfhandlungen organisieren. Für mich bot sich dabei häufig die Gelegenheit, mit ihm die Einheiten aufzusuchen. Diese Truppenbe-

suche waren für mich sehr instruktiv. Ich lernte die Lage und auch die Brigadekommandeure besser kennen. Wassiljew nahm bei den Unterredungen mit seinen Untergebenen kein Blatt vor den Mund, doch er war gerecht und erreichte in der Regel sein Ziel. Das Korps erfüllte seinen Gefechtsauftrag, aber der Preis dafür war sehr hoch. Die Mot. Schützenbataillone erlitten unersetzbare Verluste, deshalb wurden die Besatzungen von gefechtsuntauglichen Panzern eingesetzt, um die Lücken zu schliessen. Die Brigadekommandeure waren jung und energisch, hatten sich bereits in Kämpfen bewährt. Sie verstanden das Anliegen des Korpskommandeurs, waren nicht immer seiner Meinung, befolgten aber stets die Weisungen des Generals.

Bei Unterredungen mit den Brigadekommandeuren – Oberstleutnant F. Wassezki, Oberstleutnant N. Lebedew und Oberstleutnant M. Dudkin – sowie anderen Kommandeuren konnte ich mich davon überzeugen, dass ihnen die Wichtigkeit des erteilten Kampfauftrags voll bewusst war. Doch sie waren besorgt darüber, dass die Panzersoldaten als Infanteristen verheizt wurden und damit ausgebildete Besatzungen für neue Panzer fehlen würden.

Ich war der gleichen Meinung und teilte sie dem im Frontstab arbeitenden höheren Offizier des Generalstabs N.G. Fomin mit. Ich erhielt jedoch keine Antwort, obwohl ich die Unterstützung meines Vorgesetzten dringend brauchte.

Mit meiner Arbeit kam ich gut voran, da ich ja bereits Erfahrungen hatte. Ich stellte gute Kontakte zu den Offizieren des Korpsstabs und der Brigaden her und hielt den Generalstab über die Lage in meinem Abschnitt auf dem Laufenden. Doch diese Lage war nicht gerade rosig. Die Deutschen leisteten erbitterten Widerstand und mussten schwere Verluste hinnehmen. Auch unsere Verluste waren sehr hoch. Nach der Befreiung von Kursk war ein Grossteil der Kampftechnik in den Einheiten des Korps nicht mehr einsatzfähig. Die Brigaden hatten nur noch wenige Panzer.

Der Winter war schneereich, die Strassen waren durch die hohen Verwehungen für Räderfahrzeuge, die sowieso knapp waren, unpassierbar. Um den Nachschub von Kraftstoff und Munition zu sichern, befahl I.D. Wassiljew, Fuhrwerke aller Art, selbst Ochsen- und Kuhgespanne, zu mobilisieren, um die schwierige Lage zu überwinden. Das Korps wurde durch zahlreiche Pferde-, Ochsen- und Kuhgespanne «aufgefüllt», weshalb wir es scherzhaft das 19. «kuhgezogene» Korps nannten.

Lebensmittel waren ebenfalls ein Engpass. Die rückwärtigen Dienste kamen nicht nach. Die Deutschen hatten der einheimischen Bevölkerung alles Essbare weggenommen, kaum dass noch einige Kartoffeln in den Kellern verblieben waren. Dafür wurden die Läuse zu einer wahren Plage. Wir versuchten vergeblich, sie durch Erhitzen in Backöfen und über offener Flamme aus unseren Sachen zu vertreiben. Die Erfahrungen aus dem finnischen Krieg halfen uns dann jedoch, mit diesem Ungeziefer fertig zu werden. Die Unterwäsche wurde nach dem Waschen in Flugbenzin getaucht, das schnell verdunstete. Nach dem Trocknen konnte die Wäsche wieder angezogen werden. Auf diese Weise wurden wir die Läuse los. Bei einigen von uns kam es zwar anfangs zu Hautreizungen, die aber schnell wieder abklangen.

Die starken Fröste hielten an. Meine Rettung in dieser Kälte war ein langer schwarzer Schafpelz, der aus Spenden der Bevölkerung für die Front stammte. Er war zwar abgetragen, aber trotzdem wärmer als mein Uniformmantel. Dieser Pelzmantel war jedoch sehr auffallend, was mir fast das Leben gekostet hätte.

Einmal war ich mit einer grossen Gruppe zum neuen Standort des Stabs unterwegs. Es war Nacht, doch der Mond schien so hell, dass sich im Schnee die Zweige der Büsche vom Hintergrund abhoben. Über unseren Köpfen vernahmen wir Motorengeräusch. Zu erkennen war nichts, wir hörten nur die Flugzeuge. Plötzlich wurde unsere Fahrzeugkolonne aus der Luft bombardiert. Die Bomben hatten zwar nur geringe Sprengkraft, doch das war ein schwacher Trost. Die Kolonne hielt an. Wir sprangen aus den Fahrzeugen und suchten das Weite. Wir konnten uns schon denken, wer uns da angriff. Es waren Nachtbomber vom Typ PO-2 unseres Frauenbataillons. Die Frontlinie hatte sich nach Westen verschoben, daher hielten uns unsere furchtlosen Fliegerinnen – die von den Deutschen «Nachthexen» genannt wurden – für Feinde und heizten uns tüchtig ein. Sie hatten viele kleine Bomben an Bord. Wir mussten daher warten, bis sie ihren Vorrat verbraucht hatten. Ein Erkennungssignal war nicht vereinbart worden, es bestand auch keine Funkverbindung.

Ich hatte mich etwa zwanzig Meter vom Fahrzeug entfernt und wie alle in den Schnee geworfen. Eines der Mädchen schien es ausgerechnet auf unsere Gruppe abgesehen zu haben. Nachdem sie ihre Bomben abgeworfen hatte, kehrte sie zurück und flog uns erneut an. Alle trugen Uniformmängel

oder weisse Halbpelze, nur ich lag in einem schwarzen Mantel auf dem Schnee. Jemand rief mir zu: «Gribkow! Die Mädchen sehen deinen Pelz und nehmen ihn als Zielscheibe ...»

Ich rannte schnell etwa fünfzig Meter von der Gruppe weg und warf mich wieder hin. Jetzt schlugen die Bomben nur in meiner Nähe ein. Ich entfernte mich noch weiter, doch die Bomben folgten mir. Das Flugzeug jagte mich richtiggehend, bis der Bombenvorrat alle war. Als alles vorbei war, lachte man über mich. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Den Mädchen war kein Vorwurf zu machen. Sie konnten nichts dafür, dass sie von den Bodentruppen so schlecht über die Veränderung der Frontlinie informiert worden waren. Das kam im Krieg wiederholt vor.

Während ich diese Zeilen schreibe, frage ich mich, ob sie vielleicht von einer der beiden Fliegerinnen gelesen werden, die mich, genauer gesagt meinen schwarzen Pelz, damals gejagt haben. Die PO-2 Bomber hatten zwei Besatzungsmitglieder – einen Piloten und einen Bombenwerfer. Ich würde sie gern kennenlernen, zumal ich ihnen längst verziehen habe.

Nachdem die Flugzeuge abgezogen waren, kämpfte ich mich schweissnass, und das bei diesem Frost, zu unserem Fahrzeug zurück. Ich hatte zwar keinen Kratzer abbekommen, dafür aber grösste Angst ausgestanden. Die Fliegerinnen hatten zwei Fahrzeuge in Brand gesteckt, doch zum Glück gab es keine Toten, nur zwei Verwundete. Der Pelz aber wurde zu meinem wertvollsten Besitz, denn in einem der brennenden Fahrzeuge befanden sich mein Mantel und der Koffer mit meinen persönlichen Sachen.

Das Korps griff weiter an, doch unter diesen Bedingungen beging die Führung der Front einen für meine Begriffe unverzeihlichen Fehler. In der Absicht, um jeden Preis vorwärts zu kommen und die gestellten Aufgaben zu erfüllen, verlangte man, die Panzerbesatzungen, die ihre Fahrzeuge verloren hatten, in die Infanterie einzugliedern. Doch als Infanteristen hatten sie hohe Verluste zu verzeichnen. Was die Kommandeure befürchtet hatten, trat ein.

«Wir verheizen die Leute», empörte sich General Wassiljew. «Wenn neue Technik geschickt wird, wer soll dann die Panzer fahren? Ich frage Sie als Bevollmächtigten des Generalstabs.»

Ich selbst hatte die Panzersoldaten in ihren schwarzen Kombis und ölverschmutzten Halbpelzen gesehen, wie sie in den gelichteten Schützenket-

ten der Infanterie mit Maschinengewehren in den Händen kämpften. «Es ist schade um die Leute», sagte ein älterer Infanteriebataillonskommandeur zu mir, als wir vor einem Angriff hinter einem halbverbrannten Baum im Schnee lagen. «Sie verstehen nichts von Infanterie und sterben umsonst.»

Ich schickte einen chiffrierten Lagebericht an den Generalstab und eine Kopie an Oberst Fomin, unseren Vertreter beim Stab der Front. Nachdem ich den Zustand des Korps und die wirkliche Lage beschrieben hatte, endete ich mit der Schlussfolgerung, dass es neu formiert werden müsse.

Vom Inhalt meines Berichts erhielt der Oberbefehlshaber der Front, Generaloberst M.A. Reiter, Kenntnis. Er vermerkte auf der chiffrierten Meldung: «Das Korps ist in die Reserve zu überführen und Hauptmann Gribowski (er meinte Gribkow) von der Front abzurufen.»

Der Stabschef der Front zeigte Oberst Fomin den mit diesem Vermerk versehenen Bericht. Das war eine unangenehme Situation. Fomin liess mich in den Frontstab kommen und sagte mir, dass ich offensichtlich abreisen müsste. Ich erklärte Fomin daraufhin, dass mich der Generalstab und nicht der Oberbefehlshaber der Front in das Korps geschickt habe. Doch mein Vorgesetzter war sehr vorsichtig und wollte anscheinend die Beziehungen zum Oberbefehlshaber der Front nicht verderben. Ich rief dann über das Wtsch-Netz General S.M. Schtemenko an und erklärte ihm die Situation. Bald darauf trafen aus dem Generalstab ein Telegramm an den Oberbefehlshaber der Front und eine Kopie an mich ein. Darin hiess es deutlich, dass Hauptmann Gribkow vom Generalstab in das Korps geschickt worden war, dort die ihm gestellten Aufgaben erfüllte und abgerufen werde, wenn es der Generalstab für notwendig erachtete.

Das ist nicht das einzige Beispiel dafür, wie sich der Generalstab ständig um uns – seine bevollmächtigten Offiziere – kümmerte. Darin zeigte sich das in uns gesetzte Vertrauen, das wir unbedingt erfüllen mussten. Nach diesem Vorfall war ich noch mehr von der Notwendigkeit meines Auftrags überzeugt, war zugleich aber wachsamer und vorsichtiger geworden.

Das 19. Panzerkorps wurde, als es nach heftigen Kämpfen Dmitrij ew-Lgowski erreicht hatte, in die Reserve überführt. Meine Einschätzung war

richtig gewesen. Es musste dringend aufgefüllt und mit neuer Technik ausgerüstet werden, um als Kampfeinheit weiterbestehen zu können.

Die Lage an unserem Frontabschnitt stabilisierte sich. Nach einem Gegenangriff der deutschen Truppen bei Charkow im Februar und März (gegen den Südwest- und Südflügel der Woronesher Front) hatte sich endgültig der Frontbogen von Kursk herausgebildet.

Im Frühjahr 1943 begannen beide Seiten, die entscheidenden Schlachten der Sommeroffensive vorzubereiten. Ich wurde in den Generalstab gerufen, um Bericht zu erstatten und dann eine neue Aufgabe zu übernehmen. Für den Bericht standen mir nur wenige Tage zur Verfügung. Danach erhielt ich eine Einweisung in die Lage, wurde instruiert und in das 2. Tazinskaja-Gardepanzerkorps von General W.M. Badanow in die Stadt Korotscha, im Raum des Kursker Bogens, geschickt. Die Einheiten des Korps wurden hier auf Gefechtsstärke aufgefüllt und auf die kommenden Kämpfe vorbereitet.

Dieses Korps hatte sich in der Stalingrader Schlacht einen Namen gemacht. In der Nähe des Dorfs Tazinskaja hatte es in einem Überraschungsangriff einen Feldflugplatz des Gegners mit allen dort stationierten Flugzeugen eingenommen. Für diese tollkühne Aktion erhielt das Korps den Ehrennamen «Tazinskaja», sein Kommandeur wurde mit dem Suworow-Orden II. Klasse ausgezeichnet.

General W.M. Badanow war ein Naturtalent mit scharfem Verstand und Durchblick. Er war von kleiner und kräftiger Statur, liebenswürdig und bei den Soldaten und Offizieren sehr beliebt. Sein Stabschef war Oberst A.S. Burdeiny. Das Korps gehörte zur Reserve der Woronesher Front, die bei Belgorod eingesetzt werden sollte.

Anfang Mai wurden die Truppen noch nach dem ursprünglichen Plan vorbereitet, der eigentlich eine Offensive vorsah. Erst etwas später wurde der Plan gefasst, im Raum des Kursker Bogens eine grossangelegte Verteidigungsschlacht zu liefern. Die Defensivoperationen und das Zusammenwirken der Verbände zur Abwehr der Schläge des Gegners wurden in allen Einzelheiten ausgearbeitet.

Bei einem Truppenbesuch fuhr der Wagen, mit dem General W. M. Badanow unterwegs war, auf eine bei früheren Kämpfen gelegte Mine unbekannter Herkunft. Badanow wurde schwer verwundet, den Befehl über das Korps übernahm nun Stabschef Oberst Burdeiny. Er war ein erfahrener

Berufsoffizier, hatte eine solide Stabsausbildung und alle Eigenschaften, die einen guten Kommandeur auszeichnen. Mit Tatkraft und gewisser Risikobereitschaft machte er sich energisch an die Arbeit und liess erkennen, dass er seiner neuen Funktion in jeder Hinsicht gewachsen war.

Mir gegenüber als bevollmächtigtem Offizier des Generalstabs gab sich Alexej Semjonowitsch sehr zurückhaltend. Alle meine Versuche, mit ihm direkte sachliche Beziehungen herzustellen, blieben erfolglos. Aus irgendeinem Grund sah er in mir einen Spitzel und Zuträger. Nachdem ich das erkannt hatte, bemühte ich mich weniger um Kontakte zu ihm, sondern arbeitete intensiver mit den Stabsoffizieren des Korps sowie den Kommandeuren der Brigaden und ihren Stäben zusammen.

Die strategische Verteidigungsoperation im Raum des Kursker Bogens wurde sehr sorgfältig vorbereitet, es stand dafür genügend Zeit zur Verfügung. Unser Korps war für den Gegenschlag vorgesehen. Es erarbeitete seine Zielstellungen und übte das Zusammenwirken mit den verschiedenen Verbänden und Vereinigungen, die sich in der Reserve der Front befanden. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Vorbereitung gemeinsamer Gefechthandlungen mit der 1. Panzerarmee von General M.J. Katukow geschenkt.

Als wir uns trafen, begrüßten wir uns als alte Bekannte. Bei dieser Begegnung war übrigens auch Burdeiny anwesend, der inzwischen zum Generalmajor befördert worden war. Nachdem wir unsere Freude über das unverhoffte Treffen bekundet hatten, fragte mich Katukow: «Anatoli Iwanowitsch, willst du nicht in die 1. Panzerarmee kommen?»

«Aber bei euch sind doch bereits zwei Vertreter des Generalstabs ...»

«Wir können doch einen davon gegen dich austauschen lassen. Schliesslich sind wir doch alte Bekannte.»

«Vielen Dank, Michail Jafimowitsch», antwortete ich dem Armeefehlshaber. «Doch ich habe mich bereits im Korps von General Burdeiny eingewöhnt.»

Mit dieser Antwort verfolgte ich eine bestimmte Absicht. Es hätte mich schon gereizt, in der 1. Panzerarmee zu arbeiten. Aber das hing weder von mir noch vom Wunsch General Katukows ab.

«Wenn Sie doch noch zu uns kommen wollen, Anatoli Iwanowitsch, werden wir Sie mit offenen Armen empfangen.»

Nach dieser Begegnung änderte sich das Verhalten von Burdeiny mir ge-

genüber aus verständlichen Gründen. Am Abend des gleichen Tages lud er mich in das Stabsfahrzeug ein, in dem er untergebracht war, und machte mir vertrauliche Mitteilungen über die Lage im Korps und seine Aufgaben in den bevorstehenden Gefechten. Ich hörte ihm aufmerksam zu, obwohl ich diese vertraulichen Fakten bereits kannte.

Die Vorbereitungen auf die Kampfhandlungen dauerten bis zum 5. Juli 1943, d.h. bis zum Beginn der grossen Schlacht im Kursker Bogen. Über diese Schlacht ist schon viel geschrieben worden, so dass ich dem Leser keine ausführlichen Angaben über die Pläne der Seiten usw. machen muss. Ich möchte lediglich die Meinung von Marschall der Sowjetunion G.K. Schukow anführen:

«Die Schlacht im Raum Kursk, Orjol und Belgorod gehört zu den bedeutendsten des Grossen Vaterländischen Krieges und des Zweiten Weltkrieges. In diesen Kampfhandlungen wurden nicht nur Elitetruppen und die stärksten Gruppierungen der Deutschen geschlagen. Ein für allemal wurde hier auch im deutschen Volk und bei Hitlers Verbündeten der Glaube an die faschistische Führung und die Fähigkeit Hitlerdeutschlands untergraben, der erstarkenden Macht der Sowjetunion widerstehen zu können.»

Das deutsche Oberkommando konzentrierte im Kursker Bogen seine stärksten Kräfte. Das geht auch aus den Memoiren des ehemaligen Mitarbeiters im Stab des Oberkommandos der Wehrmacht, General Erfurt, hervor: «Das gesamte Angriffspotential, das die deutsche Wehrmacht zu konzentrieren vermochte, wurde für die Operation ‚Zitadelle‘ eingesetzt.»

Während meiner Tätigkeit im 2. Tazinskaja-Panzerkorps befreundete ich mich besonders mit Major K.A. Oganisjanz, dem Leiter der Operativabteilung des Stabs, einem sehr umgänglichen, ausdauernden und sachkundigen Offizier. Gemeinsam suchten wir die Panzerbrigaden auf, die von Gardeoberst A. Brashnikow, Gardeoberst N. Wolodin und Gardeoberst P. Piskarjew befehligt wurden. Besonders beeindruckte mich die Einsatzbereitschaft in der 4. Gardepanzerbrigade, mit der ich mich gründlich vertraut machte. Ihr Kommandeur Andrej Konstantinowitsch Brashnikow sagte zu mir während der Begegnung:

«Alle in der Brigade wussten, dass wir eine Offensive vorbereiten. Und plötzlich ist alles anders und wir trainieren die Verteidigungsvariante. Doch die ganze Brigade hat dafür Verständnis. Die Deutschen sollen ruhig angrei-

fen. Sie sollen nur kommen. Wir werden sie gebührend empfangen. Die Leute wissen, wieviel Panzer, Artillerie und Fliegerkräfte hier zusammengesetzt werden. Sie sehen es ja ...»

Hieraus ergab sich auch die Überzeugung, dass wir dem Gegner in diesen Gefechten schwere Verluste zufügen und ihn letztendlich besiegen würden. Während früher vorsichtige Prognosen gemacht wurden, waren jetzt alle – vom einfachen Soldaten bis zum General – von Zuversicht erfüllt. Wir fühlten uns stark.

Das Korps gelangte in der Nacht zum 7. Juli im Abschnitt der 6. Gardearmee zum Einsatz, wo die Lage sehr ernst geworden war. Der Gegner hatte hier am 5. Juli mit drei Panzerkorps, einem Armeekorps und einem Teil des Korps «Raus» einen Vorstoss unternommen.

Am Morgen des 7. Juli setzten starke Panzer- und Infanterieangriffe der Deutschen ein. In der Luft und am Boden dröhnten die Motoren. Die Truppen der Front verhinderten zwar mit Unterstützung der Fliegerkräfte einen Durchbruch unserer Verteidigung, doch an einigen Stellen gelang dem Gegner ein keilförmiger Vorstoss. Um diese gefährliche Situation zu beseitigen und ein weiteres Vordringen des Gegners zu verhindern, wurden das 2. und 5. Gardepanzerkorps aus der Reserve sowie einige Schützendivisionen und Artillerieeinheiten, die von anderen Abschnitten abgezogen wurden, hier zum Einsatz gebracht.

Unser Korps griff den Gegner bei Korotscha-Gostistschewo an, wo Einheiten der Operationsgruppe ‚Kämpf‘ vorgedrungen waren. Vom Gefechtsstand des Korps aus, der sich etwa einen Kilometer von der vordersten Linie entfernt befand, war gut zu sehen, wie sich unsere Panzerbrigaden zum Angriff auf den Gegner entfalteten.

Ich hatte noch nie eine so grosse Menge kämpfender Panzer und Flugzeuge beider Seiten auf einmal gesehen. Vor unseren Augen drangen die Panzer in Keilform in die gegnerische Verteidigung ein. Alles war in Staub und Rauch gehüllt. Während der Fahrt wurde aus den Panzerkanonen geschossen, einige Besatzungen rammten Fahrzeuge des Gegners. Viele Panzer brannten bereits. Wir konnten beobachten, wie die Besatzungen aus den brennenden Panzern heraussprangen und mit allen verfügbaren Waffen den Nahkampf aufnahmen. Über dem Schlachtfeld tobte der Kampf zwischen

unseren und den faschistischen Flugzeugen, die gegen unsere angreifenden Truppen Tiefangriffe flogen. Flugzeuge beider Seiten gingen in Flammen auf und fielen als brennende Fackeln vom Himmel. Die Piloten versuchten mit letzter Kraft, die brennenden Flugzeuge in Richtung des eigenen Territoriums zu lenken, um dort mit dem Fallschirm abzuspringen.

Erst am Abend, mit Einbruch der Dunkelheit, flaute die Schlacht etwas ab, um neue Kräfte zusammenzuziehen, Umgruppierungen vorzunehmen und dann bei Tagesbeginn erneut zuzuschlagen. Ein erbitterter Kampf um die Initiative und den Sieg war entbrannt.

Ich werde diese bedrückenden Bilder von der Schlacht niemals vergessen. Innerhalb von zwei Tagen verlor der Gegner an diesem Abschnitt der Woronesher Front etwa 200 Panzer und Sturmgeschütze.

Am späten Abend des 7. Juli gelang es mir, die 4. Panzerbrigade aufzusuchen, die an der rechten Flanke des Korps eingesetzt war. Der Kampf war etwas abgeflaut. Ich traf Oberst Brashnikow an einem Brunnen, wo er sein mit Staub und Russ bedecktes Gesicht wusch. Sein Fahrer goss ihm das Wasser direkt aus dem Brunneneimer in die Hände.

«Was kann man dem Generalstab melden?» fragte er mich sarkastisch. «Wir können melden, dass die 4. Gardebrigade den Gegner nicht durchgelassen hat. Doch die Hälfte ihrer Panzer ist ausgefallen. Sie sind entweder ausgebrannt oder manövrier- bzw. gefechtsunfähig.»

So sah es auch in den anderen Einheiten des Korps aus. Doch am nächsten Morgen griffen sie erneut den Gegner an, um ihn daran zu hindern, seine keilförmigen Einbruchstellen in unserer Verteidigung auszubauen und zu vertiefen. Leider gelang es dem Gegner in erbitterten Gefechten, auch an unserem Abschnitt bei Belgorod stellenweise dreissig bis vierzig Kilometer vorzudringen. Doch der Preis dafür war hoch. Viele tausend Soldaten und Offiziere zahlten dafür mit ihrem Leben.

Ich könnte noch viel über diese Schlacht, die ununterbrochen drei bis vier Tage tobte, berichten. Das Korps hatte schwere Verluste erlitten. Ich musste dem Generalstab melden, dass es als Gefechtseinheit nicht mehr existierte und neu formiert werden musste. Doch ich möchte es hiermit bewenden las-

sen, denn meine Aufzeichnungen haben ja das Ziel, einen Einblick in die Tätigkeit eines bevollmächtigten Offiziers des Generalstabs zu geben.

Am 11. oder 12. Juli, kurz vor der grossen Panzerschlacht bei Prochorowka, wurden die Reste des Korps aus dem Kampfgebiet abgezogen, um bei Woronesh neu formiert zu werden. Ich wurde nach Moskau beordert, um Bericht zu erstatten und dann eine neue Aufgabe zu übernehmen.

Ich muss sagen, dass ich das 2. Gardepanzerkorps kaum schweren Herzens verliess. Das Misstrauen meines Kommandeurs und jene Wand, die er zu Beginn meiner Arbeit zwischen uns künstlich errichtet hatte, waren im Verlauf der Gefechte zwar verschwunden, aber persönlich nähergekommen waren wir uns nicht. Wir verabschiedeten uns mit den besten Wünschen für die weitere erfolgreiche Erfüllung unserer militärischen Pflicht.

Doch das lag nun alles hinter mir. Ich zog Bilanz der letzten Monate und machte mir Gedanken, wohin mich der Generalstab wohl nun schicken würde.

Die letzten Ereignisse und insbesondere die Vorbereitung auf die geplante Verteidigungsoperation hatten mir deutlich gemacht, wie sehr unsere Kommandeure in diesem Krieg doch gewachsen waren und gelernt hatten, eine Operation oder ein Gefecht konkret und detailliert vorzubereiten. Gemeinsam mit ihnen erlernte ich die Kriegskunst, was mir in meiner weiteren Laufbahn sehr zustatten kam. Dieses eine Kriegsjahr war gleichwertig mit einem ganzen Lehrgang an der Generalstabsakademie.

Doch mich erwarteten neue Aufgaben. Diesmal wurde ich nach Nowoschachtynsk in den Stab der Südfront geschickt, was eine Beförderung bedeutete: Ich war bevollmächtigter Vertreter des Generalstabs im Frontstab der Panzertruppen.

In unseren Meldungen und schriftlichen Berichten sollten wir die Kampferfahrungen der Seiten verallgemeinern, auf taktische Neuerungen achten und den Einsatz neuer Kampftechnik und Bewaffnung sowohl bei den eigenen Truppen als auch beim Gegner beobachten.

Der Generalstab sammelte sorgsam alle neuen Erkenntnisse auf militärischem Gebiet, wertete sie aus und gab diese Erfahrungen weiter, damit sie praktisch genutzt und bei der Organisation der Gefechtshandlungen berücksichtigt werden konnten.

Der Generalstab erteilte uns ausser den üblichen Instruktionen auch noch

konkrete Aufgaben, welche die Präzisierung der Lage an besonders wichtigen Frontabschnitten, die Versorgung der Truppen mit Waffen und anderer Technik betrafen.

Im Jahre 1943 erschien z.B. der Entwurf der Felddienstvorschrift, in dem auch die Erfahrungen des zweijährigen Kampfes gegen die Faschisten berücksichtigt wurden. Wir sollten prüfen, wie von den Kommandeuren aller Ebenen diese Dienstvorschrift studiert und angewendet wurde. Ausserdem sollten wir in Erfahrung bringen, wie gut die Kommandeure ihre Kampftechnik, Waffen und Ausrüstungen kannten und welche Bekämpfungs- und Abwehrmethoden gegen die neuen deutschen Panzer vom Typ «Tiger» und «Panther» angewendet wurden.

Die Stäbe der Fronten hatten vom Generalstab diesbezüglich ausgearbeitete Instruktionen erhalten. Den Generalstab interessierte besonders, wie die Truppenführung auf allen Ebenen verbessert wurde.

Zu allen diesen konkreten Aufgaben mussten wir dem Generalstab fundierte und wahrheitsgetreue Berichte liefern ...

Ende Juli flog ich mit einer PO-2 zu meinem Einsatzort. Ich wusste, dass die Flugroute am Mittellauf des Don über heimatliche Gefilde führte, und dachte, wie schön es doch wäre, wieder einmal zu Hause zu sein. Die Verlockung war so gross, dass ich General Geniatulin um eine kurze Zwischenlandung in meinem Heimatdorf bat. Er gab mir die Erlaubnis dazu.

Als wir Duchowoje anflogen, zeigte ich dem Piloten, wo wir am besten landen konnten. Vom Flugzeug aus sah ich meinen Vater, der den Gemüsegarten umgrub. Er blickte auf, hob die Hand als Sonnenschutz vor die Augen, betrachtete kurz die «fliegende Kiste» und machte sich dann wieder an die Arbeit. Er konnte ja nicht ahnen, dass in dem Flugzeug, das gerade über Duchowoje kreiste, sein inzwischen (nach der Schlacht am Kursker Bogen) zum Major beförderter Sohn sass, den er seit der Hochzeit nicht mehr gesehen hatte.

Ich hatte das Bedürfnis, laut zu rufen: «Tjatja, hier bin ich, dein Anatoli!»

Ich rief und winkte, bis der Pilot zum Landen in der Nähe des Donufers ansetzte. Doch mein Vater schenkte dem Flugzeug bereits keine Aufmerksamkeit mehr.

Wir landeten bei der Mühle. Die Kinder aus dem Dorf liefen herbei. Bei

vielen konnte ich nach den Gesichtszügen erraten, zu welchen Familien sie gehörten. Einen Jungen machte ich dafür verantwortlich, auf das Flugzeug aufzupassen. Der Pilot und ich gingen zu unserem Haus.

Vater und Mutter waren vor Freude ausser sich, als sie mich, noch dazu mit drei Orden auf der Brust, sahen. Wir hatten nur wenig Zeit, doch meine Mutter tafelte auf. Im Keller wurden immer einige Vorräte aufbewahrt, und der Garten lieferte reife Tomaten, Gurken und andere Früchte.

Meine Mutter berichtete, wo meine Brüder kämpften, und erzählte mir den neuesten Dorfklatsch. Meine Eltern waren stolz auf ihre Söhne. Alles erschien mir und meinen Eltern wie ein schöner Traum. Sie erzählten mir, dass meine Mutter, als die Deutschen, Ungarn und Rumänen näherrückten, mit meinen beiden jüngsten Geschwistern, Enkeln und Verwandten auf einem Fuhrwerk 150 bis 200 Kilometer nach Osten geflohen war und sie dort in einem Dorf geblieben waren, bis unsere Truppen die Faschisten weit hinter den Don getrieben hatten. Dann kehrten sie nach Hause zurück. Lida und mein kleiner Sohn Stanislaw waren, wie ich bereits berichtet habe, mit einem Zug nach Osten gefahren und in Uralsk gelandet.

Mein Vater war im Dorf geblieben. Er brachte es nicht übers Herz, die Wirtschaft im Stich zu lassen. Für die Kuh hatte er eine Art Unterstand gebaut, um sie vor Bombensplintern zu schützen. Er war entschlossen, nur gemeinsam mit unseren Truppen das Dorf zu verlassen. Doch der Gegner hatte an diesem Abschnitt den Don nicht überschritten und das Dorf blieb unbesetzt.

Mein Vater erzählte eine lustige Geschichte, die er erlebt hatte, als unsere Gruppen sich noch vor dem Vormarsch der Deutschen am Don verschanzten und auf die Verteidigung vorbereiteten. Ein Unterfeldwebel kam zu ihm und verlangte, dass er aus dem Haus ausziehe, weil hier sein Vorgesetzter – ein Major – Quartier beziehen sollte. Daraufhin kam es zu einem Wortgefecht, das mein Vater nun wiedergab. Seinen Worten nach hatte er sich dumm gestellt und auf die Forderung des Unterfeldwebels geantwortet: «Na, dann lass deinen Major doch kommen. Der Platz reicht für alle.»

Doch der Unterfeldwebel meinte ungehalten: «Rede nicht so viel, Alter. Nimm deine Kuh und verschwinde. Hier wird der Major wohnen.»

Wie mein Vater sagte, ereiferte sich der Unterfeldwebel und führte als Argument den hohen Dienstgrad seines Vorgesetzten an. Das wiederum reizte meinen Vater zu der zornigen Antwort: «Ach, sieh mal an, ein hoher Dienstgrad. Sage deinem Major, das beeindruckt mich wenig. Ich gehe nirgendwo hin. Er kann bei mir wohnen, solange er will.»

Aus der langatmigen Erzählung meines Vaters konnte ich entnehmen, dass er und der Unterfeldwebel noch lange miteinander gestritten hatten, bis dieser letztlich drohte, alles seinem Kommandeur zu erzählen. Als der Unterfeldwebel gegangen war, um sich zu beschweren, stellte mein Vater die Fotos seiner sieben Söhne auf, die alle an der Front waren – auch sie hatten es zum Unterfeldwebel, Leutnant, Hauptmann, Major und Oberstleutnant gebracht...

Die Geschichte, die mein Vater so begeistert erzählte (was sonst nicht seine Art war), gipfelte dann darin, dass der Major sich lange unsere Fotos angesehen und schliesslich zu dem Unterfeldwebel gesagt hatte: «Der Grossvater bleibt. Wenn er etwas braucht, dann hilft ihm.»

Ich war etwa eine Stunde zu Hause. Für unterwegs nahmen wir noch etwas Proviant mit. Das war das letzte Mal, dass ich meinen Vater gesehen habe. Er starb noch im gleichen Jahr an einer Lungenentzündung. Bei unserer Begegnung hatte nichts auf seinen baldigen Tod hingedeutet. Er fühlte sich noch stark und kräftig und freute sich auf unser nächstes Wiedersehen.

Im Stab der Südfront arbeitete eine ständige, aus vier Mann bestehende Gruppe von Offizieren des Generalstabs unter Leitung von Oberst A. Pissarjew. Ihre Zusammensetzung änderte sich von Zeit zu Zeit infolge von Ablösungen. Nun kamen Major F.M. Petuchow und ich hinzu. Neben unseren dienstlichen Aufgaben erfüllten wir auch Sonderaufträge des Marschalls der Sowjetunion A.M. Wassilewski, der damals die Operationen an den Fronten im Süden unseres Landes koordinierte.

Die Arbeit im Frontstab war schwieriger, die Führungsebene bedeutend höher. Wir unterhielten Kontakte zu einem grossen Kreis von Kommandeuren, von den Fronten bis hinunter zu einzelnen Einheiten.

Zu dieser Zeit bereitete sich die Südfront auf die Donezoperation am Miusufer vor. Ich wurde in die Kontrolle der Vorbereitungen gleich voll einbe-

zogen. Es waren aber etwa zehn Tage erforderlich, um eine Vorstellung von den zur Front gehörenden Panzerverbänden und -einheiten und ihren Aufgaben zu erhalten sowie ihre Kommandeure kennenzulernen.

Der Oberbefehlshaber der Front, Fjodor Iwanowitsch Tolbuchin, hatte zwar immer ein offenes Ohr für die Meinung von Untergebenen, doch für uns war er trotzdem der Oberbefehlshaber, vor dem man im Gespräch Respekt haben musste. Ausserdem war unser Gruppenleiter Oberst Pissarjew sehr vorsichtig und vermied heikle Fragen.

F.I. Tolbuchin hatte eine gute Schule in Kommandeursdienststellungen und im Stabsdienst durchlaufen. Von Natur aus war er zurückhaltend und nachdenklich, ein kluger Heerführer, der erst gründlich überlegte, bevor er eine Entscheidung traf. Er war nicht gerade gross, etwas füllig und behäbig, hatte flinke und kluge Augen.

Der Stabschef der Front, General S.S. Birjusow, ein guter Stabsoffizier, war charakterlich genau das Gegenteil von Fjodor Iwanowitsch. Er war aufbrausend und oft unbeherrscht. In einem Gespräch mit ihm hatte ich erfahren, dass er den Wunsch hatte, als Kommandeur eingesetzt zu werden. Kurz vor Kriegsende wurde er Armeebefehlshaber. Den bevollmächtigten Offizieren des Generalstabs gegenüber war er zurückhaltend und misstrauisch. Er hielt sie für Spitzel und Denunzianten.

Für mich begann eine neue Etappe. Ich lernte die Arbeit auf der Führungsebene der Front kennen, wo die Pläne für die Operationen entstehen und ihre Realisierung organisiert wird. Nun erlebte ich, wie der Frontstab den Einsatz der Panzer- und mechanisierten Korps plante, in denen ich noch vor Kurzem gearbeitet hatte.

Ich hatte Gelegenheit, dabei zu sein, wie der Oberbefehlshaber der Front und sein Stabschef das Zusammenwirken der Truppen der Front organisierten. Die Planung erfolgte auf einer grossen Reliefkarte, die etwas schräggestellt war, damit die Teilnehmer der Lagebesprechung sie besser sehen konnten. Vor der Karte hatten die Armeebefehlshaber, die Korpskommandeure mit ihren Stabschefs und die Chefs der Waffengattungen sowie der Stabsverwaltungen der Front Platz genommen.

Fjodor Iwanowitsch stand mit einem grossen Zeigestock vor der Karte und erklärte die Positionen des Gegners, wobei er aus dem Gedächtnis dessen Divisionen und Korps nannte. Er zeigte, wo sich die befestigten Stellun-

gen der Artillerie, Flugplätze und andere wichtige Positionen des Gegners befanden. Er hatte ein sehr gutes Gedächtnis und sagte zu den Teilnehmern der Beratung: «Wir wollen eine mögliche Variante der Handlungen des Gegners durchsprechen.»

Heute würden wir dies als Einsatzbesprechung auf Frontebene bezeichnen. Jeder Armeekommandeur und Korpskommandeur kannte bereits seine Aufgabe in der bevorstehenden Operation und legte dar, welche Entscheidung er nach der vom Oberbefehlshaber der Front skizzierten Lage treffen würde. Dann wurde von anderen Handlungsvarianten des sich verteidigenden Gegners ausgegangen. Die Kommandeure der angreifenden Truppen mussten ihre Entscheidungen entsprechend ändern. Es wurde praktisch durchgespielt, welche konkrete Division oder Gruppierung des Gegners von welchen Kräften und zu welchem Zeitpunkt angegriffen wird.

Der Oberbefehlshaber billigte nicht alle Entscheidungen. Fjodor Iwanowitsch analysierte gründlich die Fehler eines Offiziers oder Generals, zeigte die möglichen Folgen auf und legte seine Variante dar. Das alles tat er überzeugend, verständlich und vor allem taktisch. Er sparte nicht mit Lob, wenn Entscheidungen initiativreich, kühn und allseitig abgesichert waren.

Nach diesen Einsatzbesprechungen war jedem Teilnehmer klar, wer welchen konkreten Gegner wann angreifen sollte, wer mit welchen Kräften und Mitteln wem zu Hilfe kommen sollte, welche Aufgaben die Artillerie und die Fliegerkräfte bei der Zerschlagung der Hauptkräfte des Gegners hatten usw. Diese Einweisungen waren sehr lehrreich und prägten sich mir tief ein. Ich habe mir diese Methode gründlich zu eigen gemacht, sie in meiner gesamten Dienstzeit angewendet und mich stets bemüht, sie anderen zu vermitteln.

Leider wird in Friedenszeiten bei Manövern dem Zusammenwirken der Teilstreitkräfte zu wenig Beachtung geschenkt. Diese sehr wichtige Frage wird in Lehreinrichtungen, in Akademien und auch in den Truppen nicht genügend berücksichtigt. Sehr selten wird auf die reichen Erfahrungen aus dem Grossen Vaterländischen Krieg zurückgegriffen.

Es muss gesagt werden, dass viele Kommandeure und sogar Befehlshaber keine Ahnung von der Methodik der Organisation des Zusammenwirkens haben. Sie beschränken sich nur darauf, die erhaltenen Aufgaben zu

wiederholen, und vergessen dabei, dass das Wort «Zusammenwirken» eigentlich aussagt, welches Regiment, welche Division oder welches Korps gemeinsam mit den Nachbarn, der Artillerie und den Fliegerkräften einen konkreten Gegner in einer Situation bekämpfen soll, die in einer bestimmten Angriffsrichtung, an einem bestimmten Frontabschnitt usw. entstehen kann.

Wir lassen uns beim Einzeichnen von Pfeilen auf Karten und Plänen noch zu sehr von Annahmen leiten. Die mangelnde Praxisbezogenheit in der Ausbildung der Kommandeure hat zur Folge, dass nur geringe Kenntnisse über die Möglichkeiten des Zusammenwirkens der Waffengattungen bei der Vorbereitung von Operationen und im Gefecht vorhanden sind ...

Aus den Kämpfen an der Südfront ist mir in Erinnerung geblieben, wie General Rosly, Kommandeur eines Schützenkorps, mit jungen Offizieren beispielhaft arbeitete. Er nahm sich die Zeit, die Kommandeure der Züge und Batterien des Korps zusammenzurufen und sie anzuhören. Er gab vielen Teilnehmern der Beratung die Gelegenheit, sich über die zurückliegenden Kämpfe zu äussern, hörte sich ihre Meinung über die Stärken und Schwächen des Gegners, die eigenen Handlungen, die Organisationsstruktur und Bewaffnung der Züge und Kompanien an. Er wollte wissen, worin sie die Mängel in den Kampfhandlungen ihrer Einheiten, Bataillone und Regimenten sahen.

Bei der Auswertung der Beratung würdigte General Rosly die Beiträge der Kommandeure und zog für sich viele Schlussfolgerungen. Es kam nie vor, dass er einen Redner unterbrach. Er hörte stets aufmerksam zu und nickte zustimmend.

Während meiner Tätigkeit im Stab der Südfront ergänzte und festigte ich meine praktischen Kenntnisse auf dem Gebiet der Vorbereitung und des Einsatzes mobiler Truppen, insbesondere von Panzer- und motorisierten Korps.

Für die Operation im Donezgebiet war kennzeichnend, dass umfassend Panzer-, motorisierte und Kavalleriekorps an den Flanken und gegen das Hinterland des Gegners eingesetzt wurden. Für die Truppen der Südfront begann diese Operation am 18. August. Die Gefechte nahmen einen für uns günstigen Verlauf. Entscheidend für das Schicksal des Donezbeckens war letztendlich der Durchbruch der Miusfront, wie die Faschisten ihre Positionen am Mius nannten.

Sie hatten dort sehr stark befestigte Stellungen, die aber dank der gut or-

ganisierten Vorbereitung durchbrochen werden konnten. Nach dem Durchbruch traten die mobilen Verbände in Aktion. Doch mit ihrer Einführung ins Gefecht wurde die Truppenführung spürbar komplizierter, denn das Tempo und die Dynamik der Kampfhandlungen nahmen enorm zu. Die Front war mitunter einfach nicht imstande, rechtzeitig auf die Veränderungen der Lage zu reagieren. Es kam vor, dass zu einigen Korps, die sich zu weit von den Hauptkräften gelöst hatten, die Verbindung kurzfristig abbriss.

Ich erinnere mich an unseren erfolgreichen Angriff am Molotschnaja. Der Gegner hatte von Saporoschje bis zum Asowschen Meer eine starke Verteidigungslinie geschaffen. Sie war gewissermassen die Fortsetzung des gegnerischen «Ostwalls» am Westufer des Dnepr. Die faschistische Propaganda war des Lobes voll über diese uneinnehmbaren befestigten Stellungen.

Die Südfront führte am 26. September 1943 einen Schlag gegen diesen Wall. Das 4. Motorisierte Gardekorps unter General T. Tanastschischin griff im Bestand der Stossgruppierung der Front an. Es kam zu anhaltenden und schweren Gefechten. Nach dem Durchbruch der Verteidigungslinie des Gegners und der Befreiung von Melitopol stiessen das 4. Motorisierte Gardekorps und das 4. Gardekavalleriekorps weiter in Richtung Kachowka und Cherson vor. Das motorisierte Korps schlug die Sicherungseinheiten im Hinterland des Gegners und kam innerhalb von drei Tagen und Nächten über 200 Kilometer voran. Während der Angriffshandlungen hatte sich das Korps weit von den Hauptkräften der Front gelöst und operierte faktisch im Hinterland des Gegners. Es versuchte, auf den Fersen des Gegners den Dnepr zu forcieren und auf dem rechten Ufer einen Brückenkopf zu schaffen.

Die Situation war sehr kompliziert, die Front hatte die Verbindung zu dem motorisierten Korps verloren. Es musste dringend etwas unternommen werden, um seinen Standort festzustellen. Genosse Wassiljew liess mich zu sich rufen. So wurde der Marschall der Sowjetunion A. Wassilewski genannt, der die Handlungen der Südwest- und der Südfront koordinierte. Aus Geheimhaltungsgründen war es streng verboten, ihn mit Titel oder Namen zu nennen, besonders wenn Nachrichtenmittel verwendet wurden. Er gab mir den Auftrag, das Korps zu finden und die Lage zu klären.

In einem Geländewagen vom Typ «Wyllis» fuhr ich mit einem MPi-Schützen in die Richtung, in der wir das Korps vermuteten. In jedem Dorf

erkundigten wir uns bei den Bewohnern, wo sich gegenwärtig deutsche oder unsere Truppen aufhielten.

Wir folgten den Spuren, die die Kettenfahrzeuge hinterlassen hatten. Alles fügte sich wie im Märchen. Kurz vor einem kleinen Dorf traf ich auf eine Grossmutter und einen Grossvater, die mir sagten, dass auf der Landstrasse ganz in der Nähe Panzer vorbeigefahren waren – offensichtlich unsere.

Nach einigem Zögern beschloss ich, die Sache zu überprüfen. Ich setzte mich selbst ans Steuer, wendete den Wagen und fuhr direkt durch das Gelände auf die Landstrasse zu. An den Kettenspuren erkannte ich, dass es sich um «Vierunddreissiger» handelte. Nach weiteren 15 bis 20 Kilometern sah ich im Garten eines Gehöfts Stabsfahrzeuge stehen. So fanden wir den Stab des Korps.

Mit Stabschef General Shdanow war ich schon zuvor mehrfach zusammengekommen. Er kannte mich gut und freute sich aufrichtig über meine Ankunft, denn Verbindungsverlust bedeutete unter diesen Bedingungen nichts Gutes.

Der Korpskommandeur und mehrere Stabsoffiziere befanden sich bei einer vorgeschobenen motorisierten Brigade. Ich meldete dem Stabschef, dass der Oberbefehlshaber der Front und der Vertreter des Hauptquartiers, A.M. Wassilewski, über die Lage des Korps beunruhigt waren.

«Sehr gut, dass du da bist, Major», sagte er fröhlich. «Doch bevor wir zur Sache kommen, wollen wir erst einmal zu Mittag essen. Seit dem frühen Morgen habe ich noch keinen Bissen zu mir genommen.»

Sein Adjutant breitete schnell ein Tuch aus und stellte einen Imbiss und etwas Trinkbares darauf. Doch wir hatten kaum an diesem improvisierten Tisch Platz genommen, da wurde Fliegeralarm gegeben. Die Mahlzeit konnten wir vergessen. Wir sprangen in den Deckungsgraben, verfluchten und verwünschten die Deutschen und die ganze Welt. Von allen Seiten flogen Erdklumpen in den Deckungsgraben, so dass wir nur mühevoll wieder herausklettern konnten.

Bei dem Bombenangriff wurde ein Teil der Fahrzeuge in Brand gesetzt, es gab Tote und Verwundete. Von unserem «Tisch» war keine Spur übriggeblieben.

Wir machten uns an die Arbeit. Ich fuhr mit einem Offizier der Operativabteilung zur Brigade von Oberst Afanasjew und klärte die Lage. Ich

konnte dann mit dem Korpskommandeur und Stabsoffizieren sprechen. Langsam bekam ich einen Überblick.

Mit dem Leiter der Operativabteilung des Korps, Oberst D. Baschtanow, verglich ich meine Eintragungen in den Karten mit der tatsächlichen Lage. Ich überzeugte mich, dass ich alles richtig eingetragen hatte. Dann bat ich General Shdanow, meine Karte unter Angabe von Datum und Zeit abzuzeichnen, was er gern tat. Ausserdem stellte er mir für die Rückfahrt als Begleitschutz mehrere MPi-Schützen mit Fahrzeug zur Verfügung. Das Korps war sehr weit vorgestossen und im Hinterland befanden sich noch einzelne Gruppen der Deutschen, da war Vorsicht schon angebracht.

Nach meiner Ankunft im Stab der Front machte ich A. Wassilewski Meldung über die Situation. Seine Gruppe und der Frontstab waren im gleichen Gebäude untergebracht. Alexander Michailowitsch hörte mir aufmerksam zu, verliess dann das Zimmer und rief Tolbuchin und Birjusow zu sich. Als der Oberbefehlshaber und der Stabschef eintraten, fragte er sie sofort: «Haben Sie den genauen Standort des Korps von Tanastschischin bestimmt?»

Tolbuchin erstattete Bericht, doch seine Angaben auf der Karte entsprachen nicht der tatsächlichen Position. Wassilewski liess ihn aussprechen, präzierte dann aber den Aufenthaltsort des Korps unter Hinweis auf die Quelle seiner Information.

Tolbuchin und Birjusow sahen mich missfällig an und versuchten nachzuweisen, dass meine Angaben nicht stimmten und sie über zuverlässige Informationen verfügten. Um keinen Preis wollten sie einem Vertreter des Hauptquartiers des Obersten Befehlshabers gegenüber eingestehen, dass sie nicht richtig informiert waren. Besonders Sergej Semjonowitsch Birjusow engagierte sich sehr. Man wollte wieder einmal die Interessen der Sache dem eigenen Prestigedenken opfern.

Alexander Michailowitsch hörte sie an, ohne sie zu unterbrechen, und sagte dann: «Wissen Sie, ich glaube meinem Offizier. Major Gribkow ist in meinem Auftrag zu dem Korps gefahren und hat diese Karte mitgebracht. Bitte sehen Sie selbst, General Shdanow hat sie mit Datum und Zeit abgezeichnet.»

Weitere Fragen erübrigten sich. Die Sache war damit erledigt.

Die Operation von Melitopol endete damit, dass die Truppen der Front die Halbinsel Krim erreichten und einen Brückenkopf auf der Landenge Perekop und an der Meerenge Siwasch bildeten. Die Verbände der Front

rückten mit ihren rechten Flanken zu den Dnepr-Niederungen vor.

Bei dieser Operation erfüllte auch das 19. Panzerkorps von Generalleutnant I.D. Wassiljew eine wichtige Aufgabe. In diesem Korps war ich im Winter und Sommer 1943 an der Kursker Front als bevollmächtigter Offizier des Generalstabs gewesen.

In der Schlussetappe des Angriffs durchbrach das 19. Panzerkorps, das sich von den Hauptkräften gelöst hatte, im Vormarsch die Befestigungen des Türkischen Walls\* auf der Landenge von Perekop und rückte bis Armjansk vor. Die Deutschen, die frische Kräfte zusammengezogen hatten, schnitten es dort von den Hauptkräften der Front ab.

General Wassiljew war verwundet, lehnte aber seine vom Oberbefehlshaber der Front vorgeschlagene Evakuierung ab. Dagegen sprach auch die unsichere Luftlage. Er vertraute auf die Kräfte seines Korps und bat darum, mit eigener Kraft aus der Umzingelung auszubrechen. Dies wurde ihm erlaubt. Iwan Dmitrijewitsch führte seine stark in Mitleidenschaft gezogenen Einheiten in heftigen Gefechten zurück. Dabei gelang es unseren Truppen, den zentralen Teil der Befestigungen auf der Landenge zu behaupten, während die Flanken nach wie vor in den Händen des Gegners blieben. Von diesem Brückenkopf aus wurde dann im Frühjahr 1944 die Operation der 2. Gardarmee zur Befreiung der Krim eingeleitet.

Die Krim-Operation, der sogenannte «dritte Schlag» Stalins, begann am 8. April. Während der langen Vorbereitung dieser Operation erhielt ich den Befehl, mich mit dem 19. Panzerkorps und einzelnen Panzereinheiten zu befassen. Major F. Petuchow sollte die Vorbereitung der 2. Gardarmee überwachen.

Mit Fjodor Michailowitsch Petuchow war ich befreundet. Wir trafen uns oft und tauschten unsere Eindrücke von der Vorbereitung der Operation aus. Petuchow war von mittlerer Statur, untersetzt, rothaarig. Er handelte bedächtig und nach reiflicher Überlegung.

\* Der Türkische Wall ist eine Verteidigungsanlage, die über die Landenge von Perekop verläuft. Sie hat eine Länge von 11 Kilometern und besteht aus einem 10 Meter tiefen Graben und einer 10 Meter hohen Erdaufschüttung. Einigen Angaben zufolge wurde sie lange vor unserer Zeitrechnung aufgeschüttet. Nachdem sie von den Türken im 15. und 16. Jahrhundert stark befestigt wurde, erhielt sie die Bezeichnung «Türkischer Wall».

Kurz vor Beginn der Operation teilte mir der höhere Offizier des Generalstabs Oberst Pissarew telefonisch mit, dass Major Petuchow in der Nähe des Türkischen Walls unter Artilleriebeschuss geraten war. Er gab mir den Befehl, dorthin zu fahren, mir einen Überblick zu verschaffen und besonders den Zustand seines neuen «Wyllis» zu begutachten. Ich war empört, dass er sich mehr Gedanken um seinen Wagen als um die Menschen machte. Dies sagte ich ihm auch unverblümt.

Verärgert machte ich mich auf den Weg, um meinen Kameraden zu suchen. Als ich am Ort des Geschehens ankam, sah ich den Grabhügel des Fahrers W. Rudko. Von Augenzeugen erfuhr ich, dass ein Geschoss den Benzintank unter seinem Sitz getroffen hatte. Er wurde buchstäblich in Stücke gerissen. Major Petuchow, der neben dem Fahrer sass, war 20 bis 25 Meter aus dem Fahrzeug geschleudert worden. Er wurde schwerverletzt und mit vielen Splintern im Körper ins Revier des Sanitätsbataillons gebracht. Der Wagen des Oberst war schrottreif, war ihn sehr verärgerte.

In der Nacht fand ich das Sanitätsbataillon. Fjodor lag in einem Zelt, sein ganzer Körper war verbunden. «Tolja, ich wusste, dass du kommst», waren seine Worte, als er mich sah.

Ich versuchte, ihm Mut zuzusprechen. Von den Ärzten wusste ich, dass er etwa dreissig Splitterwunden hatte, aber keine direkte Lebensgefahr bestand. Ich war sehr froh und sass die ganze Nacht bei ihm. Gegen Morgen wurde er mit einem Sanitätsflugzeug in das Frontlazarett transportiert. Fjodor hat wirklich grosses Glück gehabt. Dank seiner Jugend überlebte er die schweren Verletzungen und konnte später wieder in den Dienst zurückkehren.

Nach der Krim-Operation trafen wir uns im Generalstab und umarmten uns mit Tränen in den Augen. Wir arbeiteten später gemeinsam in der Operativen Verwaltung des Generalstabs. Auch unsere Familien freundeten sich an. Fjodor war ein guter Familienvater, hatte eine liebenswürdige und gastfreundliche Frau. Ihre Tochter Albina hatte die herrlichen rotblonden Haare ihres Vaters geerbt.

Das 19. Panzerkorps wurde nach seinem verlustreichen Durchbruch in die Reserve der Front überführt und aufgefüllt. Nachdem es die Einsatzbereitschaft der Einheiten und Abteilungen hergestellt hatte, übernahm es in der Krim-Operation eine verantwortungsvolle Aufgabe – die Offensive aus

dem Brückenkopf am Siwasch auf die Halbinsel Litowski, die von den Einheiten der 51. Armee unter General J. Kreiser bereits in der vorhergehenden Operation eingenommen worden war. Das Korps sollte nach Simferopol vorstossen und die Stadt befreien. Seine Einheiten wurden nachts heimlich im Verlauf von zweieinhalb Monaten in Gruppen von fünf bis acht Panzern über zwei Behelfsbrücken auf den Brückenkopf verlegt. Der Gegner bombardierte diese Brücken Tag und Nacht. Mitunter gelang es ihm, sie zu zerstören. Doch nach kurzer Zeit hatten die Pioniertruppen sie wieder errichtet.

Zum Korps gehörten 320 Panzer und Selbstfahrlafetten. Nach dem Übersetzen wurden die Panzer sorgsam eingegraben und getarnt. Für die Deutschen tauchte dieses Korps völlig überraschend auf dem Brückenkopf auf, was auch ein General bestätigte, der gleich zu Beginn unseres Angriffs in Gefangenschaft geraten war. Der Korpskommandeur General Wassiljew wurde zu Beginn der Operation erneut verwundet, so dass der Stabschef Oberst I.J. Schawrow vorübergehend den Befehl übernahm.

Es ist interessant, wie sich manchmal die Ereignisse und das Schicksal von Menschen wiederholen. Als die Armee der Südfront unter dem Befehl von M.W. Frunse 1920 im Bürgerkrieg die Truppen Wrangels schlug, musste sie den Siwasch (Faules Meer) forcieren. An einzelnen Stellen ist er sehr flach, doch diese kannten nur die Einheimischen genau. Der Bauer Omeljantschuk aus einem nahegelegenen Dorf führte die Einheiten der 15. Infanteriedivision durch eine Furt auf das gegenüberliegende Ufer des Siwasch – die Halbinsel Litowski. Im Zusammenwirken mit den anderen Einheiten der Stossgruppe der 6. Armee konnte sie durch ihren unverhofften Flankenangriff die Wrangel-Truppen besiegen.

Im Herbst 1943 wiederholte sich das Ganze. Derselbe Bauer führte die vorgeschobenen Einheiten der 51. Armee an einer seichten Stelle durch den Siwasch, wo sie den für den nachfolgenden Angriff wichtigen Brückenkopf einnahmen.

Auf Befehl von F.I. Tolbuchin wurde dem Patrioten Omeljantschuk der Orden des Vaterländischen Kriegs verliehen. Er wurde ihm von General S. S. Birjusow vor den versammelten Dorfbewohnern überreicht.

Die Deutschen hatten auf der Insel eine dichte und gut bewaffnete Verteidigungslinie errichtet, die durch zahlreiche Truppen verstärkt wurde. Der Abstand zwischen den vordersten Schützengräben beider Seiten betrug

manchmal nur 40 bis 50 Meter, so dass Handgranaten geworfen werden konnten. Auf dem Brückenkopf hatte sich ein Schützenkorps unter Generalleutnant P.K Koschewoi verschanzt, der später Marschall der Sowjetunion wurde. Pjotr Kirillowitsch traf alle Massnahmen, um den Brückenkopf nicht nur zu halten, sondern noch zu vergrössern. Mit Koschewoi führte mich das Schicksal 1960 erneut in Kiew zusammen, doch dazu komme ich später.

Nach starkem Beschuss des Gegners durchbrachen die Schützeneinheiten dessen Verteidigungslinie. Das Panzerkorps stiess in die Bresche vor. Der Angriff entwickelte sich erfolgreich, wenn man davon absieht, dass unsere Panzersoldaten zögerten weiterzufahren, als sie auf die Leichen deutscher und sowjetischer Soldaten stiessen, die hier im Niemandsland lagen. Ende März schmolz der Schnee und taute die Erde auf, in der halbverschüttet die Toten früherer Gefechte lagen. Die Panzersoldaten mussten durch dieses Gelände hindurch und waren bemüht, die Toten nicht zu überrollen. Der Gestank verwesender Körper vermischte sich mit dem Geruch des anbrechenden Frühlings. Deutsche und sowjetische Soldaten lagen hier nebeneinander – der Tod hatte sie «vereint». So etwas Schreckliches habe ich zum Glück nie wieder sehen müssen.

Nachdem die Panzer den Unglücksort umfahren hatten, stiessen die Soldaten nach Dshanka und Simferopol vor. Wo sie durchfuhren, blieben Staub, Brandgeruch und von den Ketten aufgerissene Strassen zurück. Die Operation entwickelte sich zügig, obwohl die deutsche 17. Armee erbitterten Widerstand leistete. Die rumänischen Truppen, die sich mit den Deutschen auf der Krim verschanzt hatten, erwiesen sich als schlechte Verbündete. Sofort nachdem die Verteidigungsfront durchbrochen war, begaben sie sich in Gefangenschaft.

Mitunter war zu beobachten, dass hinter einem mit einer MPi bewaffneten sowjetischen Soldaten oder Unterfeldwebel ein ganzes rumänisches Regiment unter Führung seines Kommandeurs, noch mit voller Bewaffnung, zum Sammelplatz für Gefangene marschierte.

In diesen klaren und warmen Apriltagen war ich zum erstenmal auf der Krim. Die Gärten standen in voller Blüte. Ich meinte, noch nie einen so wunderschönen Frühling erlebt zu haben, der sich weder um den Krieg, noch um

unsere Leiden scherte. In der Ferne zeichneten sich dunkel die geheimnisvollen Berge der Krim ab, von denen ich gelesen und gehört hatte. Dahinter lag das Schwarze Meer. Das war unser Ziel, allerdings nicht zur Erholung.

Bisher verlief alles gut. Doch dann mischte sich in die Kampfhandlungen des 19. Panzerkorps die Operativgruppe unter Leitung des Stellvertreters des Befehlshabers der 51. Armee, General W. Rasuwajew, ein. Anstatt alle Anstrengungen des Panzerkorps darauf zu konzentrieren, Sewastopol im Sturm zu nehmen, schickte er die einzige motorisierte Brigade nach Alutscha. Das Korps blieb ohne seine strukturmässige Infanterie, während die versprochene Schützeinheit, die eine Fahrzeugkolonne zu uns bringen sollte, ausblieb. Es gelang mir, eine Telefonverbindung zum Armeebefehlshaber J.G. Kreiser herzustellen und ihn zu informieren, doch da war es bereits zu spät. Die Ereignisse nahmen rasch ihren Lauf.

Das Korps musste allein mit seinen Panzerbrigaden Sewastopol angreifen. Doch da es geschwächt war, konnte es den stark befestigten Aussenring der Verteidigungsanlagen der Stadt nicht durchbrechen und wurde aufgehalten.

An der Befreiung der Krim beteiligte sich auch die selbständige Primorsker Armee unter dem Befehl von Armeegeneral A.I. Jeremenko. Als Vertreter des Hauptquartiers des Obersten Befehlshabers hielt sich bei der Armee Marschall der Sowjetunion K.J. Woroschilow auf.

Am 11. April begann die Primorsker Armee planmässig mit ihren Hauptkräften von der Halbinsel Kertsch aus, entlang der Primorskoje Chaussee, in Richtung Feodossija, Aluschtsa, Jalta und Sewastopol vorzustossen. Zu dieser Zeit wich die deutsche 17. Armee unter dem Druck der 4. Ukrainischen Front nach Simferopol und Sewastopol zurück.

Als höherer Offizier des Generalstabs war bei der Primorsker Armee Oberst Nikolai Dmitrijewitsch Saltykow im Einsatz. Wir trafen uns zwischen Bachtschissarai und Simferopol, als sich die Truppen der 4. Ukrainischen Front und der Primorsker Armee vereinten und den Gegner gemeinsam in Richtung Sewastopol verfolgten.

Aus der Bewegung heraus konnte Sewastopol nicht genommen werden. Die sowjetische militärische Führung musste die Operation zur Einnahme von Sewastopol erneut vorbereiten. Da sich die Verteidiger nunmehr auf den Angriff vorbereiten konnten, war der Durchbruch mit grossen Verlusten verbunden.

Die Erstürmung der Befestigungsanlagen von Sewastopol erfolgte unter der einheitlichen Führung des Oberbefehlshabers der 4. Ukrainischen Front. Sie umfasste drei allgemeine Armeen (die 2. Gardearmee, die 51. Armee und die Primorsker Armee), die 19. Panzer- sowie die 8. und 4. Luftarmee und die Schwarzmeerflotte. Die Deutschen hatten sich in den Befestigungsanlagen verschanzt, die noch von unseren Truppen in den Jahren 1941 und 1942 für die Verteidigung der Stadt gebaut worden waren und die der Gegner in der Folgezeit stark ausgebaut hatte. Unsere Truppen mussten buchstäblich jede Position einzeln erobern, den Gegner durch Artilleriebeschuss und Jagdbomberangriffe zum Verlassen der Deckung zwingen. Selbst aus grosskalibrigen Geschützen wurde im direkten Richten geschossen.

In diesem Zusammenhang ist es angebracht, auf die Fliegerkräfte einzugehen. Unsere Jagdbomber hatten die Faschisten aus den gut befestigten Feuerstellungen auf dem Sapun-Gora vertrieben. Doch das Zusammenwirken der Fliegerkräfte mit den Bodentruppen liess oft zu wünschen übrig. Beim Sturm des Sapun-Gora bei Sewastopol bekam ich dies am eigenen Leib zu spüren.

Wir verfolgten das Gefecht um den Sapun-Gora von der Beobachtungsstelle des 11. Schützenkorps von General S.J. Roshdestwenski aus. Von hier war gut zu sehen, wie die Soldaten den berühmten Berg stürmten. In der Beobachtungsstelle war auch eine kleine Fliegergruppe mit General T.T. Chrjukin, Befehlshaber der 8. Luftarmee. Er leitete von hier aus seine Fliegerkräfte.

Plötzlich flog eine Gruppe Jagdbomber unsere Beobachtungsstelle an und nahm uns unter Beschuss. Der Befehlshaber der Luftarmee ging selbst an das Funkgerät und gab durch:

«„Falken“, „Falken“, hier ist Chrjukin. Ihr schiesst auf die eigenen Leute. „Falken“, „Falken“, hier ist Chrjukin ...»

Doch als wütende Antwort war nur zu hören: «Faschist, jetzt willst du dich schon für unseren Kommandeur ausgeben ...»

Die Gruppe Jagdbomber machte einen neuen Anflug. Chrjukin wurde puterrot und schrie ausser sich vor Wut ins Mikrofon: „Falken“! Verflucht noch mal... Hier ist wirklich Chrjukin. Hier ist Chrjukin, direkt unter euch ...»

Doch die «Falken» bekämpften unsere Beobachtungsstelle noch einmal. Zum Glück war sie gut befestigt, so dass es nicht zu schweren Verlusten kam.

Die ganze Wucht des Schlags traf die Positionen der «Katjuscha»-Division ganz in unserer Nähe. Bomben und Raketengeschosse trafen die akkurat auf dem Boden aufgestapelten und für das Schiessen vorbereiteten Raketen. Ein Feuer brach aus und die Antriebssätze der Feststoffraketengeschosse gerieten in Brand. Die Geschosse machten sich selbständig und krochen in allen Richtungen über den Boden. Einige rutschten zischend und brennend bergauf, in Schützengräben und Unterstände.

In der Beobachtungsstelle herrschte Chaos. Wir suchten Schutz vor diesen kriechenden Raketen, die jederzeit explodieren konnten. Aber sie jagten uns lediglich Angst ein.

Nachdem sich Chrjukin von dem Schreck erholt hatte, setzte er sich fluchend in sein Fahrzeug und fuhr zu seinen «Falken», um ihnen die Leviten zu lesen. Es lässt sich schwer sagen, wer daran schuld war. Jedenfalls hatte das Zusammenwirken nicht geklappt, obwohl in diesem Fall schon einfache Erkennungssignale gereicht hätten.

Bei der Befreiung von Sewastopol kämpften unsere Truppen heldenhaft. Die Panzersoldaten der Brigaden, die Oberst P. Archipow, Oberst Pawljuk-Moros und Oberst M. Festschenko befehligten, handelten zusammen mit der Infanterie, zogen sie buchstäblich an den Berghängen mit sich, hielten die Infanterie des Gegners nieder und überrollten sie. An den Hängen des Sapun-Gora fiel der Kommandeur der 101. Panzerbrigade, Oberst Pawljuk-Moros. Eine von einem deutschen Sturzkampfflugzeug abgeworfene Bombe traf seinen Panzer.

Es muss gesagt werden, dass die gegnerischen Fliegerkräfte in den Kämpfen um Sewastopol nicht sehr aktiv waren. Auf der Krim besaßen sie bereits keine Flugplätze mehr, die Maschinen mussten von Stützpunkten in Rumänien starten.

In Moskau wurde für die heldenhaften Truppen der 4. Ukrainischen Front, die diese ruhmreiche russische Stadt befreit hatten, Salut geschossen. Allerdings wurde am Kap Chersones noch gegen versprengte SS-Einheiten gekämpft, die sich nicht ergeben wollten, sondern sich lieber eine Kugel durch den Kopf jagten oder von den Klippen sprangen, als in Gefangenschaft zu geraten.

Nach dem Abschluss der Krim-Operation (also ab 20.5.1944) wurden die Truppen der 4. Ukrainischen Front nach Belorussland und in das Baltikum verlegt, wo die Hauptkräfte für die Sommeroffensive des Jahres 1944 konzentriert wurden.

A.M. Wassilewski liess alle bevollmächtigten Offiziere des Generalstabs zu einer Beratung kommen. Er begann seine Ausführungen damit, dass er an diesem Tag eine Unterredung mit dem «Chef» gehabt hatte. Wir erhielten dabei den Befehl, uns auf die Abreise nach Belorussland vorzubereiten, wo grosse Ereignisse bevorstanden. Wenn er von Stalin sprach, benutzte er gewöhnlich das Wort «Chef». Alle wussten dann, um wen es sich handelte. Für alle Generale und Offiziere waren dann diese wichtigen und vertraulichen Mitteilungen mit einem besonderen Appell an ihr Verantwortungsbewusstsein verbunden. Er wusste, dass die von ihm ausgewählten und geprüften Mitarbeiter des Generalstabs niemals die ihnen anvertrauten Geheimnisse preisgeben würden.

Wassilewski behandelte seine Untergebenen stets achtungsvoll, kehrte nie den Vorgesetzten heraus, hörte seine Mitarbeiter aufmerksam an und vertraute ihnen. Ihm ebenbürtig war Potapow, General im besonderen Einsatz, an den ich nur die besten Erinnerungen habe.

Ich habe von Marschall Wassilewski viel gelernt. Für mich als jungen Offizier war jede Begegnung mit ihm ein besonderes Erlebnis. In diesen Begegnungen wurden nicht nur militärisches Wissen und Verstand vermittelt, sondern auch der Umgang mit Untergebenen und Vorgesetzten gelehrt. Seinem Einfühlungsvermögen und seiner Fürsorge habe ich es schliesslich zu verdanken, dass ich an der Militärakademie des Generalstabs studieren durfte, obwohl ich keine militärische Hochschulbildung vorweisen konnte.

Als ich 1989 Kineschma, die Geburtsstadt des Marschalls besuchte, verneigte ich mich vor seinem Denkmal, das nicht nur an den Feldherrn, sondern vor allem an einen Menschen von grosser Herzengüte erinnert.

# Im operativen Dienst

Im Juni 1944 begann ich als operativer Mitarbeiter meinen Dienst in der Operativen Verwaltung des Generalstabs, später arbeitete ich hier als höherer operativer Offizier.

Leiter der Verwaltung war General S. M. Schtemenko. Sergej Matwejewitsch war ein erfahrener Generalstabsoffizier, der unermüdlich und tüchtig arbeitete und nicht nur von den Oberbefehlshabern der Fronten und im Zentralen Apparat, sondern auch vom Obersten Befehlshaber J.W. Stalin sehr geschätzt wurde.

In seinem Buch «Der Generalstab in den Kriegsjahren» beschrieb er sehr ausführlich die Arbeit des Generalstabs und seiner Hauptverwaltung – der Operativen Verwaltung. Doch er richtete sein Augenmerk dabei auf die Arbeit der höchsten Ebene des Generalstabs in den Kriegsjahren.

Ich hingegen möchte hier von der Arbeit der einfachen operativen Offiziere berichten, die sorgsam die tägliche Kleinarbeit leisteten, ohne die eine effektive Arbeit des Generalstabs in seiner Gesamtheit unvorstellbar ist.

Das «Militärische enzyklopädische Wörterbuch» definiert diese Dienststellung wie folgt: «... Dienststellung von Offizieren (operativen Offizieren, höheren operativen Offizieren) während des Grossen Vaterländischen Kriegs und in der Nachkriegszeit in einigen Stäben, die Aufgaben zur Truppenführung erfüllt haben.»

Der General und die operativen Offiziere dieser Hauptverwaltung verfügten über ein Maximum an Informationen über den Zustand, die Gefechtsbereitschaft und den operativen Gefechtseinsatz der Truppen. Anhand der taktischen Lage konnten die operativen Offiziere jederzeit für ihr Arbeitsgebiet Rückschlüsse auf die Positionen der Truppen und der Seestreitkräfte und ihre Aufgabenerfüllung ziehen und in Zusammenarbeit mit der Auf-



Der Major auf Kurzurlaub 1944, mit seinem Sohn Stanislaw

klärung den Gegner und seine möglichen Handlungen einschätzen.

Für mich war das alles neu, obwohl ich während meines Dienstes als Bevollmächtigter des Generalstabs an der Front oft die Operative Verwaltung aufgesucht und gesehen hatte, wie angespannt hier gearbeitet wurde.

Ich musste mir den neuen Aufgabenbereich erschliessen, d.h. mich mit der Arbeit eines operativen Offiziers im Generalstab vertraut machen. An den Lehranstalten wird solches Wissen nicht vermittelt, dies lernt man nur

in der Praxis, durch tägliche angespannte Arbeit und Aneignung von Erfahrungen der älteren Vorgesetzten und Mitarbeiter.

Jetzt, nach so vielen Jahren, wird mir erneut bewusst, welche grosse Verantwortung auf jedem von uns lag. Falsche Lageeinschätzungen durften einfach nicht vorkommen.

Die Operative Verwaltung bestand aus einzelnen Abteilungen, von denen jede für eine Front, Flotte oder Einsatzreserve des Hauptquartiers des Obersten Befehlshabers verantwortlich war. In jeder Abteilung waren 12 bis 15 Offiziere, die unter der Leitung des Abteilungsleiters Tag und Nacht arbeiteten.

Diese Abteilungen waren die organisatorischen Grundeinheiten für die Informationsverarbeitung. Hierher kamen alle operativen Informationen von den Fronten, der Hauptverwaltung Aufklärung, dem Stab der Rückwärtigen Dienste und anderen zentralen Verwaltungen. Hier wurden sie verallgemeinert, analysiert und zu entsprechenden Dokumenten, Karten, Auskünften und Vorschlägen verarbeitet.

Der Abteilungsleiter war verpflichtet, jederzeit den Vorgesetzten – auch dem Obersten Befehlshaber – über die operative Lage an der Front Bericht zu erstatten, Schlussfolgerungen zu ziehen und Vorschläge hinsichtlich der Einsatzbereitschaft der Truppen, ihrer Auffüllung, Bewaffnung und materiell-technischen Versorgung zu machen, d.h. er war für alle Fragen zuständig, die mit der betreffenden Front zusammenhingen.

Die Arbeit war in zwei Schichten von jeweils 3 bis 4 Offizieren organisiert. Nur am Morgen von 8.00 bis 10.00 Uhr arbeiteten alle Offiziere der Abteilung gemeinsam, um zu gewährleisten, dass bis 11.00 Uhr, wenn J.W. Stalin, der Generalstabschef A.I. Antonow und S.M. Schtemenko zum Dienst kamen, sie auf ihren Schreibtischen Lageberichte und einen Satz Karten vorfanden, in denen die operative Lage nach den letzten Informationen eingezeichnet war, einschliesslich der erforderlichen Auskünfte und Originaldokumente, die von den Fronten über Fernschreiber, als chiffrierte Meldungen oder über die Sonderleitung «WTSCH» eingingen. Diese Auskünfte wurden mit Schreibmaschine geschrieben und vom Abteilungsleiter durch Unterschrift bestätigt. Wenn die Marschälle der Sowjetunion G.K. Shukow und A.M. Wassilewski in Moskau waren, wurde auch für sie ein solcher Satz Dokumente erarbeitet.

Die Verantwortung für die Richtigkeit dieser Auskünfte war sehr gross,

deshalb wurden sie vor der Weiterleitung doppelt und dreifach überprüft. Zwei Offiziere lasen gemeinsam sorgfältig den geschriebenen Text von der Überschrift, dem Geheimhaltungsschlüssel bis zur Unterschrift. Hierbei las der eine Offizier laut den Text Wort für Wort silbenweise einschliesslich der Interpunktionszeichen vor, während der zweite dies anhand einer Kopie überprüfte. Dies betraf vor allem die Bezeichnung von Ortschaften, Frontabschnitten, die Namen der Kommandeure usw. Eine Gesamtkarte für alle Fronten mit den entsprechenden Auskünften arbeitete die Verwaltung Information des Generalstabs aus.

Ich bearbeitete in der Abteilung von Generalmajor G.I. Tschumankow die 1. Baltische Front. Grigori Iwanowitsch war ein erfahrener operativer Offizier, der uns neuernannten Offizieren viel Aufmerksamkeit widmete und lehrte, was wir zu tun hatten. Auch sein Stellvertreter Oberst A.I. Tscherpakow war ein erfahrener und hilfsbereiter Vorgesetzter.

Ich wurde in die Schichtarbeit einbezogen. Unsere Aufgabe bestand darin, mit der Front ständige Verbindung zu halten. Alle Veränderungen in der operativen Lage waren umgehend in die Arbeitskarte einzutragen und dem Leiter zu melden. Besonders detailliert wurden Informationen verarbeitet, die nach der festgelegten Meldetabelle eingingen.

Wir hatten die Aufgabe, in kurzer Zeit die Lage einzuschätzen, zu analysieren und sehr oft auch Vorschläge zu machen. Dies alles war mit grossem Einfühlungsvermögen, Kenntnissen über die Ereignisse an der Front und ihre mögliche Entwicklung sowie persönlicher Verantwortung für alles, was gemeldet wurde, verbunden.

Die verantwortungsvollste Periode in der Auswertungsarbeit trat gegen Tagesende ein. Zu dieser Zeit wurde in allen Instanzen, sowohl bei den Einheiten und Fronten als auch im Generalstab und im Hauptquartier des Obersten Befehlshabers, die Tagesbilanz aufgestellt, wurden aus der entstandenen Lage entsprechende Schlussfolgerungen gezogen und die Aufgaben für die Gefechtsführung in den nächsten Tagen präzisiert.

Gegen 24.00 Uhr gingen täglich im Generalstab über Fernschreiber die Tagesmeldungen von den Fronten für J.W. Stalin (sein Pseudonym war Iwanow) ein. In diesen Meldungen wurde die Lage, die sich im Verlaufe

des Tages herausgebildet hatte, geschildert und über Schlussfolgerungen und Pläne für weitere Operationen berichtet. Manchmal wurden auch Bitten geäußert.

Die Meldungen gingen in der Nachrichtenzentrale beim diensthabenden operativen Offizier der Abteilung ein. Die geringste Unstimmigkeit wurde bereits dort geklärt. Dann wurden die Meldungen mit Maschine geschrieben, zu zweit gelesen und überprüft, mit der Karte verglichen und, nachdem sie vom Abteilungsleiter abgezeichnet wurden, an Antonow, Schtemenko und den Kreml weitergeleitet. Dies alles erfolgte schnell und operativ, so dass die Tagesmeldungen noch bei Stalin auf dem Schreibtisch lagen, bevor er zu seiner Datscha fuhr. Der Arbeitstag Stalins endete gewöhnlich um 3.00 bis 4.00 Uhr nachts.

Wenn wir die Karten erhielten, überprüften wir vor allem die Anmerkungen, die unsere Leiter im Laufe des Tages auf ihnen gemacht hatten. Diese waren für uns sehr wichtig.

Wenn die Lage an den Fronten mehr oder weniger ruhig war, sah sich die Führung des Generalstabs manchmal im Filmsaal neue Filme, Dokumentaraufnahmen von der Front oder Beutefilme an. In unserer dienstfreien Zeit durften auch wir operativen Offiziere den Filmsaal besuchen. Ich erinnere mich noch, wie erfolgreich damals der deutsche Beutefilm «Frau meiner Träume» mit Marika Röck lief. Er wurde dann auch in den Kinos der Stadt gezeigt. Als wir uns diese Filmkomödie mit dem hübschen Mädchen in der Titelrolle ansahen, vergassen wir für Minuten, dass ein grausamer Krieg tobte.

Kompliziert wurde die Situation immer dann, wenn die Telegraphieverbindung unterbrochen war. In diesem Fall mussten wir nach Ersatzvarianten suchen, z.B. über die Nachrichtenzentralen benachbarter Fronten gehen. Gleichzeitig versuchten wir, die Meldungen auch über die Sonderleitung der Regierung (WTSC) zu erhalten.

Während einer Nachtschicht waren zwei bis drei Karten mit der operativen Lage an der Front anzufertigen oder bereits vorhandene zu präzisieren, wenn die Änderungen nicht wesentlich waren. Manchmal, wenn wir unter Zeitdruck standen, nahmen wir Zuflucht zu sogenannten plastischen Operationen, d.h. an den Stellen, wo sich die Lage verändert hatte, klebten wir ein neues Blatt darüber, trugen nur die letzte Lagemeldung ein und gaben die

berichtigte Karte an den Empfänger weiter. Innerhalb des Generalstabs war diese Methode nicht verboten, doch die Karten, die an Stalin, Shukow und Wassilewski gingen, mussten neu angefertigt werden. Eine gut gezeichnete Karte konnte alles «ausdrücken», was an der Front geschah. Man musste sie nur lesen können.

Häufig wurden für Stalin Karten mit grossem Massstab (1 : 100'000 oder 1 : 200'000) für einzelne Frontabschnitte, an denen sich eine besonders komplizierte Lage herausgebildet hatte, angefertigt.

Als nach seinem Tod Stalins Personenkult enthüllt wurde, sagte N.S. Chrustschow, dass Stalin angeblich die Front mit Hilfe des Globus geführt hätte. Ich kann jedoch verantwortungsbewusst sagen, dass dies nicht der Wirklichkeit entspricht. In den Archiven liegen Karten verschiedenen Massstabs, auf denen der Oberste Befehlshaber eigenhändig Anmerkungen gemacht hat.

Ich möchte folgenden Fakt anführen. In der Abteilung, die von Generalmajor K.F. Wassiltschenko geleitet wurde, erhielt der diensthabende Offizier eines Tages über Fernschreiber wieder einmal die Tagesmeldung von der Front. Als die Meldung mit Maschine geschrieben wurde, schlich sich ein unverzeihlicher Fehler ein. In der Meldung wurden Ortschaften aufgeführt, die von den Truppen der Front erobert worden waren, darunter auch eine wichtige Eisenbahnstation. Als der Offizier der Schreibkraft den Text diktierte, deutete er eine Abkürzung falsch, woraus sich dann ergab, dass die Truppen diese Station noch nicht erobert hatten. Als Stalin dann die Tagesmeldung, die von General K.F. Wassiltschenko abgezeichnet war, las, war er ausser sich, dass die Bahnstation noch nicht erobert war, obwohl ihm der Oberbefehlshaber der Front im Laufe des Tages in einem Telefongespräch über «WTSCH» mitgeteilt hatte, dass sich die Station in unseren Händen befand.

Es wurde eine Untersuchung durchgeführt, in deren Ergebnis General Wassiltschenko als Schuldiger festgestellt wurde. Antonow und Schtemenko konnten gerade noch verhindern, dass der General abgelöst wurde. Die Sache endete dann mit einem für Wassiltschenko und den Generalstab sehr unangenehmen Gespräch.

Zu einem schwerwiegenden Vorfall kam es an einer der kämpfenden Fronten. Bekanntlich wurden Armeeaufklärer, insbesondere Regimentsaufklärer, für ihren Mut sehr geachtet. Wenn sie einen Gefangenen machten

und dieser Gefangene wertvolle Informationen lieferte, erhielten sie dafür Orden. Der Generalstab verfolgte anhand seiner Karten jede Division des Gegners, vor allem die Panzerdivisionen. Es war wichtig, die deutschen Stossgruppierungen und ihre Absichten zu enthüllen.

In einem Regiment hatten die Aufklärer in einer Nacht gleich mehrere Gefangene gemacht. Einen davon übergaben sie der Regimentsführung zum Verhör. Er erzählte auch alles, was er über seine Einheit und die Division wusste. Die anderen Gefangenen versteckten die Aufklärer jedoch bei sich in einer Erdhütte, gaben ihnen zu essen und liessen niemand an sie heran.

Nach einigen Tagen erteilte die Armeeführung den Auftrag, die Gruppierung des Gegners in taktischer Tiefe aufzuklären. Die Regimentsaufklärer täuschten eine nächtliche Operation vor und holten aus der Erdhütte einen der «auf Vorrat» gehaltenen Gefangenen. Dieser machte Aussagen über dieselbe Division wie der erste.

Das wiederholte sich zweimal, wofür die Aufklärer Danksagungen, Medaillen und Orden erhielten. Doch dann meldete die Aufklärung von einem anderen Frontabschnitt, dass die Division, zu der die Gefangenen Aussagen gemacht hatten, sich bereits seit einigen Tagen in ihrem Frontabschnitt befand. Es kam zu einer Untersuchung, bei der die Zeiten der Gefangennahme und die Aussagen verglichen wurden. Die Regimentsaufklärer wurden überführt und hart bestraft.

Mit besonderem Fleiss – man kann auch sagen Liebe, Stolz und Verantwortung – arbeiteten wir an Karten, die für Stalin persönlich bestimmt waren. Es war irgendwie erhebend, wenn man wusste, dass der Oberste Befehlshaber selbst die gezeichneten Lagekarten lesen wird. Ich wäre nicht aufrechtig, wenn ich dies leugnen würde, nur um dem Zeitgeist zu entsprechen.

Die operativen Offiziere konnten ausgezeichnet zeichnen und trugen die Lageangaben auf der Karte nur mit Buntstiften ein. Alle Tabellen und Aufschriften durften mit Tusche geschrieben werden. Für die Tuschzeichnungen fertigten wir uns verschiedene Glasgriffel in Form langer Pipetten an, die wir über einer Streichholzflamme in einem bestimmten Winkel formten.

Die Karte wurde nach einer speziellen einheitlichen Schablone angefertigt. Auf der Vorderseite der Karte standen die Unterschriften des Bearbeiters und des Abteilungsleiters, Zeit und Datum. Auf allen operativen Karten wurde die Kampfstärke der Front bis einschliesslich Division angegeben.

Seitlich wurden in der Tabelle der Rang und der Name des Kommandeurs eingetragen. Ähnliche Angaben wurden bei jeder Armee und jedem Armeebefehlshaber gemacht.

Der Oberste Befehlshaber, der Generalstabschef und andere hohe Militärs nannten im Gespräch meistens nicht die Nummern der Armee oder die Bezeichnung der Front, sondern nur den Namen des Kommandeurs: «die Front Tolbuchins», «die Armee Tschistjakows» usw.

In der Abteilung war ein Offizier speziell verantwortlich für die Erfassung der Kampf- und zahlenmässigen Stärke der Truppen der Front bis einschliesslich Division. Er registrierte die Verluste an Personal, Waffen und Kampftechnik. Erfasst wurden die Angaben über den Gegner und die ihm zugefügten Verluste. Alle diese Angaben erhielten wir in den operativen Übersichten, die vom Stab der Front für den vorhergehenden Tag bis 8.00 Uhr morgens eingingen.

Vorschläge für die Planung neuer Operationen wurden in den Arbeitszimmern des Leiters der Operativen Verwaltung oder seines Stellvertreters, General A.W. Gryslow, nur in persönlichen Gesprächen, ohne Hinzuziehung anderer, erarbeitet. Nachdem die Vorschläge vom Hauptquartier des Obersten Befehlshabers bestätigt wurden, erhielten die Abteilungsleiter den Auftrag, einzelne Pläne zur Absicherung der vorgesehenen Operation auszuarbeiten, was ebenfalls unter höchster Geheimhaltung stattfand. Der Abteilungsleiter gab jedem Offizier eine konkrete Aufgabe, die zu einem bestimmten Termin erfüllt werden musste.

Alle Pläne und Auskünfte wurden von den Bearbeitern nur persönlich und, wie es hiess, von Hand gefertigt. Über die von der Abteilung geleistete Arbeit wussten nur die Offiziere dieser Abteilung Bescheid. Es war streng verboten, selbst bei verschlossenen Türen über seine erhaltene Aufgabe zu sprechen.

Wenn auf Weisung des Hauptquartiers oder des Generalstabs Operationspläne von einem Frontkommando ausgearbeitet wurden, dann wurde dieses nach Moskau beordert, um seine Vorschläge zu unterbreiten. Zuerst wurden diese Vorschläge in der Operativen Hauptverwaltung unter Hinzuziehung des Abteilungsleiters oder seines Stellvertreters erörtert. Wir operativen Offiziere wurden manchmal auch hinzugezogen, um bei der Berichtigung der Karten oder bei der Präzisierung von Berechnungen zu helfen.

Zu Beginn meines Dienstes in der Abteilung hatte ich Gelegenheit, die Oberbefehlshaber der Fronten General I.Ch. Bagramjan und General I.D. Tschernjachowski kennenzulernen. Damals wurde die Operation «Bagra-tion», eine der grössten Operationen des Grossen Vaterländischen Krieges, in Belorussland vorbereitet. Die Generäle hielten es nicht für unter ihrer Würde, unsere Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ich erinnere mich, wie ich auf Bitte von Tschernjachowski das Kräfteverhältnis an einem der Abschnitte der Offensive berechnete. Er sass neben mir und gab an, welche eigenen und gegnerischen Kräfte und Mittel der Berechnung zugrunde liegen sollten. Die fertige Berechnung übertrug ich auf die Karte. Tschernjachowski dankte mir für die Hilfe und drückte mir die Hand. Ich empfand es als wohltuend, dass ein General, ein Oberbefehlshaber der Front, sich so kameradschaftlich und achtungsvoll zu einem einfachen Major verhielt. Ich war von den beiden Oberbefehlshabern sehr beeindruckt. Sie waren jung, schlank und schneidig. Sie hatten angenehme Umgangsformen.

Manchmal musste der Dienstälteste der Schicht, wenn er vom Abteilungsleiter die Weisung erhielt, direkt den Generälen Schtemenko und Antonow über die operative Lage Bericht erstatten oder Auskunft zu irgendeiner Frage geben. Wir sahen dies als Vertrauensbeweis und grosse Ehre an.

In einigen Fällen liess der Oberste Befehlshaber einen Abteilungsleiter zu sich zur Berichterstattung kommen, um sich davon zu überzeugen, dass dieser wirklich eine Schlüsselfigur im Generalstab war.

Ich möchte einige anerkennende Worte über General A.I. Antonow sagen. Er gehörte zweifellos zur Gruppe der hervorragenden Militärs und war für alle ein Vorbild im militärischen Umgang und Takt, vor allem im Stabsdienst. Er hatte ein erstaunliches Gedächtnis, konnte seine Gedanken kurz und knapp darlegen, war ein fürsorglicher und gleichzeitig anspruchsvoller Leiter. Auch wenn man ihn selten lachen sah, war er keineswegs verschlossen und unzugänglich. Er besass einen scharfen analytischen Verstand, einen weiten politischen und militärischen Horizont, ausserordentliche organisatorische Fähigkeiten, einen starken Arbeitswillen und eine gewaltige Arbeitsfähigkeit. Diese Eigenschaften befähigten Alexej Innokentjewitsch, in den Jahren des Grossen Vaterländischen Krieges den schwierigen Aufgaben ge-

recht zu werden, die der Stabschef einer Front, der Stellverteter des Generalstabschef und der Generalstabschef haben. Nach dem Krieg war er Chef eines Militärbezirks und Stabschef der Vereinten Streitkräfte der Teilnehmerstaaten des Warschauer Pakts, wo er sich als hervorragender Diplomat erwies.

Ich schreibe deshalb so ausführlich über Alexej Innokentjewitsch, weil mich das Schicksal später wieder mit ihm zusammenführte. In den sechziger Jahren, als er Stabschef der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Pakts war, arbeitete ich als Leiter der Operativen Verwaltung in der Hauptverwaltung des Generalstabs und traf mich relativ häufig mit ihm, um die Durchführung gemeinsamer Massnahmen umfassender Art abzustimmen.

A.I. Antonow duldete keine Speichelleckerei und Liebedienerei. Ich möchte ein Beispiel anführen, das ein Ausdruck seiner Rechtschaffenheit und Prinzipienfestigkeit ist und damals im ganzen Generalstab bekannt war.

Zum Jahreswechsel kam zu ihm der Leiter der Wirtschaftsabteilung des Generalstabs und brachte einen grossen Karton.

«Was ist darin?» fragte Alexej Innokentjewitsch.

«Genosse Armeegeneral, zum Feiertag möchte ich Ihnen als kleine Aufmerksamkeit einige Lebensmittel und Getränke überreichen.»

«Haben Sie allen Generalen und Offizieren des Generalstabs ein solches Präsent überreicht?»

«Nein, nur Ihnen, Genosse Generalstabschef.»

«Nehmen Sie alles, wie Sie es gebracht haben, und gehen Sie zum Leiter der Kaderabteilung.»

So endete der Dienst dieses Oberst im Generalstab.

Antonow schrie niemals jemand an. Wenn ein Offizier oder General seinen Aufgaben nicht gerecht wurde, sagte er gewöhnlich: «Sie erfüllen Ihre Aufgaben nicht.»

Die reichen Erfahrungen der älteren Kommandeure ermöglichten es uns Jungen, während der Arbeit im Generalstab unseren militärischen Horizont zu erweitern und rechtzeitig und in guter Qualität Dokumente zu erarbeiten, auf deren Grundlage dann wichtige Entscheidungen getroffen wurden.

Ich erinnere mich noch an eine Belehrung durch General W.F. Mernow. Ich sollte den Entwurf einer wichtigen Aktennotiz für W.M. Molotow, damals Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten, schreiben. Das Do-

kument schien, der Reaktion des Generals nach zu urteilen, gelungen, doch mit der Anrede war er nicht zufrieden und wies mich besonders darauf hin. Ich hatte geschrieben: «G. Molotow W. M.»

«Gribkow, Sie müssen sich ein für allemal merken, wann die Anreden ‚G.‘, ‚Gen.‘ und ‚Genosse‘ angewendet werden müssen. Wenn man an Sie schreibt, dann braucht keine Anrede verwendet zu werden. Bei mir muss man schon ein ‚G.‘ benutzen, bei Schtemenko – ‚Gen.‘ und bei Antonow, Molotow und anderen Partei- und Staatsführern ist unbedingt ‚Genosse‘ erforderlich. Haben Sie mich verstanden?»

«Jawohl, ich habe verstanden.»

Übrigens werden solche bürokratischen Vorschriften heute in noch grösserem Masse verwendet.

Für einen Offizier und besonders für einen Generalstabsoffizier ist ein ausgezeichnetes Gedächtnis unerlässlich. Ohne diese Eigenschaft fällt das Arbeiten sehr schwer. Alle, die einmal im Generalstab gearbeitet haben, erinnern sich auch nach vielen Jahren noch daran, wie beharrlich und intensiv sie trainiert haben, um sich diese erforderliche Eigenschaft anzueignen.

In den Nachkriegsjahren und insbesondere in den sechziger Jahren, als ich Leiter der Operativen Verwaltung der Hauptverwaltung des Generalstabs war, musste ich bei Berichterstattungen vor dem Generalstabschef oder dem Verteidigungsminister oft aus dem Gedächtnis mit vielen Zahlen und anderen Daten operieren.

Die Generalstabsoffiziere mussten ziemlich oft an die Front fahren. Diese Frontbesuche erfolgten in der Regel in Gruppen, um an Ort und Stelle die Fragen zu klären, die mit der Vorbereitung und Durchführung von Operationen verbunden waren. Diese Gruppen leitete gewöhnlich ein Stellvertreter des Leiters der Operativen Verwaltung oder ein Abteilungsleiter. Wir waren bemüht, vor Ort die Sachlage zu klären. Wenn Hilfe erforderlich war, schalteten wir uns sofort ein.

Ich erinnere mich an den Besuch einer Offiziersgruppe unserer Verwaltung bei der 1. Baltischen Front im März 1945. Damals kämpften ihre Truppen auf der Halbinsel Samland nordwestlich von Königsberg. Alle Versuche, die Deutschen hier ins Meer zu treiben, endeten erfolglos. Wir hatten den Befehl, die Ursache für diese Misserfolge herauszufinden.



Marschall der Sowjetunion Wassilewski (2.v.r.) mit Offizieren kurz vor dem Sturm auf Königsberg, Ende März 1945

Als Ursache erwiesen sich die übereilte Vorbereitung der Offensive und das unüberlegte Handeln in vielen Organisationsfragen. Es war einfach traurig, dass so etwas zu Ende des Kriegs noch passierte, wo wir bereits auf viele erfolgreiche Operationen zurückblicken konnten.

Natürlich überzeugten wir uns von diesen Mängeln nicht im Stab der Front, sondern direkt in den Divisionen, Korps und Armeen, die wir aufsuchten. Der Frontbesuch in einer der Divisionen endete für mich beinahe tragisch.

Wir fuhren nachts auf einer schmalen Chaussee, die nach Fischhausen führte. Der mich begleitende Offizier des Divisionsstabs meinte, dass es bis zu unserer vordersten Verteidigungslinie noch fünf Kilometer seien. Ich war beruhigt, doch das war ein Irrtum. Wir fuhren ohne Licht und erkannten mit

Mühe einen Soldaten, der uns mit einer Handbewegung zum Halten aufforderte. «Fahr zu», sagte der Offizier zu seinem Fahrer. «Er kann laufen. Es ist nicht mehr weit bis zur Befehlsstelle.»

Nach ein bis zwei Minuten garieten wir in einen Hagel von Leuchtpurgeschossen, die ein deutsches Maschinengewehr auf uns abfeuerte. Glücklicherweise hatte der Schütze zu hoch gezielt. Die Geschosse gingen über unsere Köpfe hinweg und durchschlugen das Wagendeck des «Dodge». Der Offizier hatte die Wendemarke übersehen und wir befanden uns jetzt im «neutralen Streifen». Es gelang uns gerade noch, schnell zu wenden und zurückzufahren.

Der Offizier hatte nicht zufällig ein Zeichen «übersehen». Die Gewissheit und das Vorgefühl des baldigen Sieges führten bei unseren Kommandeuren zu solchen Versehen, Oberflächlichkeit und Verantwortungslosigkeit.

In der Befehlsstelle eines Korps der 39. Armee war ich Zeuge, wie der Kommandeur eines Granatwerferregiments dem Stab des Korps Bericht erstattete.

«Suchen Sie auf der Karte den Herrensitz Bruch. Haben Sie ihn gefunden?» schrie der Major so laut in den Telefonhörer, dass ich es mithören konnte, als der Diensthabende die Meldung entgegennahm. «Heute haben wir den Deutschen in dem Herrensitz so richtig eingeheizt. Ich nehme an, dass meine Granatwerfer einige Dutzend ausser Gefecht gesetzt haben. Melden Sie dies Ihrem Kommandeur.»

Doch diese Meldung war noch nicht bis zum Korps gelangt, als ein Anruf aus dem Stab der 358. Schützendivision einging. Der Stabschef der operativen Abteilung machte Meldung: «Heute Morgen haben Granatwerfer von unserer Seite ein Schützenbataillon unserer Division beschossen, das in der Nacht den Herrensitz Bruch erobert hatte. Es gibt Tote und Verwundete. Klären Sie bitte, wer geschossen hat. Das ist eine Gemeinheit, sogar ein Verbrechen.»

Der Anrufer hatte vollkommen recht: Das war ein Verbrechen. Wie sich herausstellte, unterstützte das dem Korps zugeteilte selbständige Granatwerferregiment die Offensive der Division. Es hatte aber keine ständige Verbindung zum Kommandeur der Artilleriegruppe der Division, und war deshalb in den Angriffsabschnitt der benachbarten Division hineingeraten. Der Regimentskommandeur hatte nicht erkannt, dass sich vor ihnen nicht deutsche,

sondern eigene Truppen befanden, und Feuerbefehl gegeben. Schuld daran waren seine Aufklärer, die ihm falsche Informationen gegeben hatten. Er wurde daraufhin abgelöst. Wir Vertreter des Generalstabs haben aus diesen Ereignissen die Schlussfolgerung gezogen, dass der Stab der Front seine Aufmerksamkeit auf das leichtsinnige und verantwortungslose Verhalten einiger Offiziere richten musste.



Am 9. Mai 1945 – Tag des Sieges

Der Tag des Sieges. Wie haben wir ihn begangen? Ganz alltäglich. Wir haben tagelang ununterbrochen gearbeitet. Und zwar an der geplanten Verlegung von Truppen in den Fernen Osten. Nur wenige wissen, dass der Generalstab bereits vor Beginn der Berliner Operation plante, welche Armeen nach der Zerschlagung Hitlerdeutschlands von den kämpfenden Fronten ab-

gezogen und nach dem Fernen Osten verlegt werden sollten, wieviel Eisenbahntransporte dafür erforderlich waren, in welcher Reihenfolge die Verlegung erfolgen sollte usw.

Aber wussten wir denn, dass diese Vorbereitungen getroffen wurden, um einen Schlag gegen die japanische Guandong-Armee in der Mandschurei zu führen? Kein Leiter erwähnte auch nur mit einem Wort, dass ein neuer Krieg bevorstand. Vielleicht ahnten wir es? Zweifellos. Doch wir haben nicht einmal flüsternd darüber gesprochen. Wir haben getan, was befohlen wurde. Niemand hatte das Recht, Fragen zu stellen.

In der Nacht zum 9. Mai kam ein Offizier aus dem Arbeitszimmer des Abteilungsleiters General Tschumankow mit der freudigen Botschaft zu uns:

«Genossen! Über die Dienstleitung wurde mitgeteilt, dass Deutschland kapituliert hat. Wir haben gesiegt!»

Wir schrien «Hurra» und umarmten uns. Einige hatten Tränen in den Augen. Wir waren schliesslich alle von den Fronten in den Generalstab geholt worden und wussten, was dieser Sieg gekostet hatte.

«Los, schenkt ‚Tee‘ ein», ordnete Oberst A.I. Tscherpakow an. Das Wort Tee habe ich bewusst in Anführungszeichen gesetzt. Wir hatten die Wasserkaraffen gewöhnlich mit kaltem starkem Tee gefüllt, mit dem wir uns während der Nachtschicht wach hielten. Alkoholische Getränke waren im Generalstab streng verboten, Verstösse wurden mit unverzüglicher Entlassung bestraft.

Doch der Tag des Sieges war nähergerückt. Bis zum Kriegsende waren es schon nicht mehr Wochen, sondern nur noch Tage. Ein Offizier hatte von einer der südlichen Fronten – aus Ungarn oder der Tschechoslowakei – einige Flaschen Beutewein mitgebracht. Wir füllten ihn in eine Karaffe und stellten diese für alle Fälle bereit. In der Nacht vom 8. zum 9. Mai war nun die Gelegenheit gekommen. Wir füllten die Gläser mit Wein und stiessen auf unseren Sieg an. Nachdem wir ausgetrunken hatten, machten wir uns erneut an unsere Karten, graphischen Darstellungen und Tabellen, als ob sich überhaupt nichts ereignet hätte. In diesem Augenblick betrat General Tschumankow unser Zimmer.

«Genossen! Gestatten Sie, dass ich Ihnen zum Sieg gratuliere.»

Er ging von einem zum anderen und drückte uns die Hand. Dann sagte er: «Trinken ist zwar nicht gestattet, aber ein Glas Tee sollte man doch auf den Sieg leeren.»

Der General nahm die Karaffe und füllte sich ein Glas. Er tat einen Schluck, einen zweiten, zögerte etwas... und trank das Glas leer.

«Sie haben heute einen hervorragenden ‚Tee‘», sagte er. «Ich werde noch ein Glas davon trinken!» Er trank aus, bedankte sich und verliess kommentarlos das Zimmer.

Mitte Mai erhielt die für die 3. Ukrainische Front zuständige Abteilung, deren Leiter General K.F. Wassiltschenko war, den Befehl, eine Gruppe in die Tschechoslowakei zu schicken, um zu kontrollieren, wie die Vorbereitung der Verlegung von Einheiten der 57. Allgemeinen Armee und der 6. Panzerarmee in das neue Stationierungsgebiet voranging. Die Verlegung erfolgte unter dem Anschein einer üblichen Umgruppierung dieser Armeen in der Sowjetunion.

Ich fuhr mit in die Tschechoslowakei und traf dort den Kommandeur der 6. Panzerarmee, Generaloberst A.G. Krawtschenko, den ich im Sommer 1942 bei Woronesh kennengelernt hatte.

«Wohin soll denn die Reise gehen, Genosse Gribkow?» fragte er, als wir allein waren. «Sagen Sie uns wenigstens, in welches Gebiet der Union.»

«Ich weiss es nicht, Genosse Armeebefehlshaber. Wir sollen hier nur kontrollieren, wie die Verladung auf die Eisenbahn verläuft.» Wir beschäftigten uns wirklich nur damit. Ich war nicht berechtigt, über einen mutmasslichen Krieg mit Japan zu sprechen.

Ich erinnere mich an folgende Begebenheit. Truppen waren zur Verladung auf einem Prager Bahnhof eingetroffen, doch es fehlten die Waggons. Von den tschechoslowakischen Eisenbahnern erfuhren wir, dass auf dem Bahnhof Pilsen leere Waggons standen. Doch dort befanden sich noch amerikanische Truppen, die nach dem Potsdamer Abkommen diese Stadt verlassen sollten. Zwischen den Bahnhöfen bestand eine gute Verbindung, und wir vereinbarten mit den Eisenbahnern in Pilsen, dass alle leeren Waggons nach Prag überführt werden sollten. Dies geschah dann auch ohne Verzögerung. Die tschechoslowakischen Freunde halfen, wo sie konnten.

Der Generalstab der Streitkräfte der Sowjetunion hat alles Mögliche getan, damit der Plan zur Konzentrierung von Truppen gegen Japan unter strenger Geheimhaltung pünktlich erfüllt wurde.

Auch nach dem siegreichen Krieg, in den kommenden friedlichen Jahren,

dauerte die angespannte Arbeit des Generalstabs an. Im Jahre 1949 wurde Marschall der Sowjetunion A.M. Wassilewski Verteidigungsminister. Ein Jahr zuvor war Armeegeneral S.M. Schtemenko zum Generalstabschef ernannt worden.

Bei einem Besuch der Verwaltungen des Generalstabs betrat der Minister auch das Arbeitszimmer unserer Abteilung. Er wurde von Schtemenko begleitet. Alexander Michailowitsch begrüßte alle mit Händedruck. Als ich ihm vorgestellt wurde, schaute er mich aufmerksam an, erinnerte sich und fragte:

«Wie geht es, Genosse Oberstleutnant? Wie wohnen Sie, was macht die Familie?»

Ich antwortete kurz und dankte für die erwiesene Aufmerksamkeit, als sich unerwartet Sergej Matwejewitsch Schtemenko in das Gespräch einschmickte:

«Genosse Minister, Oberstleutnant Gribkow hat an zwei Kriegen teilgenommen. Er ist ein guter Offizier und ein gescheiter Mitarbeiter. Er hat den Wunsch geäußert, an der Akademie des Generalstabs studieren zu dürfen ...»

«Dann delegieren Sie ihn, das ist ein guter Wunsch. Er soll studieren.»

«Alexander Michailowitsch, er hat aber leider keine militärische Hochschulbildung. Er hat nur einen fünfmonatigen Lehrgang an der Frunse-Akademie besucht.»

Der Minister sah mich aufmerksam an und lächelte. Ich verstand, dass sich eine Entscheidung zu meinen Gunsten anbahnte.

«Sergej Matwejewitsch. Machen wir eine kleine Ausnahme von der Regel. Wir schicken ihn versuchsweise zum Studium.»

Und zu mir gewandt fügte er hinzu: «Genosse Gribkow, sehen Sie zu, dass Sie mich und den Generalstabschef nicht enttäuschen.»

Vor Freude wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Ich gab mein Ehrenwort, dass ich sie nicht enttäuschen würde.

So begann mein Studium an der Akademie. An dieser höheren Lehranstalt studierten viele Generäle und Offiziere, die während des Krieges und danach Dienststellungen von Divisionskommandeuren, Korpskommandeuren, Armeebefehlshabern und Stabschefs von Militärbezirken innehatten. In den höchsten Lehrgängen studierten sogar einige Chefs von Militärbezirken. Dienstältester unseres Lehrgangs war Generaloberst N.I. Birjukow, früherer Stellvertreter des Chefs der Panzertruppen der Roten Armee.



Nach Absolvierung der Militärakademie des Generalstabs: Oberst Gribkow 1951 mit dem Sohn Stanislaw

Vom ersten Studientag an war ich bestrebt, das Vertrauen des Ministers um jeden Preis zu rechtfertigen. Ich musste mich sehr anstrengen, hart und diszipliniert studieren. Im Ergebnis legte ich alle vierundzwanzig Prüfungen mit der Note «Ausgezeichnet» ab. Im Jahre 1950 gab es für mich zwei grosse Ereignisse – meine Tochter Alla wurde geboren und ich erhielt den Dienstgrad Oberst. Die Akademie beendete ich im Dezember 1951 mit der Goldmedaille.

Ich erstattete Armeegeneral S.M. Schtemenko Bericht über den Abschluss der Akademie mit der Goldmedaille und bat ihn, A.M. Wassilewski zu übermitteln, dass ich mich seines Vertrauens würdig erwiesen hatte. Sergej Matwejewitsch gratulierte mir und sagte:

«Jetzt mach dich mit neuen Kräften an die Arbeit. Im Generalstab gibt es viel zu tun ..

Doch anstatt für das entgegengebrachte Vertrauen zu danken, bat ich ihn, mir eine Aufgabe bei den Truppen, ganz egal wo, zu übertragen. Der Generaloberst zeigte grosses Verständnis für meine Bitte und rief sofort bei der Hauptverwaltung Kader an, ob es für mich eine freie Dienststellung eines Abteilungsleiters in einem Militärbezirk oder in einer Armee gebe. In Leningrad bot sich eine Möglichkeit. So wurde ich Abteilungsleiter für operative Stabsausbildung im Militärbezirk Leningrad.

Zum Schluss meines Berichts über die Arbeit im Generalstab möchte ich noch schildern, unter welchen Bedingungen ich lebte. Das Wohnungsproblem war sehr akut, daher hatte Alexander Michailowitsch Wassilewski nicht ohne Grund gefragt, wie ich lebte. Ich sagte ihm, dass alles in Ordnung sei.

Doch ich hauste mit meiner Familie zu dritt in einem Zimmerehen von sechs Quadratmetern. Zwei Seitenwände waren massiv, die beiden anderen bestanden nur aus Sperrholz. Das Zimmer war mir aus dem Reservebestand des Generalstabschefs zugewiesen worden. Wir teilten mit sieben anderen Familien einen langen Korridor und eine kleine Küche mit einem einzigen Wasserhahn.

Morgens beim allgemeinen Aufstehen entstand immer grosser Andrang im Bad und in der Küche. Jeder hatte es eilig und wollte zur Arbeit. Um nicht zu spät zu kommen, stand ich auf Kosten der ohnehin kurzen Nachtruhe etwas früher auf.

Ich erinnere mich, wie ich im Jahre 1946 meinen ersten Urlaub nach dem

Krieg erhielt und mit der Familie zu meiner Mutter in das Heimatdorf Duchowoje fuhr. Sie lebte allein, hatte eine Kuh, Hühner und einen kleinen Vorgarten.

Sie sah zum erstenmal ihren Enkel Stanislaw, der damals fünf Jahre alt war. Meine Mutter fragte den Enkel aus, wie er wohnte, was für ein Zimmer er hatte, wo das Bett stand und wieviel Spielzeug er besass. Ich hörte das Gespräch mit an.

«Oma, ich habe kein eigenes Zimmer. Wir wohnen zusammen in einem Sperrholzzimmer.»

«Was für ein Sperrholzzimmer? Habt ihr denn keine grosse Wohnung? Und wo steht dein Bettchen?»

«Ich habe kein Bettchen. Ich schlafe in einer Kiste.»

«In was für einer Kiste?»

«Wir haben eine grosse hohe Kiste, in der die Sachen von Mama, Papa und mir hängen. Unten in der Kiste macht mir Mama aus einer Matratze ein Bett und gibt mir Kissen und eine Decke. Ich schlafe dann bei offener Tür.»

Meine Mutter erkundigte sich dann bei mir, ob ihr Enkel wirklich die Wahrheit gesagt hatte, dass er in einem Schrank schlafe. Sie nahm an, dass der Sohn eines Oberstleutnants ein Zimmer für sich hatte. Ich musste leider bestätigen, dass der Enkel der Oma die Wahrheit gesagt hat.

«Wie kommt das, Anatoli, bist du bei der Leitung nicht gut angesehen?»

«Nein, Mama, in Moskau wohnen viele so. Man hat mir versprochen, dass ich bald im Erdgeschoss ein Zimmer mit massiven Wänden erhalten werde. Dann werden auch weniger Mitbewohner auf dem Korridor sein.»

«Mein Sohn, sage nur niemand im Dorf etwas davon. Dem Enkel werde ich selbst einschärfen, dass er mit niemand darüber spricht.»

Ich hatte gut verstanden, dass meine Mutter über unsere Wohnbedingungen sehr entsetzt war.

Viele Jahre später, als ich Chef des Militärbezirks und Deputierter des Obersten Sowjets der UdSSR war, empfing ich Besucher in Wohnungsangelegenheiten, hörte mir Klagen und sogar Vorwürfe an. Ich erinnere mich noch gut an eine weinende Offiziersfrau aus Leningrad.

«Wenn Sie selbst, Genosse General, zu viert in einem zwanzig Quadrat-

meter grossen Zimmer, noch dazu in einer Kommunalwohnung, leben müssten, dann würden Sie anders reden», sagte sie und wischte sich die Tränen.

Als ich diese Vorwürfe hörte, war es natürlich verlockend, ihr zu sagen: «Auch ich habe mit Familie zu dritt in einem sechs Quadratmeter und zu fünft in einem sechzehn Quadratmeter grossen Zimmer gewohnt und mir dann privat eine Unterkunft gemietet. Ich kenne das alles.»

Doch ich sagte nichts. Es war eben nicht immer möglich, alle Bitten zu erfüllen.



# Harte Prüfungen

So kam ich also nach Leningrad, in den Stab des ältesten Militärbezirks, der sich in den Räumen des vorrevolutionären Hauptstabs der Russischen Armee befand.

Das Gebäude steht am Schlossplatz gegenüber dem Winterpalais. Die Bushaltestelle an der Ecke Newski-Prospekt/Schlossplatz heisst noch immer «Hauptstab». Im ehemaligen Sitz des Stabs des Petrograder Militärbezirks sind heute die Luftstreitkräfte des Bezirks untergebracht.

Zu den Chefs des Leningrader Militärbezirks gehörten namhafte Feldherren und Marschälle der Sowjetunion – B.M. Schaposchnikow, M.N. Tuchauschewski, K.A. Merzkow, S.K. Timoschenko, A.I. Jegorow, K.J. Woroschilow, G.K. Shukow u.a.

Als ich meinen Dienst antrat, stand der Bezirk unter der Leitung von Armeegeneral A.A. Lutschinski. Dieser grosse und schlanke General war ein ehemaliger Kavallerist. Im Grossen Vaterländischen Krieg hatte er eine Division, dann ein Korps und eine Armee geführt. Im Jahre 1945, im Krieg gegen Japan, war er Befehlshaber einer Armee der Transbaikalischen Front.

Stabschef des Bezirks war Generaloberst W.D. Iwanow. Vor und während des Krieges hatte er verantwortungsvolle Funktionen im Generalstab inne und war Bevollmächtigter des Hauptquartiers des Obersten Befehlshabers an den Fronten. Bei Stalingrad wurde er schwer verwundet. Ich kannte ihn aus der Arbeit im Generalstab und dann durch mein Studium an der Akademie, die er ein Jahr vor mir absolvierte.

Die Operative Verwaltung, zu der meine Abteilung gehörte, wurde von Generalmajor S.W. Tschernyschow geleitet. Er war zuvor Chef des Armeestabs im Transkaukasischen Militärbezirk gewesen. Am Krieg hatte er nicht teilgenommen.

Zu dieser Zeit waren die Truppen des Bezirks in vier Gebieten – Leningrad, Wologda, Pskow und Nowgorod – sowie in der Estnischen Sowjetrepublik stationiert. Im Norden grenzte er an den Nördlichen Militärbezirk, der unter dem Befehl von Marschall der Sowjetunion K.A. Merezkow stand. 1960 wurde der Nördliche Militärbezirk in den Leningrader Militärbezirk eingegliedert, der sich nun bis zur Barentssee und zum Weissen Meer erstreckte.

Meine Abteilung Operative Vorbereitung war für die Planung und Vorbereitung der Stäbe zuständig und stellte die wichtigsten Unterlagen für die Ausarbeitung und Durchführung von Übungen auf Bezirks-, Armee- und Korpssebene zusammen. Zu ihren Aufgaben gehörte auch die Vorbereitung und Durchführung von Lehrgängen für die Führungsoffiziere der operativen Stäbe.

Meine Dienststellung hatte eine Besonderheit. Bei den operativen Übungen gehörte die Abteilung dem Führungsstab an, während die meisten Mitglieder der Operativen Verwaltung – auch mein Chef – Ausbildungsteilnehmer waren. Daraus ergaben sich mitunter gewisse Reibereien.

Ich musste hart arbeiten, meine Erfahrungen und Kenntnisse nutzen. Doch ich merkte auch, dass mir noch einiges an Wissen fehlte. Die Generalstabsakademie hatte uns keine Kenntnisse in der Methodik der Vorbereitung und Durchführung von Übungen auf unterschiedlicher Ebene vermittelt.

Theoretisch waren wir sehr gut ausgebildet, doch bei der praktischen Organisation und Durchführung von Armee-, Bezirks- und vor allem Truppenübungen gab es grosse Lücken.

Die Offiziere der Abteilung waren überwiegend ehemalige Frontkämpfer, die wiederholt an der Vorbereitung von Übungen teilgenommen hatten und mir eine grosse Hilfe waren. In den ersten Monaten musste ich im Prinzip von meinen Untergebenen lernen, doch ich sah darin keine Schande. Dankbar erinnere ich mich an Offiziere wie Oberstleutnant A.I. Daniltschenko und Oberstleutnant M.W. Swjaginzew, die, wie es so schön heisst, die Sache im Griff hatten und eine zuverlässige Stütze in unserer gemeinsamen Arbeit darstellten.

Aufgrund der Spezifik meiner Abteilung hatte ich es oft mit dem Chef und dem Stabschef des Militärbezirks zu tun. Sie setzten Vertrauen in mich, das ich nicht enttäuschen wollte. A.A. Lutschinski war mit allen Aspekten des Truppendiensts und der Handlungstaktik von der Abteilungs- bis zur Di-

visionsebene bestens vertraut. Was aber die operative Arbeit betrifft, so verliess er sich mehr auf uns, die an der Generalstabsakademie speziell dafür ausgebildet worden waren.

Bei der Auswertung der Bezirks-, Armee- und Korpsübungen legte er grossen Wert auf taktische Fragen und verlangte von uns, ausführlich zu beschreiben, wie die Kompanien, Bataillone und Regimenter die Aufgabstellungen der Übungen erfüllt hatten.

Stabschef W.D. Iwanow dagegen forderte, ausführlicher auf operative Fragen einzugehen, während er für Taktik wenig übrig hatte. Diese abweichenden Anforderungen des Chefs des Militärbezirks und seines Stabschefs erklärten sich aus ihrem bisherigen Dienst: Ersterer hatte eine reine Kommandeurs- und der zweite eine Stabslaufbahn hinter sich.

Der Leiter der Verwaltung, General S.W. Tschernyschew, führte gern Beispiele aus der Ausbildung von Offiziersschülern in der Lehranstalt an, wo er vor dem Krieg Taktik unterrichtet hatte. Diese Lehrbeispiele gaben den Offizieren eines Bezirksstabs natürlich wenig. Der Massstab war jetzt ein völlig anderer.

Mitunter untermauerten Offiziere, die im Krieg gekämpft hatten (sie bildeten damals im Stab des Militärbezirks die Mehrheit), ihre Überlegungen mit Beispielen aus dem Krieg, was S.W. Tschernyschew dann als persönliche Kritik auffasste. Da wir wussten, dass ihn das kränkte, bemühten wir uns in Gesprächen, dies anders zu formulieren und nicht zu betonen, dass es sich hierbei um Erfahrungen aus dem Krieg handelte. Es kam aber doch zu einigen unerfreulichen Auseinandersetzungen.

Mit A.A. Lutschinski hatte ich wenig zu tun. Alexander Alexandrowitsch wurde 1953 als Chef des Turkestanischen Militärbezirks nach Taschkent versetzt. Er war mit dem Bezirk vertraut, denn er hatte dort gegen die Basmatzen gekämpft. Seine Dienststellung in Leningrad übernahm Armeegeneral Matwej Wassiljewitsch Sacharow (bisher Chefinspekteur des Verteidigungsministeriums).

In ihrem Arbeitsstil und ihrer Laufbahn waren die beiden vollkommen entgegengesetzt. M.W. Sacharow legte den Schwerpunkt auf die operative Kunst und Strategie und interessierte sich sehr für Taktik und Truppendienst. Ihn hatte offensichtlich sein bisheriger Dienst geprägt (während des ganzen Kriegs war er Stabschef einer Front gewesen). Deshalb dachte er hauptsäch-

lich in strategischen und operativen Kategorien. Doch seine Dienststellung erforderte auch gute Kenntnisse in taktischen Fragen und Wissen über das Leben und den Dienst in den Kompanien, Bataillonen usw.

Im Jahre 1953 wurde die Sowjetarmee mit Atomwaffen ausgerüstet. Im selben Jahr fanden auch die ersten Übungen mit diesen Waffen auf dem Tozker Übungsgelände statt. Eine dieser Übungen wurde vom 1. Stellvertreter des Verteidigungsministers, Marschall der Sowjetunion G.K. Shukow, geleitet.

Diese Übungen wurden von uns ausgewertet. Auf der Grundlage dieser Erfahrungen wurde mit der Ausbildung der Sowjetischen Streitkräfte für Kampfhandlungen unter Einsatz von Atomwaffen begonnen. Ein Jahr später erschien die Dienstvorschrift für den Einsatz von Atomwaffen als Geheime Verschlussache.

Im Zusammenhang mit dem Studium der Wirkung von Atomwaffen zeigte man uns einen streng geheimen Film. Als wir die nach der Kernexplosion in Asche verwandelte Landschaft sahen, hielten wir den Einsatz von Atomwaffen für unmenschlich. Doch es war objektiv notwendig, diese Waffe in die Ausrüstung zu übernehmen. Alle Chefs der Militärbezirke erhielten vom Verteidigungsminister den Auftrag, für eine Beratung der obersten Führung in Moskau Vorschläge auszuarbeiten, wie unter den Bedingungen des Einsatzes von Atomwaffen zu handeln war. Meine Abteilung wurde angewiesen, den Entwurf für diesen Bericht anzufertigen.

Als erstes übertrugen wir alle Angaben aus der Dienstvorschrift auf ein Blatt Zeichenkarton, auf dem wir Kreise einzeichneten, die jeweils den Wirkungsbereich der Druckwelle, der Kernstrahlung und der Lichtstrahlung auf die Technik, die Waffen und das Personal darstellten. Wir fertigten Berechnungstabellen und mehrere Skizzen für unterschiedliche taktische Lagen unter den Bedingungen des Einsatzes von Atomwaffen an. Bei der Lösung einiger wichtiger Fragen vertraten der Chef des Militärbezirks und ich unterschiedliche Auffassungen.

An dieser Stelle möchte ich eine Bemerkung einfügen, damit beim Leser nicht der Eindruck entsteht, dass in meiner Laufbahn alles glatt gegangen ist. Auch ich habe einige Höhen und Tiefen hinter mir, über die ich noch berichten werde. Ich habe von meinen Vorgesetzten so manche Rüge einstecken müssen, weil ich mich nicht scheute, die Wahrheit zu sagen, nie-

mand nach dem Mund redete, vor namhaften Heerführern nicht katzbuckelte und stets meine Meinung vertrat. Ob ich recht hatte, mag der Leser beurteilen. Ein Armeegeneral und ein Oberst hatten unterschiedliche Meinungen. So war es nun einmal, ich will da nichts beschönigen, auslassen oder abschwächen. Gerade darin besteht der Wert von Memoiren als Geschichtsdokumente.

Der Chef des Militärbezirks war der Meinung, dass der Raum, in dem von uns Atomwaffen eingesetzt wurden, umgangen werden muss, um durch Strahlung bedingte Verluste zu vermeiden. Er hatte das sogar auf einem Blatt Papier aufgezeichnet. Unsere Abteilung war aber anderer Meinung. Warum soll man einen Ort umgehen, in dem es bereits keinen Gegner mehr gibt und wo er bereits vernichtet ist? Warum soll man erneut rechts und links davon die Verteidigungslinie durchbrechen, mit Panzern, Artillerie und Schützentruppen eine Bresche schlagen? Wir hielten es vielmehr für angebracht, die in der Gefechtsordnung der Verteidiger entstandene Bresche zu nutzen, den bestehenden freien Raum zu erweitern, den Gegner an der Flanke anzugreifen, ihn einzukreisen und zu vernichten.

Matwej Wassiljewitsch beharrte auf seiner Meinung. Doch es traten nun neue und interessante Vorstellungen von operativer Kunst und Taktik zu Tage. Die Diskussionen zu diesem Thema dauerten an.

Einen oder zwei Tage vor der angesetzten Beratung in Moskau kam Marschall der Sowjetunion K.A. Merezkow, Chef des Nördlichen Militärbezirks, mit seinem Bericht aus Petrosawodsk nach Leningrad. Er erhielt einen Einblick in alle Übersichten, Berechnungen und Tabellen, die wir zum Bericht von M.W. Sacharow angefertigt hatten. Anschliessend fand ein Meinungsaustausch statt.

Kirill Afanasjewitsch war erstaunt, als er das umfangreiche Material sah. Er hatte nur kleine Übersichtspläne, die ausserdem in theoretischer Hinsicht grosse Abweichungen aufwiesen. Es ging erneut insbesondere darum, wie die Atomwaffe einzusetzen war und wo nach ihrem Einsatz die Truppen den Hauptschlag führen sollten. Es wurde diskutiert, ob das Gebiet des Atomwaffeneinsatzes nun durchquert oder umgangen werden sollte. Damit kam eine theoretische Diskussion in Gang, bei der zum erstenmal Konzeptionen für den Einsatz von Atomwaffen und die Handlungen der Truppen unter diesen Bedingungen erarbeitet wurden.

Ich erhielt den Auftrag, den Entwurf des Berichts vorzutragen, während M.W. Sacharow und K.A. Merezkow sich zurücklehnten und zuhörten. Kirill Afanasjewitsch machte sich Notizen und wies seine Offiziere an, einiges in seinem Bericht zu ändern.

In Moskau wurde der Bericht von M.W. Sacharow, dem trotz allem unsere Vorschläge zugrunde lagen, positiv bewertet. Nach seiner Rückkehr aus Moskau überreichte der Chef des Militärbezirks den Verfassern des Berichts als Anerkennung kleine Geschenke. Doch Matwej Wassiljewitsch hatte unsere hitzige Auseinandersetzung bei der Erörterung der ersten Variante des Berichtsentwurfs nicht vergessen. Er merkte sich lange, wenn jemand es wagte, ihm zu widersprechen (davon konnte ich mich noch ein weiteres Mal überzeugen).

Nachdem ich zwei Jahre als Abteilungsleiter für Operative Vorbereitung gearbeitet hatte, erfuhr ich plötzlich von S.W. Tschernyschew, dass mich der Chef des Militärbezirks zum Leiter der Operativen Abteilung ernennen wollte. Ich war aber der Meinung, dass wenig Sinn darin bestand, eine gleichgestellte Dienststellung in einer anderen Abteilung zu übernehmen. Der Chef des Militärbezirks war anderer Meinung und sagte zu mir:

«Wenn du wirklich ein erfahrener Stabsmitarbeiter werden willst, dann musst du die Operative Abteilung durchlaufen. Du hast dir bis jetzt Erfahrungen in der Methodik der Vorbereitung und Durchführung verschiedener Übungen und der Ausarbeitung von Berichten erworben. In der Operativen Abteilung lernst du die reale Planung des Einsatzes der Truppen des Bezirks für den Kriegsfall kennen.»

Ich musste mich fügen. M.W. Sacharow sollte recht behalten. Nachdem ich zwei Jahre als Leiter der Operativen Abteilung gearbeitet hatte, sah ich ein, dass ein guter operativer Mitarbeiter diese Dienststellung wirklich durchlaufen musste. Die Arbeit in dieser Abteilung war für mich ein reiches Praktikum, um Erfahrungen in der realen Planung des Einsatzes der Truppen des Bezirks zu sammeln.

Etwas vorgeifend möchte ich sagen, dass mich Matwej Wassiljewitsch wiederum zwei Jahre später beauftragte, die Operative Verwaltung zu formieren. Der bisherige Leiter Generalmajor Ch.M. Dshelauchow war zum 1. Stellvertreter des Stabschefs – eine neu eingeführte Dienststellung – ernannt worden.

«Und wohin soll ich meinen Namen setzen?» fragte ich den Chef des Militärbezirks.

«Na wohin wohl? Wenn ich dich beauftrage, die Operative Verwaltung zu formieren, dann bist du auch ihr Leiter.»

Matwej Wassiljewitsch nahm einen Schluck Tee aus dem Glas, das auf seinem Schreibtisch stand, und blickte mich über den Rand seiner Brille an.

«Du hast erst zwei Jahre in der einen, dann zwei Jahre in der anderen Abteilung gearbeitet. Du hast es also nicht nötig, jetzt als Stellvertreter des Leiters der Verwaltung zu arbeiten. Hinter dir liegt ein gutes Praktikum. Ich denke doch, dass du die Dienststellung eines Leiters der Verwaltung bewältigen wirst.»

Die Operative Verwaltung des Bezirks war damals – sowohl hinsichtlich der Zahl der Abteilungen als auch der Mitarbeiter – ziemlich gross. Sie umfasste die Operative Abteilung, die Abteilung Operative Vorbereitung, die Abteilung Luftabwehr, die Abteilung Befestigungsgebiete, die Militärwissenschaftliche Gruppe und die Abteilung Meteorologischer Dienst. In der Operativen Abteilung wurde eine Sondergruppe aus drei Offizieren gebildet, die Spezialisten der Fliegerkräfte, der Artillerie und der allgemeinen Truppen waren. Wir nannten sie die Atomexperten.

Die neue Dienststellung verlangte von mir bereits umfassendere organisatorische Fähigkeiten. In allen Stäben ist die Operative Verwaltung das Koordinierungszentrum. Bei allen Übungen wurde immer eingeschätzt (das ist heute noch so), wie sie ihren Aufgaben gerecht geworden war.

Viel hing dabei vom Leiter der Operativen Verwaltung, seiner Berichterstattung und seinen Vorschlägen ab. Danach wurde weitgehend die Arbeit des ganzen Kollektivs bewertet. War der Bericht des Leiters schlecht, dann kam die ganze Verwaltung nicht gut weg. Diese Art der Bewertung war natürlich falsch, nicht objektiv und ungerecht. Der Leiter der Verwaltung konnte aus den verschiedensten Gründen bei der Berichterstattung schlecht abschneiden, obwohl der Stab oder die Verwaltung gut vorbereitet, die Dokumente mit Sachkenntnis ausgefertigt und durch Berechnungen untermauert waren.

Im Jahre 1954 plante der Generalstab eine operativ-strategische Übung im Nordwesten unter Leitung des Verteidigungsministers, Marschall der Sowjetunion G.K. Shukow. Teilnehmer waren der Baltische und der Lenin-

grader Militärbezirk und die Baltischen Flotten (damals gab es in der Ostsee noch zwei Flotten – die 4. Flotte mit dem Stab in Baltisk und die 8. Flotte mit dem Stab in Tallinn).

Auf diese Übung bereiteten wir uns sorgfältig vor. Es war geplant, dass die Truppen des Militärbezirks (während der Übung war ein Militärbezirk einer Front gleichgesetzt) mehrere Gefechts Varianten üben sollten.

Nachdem Marschall G.K. Shukow den Baltischen Militärbezirk unter dem Befehl von Armeegeneral I.Ch. Bagramjan besucht hatte, kam er mit dem Flugzeug nach Leningrad und fuhr dann in den Übungsraum.

Nach dem Krieg sah ich ihn zum ersten Mal wieder aus der Nähe. An unsere Begegnung im Dezember 1942 erinnerte er sich natürlich nicht mehr. Es war ja nicht die einzige dieser Art gewesen.

Georgi Konstantinowitsch war voller Spannkraft. Seine Uniform sass tadellos, sein Auftreten war selbstbewusst. Er drückte sich kurz und präzise aus. Die Zeit, in der er in Ungnade gefallen war, hatte nichts an seiner Art geändert, die Menschen zu fordern und ihnen Achtung entgegenzubringen. Den Bericht des Chefs des Militärbezirks nahm er ruhig und mit der Sachkenntnis eines erfahrenen Militärs entgegen. Einige Male nickte er zustimmend. Er war völlig ergraut. Der Chef des Militärbezirks, der Stabschef und die anderen Leiter hatten keinen Grund zur Besorgnis. Einige konnten dennoch bei der Berichterstattung ihre Hände nicht ruhig halten und nur mit Mühe das vorbereitete Konzept vorlesen.

G.K. Shukow nahm eine korrekte und anerkennende Schlussbewertung vor, erteilte praktische Ratschläge für die Vorbereitung der Operation und fragte dann den Chef des Militärbezirks, wo er sich ausruhen könne.

Dafür hatten wir mehrere Varianten vorbereitet – ein transportables Holzhaus, einen Salonwagen auf dem nächstliegenden Bahnhof und als Notvariante ein Stabszelt beim Frontstab direkt auf dem Übungsgelände. G. K. Shukow zog das Zelt vor.

Als G.K. Shukow dann nach Leningrad fuhr, hatte der Stab endlich eine kurze Erholungspause von wenigen Stunden. Wir hatten praktisch mehrere Tage lang ohne Schlaf gearbeitet. Stabschef W. D. Iwanow sagte zu mir:

«Komm, Anatoli Iwanowitsch, setzen wir uns kurz an das Seeufer und entspannen die Nerven.»

Ich war einverstanden. Unser Chef sah, gelinde gesagt, schlecht aus. Nachdem wir am Ufer des malerischen Sees, von denen es auf der Kareli-schen Landenge sehr viel gibt, Platz genommen hatten, sagte ich beruhigend zu ihm:

«Da haben Sie sich nun so aufgereggt, Wladimir Dmitrijewitsch, und alles ist gut gegangen. Georgi Konstantinowitsch war zufrieden. Warum machen Sie sich eigentlich solche Sorgen? Sie sind doch Generaloberst. Was können Sie denn verlieren?»

«Ach Gribkow! Du bist noch jung, ich aber bin in einem Alter, in dem man Befürchtungen hegen muss. Plötzlich haut man dir einen Knüppel zwischen die Beine. Dann versuch mal, wieder aufzustehen ...»

W.D. Iwanow erhielt trotzdem bald eine Kommandeursdienststellung, von der er lange geträumt hatte – er wurde Befehlshaber der Luftverteidi-gungsarmee von Leningrad. Zum Stabschef des Bezirks wurde General Sergej Wassiljewitsch Tschernyschew ernannt.

Nach dieser Übung fühlten wir uns sicherer und freuten uns, dass wir die «Reifeprüfung» vor Shukow persönlich bestanden hatten.

Der Dienstablauf des Bezirksstabs blieb im Prinzip unter allen Chefs des Militärbezirks unverändert. Nach 19.00 Uhr war Dienstschluss. Alle Chefs und Leiter der Verwaltungen hatten zur selben Zeit Mittagspause. Die ar-beitsfreien Tage wurden im Dienstplan berücksichtigt. Wenn für eine bedeu-tende Massnahme ein freier Tag aufgewendet werden musste, dann wurde er auf alle Fälle mit Freistellung an einem Arbeitstag abgegolten. Der Chef des Militärbezirks nahm an diesem Tag ebenfalls frei. In den Verwaltungen und Abteilungen verblieben lediglich die Diensthabenden, deren Aufgaben durch Befehl geregelt waren.

Wenn dringende Arbeiten anfielen, wurde im Voraus abgesprochen, wer bleiben und wer an einem freien Tag kommen musste, um die Arbeiten zu erledigen. Gegenwärtig herrscht diesbezüglich in den meisten Stäben, auch auf höchster Ebene, keine Ordnung, obwohl in Befehlen und auf Beratungen immer wieder davon die Rede ist, dass die Offiziere eine geregelte Dienstzeit haben müssen.

Bei Übungen arbeiteten wir natürlich mehrere Tage hintereinander. Zwei bis drei Stunden Schlaf waren da schon ein Glücksfall. Das betraf besonders die operativen Mitarbeiter. In der Verwaltung arbeiteten viele erfahrene Of-fiziere und Abteilungsleiter. Mein Stellvertreter war Oberst M.P. Makarow.

Die Leiter der Abteilungen hatten alle (mit Ausnahme der Abteilung Befestigungsgebiete und der Militärwissenschaftlichen Abteilung) die Generalstabsakademie absolviert und aktiv im Grossen Vaterländischen Krieg gekämpft.

In der Operativen Verwaltung hatte sich ein gutes, arbeitsfähiges Kollektiv von Offizieren zusammengefunden. Das Durchschnittsalter betrug 30 bis 35 Jahre. Wir hatten junge Hauptleute und Majore für Dienststellungen ernannt, die dem Dienstgrad eines Oberst entsprachen. Damit wurde diesen Offizieren eine Beförderungsperspektive geboten und sie waren bemüht, durch initiativreiche und engagierte Arbeit das Vertrauen zu rechtfertigen. Sie konnten bei Übungen geschickt mit Karten umgehen und verstanden ihr Metier. Später wurden sie Generale und bekleideten verantwortungsvolle Dienststellungen im Generalstab und in den Stäben der Militärbezirke.

Die Jahre vergingen. In den Truppen und Stäben rückten neue, theoretisch besser ausgebildete Generale und Offiziere nach. Doch wenn ich mich der Erinnerung an den damaligen gemeinsamen Dienst hingebende, dann fallen mir die Namen sehr vieler Mitarbeiter des Stabs des Militärbezirks ein. Sie waren hervorragende Offiziere, die sich engagiert für ihre Aufgabe einsetzten.

Wenn taktische oder operative Übungen vorbereitet wurden, verlangte die Führung des Militärbezirks stets, dass wir neue Elemente in der Taktik und beim Einsatz der Waffengattungen berücksichtigten und neue Gefechtsgliederungen für unterschiedliche Kampfhandlungen in dem waldreich-sumpfigen Gelände des Nordwestlichen Kriegsschauplatzes entwickelten.

Doch nicht immer musste etwas Neues ausgedacht werden, mitunter konnte auch erfolgreich nach bewährten alten Methoden gekämpft werden. Ich erinnere mich an eine taktische Divisionsübung im Jahre 1956 auf der Karelischen Landenge. Die eine Division unter Leitung von General M.I. Makarytschew sollte in schwierigem und durchschnittlichem Gelände, unter Nutzung von Wasserhindernissen an einzelnen Abschnitten, Verteidigungsstellung beziehen und diese Linie bis zum Eintreffen der Hauptkräfte halten.

Die angreifende Division befehligte General I.N. Moschljak. Während der Übung betrug die Schneehöhe in den Niederungen 1,5 bis 2 Meter. Es herrschten 30 Grad Frost, ausserdem war es noch stürmisch.



Bei einer taktischen Divisionsübung im Militärbezirk Leningrad, 1956

Nachdem M.I. Makarytschew das Gelände genau studiert hatte, beschloss er, vor dem Verteidigungsgraben Schnee- und Eishindernisse für die Panzer zu errichten.

Ausserdem liess er, noch bevor die angreifende Division in ihren Ausgangsraum ausrückte, dort in den Waldschneisen in Richtung seiner Verteidigungslinie Kolonnenwege anlegen, die in Sackgassen mündeten. Mit Hilfe von Schneefräsen wurden sechs solcher Kolonnenwege freigemacht.

General Moschljak hatte die Geländeaufklärung schlecht organisiert und seinen Ausgangsraum für den Angriff nicht vorbereitet. Er vertraute kühn auf die «gebahnten» Kolonnenwege. Dadurch gerieten die Regimenter der

ersten Staffel der Division, die diese Wege benutzten, in die Sackgassen. Sie verloren einen ganzen Tag, um wieder herauszukommen, die Ausgangsposition zu beziehen und von vorn zu beginnen.

Wir sahen die Fehlentscheidungen von General Moschljak, erhielten aber von M.W. Sacharow den Befehl, uns nicht einzumischen. General Moschljak sollte nach seinem Plan vorgehen und sich selbst von seinen Fehlern überzeugen. Wenn ihm vorgesagt würde, verlöre die Übung jeden Sinn.

Als die Division von General Moschljak erneut einen Vorstoss unternahm, traf sie auf unüberwindbare Hindernisse. Die aus aufgeschüttetem Schnee errichteten Sperren hatte man mit Wasser überzogen, wodurch sie sich in kleine Eisberge verwandelten. Um diese zu überwinden, brauchte die Division einen weiteren Tag, wobei sie dem ständigen Beschuss durch die gegnerische Seite ausgesetzt war.

Nach unseren theoretischen Berechnungen hätte die Division in den zwei Tagen die Hälfte ihres Kampfbestands verloren. Bei der Auswertung der Übung lobte M.W. Sacharow die Handlungen von General Makarytschew und seines Stabs. Sehr heftig kritisierte er die Führung und den Stab der angreifenden Division, weil sich die Kommandeure schlecht vorbereitet und als unfähig erwiesen hatten, die Aufklärung zu organisieren und Angriffshandlungen unter Überwindung von Hindernissen im Winter zu führen. Die Kampfleistung der Division wurde als unbefriedigend bewertet. M.W. Sacharow fragte dann den Divisionskommandeur I.N. Moschljak:

«Was sind die Ursachen für das Versagen der Division?»

«Makarytschew hat sich nicht an die Vorschrift gehalten», antwortete der Kommandeur spontan. Er hatte sich offensichtlich darauf verlassen, dass die gegnerische Seite schablonenhaft handelte.

Aus dieser Übung zogen die Führung des Militärbezirks und die Operative Verwaltung die entsprechenden Schlussfolgerungen.

Welche Ansprüche und Forderungen Matwej Wassiljewitsch an unsere Verwaltung stellte, veranschaulicht folgende Begebenheit. Er liess mich einmal zu sich kommen und befahl mir und meinen Offizieren, die Bombenfliegerdivision, die gerade mit den damals neuen taktischen Bombern vom Typ IL-28 ausgerüstet worden war, gründlich zu überprüfen.

«Wir haben in der Verwaltung aber keine Fliegeroffiziere», versuchte ich

schüchtern einzuwenden. «Wer soll die Überprüfung vornehmen?»

«Sie natürlich. Offiziere der Operativen Verwaltung», sagte Sacharow mit Nachdruck, «müssen über die Kampfmöglichkeiten aller Waffengattungen Bescheid wissen. Gribkow, nehmen Sie sich die Vorschriften und Gefechtsanweisungen und bereiten Sie sich auf die Überprüfung vor. Der Stab der Luftarmee wird nicht hinzugezogen. Sie können gehen.»

Ich bildete eine Gruppe aus Offizieren des Stabs des Militärbezirks und des Stabs der Luftverteidigungsarmee Leningrads. Wir studierten die entsprechenden Befehle, Direktiven und anderen einschlägigen Dokumente, die für die Luftstreitkräfte massgebend waren. Danach machten wir uns an die Arbeit. Kommandeur der Fliegerdivision war Oberst W.S. Assejew, ein Flugzeugführer der Leistungsklasse I.

Um den Plan der Gefechtsausbildung nicht zu stören, richteten wir uns bei unserer Überprüfung nach dem Dienstplan. Am ersten Tag unserer Kontrolle sollten die Besatzungen Bombenabwurf auf dem Übungsgelände trainieren, und zwar am Tag und unter komplizierten Wetterbedingungen.

Ich will nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern nur sagen, dass wir die Flüge aus vielen Gründen untersagten, weil sie nicht den Vorschriften entsprachen. Dasselbe traf für Nachtflüge zu, bei denen Bomben auf dem gleichen Übungsgelände abgeworfen werden sollten.

Wir verlangten von den Fliegern, dass sie die Vorschrift Punkt für Punkt einhalten. Die Führung der Division, die Kommandeure der Regimenter und Staffeln versuchten nachzuweisen, dass alle Besatzungen eine hohe Leistungsklasse hatten und die Bombenabwurf Aufgabe erfolgreich erfüllen würden.

Wir mussten mit ihnen alle Punkte der Vorschrift einzeln durchgehen und wiesen sie auf viele Verstöße gegen die Regeln der Flugvorbereitung hin, die zur Ursache von Flugvorkommnissen werden konnten. Die Fliegeroffiziere räumten ein, dass sie die genannten Vorschriften selten benutzten und einige sogar nur vom Hörensagen kannten.

Im Divisionsstab und in den Regimentern machte man sich ernsthaft Sorgen über unsere Einwendungen. Der Befehlshaber der Luftarmee, General-



Besuch bei einer Division der Luftwaffe im Militärbezirk Leningrad, 1957

leutnant der Fliegerkräfte I.P. Shurawljow, traf ein, um selbst zu klären, warum die Flüge abgesetzt wurden. Er war ein erfahrener Flieger, Held der Sowjetunion, der es im Fronteinsatz vom Führer einer Fliegerkette bis zum Divisionskommandeur gebracht hatte. Er überzeugte sich sehr schnell davon, dass unsere Forderungen berechtigt waren. Zwei Tage später, nachdem alle genannten Mängel abgestellt waren, wurden die planmässigen Flüge erlaubt. Die Flieger erfüllten alle Tag- und Nachtaufgaben zur Zufriedenheit.

Die Divisionsleitung nahm eine Auswertung der Erfüllung der Ausbildungsaufgaben im Bombenabwurf vor, auf der etwa ein Dutzend Leiter zu Wort kamen. Alle sprachen über allgemeine Fragen und über die Mängel, die von der Kommission des Stabs des Militärbezirks festgestellt wurden. Wir hörten nur zu. Am Ende der Beratung sagte ich dem Divisionskommandeur, dass diese Auswertung keine Antwort darauf gebe, wo die Ursache für die mangelhafte Flugvorbereitung lag, die von der Kommission festgestellt worden war. Auch andere Flieger sollten schliesslich daraus eine Lehre ziehen.

Die Auswertung wurde vertagt. So etwas kommt in der militärischen Praxis sehr selten vor, ist schon eine Ausnahme von der Regel. Doch die zwei Tage, die für die Vorbereitung der neu angesetzten Auswertung zur Verfügung standen, wurden von den Offizieren entsprechend unseren Empfehlungen effektiv genutzt. Nach der Auswertung fragte mich Oberst Assejew:

«Genosse Oberst, wann sind Sie aus den Fliegerkräften ausgeschieden?»

«Ich habe leider nie bei den Fliegerkräften gedient.»

«Woher haben Sie dann diese Kenntnisse? Sie haben mit uns wie ein erfahrener Chef der Fliegerkräfte gesprochen.»

«Das stammt alles aus der Vorschrift NPP-52. Ich habe jede Zeile studiert, wie übrigens alle anderen Kommissionsmitglieder. Aber Sie und Ihre Untergebenen haben elementarste Pflichten vergessen und deshalb bei der Flugvorbereitung gegen die Vorschriften verstossen.»

Ihm blieb nur noch übrig, sich für den erteilten Rat zu bedanken. Viele Jahre später traf ich Generalmajor a. D. Assejew wieder. Nachdem wir uns als alte Freunde begrüsst hatten, meinte er in Erinnerung an die damalige Überprüfung:

«Genosse Generaloberst (ich war damals Chef des Militärbezirks Leningrad), während meines ganzen weiteren Diensts habe ich den von Ihnen erteilten Rat, wie mit Befehlen und Vorschriften umzugehen ist, beherzigt.»

M.W. Sacharow gab uns Offizieren und Generälen der allgemeinen Truppen mitunter den Auftrag, Spezialeinheiten zu überprüfen. Dadurch wurden wir in die Lage versetzt, ihre Kampfmöglichkeiten, Rolle und Stellung in Gefechten und Operationen richtig zu bewerten, wenn wir Ausbildungs- und Gefechtsdokumente ausarbeiten mussten. Wir lernten dadurch viel.

Im Jahre 1957 kam es dann zu dem hinlänglich bekannten Oktoberplenium des ZK, auf dem G.K. Shukow aus dem Präsidium des ZK ausgeschlossen und als Verteidigungsminister abgelöst wurde. Das löste in der Führung der Streitkräfte eine Kettenreaktion aus: Zum Verteidigungsminister wurde Marschall der Sowjetunion R.J. Malinowski ernannt, A.A. Gretschko wurde 1. Stellvertreter des Verteidigungsministers, M.W. Sacharow übernahm anstelle von Gretschko die Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland, während als Chef des Militärbezirks Leningrad Ar-

meegeneral N.I. Krylow aus dem Fernen Osten berufen wurde.

Zur Auswertung des ZK-Plenums fanden Versammlungen des Parteiaktivs statt, auf denen G.K. Shukow wegen seiner Selbstherrlichkeit verurteilt wurde. Die Zeitungen schrieben viel darüber. Selbst Marschall der Sowjetunion I.S. Konew veröffentlichte nach dem Plenum einen vernichtenden Artikel über Shukow, über dessen Inhalt ich empört war. Es war bekannt, dass sich Konew an der Front noch rücksichtsloser als Shukow verhalten hatte. Er gebrauchte mitunter nicht nur Worte, die die Menschen in ihrer Würde verletzen, sondern hat sie auch «tätlich beleidigt», wie heute die Juristen sagen würden. Konews Undankbarkeit zeigt sich auch darin, dass gerade G.K. Shukow es war, der ihn 1941 vor dem Erschiessen wegen fehlgeschlagener Operationen gerettet und den Obersten Befehlshaber gebeten hatte, ihm Shukow als Stellvertreter zu lassen.

Konew galt schon immer als eigenwillig, doch das hätte er nicht tun dürfen. Ich kenne viele, die seinen Artikel missbilligten. Obwohl Shukow auf Parteiaktivtagungen und Parteiversammlungen verurteilt wurde, solidarisierten sie sich innerlich mit ihm. Ungeachtet des Beschlusses, Shukow als Verteidigungsminister abzulösen und ihn als Chef des zweitrangigen Militärbezirks von Odessa einzusetzen, genoss er weiterhin unsere Hochachtung. Auch als Georgi Konstantinowitsch erneut in Ungnade gefallen war, blieb er sich treu. Wohin man ihn auch schickte, er erfüllte überall seine Pflicht und bildete die Truppen auf der Grundlage seiner Kriegserfahrungen aus.

Anlässlich der Oktoberfeierlichkeiten wurden traditionsgemäss Vorschläge für Beförderungen zum General eingereicht. Doch infolge des Wechsels in der Führung des Verteidigungsministeriums wurden sie erst im Februar 1958 realisiert. Ich wurde Generalmajor.

Ich muss ganz ehrlich sagen, dass mir nie vorschwebte, General zu werden.

Im Sommer des gleichen Jahres fuhr ich mit meiner Familie in mein Heimatdorf am Don, um bei meiner Mutter den Urlaub zu verbringen. An der Dampferanlegestelle herrschte Hochbetrieb – viele Dorfbewohner waren gekommen, um ihren General zu sehen. Ich aber trug Zivil. Fast unter Tränen sagte meine Mutter:

«Aber Tolja, du hast doch geschrieben, dass du General geworden bist.

Ich habe das allen erzählt. Wo hast du deine Generalsuniform gelassen?»

Ich musste ihr versprechen, dass ich im nächsten Jahr unbedingt in Uniform kommen würde. Ich hielt mein Wort. Nachdem mich meine Mutter – sie hatte sich selbst auch herausgeputzt – von allen Seiten betrachtet hatte, hakte sie mich unter und spazierte mit mir durch das ganze Dorf. Die Leute blickten auf und grüssten ehrerbietig. Ich war der erste General aus Duchowoje. Als wir wieder zu Hause angekommen waren, sagte meine Mutter: «So mein Sohn, jetzt kannst du dich umziehen.»

Das war ein Festtag für meine alte Mutter, die so vieles erlebt hatte. Diese Freude war ihr wirklich zu gönnen ...

Doch zurück nach Leningrad. Armeegeneral Nikolai Iwanowitsch Krylow wurde mein dritter Chef des Militärbezirks.

Was war er für ein Mensch? Vom ersten Tag an beobachteten wir uns gegenseitig – er uns und wir ihn. Er war sehr intelligent, ein Naturtalent in jeder Hinsicht. In Fragen der operativen Kunst und der Taktik war er zu Hause. Die Dienstvorschriften kannte er nahezu auswendig und in Fragen Truppendienst konnte ihm keiner etwas vormachen. Wir begriffen sofort, dass wir uns nach M.W. Sacharow schnellstens umstellen mussten. Für Krylow bildeten Taktik und operative Kunst eine Einheit. Hinter den Pfeilen auf den Karten sah er in erster Linie die Menschen.

Nikolai Iwanowitsch hatte ein schweres und wirklich heldenhaftes Leben hinter sich. In den Jahren der Repressalien unter Stalin durchlitt er Verbannung und Gefängnis. Während des Grossen Vaterländischen Kriegs war er als Stabschef und Armeebefehlshaber aktiv an der Verteidigung von Sewastopol, Odessa und Stalingrad und an vielen anderen Operationen beteiligt. Er wurde mehrfach verwundet. Bei Kriegsende war er zweifacher Held der Sowjetunion.

Der neue Chef des Militärbezirks machte sich mit der Lage im Bezirk nicht anhand von Papieren, sondern in praktischer und organisatorischer Arbeit vertraut. Ende Februar 1958 stellte er mir die Aufgabe, eine taktische Divisionsübung mit der Garde-Mot. Schützendivision vorzubereiten, die auf der Karelischen Landenge stationiert war. Die Übung sollte in der zweiten Märzhälfte nördlich von Pskow stattfinden. Dabei war der Fluss Welikaja unter Winterbedingungen zu passieren. In den Übungsraum sollte die Divi-

sion aus eigener Kraft in einem Landmarsch unter Umgehung von Leningrad gelangen. Die Landstrasse Priosjorsk – Leningrad – Pskow durfte nicht benutzt werden.

Der Winter war in diesem Jahr sehr kalt und schneereich. Die einzige Chaussee nach Leningrad hatte infolge der starken Schneeverwehungen nur eine geringe Durchlassfähigkeit, aber auch sie war uns verwehrt.

Die Aufgabe war kompliziert und umfassend, dazu kam noch die knapp bemessene Vorbereitungszeit. Als erstes mussten Umgehungsrouten gefunden werden. Zweitens waren Kolonnenwege für die Fortbewegung aller Fahrzeuge rechts und links von der Chaussee zu erkunden und anzulegen. Drittens mussten der Übungsraum sowie die Abschnitte für die Flussüberquerung konkret festgelegt werden. Der Fluss sollte bei einer Eisstärke von 40 bis 60 Zentimeter passiert werden. Ausserdem galt es, sich mit den örtlichen Behörden zur Abstimmung von vielen Einzelfragen des Marsches der Division in Verbindung zu setzen.

In unsere Verwaltung kamen zur Verstärkung der Leiter der Pioniertruppen, Generalleutnant J.I. Kulitsch, der Chef des Militärtransportwesens, Generalmajor Ch.M. Auns, Offiziere des Stabs der Rückwärtigen Dienste und der Luftarmee. Wir machten uns gemeinsam daran, das Problem zu lösen. Zum erstenmal seit Kriegsende wurde einer Division eine derartige Aufgabe gestellt.

Noch am selben Tag vereinbarten die Offiziere der Abteilung Militärtransportwesen mit der Eisenbahndirektion «Oktjabrskaja», dass der Zugverkehr über die damals einzige Nawa-Brücke östlich von Leningrad für jene Zeit eingestellt wurde, die wir für die Fahrt unserer Militärtechnik über die Brücke benötigten. Drei Kilometer östlich von dieser Brücke wurde zusätzlich eine Pontonbrücke gebaut, wobei die Binnenschiffer mit ihren Eisbrechern halfen.

Damit waren zwei Übersetzstellen für zwei Marschrouten vorhanden. Die Landstrassen wurden erkundet, Schneefräsen bereitgestellt, Kolonnenwege angelegt und befahrbar gehalten. Die Einwohner unterstützten uns tatkräftig.

Wenn man heutzutage erfährt, welche Schwierigkeiten einige örtliche Machtorgane der Armee machen, fragt man sich unwillkürlich, was das denn für eine Macht ist. Damals haben die Leningrader, die die Blockade hinter sich hatten, alles getan, um unserer – ihrer – Armee bei der Erhöhung ihrer Gefechtsbereitschaft zu helfen. Sie wussten, was Krieg bedeutet. Heute

muss sich die Armee da und dort mit den «Provinzfürsten» herumschlagen, die nur daran denken, der Armee etwas «abzuringen», die Militärs «in die Schranken zu weisen» und «zur Kasse zu bitten». Aber dieses Geld kommt doch vom Volk.

Die Division traf pünktlich im Übungsraum ein und begann mit der Erfüllung ihrer Aufgaben. Die Aufklärungseinheiten und die Vorausabteilungen der Mot. Schützenregimenter erreichten über das Eis das gegenüberliegende Ufer, schufen dort einen Brückenkopf und drängten den «Gegner» nach Westen.

Der Fluss war an dieser Stelle 120 Meter breit. Es war beschlossen worden, dass die Panzer und die Artillerie mit ihren schweren Zugmitteln über die verlegte Pontonbrücke übersetzen sollten. Die Pontonbrücke wurde auf dem Eis vormontiert. Dann wurde das Eis auf beiden Seiten der Brücke gesprengt und unter der Last der Brücke in den Fluss gedrückt. Durch das versenkte Eis erhöhte sich die Tragfähigkeit der Brücke noch.

Während die Vorausabteilungen aus dem Brückenkopf das «Gefecht» führten, bereiteten wir die Einheiten der Division auf die Überquerung des Flusses vor, die am Morgen des 23. März beginnen sollte.

In die ganze Vorbereitung der Übung mischte sich der Chef des Militärbezirks nicht ein. Er hielt sich in den Regimentern auf und beobachtete das Geschehen.

Ohne auf weitere Einzelheiten einzugehen, möchte ich sagen, dass die Übung erfolgreich verlief und für alle Beteiligten lehrreich war. Bei der Auswertung sagte N.I. Krylow, dass er nicht nur die Einsatzbereitschaft der Division für Kampfhandlungen im Winter in waldreich-sumpfigen Gelände einschliesslich Übersetzen über die Flüsse Newa und Welikaja, sondern auch die organisatorischen Fähigkeiten des Führungsstabs des Militärbezirks geprüft hatte. Der Chef des Militärbezirks bewertete die Leistungen mit «gut» und belobigte viele Offiziere und Generale. Auch ich gehörte dazu.

Hier muss ich eine Episode erwähnen, die Nikolai Iwanowitsch treffend charakterisiert. Am Abend des 22. März fuhr ich zur Bahnstation (wo der Salonwagen des Chefs des Militärbezirks stand), um die Bereitschaft der Truppen zur Flussüberquerung zu melden. Es herrschten 30 Grad Frost, ausserdem war es noch windig. Nachdem ich Bericht erstattet hatte, lud er

mich ein, mit ihm zu Abend zu essen, im Waggon zu übernachten und am nächsten Morgen mit ihm zur Beobachtungsstelle am Fluss zu fahren. Aus Höflichkeit konnte ich nicht ablehnen, deshalb blieb ich. Ich schlief zwei bis drei Stunden und fuhr dann in den Führungsstab.

Am Morgen des 23. März – um 6.00 Uhr – rief mich sein Adjutant an und übermittelte mir die Bitte des Chefs des Militärbezirks, nicht ohne ihn zu frühstücken. Zum Frühstück sollte es Fischsuppe geben. Während der Arbeiten an der Übersetzstelle hatte jemand einige Fische geangelt. N.I. Krylow traf ein, bat mich in seinen Autobus und liess sich über die Bereitschaft der Truppen berichten. Der Adjutant bereitete inzwischen einen Imbiss vor. Bald darauf stand vor uns auf dem Tisch ein Tablett mit Frühstück und ... einer Flasche Wodka. Das hatte ich, ehrlich gesagt, nicht erwartet. Doch es war wirklich so. Nikolai Iwanowitsch füllte die Gläser, nahm ein Glas und sagte:

«Lieber Anatoli Iwanowitsch. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Geburtstag und wünsche Ihnen vor allem Gesundheit.»

Das kam für mich völlig unerwartet. In der Hektik und nervlichen Anspannung während der Übung hatte ich doch tatsächlich meinen Geburtstag vergessen. Jeder kann leicht verstehen, wie mich diese Geste des Armeegenerals berührte.

«Aber nun probieren wir die heisse Fischsuppe. Das ist genau das Richtige bei diesem Frost.»

In diesem Zusammenhang möchte ich noch ein anderes Erlebnis anführen. Die turnusmässigen Beurteilungen mussten geschrieben werden. Meine Beurteilung hatte der Stabschef des Militärbezirks, S.W. Tschernyschew, verfasst. Ich konnte damit zufrieden sein. Er schrieb, dass ich meiner Dienststellung gerecht werde, doch in einem Punkt hiess es sinngemäss: «... Er ist von Natur aus sehr direkt, was sich im Verhältnis zu seinen Vorgesetzten negativ auswirken kann.»

Bevor ich meine Beurteilung unterschrieb, fragte ich Tschernyschew: «Sergej Wassiljewitsch, ich verstehe Ihre Bemerkung in der Beurteilung nicht, dass ich von Natur aus zu direkt bin. Ich meine, ein aufrichtiger Charakter ist doch eine gute Eigenschaft.»

«Das stimmt schon, Anatoli Iwanowitsch, doch mitunter ist es nicht angebracht, Vorgesetzten alles zu sagen, was man denkt. So habe ich das gemeint. Du bist noch jung, denk einmal darüber nach. Du musst wissen, dass man nicht mit allen Vorgesetzten offen sprechen kann.»

«Soll das heissen, dass von mir in meinem Leben, meinem Umgang und meinen Worten ein kriecherisches Verhalten erwartet wird? Soll ich mich der Meinung des Vorgesetzten anpassen, seine Gedanken erraten und immer nur zustimmen? Das kann ich nicht. In dieser Hinsicht kann ich mich nicht ändern.»

Ich habe mit Tschernyschew gut zusammengearbeitet. Wir verstanden uns ohne viel Worte, eine kleine Andeutung genügte schon. Doch eine «kleinbürgerliche Denkweise» lehnte ich kategorisch ab. Bald darauf wurde er für eine Tätigkeit im Vereinten Kommando der Streitkräfte der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrags in Polen abberufen. Die Dienststellung des Stabschefs blieb einige Zeit unbesetzt.

Als ich einmal dem Chef des Militärbezirks Bericht erstattete, erhielt dieser einen Anruf vom Verteidigungsminister R.J. Malinowski. Ich bat um die Erlaubnis, mich entfernen zu dürfen, doch Nikolai Iwanowitsch sagte: «Bleib hier, ich brauche dich noch.»

Ich sass vor dem Schreibtisch des Chefs des Militärbezirks und konnte mithören, was Rodion Jakowlewitsch über die Leitung des «WTSCHE»-Netztes sagte. Sie sprachen über einige dienstliche Fragen, dann meinte der Minister: «Du hast noch immer keinen Stabschef Hast du keinen Vorschlag, wer für die freie Dienststellung benannt werden kann?»

«Rodion Jakowlewitsch, ich bin erst seit Kurzem in dieser Dienststellung und kenne daher noch nicht alle Mitarbeiter genau. Doch ich möchte einen jungen General vorschlagen (er sprach in den Hörer, machte mir jedoch ein Zeichen), den Leiter der Operativen Verwaltung General Gribkow.»

«Wenn er den Verstand dazu hat, dann reiche ihn doch zur Bestätigung ein. Seine Jugend ist kein Hindernis. Schliesslich waren auch wir einmal jung.»

Der Chef des Militärbezirks rief in meiner Anwesenheit den Leiter der Abteilung Kader zu sich und beauftragte ihn, mich für die Dienststellung des Stabschefs des Militärbezirks einzureichen. Nach einiger Zeit, als ich eine Kommandostabsübung in Karelien leitete, rief mich der Chef des Militärbezirks an und fragte: «Kennst du General Zarenko?»

«Ja, er war der Leiter der Operativen Verwaltung im Militärbezirk Kiew. Jetzt dient er, soweit mir bekannt ist, in der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland.»

«Es ist so, dass Zarenko zum Stabschef unseres Bezirks ernannt wurde und morgen eintrifft.»

«Na gut, wir werden mit ihm Zusammenarbeiten.»

Ich bat den Chef des Militärbezirks um die Erlaubnis, den Übungsraum verlassen zu dürfen, um den neuen Stabschef bei seiner Ankunft zu begrüßen. Nikolai Iwanowitsch erwiderte: «Leite weiter die Übung.»

Generalmajor I.L. Zarenko hatte in Moskau erfahren, dass man mich für diese Dienststellung vorgeschlagen hatte. Er kannte mich zwar nicht persönlich, war aber sofort voreingenommen, was sich in seinem Verhalten mir gegenüber zeigte. Erschwerend kam noch hinzu, dass ich ihn bei seiner Ankunft nicht auf dem Bahnhof begrüsst hatte.

Obwohl ich mich dem neuen Stabschef gegenüber in jeder Hinsicht korrekt benahm und meine Arbeit vorschriftsmässig erledigte, suchte er ständig nach Anlässen für Kritik. Selbst Kleinigkeiten bauschte er auf.

Nach einer Frontübung fanden wie üblich in den Parteiorganisationen Auswertungen statt. Der Stabschef gehörte strukturmässig der Parteiorganisation der Operativen Verwaltung an. Als Leiter dieser Verwaltung erstattete ich Bericht und bewertete die Arbeit jeder Abteilung. In der anschließenden Diskussion sprach General Zarenko als letzter. Er äusserte sich unzufrieden über die Arbeit der Verwaltung und führte konkrete Fakten dafür an. In meinem Schlusswort fragte ich ihn, wobei ich ihn zum erstenmal mit Vor- und Vatersnamen ansprach:

«Josef Leontjewitsch, wenn Sie mir oder einem meiner Stellvertreter dies bereits während der Übung gesagt hätten, hätten wir diesen Mangel sofort beseitigt. Warum haben Sie damit bis zur Parteiversammlung gewartet?»

Damit hatte ich natürlich Öl ins Feuer gegossen. Mir war klar, dass ich den Stab verlassen musste, zumal er sich bereits einen neuen Leiter der Verwaltung ausgewählt hatte. Der Chef des Militärbezirks befand sich in einer schwierigen Lage und fühlte mit mir.

«Anatoli Iwanowitsch, nimm es nicht so tragisch. Ich habe bereits mit Moskau gesprochen, du wirst sehr bald eine neue Dienststellung erhalten. Fahr zur Hauptverwaltung Kader. Man erwartet dich dort.»

In der Hauptverwaltung Kader sagte man mir: «Wir schlagen Ihnen vor,

zu Tschuikow als Leiter der Operativen Verwaltung des Militärbezirks Kiew zu gehen. Er hat darum gebeten, ihm einen erfahrenen Leiter des operativen Diensts zu schicken. Sie haben vier Jahre die Operative Verwaltung geleitet und verfügen über grosse Erfahrungen. Der frühere Leiter der Operativen Verwaltung in Kiew, General Kaljakin, war ein Jahr und zwei Monate im Amt und ist mit dem Chef des Militärbezirks nicht zurechtgekommen. Tschuikow hat ihn ablösen lassen. Dann wurde Generalmajor Agejew eingesetzt. Er hat sich ganze acht Monate gehalten, bis er einen Herzinfarkt erlitt. Er wurde ebenfalls abgelöst.»

«Ich habe bereits vier Jahre als Leiter der Operativen Verwaltung gearbeitet und bin nicht sehr daran interessiert, noch einmal in dieser Dienststellung zu arbeiten. Setzen Sie mich doch als Divisionskommandeur oder Stabschef eines Korps ein. Ich weiss schon, was mich in Kiew erwartet. Kaljakin hat es ein Jahr und zwei Monate ausgehalten, Agejew acht Monate. Mir bleiben dann offensichtlich sechs.»

«Wenn du mit Tschuikow nicht zurechtkommst, dann rufe an. Wir werden dich schon in Schutz nehmen.»

Nach diesen wenig erbaulichen Abschiedsworten fuhr ich in den Militärbezirk Kiew. Dort kam ich am 2. Januar 1960 an. Für mich begann eine sehr anstrengende Tätigkeit. Vom ersten Tag an musste ich nachweisen, dass ich nicht umsonst dorthin versetzt worden war. Ich meldete mich bei Stabschef, General W.M. Kramar, zusammen gingen wir dann zum Chef des Militärbezirks, Marschall der Sowjetunion W.I. Tschuikow. Ich erinnere mich noch genau an die Zeit: 16 Uhr am Tag meiner Ankunft in Kiew.

Wassili Iwanowitsch sagte, dass er mit N.I. Krylow gesprochen und dieser sich sehr lobend über mich geäussert hatte. «Wir werden ja sehen, was Sie können», meinte der Marschall und kam sofort zur Sache:

«Bei uns findet gegenwärtig eine Kommandostabsübung der Front statt. Der Stabschef (er blickte in Richtung von Kramar) gehört aus irgendeinem Grund zu den Leitern der Übung, ebenfalls mein 1. Stellvertreter, General Lastschenko. Im Prinzip haben sich alle Leiter, die während der Übung eigentlich aktiv werden müssten, auf Beobachterposten zurückgezogen. Selbst Ihren Stellvertreter – General Chilinski – hat Kramar als Gutacher beim Stab der Luftarmee eingesetzt. Alle haben sich für die Zeit der Übung ein ruhiges

Plätzchen gesucht. Morgen früh 9.00 Uhr informieren Sie mich über die aktuelle operative Lage. Ich erwarte von Ihnen, dass statt des Leiters der Abteilung Aufklärung Sie mir erstens eine Einschätzung des fiktiven Gegners der Truppen der Front und zweitens eine Einschätzung der Kräfte und Möglichkeiten der Truppen der Front geben. Und schliesslich unterbreiten Sie mir Ihre Vorschläge für den Ablauf der Operation. Diese drei Fragen möchte ich morgen von Ihnen beantwortet haben. Verstanden?»

«Jawohl, Genosse Marschall, ich habe den Befehl verstanden.»

Der Leser, besonders wenn er militärisch bewandert ist, erkennt sofort, dass mir eine schier unlösbare Aufgabe gestellt wurde, denn ich hatte nicht die geringste Ahnung von den Truppen des Militärbezirks Kiew. Ich kannte ja nicht einmal ihre ständigen Stationierungsorte. Das war, wie man heute sagen würde, einfach eine Zumutung. Aber dieses unberechenbare Verhalten war für Marschall Tschuikow typisch.

Der neben mir stehende Stabschef sagte kein Wort, obwohl er wusste, dass diese Aufgabe für seinen Untergebenen kaum lösbar war.

Doch ich musste mich an die Arbeit machen. Ich fuhr ins Hotel, zog die Paradeuniform aus, in der ich mich vorgestellt hatte, legte meine Dienstuniform an und kehrte in den Stab zurück. Ich rief die Offiziere der Verwaltung zusammen und stellte mich vor. Oberst Schalatonin, der Leiter der Operativen Abteilung, informierte mich rasch über die Übung und die operative Lage.

«Was können wir bis morgen tun?» fragte ich ihn. «Ich muss für drei Leiter gleichzeitig Bericht erstatten.»

«Wir arbeiten bereits an einigen Fragen, doch vom Stabschef haben wir keine prinzipiellen Weisungen erhalten.»

Auch der Chef der Raketentruppen und Artillerie, der Chef der Luftarmee und die anderen Leiter der Verwaltungen erwarteten Hinweise des Stabs zur entstandenen operativen Lage. Sie befürchteten, dass sie der Leiter der Übung sonst morgen «abkanzeln» würde.

Da ich mir bewusst war, was mich am nächsten Tag erwartete, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und bat alle Leiter der Verwaltungen und Waffengattungen zu mir. Ich stellte mich ihnen vor und sagte: «Morgen um 9.00 Uhr sollen wir dem Marschall der Sowjetunion, Genossen W.I. Tschuikow, Bericht erstatten. Was werden Sie berichten?»

Alle antworteten gleichermaßen: «Genosse Gribkow, wir sind über die Vorschläge des Stabs zur bevorstehenden Operation nicht informiert. Wir wurden nicht zusammengerufen und eingewiesen.»

«Dann bitte ich Sie, sich in zwei Stunden mit Ihren Vorschlägen erneut in der Operativen Verwaltung einzufinden. Wir werden dann alles besprechen.»

Damit schloss ich diese erste Beratung ab und machte mich mit dem Leiter der Operativen Abteilung und zwei weiteren Offizieren daran, die Lage zu studieren und Vorschläge für die Kampfhandlungen während der Operation zu konzipieren. Zwei Stunden später kamen alle Leiter erneut zusammen. Anhand einer erarbeiteten Karte nahm ich eine Einschätzung des Gegners und unserer eigenen Truppen vor und unterbreitete ausführliche Vorschläge für die Durchführung der Operation. Alle waren zufrieden, dass sie nun für ihre Arbeit zumindest Ausgangspunkte hatten. Ich bat sie, bis 24.00 Uhr Vorschläge für den Einsatz der Truppen ihrer Waffengattung vorzulegen.

Der Chef der Raketentruppen und Artillerie, Generaloberst Kosbuchow, der Chef der Luftarmee, Generalleutnant der Fliegerkräfte Bibikow, der Leiter der Pioniertruppen, Generalleutnant Tkatschenko, der Leiter der Rückwärtigen Dienste, Generalleutnant Scheremet und viele andere Leiter hatten Verständnis für meinen Vorschlag. Ihnen war bewusst, dass von unseren gemeinsam erarbeiteten Vorschlägen letztendlich abhing, wie erfolgreich morgen jeder einzelne Bericht erstatten würde.

Um Mitternacht trafen wir uns erneut und besprachen alle Fragen. Entsprechend meinem Wunsch waren drei Karten vorbereitet worden: Eine zeigte die Lage des Gegners, wobei entsprechende Schlussfolgerungen und Berechnungen direkt eingetragen waren. Die zweite Karte betraf unsere eigenen Truppen und enthielt ebenfalls bestimmte Berechnungen und Anmerkungen. Auf der dritten Karte waren unsere Vorschläge für die Durchführung der Operation eingezeichnet.

Wir arbeiteten die ganze Nacht hindurch. Ich bereitete mich auf den Bericht vor, half den Offizieren beim Zeichnen der Lagekarten und machte mir ein Konzept für die Beantwortung der drei Fragen. Es kam auf Konzentration an, da W.I. Tschuikow nur wenig Zeit (45 Minuten) eingeräumt hatte.

Nach dieser schlaflosen Nacht hielt ich am Morgen, um mich zu erfrischen, den Kopf unter den Wasserhahn. Ich brachte meine Uniform in Ordnung und versuchte, einen munteren Eindruck zu erwecken. Genau eine halbe Stunde vor Beginn der Auswertung rief mich ein Beauftragter des Marschalls an und sagte mir, dass der Bericht nicht länger als 20 Minuten dauern dürfe. Doch eine Neugliederung war auf die Schnelle nicht mehr möglich.

Die Berichterstattung fand im Grossen Saal des Stabs statt. Als ich kam, waren die Karten bereits aufgehängt. Die erforderlichen Auskünfte und Notizen hatte ich bei mir. Der Saal war voll besetzt mit Generalen und Offizieren, die dienstlich oder aus Neugier gekommen waren. Später erfuhr ich, dass viele von ihnen erleben wollten, wie der Chef des Militärbezirks den neuen Leiter der Operativen Verwaltung «fertigmachen» würde.

Tschuikow betrat den Saal. General P.N. Lastschenko erstattete Meldung. Das Schicksal nahm seinen Lauf.

«Leiter der Operativen Verwaltung, erstatten Sie Bericht», sagte Wassili Iwanowitsch, ohne mich vorzustellen. Die prallgefüllte Mappe mit den Notizen und Auskünften zu verschiedenen Details hätte mich bei der Berichterstattung nur verwirrt. Alles Nötige war in die Karten eingezeichnet. Deshalb benutzte ich nur das Blatt mit dem Konzept für meinen Vortrag und einen Zeigestock. Ich legte alle Angaben über den Gegner dar, zog die entsprechenden Schlussfolgerungen und erklärte dann, dass die erste Frage damit abgeschlossen sei. «Gut, gehen Sie zur zweiten über», erwiderte der Marschall.

Ich begann meinen Vortrag zur zweiten Frage und war mir dabei bewusst, dass in den von Tschuikow eingeräumten zwanzig Minuten die drei umfangreichen Fragen sowieso nicht zu schaffen waren. Ich ging auf die zweite, dann auf die dritte Frage ein und brauchte fünfzig Minuten. Wassili Iwanowitsch unterbrach mich nicht und verlangte auch nicht, dass ich zum Schluss kommen sollte, obwohl ich die Zeit überschritten hatte. Nachdem ich fertig war, fragte mich der Chef des Militärbezirks:

«Auf Ihrer Karte sind zwei Linien eingezeichnet, was bedeuten sie?»

«Die erste Linie ist die Reichweite unserer konventionellen und die zweite die der nuklearen Raketen.»

«Gut.»



Wiederbegegnung viele Jahre nach dem gemeinsamen Dienst im Militärbezirk Kiew:  
Marschall Tschuikow (2. v.l.) und Generalmajor Gribkow (ganz rechts) auf einer  
Parteiokonferenz in den siebziger Jahren.

Dann wandte er sich den Anwesenden zu und wollte wissen, ob jemand noch Fragen hatte.

«Genosse Marschall, ich habe eine Frage», meldete sich der Stabschef des Bezirks. «Aus dem Bericht von Genossen Gribkow geht nicht hervor, ob die ‚östliche‘ oder die ‚westliche‘ Seite den Krieg beginnt.»

Ich muss zugeben, dass mich diese Frage aus der Fassung brachte. Erstens, weil sie keinen Sinn hatte, und zweitens, weil sie vom Stabschef des Militärbezirks, also meinem direkten Vorgesetzten, gestellt wurde. Er wusste ja, unter welchen Bedingungen ich diesen Bericht erarbeiten musste, ohne die Mitarbeiter der Verwaltung überhaupt kennengelernt zu haben. Doch ich musste antworten, wenn ich meinen Vorgesetzten auch nicht blossstellen wollte. Ich wandte mich Tschuikow zu und sagte:

«Genosse Marschall, auf die Frage von General Kramar gibt es nur eine Antwort: Die Entscheidung, ob die ‚östliche‘ oder die ‚westliche‘ Seite den Krieg beginnt, ist das Prärogativ der politischen Führung des Landes. Wir aber müssen stets gefechtsbereit sein, um den Befehl des Obersten Befehlshabers, den er für notwendig hält, auszuführen.»

«Gut geantwortet. Nehmen Sie wieder Platz», deutete Wassili Iwanowitsch mit einer Handbewegung an. Als ich mich setzte, war ich am Ende meiner Kräfte. Wenn noch jemand eine Frage gestellt hätte, wäre ich wahrscheinlich nicht imstande gewesen, aufzustehen. Ich war physisch und vor allem psychisch erschöpft und registrierte nur noch im Unterbewusstsein, dass der Marschall offensichtlich zufrieden war, sonst hätte er sich anders geäußert.

Ich habe bewusst diese Kommandeursberatung mit der Führung des Militärbezirks so ausführlich beschrieben. Ich wollte damit erreichen, dass sich der Leser eine Vorstellung vom Arbeitsstil des Chefs des Militärbezirks und der Arbeitsatmosphäre, die damals im Militärbezirk Kiew herrschte, machen kann.

Tschuikow wandte sich dann dem Chef der Raketentruppen und Artillerie des Bezirks zu. «Ich erteile Ihnen das Wort, General Kosbuchow.»

«Gestatten Sie mir, über die Gruppierung der Raketentruppen und Artillerie zu informieren?»

«Das ist uninteressant. Sie haben doch Atomwaffen bekommen?»

«Jawohl!»

«Dann lassen Sie hören, wie Sie sie einsetzen wollen ...»

«Der Leiter der Operativen Verwaltung hat bereits dazu Stellung genommen.»

«Dann hat er also Ihre Arbeit gemacht. Wenn Sie nichts zu berichten haben, dann setzen Sie sich wieder.»

Nach Kosbuchow forderte der Marschall den Chef der Luftarmee, General Bibikow, zur Stellungnahme auf.

«Gestatten Sie, über die Verlegung der Fliegerkräfte zu berichten?» begann er.

«Die Verlegung ist Ihre Sache. Ich möchte wissen, wieviel Atomwaffen Ihnen im Rahmen der Übung zur Verfügung gestellt wurden und wieviel Trägerflugzeuge Sie haben.»

«Aber General Gribkow hat das bereits gesagt... Ich habe nichts hinzuzufügen.»



Mit seiner Frau und den Kindern Alla und Stanislaw, 1958

«Zum Teufel, habt ihr euch alle verschworen? Hat hier einer für alle gearbeitet?»

«Genosse Marschall», antwortete General Bibikow bedächtig. «Wir haben die ganze Nacht hindurch zusammengearbeitet und sind übereingekommen, dass der Leiter der Operativen Verwaltung Bericht erstatten wird. Das hat er auch getan.»

«Gut, setzen Sie sich.»

«Scheremet, Sie sind an der Reihe.»

Der Chef der Rückwärtigen Dienste, dessen Gesundheit ohnehin angegriffen war, hatte panische Angst vor dem Marschall. Wenn dieser nur den Namen des Generals erwähnte, stieg dessen Blutdruck auf 200 und er vergass, wie Frau und Kinder hiessen. Tschuikow stellte General Scheremet lediglich eine Frage: «Haben Sie Transportflugzeuge erhalten?»

«Jawohl, ein ganzes Regiment.»

«Was für Flugzeuge, welchen Reifendruck haben sie?»

«Den Reifendruck werde ich ermitteln ...»

Das war eindeutig Schickane, aber so war nun einmal Wassili Iwanowitsch.

«Na, dann prüfen Sie, Scheremet. Wie ich sehe, haben Sie keine Ahnung. Heute Abend machen Sie mir persönlich Meldung.»

In der Pause kam der 1. Stellvertreter des Chefs des Militärbezirks, Generaloberst P.N. Lastschenko, auf mich zu und gratulierte mir. «Der Bericht war gut, klar und sachlich. Ich hatte ehrlich gesagt nicht erwartet, dass der erste Versuch gelingt. Das kommt bei uns selten, wenn überhaupt, vor.»

Pjotr Nikolajewitsch drückte mir die Hand und wünschte mir Erfolg bei der Arbeit. Er war der einzige, der mich ansprach und mir gratulierte. Für alle anderen war ich ein Unbekannter, ausgenommen natürlich jene, die in der Nacht mit mir zusammengearbeitet hatten.

So begann mein Dienst im Militärbezirk Kiew. Ich wohnte allein im Hotel. Der Stabschef hatte versprochen, sich um eine Wohnung zu kümmern. Meine Familie sollte solange noch in Leningrad bleiben. Doch völlig unerwartet half mir Wassili Iwanowitsch Tschuikow bei diesem Wohnungsproblem.

«Wo wohnst du, was macht die Familie?» fragte er mich. Ich sagte ihm, dass ich im Hotel wohne und meine Familie – Frau, Sohn, Tochter und Schwiegermutter – noch in Leningrad war.

«Dann zieh doch erst einmal in meine Datscha in Pustscha-Wodiza, bis man dir eine Wohnung zuweist. Ich nutze sie sowieso nicht.»

Dieses Angebot wurde im Stab als Gunstbezeugung für den neuen Leiter der Operativen Verwaltung und als Zeichen gewertet, dass Tschuikow mich «akzeptiert» hatte. Doch die Prüfungen sollten noch kommen.

Am gleichen Abend fuhr ich nach Pustscha-Wodiza. Man zeigte mir ein solides zweigeschossiges Holzhaus mit hübschem Garten, auf dem Gelände eines Sanatoriums. Bis zur Stadt waren es nur 20 Kilometer. Ich erledigte rasch die Formalitäten und holte meine Familie nach Kiew. Ein Sprichwort lautet «Zweimal umgezogen ist so gut wie einmal abgebrannt». Manches nimmt man mit, anderes – besonders Möbel – verkauft man weit unter Wert, und vieles verschenkt man einfach. Das hat jeder Offizier und General

mehrfach erlebt, wenn er von einem Ort zum anderen zog, mitunter nur mit ein paar Koffern.

Wir richteten uns auf der Datscha ein. Unsere Tochter Alla ging noch zur Schule. Stanislaw blieb in Leningrad. Er war im wehrdienstpflichtigen Alter und bat mich, ihm zu helfen, dass er im Militärbezirk Leningrad oder in meiner Nähe, im Bezirk Kiew, dienen konnte. Ich sagte aber zu ihm:

«Stanislaw, ich denke, dass es für dich, für mich und für Mutter besser sein wird, wenn du deinen Wehrdienst ehrlich und gewissenhaft nicht in meinem, sondern in einem anderen Militärbezirk leistest.»

Er diente als Funker bei den Fliegerkräften in den Karpaten. Weit weg von den Eltern fällt der Dienst leichter. Wenn jedoch Vater und Mutter dafür sorgen, dass der Sohn in der Nähe bleibt, dann kann das nur schaden. Leider verstehen das viele Eltern nicht. Den Sohn wird es immer wieder nach Hause ziehen, was sogar zu unerlaubter Entfernung von der Truppe führen kann, wenn ihm kein Urlaub gewährt wird.

Mein Dienst am neuen Einsatzort nahm seinen Lauf. W.I. Tschuikow legte grossen Wert auf Übungen verschiedenster Art. Doch es kam vor, dass er während der Vorbereitung und erst recht während ihres Verlaufs die vorbereiteten Pläne mehrmals am Tag änderte. Dabei kam es für mich zur zweiten, nicht minder schweren Prüfung.

Es handelte sich um eine zweiseitige Kommandostabsübung mit zwei Divisionen. Für beide Divisionen lautete die Aufgabe «Marsch mit Begegnungsgefecht». Die Ausarbeitung der Übung war voll und ganz mir übertragen. Ich wurde auch noch zum Chef des Führungsstabs ernannt. Das war schon Tradition. General Kramar äusserte zwar häufig den Wunsch, als Chef des Führungsstabs an einer Übung teilzunehmen, doch der Marschall ordnete stets an: «Du bleibst hier und beschäftigst dich mit den Unterlagen.»

Während der Vorbereitung der Übung hatten wir eine Konzeption erarbeitet, für beide Divisionen die Marschrouten und die mögliche Linie des Zusammentreffens festgelegt und dem Chef des Militärbezirks Bericht erstattet. Unsere Vorschläge wurden von ihm bestätigt. Daraufhin hatten wir das Übungsmaterial für die Divisionen zusammengestellt.

Nun galt es, die Generäle und Offiziere des Führungsstabs sowie die Gut-

achter zu instruieren. Ich legte ihnen ausführlich unsere Vorschläge für die Übung dar und wies darauf hin, dass sie vom Chef des Militärbezirks bestätigt worden waren. Abschliessend sagte ich: «Genossen, bleiben Sie bitte noch hier. Ich werde jetzt dem Marschall Meldung machen. Möglicherweise hat er noch zusätzliche Hinweise.»

Ich betrat sein Arbeitszimmer und meldete, dass die Instruktion beendet war. «Gut», sagte Tschuikow, «Ich möchte mir das ansehen.»

Er betrat den Saal, schaute auf die Karten mit den eingetragenen Marschrouten der Divisionen und gebärdete sich dann masslos erstaunt. Mit sehr groben Worten kommentierte er, was er gesehen hatte: «Gribkow, warum sind Marschrouten für die Divisionen eingezeichnet?»

«Ich habe Ihnen gemeldet, dass laut Vorschrift gestattet ist, Marschstreifen oder Marschrouten festzulegen. Sie haben die Marschrouten bestätigt...»

«Du lügst, Gribkow.»

Mit diesen Worten warf der Marschall den Zeigestock hin, ging zum Ausgang und schlug die Tür hinter sich zu. Die über zweihundert anwesenden Generale und Offiziere waren wie erstarrt und warteten auf eine Entscheidung. Ich stand neben der Karte und überlegte, was ich machen sollte. Die Gutachter mussten noch am Abend zu den beiden Divisionen fahren, die einige hundert Kilometer voneinander entfernt waren. Der Führungsstab musste ebenfalls ins Gelände zurück. Ich hatte eine Entscheidung zu treffen.

Nachdem ich mich etwas beruhigt hatte, hob ich den Zeigestock, den der Marschall hingeworfen hatte, auf und sagte: «Alles bleibt so, wie ich es gesagt habe. Ich bitte die Hauptgutachter der Divisionen, in den nächsten zwei Stunden mit ihren Offizieren die Dokumente zu studieren und sich für die Abreise in die Divisionen bereitzuhalten.»

Ich setzte mich in meinem Arbeitszimmer an den Tisch und begann nachzudenken. In Moskau hatte mir ein General, der Tschuikow gut kannte, den Rat gegeben: «Wassili Iwanowitsch hat es gern, wenn man sich unterwürfig zeigt. Wenn er merkt, dass du ein schwaches Rückgrat hast, dann tut er alles, um dich in dieser gebückten Haltung zu lassen.»

Die Tür meines Arbeitszimmers wurde geöffnet, offensichtlich wollte

man etwas fragen. Doch als man sah, in welchem Zustand ich war, zog man sich wortlos zurrück. Was sollte ich tun?

Etwa zehn Minuten später läutete das Telefon. Ich nahm den Hörer ab. Es war der Offizier zur besonderen Verwendung: «Sie sollen zum Marschall kommen.»

Ich nahm meine Mappe und dachte auf dem Weg zum Arbeitszimmer des Chefs des Militärbezirks: «Jetzt wird er gleich sagen, wohin ich fahren und welche Dienststellung ich übernehmen soll.»

Ich meldete mich vorschriftsmässig, doch Tschuikow beachtete mich nicht. Er sass nachdenklich am Schreibtisch und hatte den Kopf in die Hände gestützt. Wahrscheinlich überlegte er, wie er das Gespräch beginnen sollte. «Gribkow», fing er schliesslich an, «warum hast du mir Veranlassung gegeben, dich vor allen so runterzuputzen?»

«Genosse Marschall», erwiderte ich und war bemüht, meine Wut zu unterdrücken, «mit welchem Recht haben Sie mich vor allen beleidigt und mich einen Lügner genannt? Meine Mutter hat mich von Kindheit an gelehrt, immer die Wahrheit zu sagen ...»

Wassili Iwanowitsch stand auf und zog drohend seine dichten Brauen zusammen, doch ich war schon nicht mehr zu bremsen.

«Genosse Marschall, was auf der Karte eingezeichnet ist, haben Sie selbst bestätigt. Sie hatten nicht das Recht...»

«Nun mal ruhig, ruhig ...»

«Ich berichte Ihnen nur Tatsachen ...»

«Es sollten nicht Marschrouten eingezeichnet, sondern nur Marschstreifen angegeben werden.»

«Auch diese Variante, dass die Divisionskommandeure die Marschrouten selbst wählen, habe ich vorgeschlagen. Aber Sie haben die zweite Variante bestätigt.»

«Also gut», sagte Tschuikow schon etwas friedfertiger, «für jede Division müssen Marschstreifen festgelegt werden.»

«Wir werden Marschstreifen in die Karten einzeichnen.»

«Gut. Ändert dies und tragt die Streifen ein. Die Divisionen sollen einander suchen. Morgen früh erwarte ich Meldung. Du kannst gehen!»

«Genosse Marschall, man wartet auf Ihre Entscheidung. Der Plan ist bestätigt, die Gutachter der Divisionen müssen heute noch abfahren. Auch der Führungsstab muss losfahren, die Eisenbahnwaggons sind bestellt und die Flugzeuge stehen bereit.»

«Schick sie los. Du aber bleibst und erstattest mir morgen Bericht.»

Wir änderten die Marschrouten in Marschstreifen, aber ich warnte die Hauptgutachter: «Passen Sie auf, für die Divisionen sind jetzt Marschstreifen vorgegeben. Wenn von den Aufklärungen der beiden Seiten der ‚Gegner‘ nicht entdeckt wird, können sie aneinander vorbei marschieren. Die Marschstreifen der Divisionen betragen 150 bis 200 Kilometer. Wenn sich die Divisionen verfehlen, wird aus der ganzen Übung nichts. Das haben Sie dann zu verantworten. Deshalb achten Sie darauf, dass die Divisionskommandeure sich gut überlegen, welche Marschrouten sie wählen.»

Am Morgen ging ich zu Tschuikow. Er fasste mich um die Schulter und begann die Unterredung in einem anderen Ton:

«Nun, wie sieht jetzt unser Plan aus?»

«Wir haben alles so verändert, wie Sie empfohlen haben.»

«Na gut, sollen sie sich doch in diesen Streifen suchen.»

«Genosse Marschall, in einigen Stunden erwartet man Sie in der nördlichen Division zur Entgegennahme des Berichts. Dann werden Sie in der südlichen Division erwartet...»

«Weisst du was, nimm mein Flugzeug und flieg zur nächsten Division. Nach dem Bericht des Divisionskommandeurs rufst du mich an.»

Das tat ich dann auch. Ich rief ihn an, um ihm meine Meinung zur Entscheidung des Divisionskommandeurs mitzuteilen, und fragte, ob ich ihm das Flugzeug schicken sollte.

«Nicht nötig, flieg selber in die südliche Division und berichte mir dann.»

Ich meldete auch den Vollzug dieses Befehls und erinnerte ihn daran, dass er laut Plan den Divisionen den Marschbefehl geben musste.

«Mach alles wie geplant», sagte Tschuikow und legte den Hörer auf.

So habe ich also die ganze Übung selbst geführt, von Anfang bis Ende. Wir bereiteten den Bericht für die Auswertung der Übung vor und fragten den Marschall, wann er zur Auswertung eintreffen werde.

«Ich komme nicht, mach das mal allein. Aber schick mir den Chef der Pioniertruppen, General Tkatschenko (mit ihm hatte er in der 62. Armee vor Stalingrad gekämpft), nach Kiew.»

Der Tag der Auswertung der Übung fiel mit dem 60. Geburtstag von Wassili Iwanowitsch zusammen. Wie ich später erfuhr, hatte er damit gerechnet, dass ihm zum dritten Mal der Ehrentitel «Held der Sowjetunion» verliehen wurde. Doch er erhielt sogar den Leninorden, was ihn innerlich sehr bewegte.

Ich gratulierte ihm telefonisch zum Geburtstag, meldete ihm, dass die Auswertung erfolgt war, und bat um die Erlaubnis, die Übung zu beenden. Er gab die Erlaubnis. In Kiew erstattete ich dann dem Marschall Bericht über den Verlauf der Übung. Er hörte sehr aufmerksam zu und dankte für die geleistete Arbeit.

Nach dieser Übung nahm mich der Chef des Militärbezirks bei Truppenbesuchen und Fahrten zu Manövern stets mit. Ich versuchte, sein Vertrauen durch gewissenhafte Arbeit zu rechtfertigen.

Ich hatte die zweite Prüfung bestanden.

Gute Beziehungen hatte ich auch zum Stabschef des Bezirks, General W. M. Kramar. Wir arbeiteten besonders wichtige Dokumente gemeinsam aus, führen zusammen nach Moskau zur Berichterstattung und lösten in engem Kontakt viele Aufgaben, die uns beide betrafen. Er war mit der Arbeit der Operativen Verwaltung durchweg zufrieden.

Über den Marschall der Sowjetunion W.I. Tschuikow gab es unterschiedliche Meinungen. Ich möchte meine Einschätzung geben. Er war eine komplizierte Persönlichkeit, zweifellos ein hochgebildeter und pflichtbewusster Militär. Er verfügte über enorme Willenskraft und bestand darauf, dass seine Befehle ausgeführt wurden. Er war aufbrausend, aber nicht nachtragend. Einem Untergebenen erlaubte er im Zwiegespräch eine eigene Meinung und liess sich mitunter sogar auf eine Polemik ein. Abschliessend behauptete er jedoch gern, dass er schon immer die richtige Meinung vertreten hatte, d.h. er behielt sich das letzte Wort vor.

Er hegte eine Vorliebe für Gefechtsausbildung. Besonderes Augenmerk richtete er auf die Ausbildung der Abteilungen, Besatzungen, Züge, Kompanien und Bataillone, die sich im Gefecht in der vordersten Linie – als Angreifer oder Verteidiger – befanden.

Im Sommer mussten alle Infanterieeinheiten ins Feldlager. Damals wurde in einigen Militärbezirken auf die Lager verzichtet, doch Tschuikow behauptete, dass dies ein Fehler war. Seiner Meinung nach sollten im Sommer die Truppen im Feldlager sein und nur Gefechtsausbildung erhalten. Er



Besuch in einem Feldlager des Militärbezirks Kiew, 1960

befahl, selbst im Winter für ein bis zwei Wochen Feldlager einzurichten, damit bestimmte Aufgaben trainiert werden konnten. In dieser Hinsicht hatte er meiner Meinung nach recht.

Wassili Iwanowitsch arbeitete sehr viel. Die Situation im Stab und im ganzen Militärbezirk war irgendwie gespannt, denn Tschuikow war in seinem Verhalten unberechenbar. Er traf oft unverhofft ein und fand immer einen Grund, den Divisions- oder Regimentskommandeur «zusammenzustauchen». Doch er verlor sich nicht in Kleinigkeiten, trieb keine Haarspalterei, sondern ging auf das Wichtigste ein – Gefechtsausbildung, Gefechts- und Mobilmachungsbereitschaft.

Einmal hatten wir ein interessantes Gespräch. Ich war von einer Division zurückgekehrt und berichtete über die Lage, die ich dort vorgefunden hatte. Er fragte mich: «Wie arbeitet der Stabschef der Division?» (Es handelte sich um einen Oberst.)

«Ein fähiger Offizier. Er hat eine gediegene Ausbildung und leitet den

Stab mit Sachkenntnis. Meiner Meinung nach hat er eine aussichtsreiche Karriere vor sich.»

«Ich habe dich deshalb gefragt, weil wir wissen möchten, ob er als Divisionskommandeur geeignet ist.»

«Genosse Marschall, ich bin sicher, dass aus ihm ein guter Divisionskommandeur wird.»

Bei diesem Gespräch war ein General zugegen, der mit Tschuikow in dessen Armee bei Stalingrad gekämpft hatte. Er äusserte dazu seine Meinung: «Nein, Genosse Marschall, dieser Oberst ist nicht als Divisionskommandeur geeignet. Ihm fehlt es an Willen. Ein Divisionskommandeur muss, wenn es notwendig ist, mit dem Knüppel Ordnung schaffen.»

Ich sah den General an und erwiderte: «Ich bin da anderer Meinung. Es ist schon ein Unterschied, ob jemand Stabschef einer Division oder ihr Kommandeur ist. Allein schon die Dienststellung zwingt ihn, Entscheidungen zu treffen und durchzusetzen. Wenn man weisungsbefugt ist, kann man auch Willen zeigen.»

Mutig geworden, versuchte ich meine Auffassung durch ein Beispiel zu untermauern: «Genosse Marschall, Sie sind in den Streitkräften als willensstark bekannt. Sie haben im Grossen Vaterländischen Krieg, besonders vor Stalingrad, ein Beispiel an Willenskraft gegeben, als Sie auf kleinstem Raum einen Brückenkopf hielten und die Faschisten daran hinderten, die Stadt völlig einzunehmen. Von Kindheit an und in Ihrer ganzen Dienstlaufbahn als Kommandeur bildeten Sie Ihren Willen heraus. Wenn die Situation eine schnelle Entscheidung erforderte, haben Sie als Willensstärkster die Verantwortung übernommen. Doch wenn wir beispielsweise die Rollen tauschen würden und ich Ihr Vorgesetzter wäre? Sie würden, ob Sie es wollen oder nicht, meine Befehle ausführen. Kraft meiner Dienststellung würde ich Ihren Willen unterdrücken. Ich bin jedenfalls der Meinung, dass dieser Stabschef zum Divisionskommandeur ernannt werden kann.»

Tschuikow hörte mir aufmerksam zu und sagte: «Gribkow, meinen Willen kann niemand unterdrücken. Aber im Prinzip hast du recht. Wir werden diesen Oberst für die Dienststellung des Divisionskommandeurs vorschlagen. Beschlossene Sache.»

Seit dem Vorfall bei der Einweisung der Gutachter für die Übung hat W.I. Tschuikow mich nie wieder schikanös behandelt. Ich erinnere mich an eine Übung im Winter im Raum Kriwoi Rog. Es war bitterkalt. Viele Offiziere

und Generäle wärmten sich im Stabszelt auf. Plötzlich hiess es, dass Tschuikow angekommen sei. Als er das Zelt betrat, begann er, einem nach dem anderen die Leviten zu lesen. Bei jedem fand er einen Grund zur Kritik. Als alle ihr Teil abbekommen hatten, drehte er sich um und fragte: «Wer war hier noch nicht dran?»

«Ich, Genosse Marschall», meldete ich mich.

«Na gut. Fahren wir ins Panzerregiment und überzeugen wir uns, wie der Gegenangriff vorbereitet wird.» Mit diesen Worten nahm er mich beim Arm und ging mit mir zum Wagen.

Einige Leiter der Verwaltung fragten mich, warum der Chef des Militärbezirks alle von mir ausgearbeiteten Dokumente unterschrieb und meine Karten nicht zerriss, wie es bei ihnen der Fall war. Ich musste ein Geheimnis lüften: «Bei der Berichterstattung muss man mit ihm allein sein.»

Es war tatsächlich so, dass Tschuikows Stimme, wenn ein Dritter das Arbeitszimmer betrat, gebieterisch und metallisch wurde. Dann war kaum noch damit zu rechnen, dass er den Bericht akzeptierte. Wenn ich zur Berichterstattung bei ihm war und noch andere hinzukamen, klappte ich gewöhnlich meine Mappe zu, erklärte meinen Bericht für beendet und bat, gehen zu dürfen. Der Adjutant rief mich an, wenn der General wieder allein war. Dann ging ich erneut hin und legte ihm die restlichen Dokumente vor.

Im Jahre 1960 wurde W.I. Tschuikow auf Beschluss der Regierung zum Oberkommandierenden der Landstreitkräfte ernannt. Sein Nachfolger im Militärbezirk Kiew wurde General P.K. Koschewoi. Als er in Kiew ankam, versammelte Tschuikow die gesamte Führung des Militärbezirks in seinem Arbeitszimmer und stellte sie dem neuen Chef des Militärbezirks vor. Anschliessend wurde ein Erinnerungsfoto gemacht.

Viele verbanden die Ankunft von General Koschewoi mit der Hoffnung, dass nun mehr Demokratie herrschen würde. Doch es gab keinen Grund zum Aufatmen. P.K. Koschewoi unterschied sich in Wesen und Charakter nur wenig von W.I. Tschuikow.

Damit diente ich nun schon unter dem fünften Chef eines Militärbezirks (einschliesslich Leningrad). P.K. Koschewoi war sehr willensstark, ein geborener Militär. Ich bin ihm dankbar, dass ich so viel von ihm lernen konnte.

Von allen Befehlshabern, unter denen ich arbeitete, verstand er sich am

besten auf Methodik, besonders was die Vorbereitung und Durchführung von Übungen betraf. Er war ein hervorragender Pädagoge, wobei ihm seine Kriegserfahrungen zunutze kamen. Er hatte den ganzen Krieg an der Front gekämpft, war zweifacher Held der Sowjetunion. Wie für Tschuikow war auch für ihn die Operative Verwaltung Hauptstütze. Das ist leicht zu erklären, denn in der Operativen Verwaltung laufen alle Fäden zusammen. Hierher kommen alle Informationen, hier werden sie ausgewertet und von hier kommen die erforderlichen Empfehlungen.

Pjotr Kirillowitsch nahm zu jeder Massnahme, die er durchführte, stets operative Offiziere mit und kümmerte sich um ihre Belange. Er kannte sich im Truppendienst und in taktischen Fragen aus. Wenn eine Übung – der Marsch eines Regiments oder einer Division – vorbereitet wurde, dann sass er selbst mit den operativen Offizieren stundenlang über den Karten und präziserte, wer sich wo in der Marschordnung aufzustellen hatte. Er verlangte von den Regiments- und Divisionskommandeuren genaue Angaben, wo und wie die Fahrzeuge aufgetankt werden sollten.

Er war bemüht, den Untergebenen seine reichen Erfahrungen aus dem Grossen Vaterländischen Krieg zu vermitteln. Die Zusammenarbeit mit ihm gab mir viel. Nach einem halben Jahr hatte ich das Gefühl, in dieser kurzen Zeit einen «felddienstmässigen» Akademielehrgang durchlaufen zu haben.

General Koschewoi war klein und kräftig. Er rauchte stark, zündete sich eine Zigarette an der anderen an. Stets kümmerte er sich um die Truppen. Vieles liess er ohne Einwilligung Moskaus bauen, wofür er vom Verteidigungsminister gerügt wurde. Doch die Garnisonen wurden weiter ausgebaut. Seine Fürsorge galt den Soldaten und Offizieren.

Besonders eingehend beschäftigte sich Koschewoi mit Mobilmachungsfragen. Hierin kannte er sich besser aus als die Mitarbeiter der dafür zuständigen Verwaltung. Er suchte und fand stets neue Möglichkeiten zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft, zur Verbesserung der Gefechts- und operativen Ausbildung und der Mobilmachung. Die Arbeitsintensität von Pjotr Kirillowitsch erweckte den Eindruck, dass bereits morgen der Krieg ausbrechen konnte und bis dahin alles erledigt und vorbereitet sein musste. Er bereitete die Truppen konkret auf alle Eventualitäten vor. Auch uns deckte er reichlich mit Arbeit ein und verlangte, dass wir in unserer Arbeit neue Ge-

danken entwickelten. Er fand sehr bald heraus, was jeder Einzelne leistete und wer nachlässig arbeitete. Von Arbeitsscheuen und Schaumschlägern trennte er sich schnell.

Ich hatte ein Jahr im Militärbezirk Kiew gearbeitet und sollte gerade eine Wohnung zugewiesen bekommen, als ich plötzlich in den Generalstab nach Moskau beordert wurde. Ich machte dem Chef des Militärbezirks und dem Stabschef darüber Meldung. Koschewoi fragte: «Was meldet denn die ‚Agentur‘? Worum geht es in Moskau?»

«Ich soll in der Hauptverwaltung des Generalstabs arbeiten. Die Dienststellung weiss ich noch nicht.»

«Nein, ich lasse dich nicht gehen. Ich habe bereits mit Marschall Gretschko gesprochen. Kramar hat bereits seine Dienstzeit überschritten, ich werde dich für die Dienststellung des Stabschefs vorschlagen. Ich möchte dir daher raten, in Moskau abzusagen.»

Ich dankte für die gutgemeinten Worte und sagte, dass ich das Angebot ablehnen würde. Zu dieser Zeit fuhr Pjotr Kirillowitsch gerade in Urlaub. Seine Familie wohnte in Moskau, er wollte sie für einige Tage besuchen. Vor der Abreise sagte er: «Wenn du in der Stadt bist, ruf mich unbedingt an.»

Mein Gespräch in Moskau fand beim Leiter der Hauptverwaltung, Generaloberst Iwanow, statt. Von ihm erfuhr ich, dass der Leiter der Operativen Verwaltung (der wichtigsten in der Hauptverwaltung) krank war und bald in den Ruhestand versetzt werden sollte.

«Genosse Generaloberst», sagte ich, «ich möchte im Militärbezirk Kiew bleiben. Dort habe ich eine Perspektive. Auch der Chef des Militärbezirks bittet darum, dass ich bleibe.»

Nach der Unterredung ging Iwanow mit mir zum Generalstabschef, Marschall der Sowjetunion M.W. Sacharow. Matwej Wassiljewitsch sagte zu mir: «Ich kenne dich gut aus der Operativen Verwaltung im Bezirk Leningrad, jetzt wirst du im Generalstab arbeiten.»

«Genosse Marschall, ich bitte sehr darum, im Militärbezirk Kiew bleiben zu dürfen. Dort habe ich mehr Kontakt zu den Truppen und eine Perspektive, was für einen Militär nicht unwichtig ist.»

«Matwej Wassiljewitsch, dasselbe hat er auch schon zu mir gesagt», warf Iwanow ein.

«Aber du kennst doch die Jugend. Erst sträubt sie sich, doch dann kommt sie zur Besinnung.»

«Genosse Marschall, ich sträube mich nicht. Ich bitte darum ...»

«Mach seine Papiere fertig, Semjon Pawlowitsch. Die Frage ist hiermit entschieden», schnitt mir der Generalstabschef das Wort ab.

Am Abend rief ich Koschewoi zu Hause an und schilderte ihm das gesamte Gespräch im Generalstab. Er sagte: «Warte auf mich, ich muss gleich zu Marschall Gretschko. Wir gehen zusammen hin.»

A.A. Gretschko hatte von Koschewoi eine sehr hohe Meinung. Er achtete ihn als Mensch und erfahrenen Befehlshaber. Wir fuhren zu Gretschko, der damals 1. Stellvertreter des Verteidigungsministers war. «Man will mir Gribkow nehmen und in den Generalstab holen», sagte Pjotr Kirillowitsch. «Wie ich Ihnen mitgeteilt habe, werde ich ihn für die Dienststellung des Stabschefs des Militärbezirks einreichen.»

«Wir sind zwar alte Freunde, aber in diese Angelegenheit werde ich mich nicht einmischen. Sacharow hat ihn für die Arbeit im Generalstab vorgesehen, da möchte ich mich nicht zwischen Sacharow und den Verteidigungsminister stellen. Geht zu Matwej Wassiljewitsch und klärt das selbst mit ihm. Wenn er meine Meinung wissen will, dann werde ich ihm sagen, dass ich dich unterstütze.»

Auf dem Rückweg von Gretschko fragte mich Koschewoi: «Lohnt es sich denn, zu Sacharow zu gehen? Offensichtlich ist es zwecklos. Man müsste mit dem Minister sprechen, doch der ist auf Urlaub und nicht in Moskau. Ich werde aber versuchen, noch jemand zu sprechen.»

Das blieb jedoch offenbar ebenfalls erfolglos. Ich wurde nach Moskau versetzt.

Ich war also wieder im Generalstab. Mich erwartete eine schwierige und anstrengende Arbeit, die mir alle Kraft und alles Wissen abverlangte.

Ich wurde Leiter der Operativen Verwaltung. Diese Verwaltung war damals der Personalstruktur nach die stärkste in der ganzen Hauptverwaltung.

Über meine Arbeit als Offizier der Operativen Verwaltung während des Kriegs habe ich bereits berichtet. Als ich jetzt Leiter dieser wichtigen Verwaltung wurde (in der Fragen der gesamten Streitkräfte der Sowjetunion im Auftrag der Hauptverwaltungen des Verteidigungsministeriums zu lösen waren), stürmte eine Unmenge von Aufgaben auf mich ein. Zum Glück bildeten sich sofort gute und sachliche Kontakte heraus. Ich konnte mich jeder-

zeit auf die Unterstützung des Leiters der Hauptverwaltung, Generaloberst Semjon Pawlowitsch Iwanow, verlassen.

Die Struktur der Operativen Verwaltung hatte sich seit dem Krieg verändert. Während sie damals nach Fronten gegliedert war, wurden nach dem Krieg mehrere Militärbezirke zur Nordwestlichen, Westlichen, Südwestlichen, Nahöstlichen und Fernöstlichen Abteilung zusammengefasst. In Abhängigkeit von der Entwicklung der internationalen Lage (besonders wenn Spannungsherde entstanden) wurden auch zeitweilige Abteilungen gebildet, wie beispielsweise die Karibische Abteilung während der Kubakrise. Darüber möchte ich dem Leser ausführlicher berichten.



# Operation «Anadyr»

Mitte Mai 1962 stürzte Generaloberst S.P. Iwanow, Chef der Hauptverwaltung der Sowjetischen Armee, in mein Arbeitszimmer im Generalstabsgebäude.

Ich kannte meinen direkten Vorgesetzten Semjon Pawlowitsch schon lange, doch noch nie zuvor hatte ich ihn derart aufgeregt erlebt. Ich wusste gleich, dass er eine überaus wichtige Neuigkeit brachte.

«Anatoli Iwanowitsch», sagte er noch an der Tür und verwies auf einige Blatt Papier, die er in der linken Hand hielt, «das muss unverzüglich ins Reine geschrieben werden, und zwar von Hand, einer Schreibkraft dürfen wir es noch nicht anvertrauen. Ich gestatte, dass dein Stellvertreter Generalmajor Jelissejew und Oberst Kotow hinzugezogen werden. Aber nur ihr drei...»

Diese Weisung war derart kurz und knapp, dass auch ich unwillkürlich von Semjon Pawlowitschs Erregung angesteckt wurde, zumal der geheimnisvolle Inhalt dieser wenigen Blatt Papier mein Interesse noch erhöhte.

Ich nahm das mir unbekanntes Manuskript und begann zu lesen. Es handelte sich um Notizen Semjon Pawlowitschs, die er als Sekretär des Verteidigungsrats der UdSSR während der gerade beendeten Sitzung dieses Gremiums im Kreml gemacht hatte.

So erfuhr ich erstmals vom Beschluss der höchsten Führung unseres Landes, sowjetische Truppen auf Kuba zu stationieren und eine Operation zu beginnen, die später den Codenamen «Anadyr» erhielt.

Ich wusste, dass Semjon Pawlowitsch in den Kreml gefahren war, denn unsere Verwaltung hatte für ihn eine Auskunft über den Stand der Streitkräfte ausgearbeitet. Das geschah immer, wenn eine Sitzung des Verteidigungsrats angesetzt war.

Semjon Pawlowitschs Notizen waren in aller Eile niedergeschrieben worden und enthielten viele Abkürzungen, Fragezeichen und Auslassungspunkte. Deshalb mussten sie zunächst «dechiffriert» und für die Reinschrift aufbereitet werden.

Nachdem ich mich flüchtig mit dem Inhalt der Notizen von Generaloberst S.P. Iwanow vertraut gemacht hatte, bat ich meine Berater zu mir. Wir begannen zu dritt, die Notizen zu entziffern.

Mein Stellvertreter Generalmajor G. Jelissejew war ruhig, in seinen Äusserungen zurückhaltend und auf angenehme Weise pedantisch in der Arbeit. Oberst W. Kotow hatte ausser vielen positiven Eigenschaften auch noch eine gute Handschrift. Was wir schliesslich formulierten, brachte er zu Papier.

In dieser Nacht brannte das Licht in meinem Arbeitszimmer, bis es draussen hell wurde. Das war dann noch viele, viele Nächte der Fall.

Wir drei hatten die Aufgabe, anhand der Notizen Semjon Pawlowitschs für den Vorsitzenden des Verteidigungsrats Nikita Chruschtschow Vorschläge des Generalstabs auszuarbeiten, wie auf der Insel Kuba eine Gruppe sowjetischer Streitkräfte geschaffen werden konnte.

Natürlich musste ich wiederholt Semjon Pawlowitsch aufsuchen, um einige Fragen zu präzisieren und mich mit dem erfahrenen Militär zu beraten, bevor bestimmte Vorschläge endgültig formuliert wurden, denn schliesslich handelte es sich um ein Dokument von besonderer staatlicher Tragweite.

Hier muss ich mich über Semjon Pawlowitsch lobend äussern: Seine Ratschläge waren sachlich und prinzipieller Art, er verzettelte sich nicht mit Kleinigkeiten. Aus allem sprachen die Erfahrungen eines hervorragenden Stabsoffiziers.

Als wir beispielsweise überlegten, wieviel Schiffe für die Verlegung der Truppen nach Kuba benötigt werden, sagte er:

«Diese Frage können Sie nicht allein entscheiden. Setzen Sie sich mit dem Ministerium der Handelsflotte in Verbindung. Der Minister weiss Bescheid, beraten Sie sich mit Experten. Die Seeleute wissen besser als wir, was auf welchem Schiff transportiert werden kann, wie die Frachten zu verladen sind usw.»

Wir befolgten seinen Rat und arbeiteten in enger Verbindung mit einem Vertreter dieses Ministeriums an der Lösung dieser sehr komplizierten Aufgabe.

Nach vorliegenden Berechnungen wurden 60 bis 80 Hochseeschiffe unterschiedlicher Klasse und Bestimmung für den Transport der Truppen nach Kuba benötigt.

Für den Minister der Handelsflotte war es keineswegs leicht, die benötigte Anzahl von Schiffen, die auf allen Weltmeeren fuhrten, zu konzentrieren und sie für den Transport der betreffenden Frachten und Armeeangehörigen vorzubereiten.

Das von uns erarbeitete Dokument, das nun schon Geschichte ist, wirkte sehr beeindruckend, obwohl es der Oberst mit der Hand geschrieben hatte und es aus Gründen höchster Geheimhaltung nur in einem Exemplar vorlag. Den Inhalt werde ich später darlegen. Zunächst möchte ich mich den Ereignissen zuwenden, die diesen für mich denkwürdigen Tagen vorausgegangen waren.

... Die Kubakrise war nicht plötzlich, nicht an einem Tag ausgebrochen. Sie war das Ergebnis der militärpolitischen Lage auf dem amerikanischen Kontinent nach der kubanischen Revolution, die den ökonomischen und kommerziellen Interessen der nordamerikanischen Konzerne einen empfindlichen Schlag versetzt hatte und beispielgebend für die Völker Lateinamerikas im Kampf für ihre Freiheit und Unabhängigkeit war.

Während der Ereignisse, die hier beschrieben werden, waren wir noch nicht über alle Pläne der USA für den Sturz der revolutionären Regierung Kubas unter der Führung Fidel Castros informiert. Diese Pläne waren ein Buch mit sieben Siegeln, wie man sagt. Erst 26 Jahre später, auf dem trilateralen Treffen von Delegationen der UdSSR, der USA und Kubas im Januar/Februar 1989, lüftete die amerikanische Seite etwas das Geheimnis des bis dahin streng geheimgehaltenen «Mangusta-Plans», der auf den Sturz der Regierung Castro gerichtet war.

Der erste Akt dieses Plans war die Invasion konterrevolutionärer Kräfte am 17. April 1961 im Gebiet von Playa Giron. Doch diese Kräfte wurden innerhalb von 72 Stunden vernichtend geschlagen.

Danach blieb dem Pentagon nur noch eine Möglichkeit – die Invasion eigener Truppen auf Kuba. Mit diesem Ziel wurden spezielle Invasionsgruppen gebildet. Unter dem Deckmantel von Manövern und Übungen (Lantifex 1-62, Jupiter Sprint) in der Karibik trainierten diese Kräfte die Landung auf der Insel der Freiheit. Gleichzeitig wurde die Garnison des US-

Marinestützpunkts Guantanamo auf Kuba verstärkt. Der Präsident der USA erhielt die Einwilligung des Kongresses, 150'000 Reservisten einzuberufen.

Alles sprach dafür, dass die regierenden Kreise der USA ohne Rücksicht auf die Meinung der Weltöffentlichkeit Kurs darauf nahmen, die kubanische Revolution mit schweigender Unterstützung ihrer NATO-, CENTO- und SEATO-Partner zu ersticken.

Aber auch die Sowjetunion war nicht vergessen worden. Auf türkischem Territorium, in unmittelbarer Nähe der sowjetischen Grenze, richteten die USA zu besagter Zeit einen Stützpunkt mit Jupiter-Abschussrampen ein, die mit Nuklearsprengköpfen ausgerüstet werden konnten.

Die Sowjetunion hatte wiederholt die US-Regierung vor Provokationen gegen das revolutionäre Kuba gewarnt und auf deren mögliche gefährlichen Folgen verwiesen, doch alle diese Warnungen wurden einfach ignoriert. Nun mussten Gegenmassnahmen ergriffen werden.

Die Regierung der UdSSR beschloss, zum Schutz der kubanischen Revolution auf Kuba sowjetische Raketen mittlerer Reichweite zu stationieren. Dieser Gedanke war Nikita Chruschtschow ursprünglich nach einem Gespräch mit A. Mikojan gekommen, der 1959 Kuba einen Besuch abgestattet, dort Fidel und Raul Castro, Ernesto Che Guevara sowie andere Führer der kubanischen Revolution kennengelernt hatte und tiefe Sympathie für deren starke Freiheitsliebe empfand.

Nikita Chruschtschows Emotionen erhielten weiteren Auftrieb durch die Berichte naher Verwandter, die das Land besucht hatten. Das Abenteuer der CIA in der Bucht Playa Giron bestärkte unsere damaligen führenden Repräsentanten noch mehr in der Überzeugung, dass die USA einen weiteren Invasionsversuch mit noch stärkeren Kräften unternehmen würden. Die sich häufenden Flüge amerikanischer Aufklärungsflugzeuge über der Insel, von denen nahezu die gesamte Weltpresse berichtete, zeugten ebenfalls davon.

Nach Meinung Chruschtschows liess sich Kuba nicht mit konventionellen Waffen verteidigen. Nur Raketen mit nuklearen Sprengköpfen konnten als zuverlässige Abschreckung dienen. Wie sich Armeegeneral S.P. Iwanow erinnerte, erwähnte Chruschtschow Ende April 1962 Mikojan gegenüber, dass die Sicherheit Kubas nicht anders garantiert werden könne.

Diese Meinung äusserte er auch gegenüber der Führung des Verteidigungsministeriums und bemühte sich, sie davon zu überzeugen. Während seines Urlaubs auf der Krim fragte Chrustschow den damaligen Verteidigungsminister R.J. Malinowski, wie er darüber denke.

Der Marschall erklärte, dass die in der Türkei stationierten amerikanischen Raketen in nur 10 Minuten lebenswichtige Zentren der Sowjetunion treffen konnten, während die sowjetischen Raketen 25 Minuten brauchten, um das Territorium der USA zu erreichen.

Offensichtlich hat dieses Gespräch Chrustschow noch mehr in dem Gedanken bestärkt, dass unverzüglich gehandelt werden musste und die Entscheidung keinen weiteren Aufschub zulies. Soweit mir bekannt ist, wurde diese Frage im Generalstab nie erörtert. Dort war lediglich von Unterstützung durch Militärberater und konventionelle Waffen die Rede.

Auf einer Beratung in Moskau stellte Chrustschow Malinowski die Frage: «Wieviel Zeit würden unsere Streitkräfte brauchen, um eine hundertfünfzig Kilometer von unserem Territorium entfernte Insel selbst bei hartnäckigstem Widerstand ihrer Verteidiger einzunehmen?»

«Drei bis vier Tage, nicht länger als eine Woche», antwortete Malinowski.

Chrustschow entwickelte seinen Gedanken weiter und stellte fest, dass wir im Fall eines Überfalls der USA auf Kuba dem Land nicht helfen könnten, es sei denn, wir entschlossen uns, auf der Insel sowjetische Raketen zu stationieren, die als Abschreckung dienen konnten.

Wie mir S.P. Iwanow erzählte, hatte Nikita Chrustschow auf einer Sitzung des Verteidigungsrats Anfang Juni, an der ausser den Ratsmitgliedern das gesamte Präsidium des ZK der KPdSU, seine Sekretäre und die Führung des Verteidigungsministeriums teilnahmen, die Frage gestellt: «Wie kann eine militärische Aggression gegen das befreundete Kuba verhindert werden, wenn die politischen und diplomatischen Schritte nicht die gewünschte Wirkung haben?»

Er schlug vor, ein bestimmtes Kontingent sowjetischer Raketen einschliesslich Bedienungspersonal nach Kuba zu verlegen, um so die Verteidigungskraft des Landes zu stärken. Dies hätte zweifellos eine heftige Reaktion der Vereinigten Staaten zur Folge. Aber würde dies zu einem Atom-

krieg führen? Die Wahrscheinlichkeit eines derart dramatischen Verlaufs der Ereignisse war sehr hoch. Anastas Mikojan sprach sich dagegen aus, sowjetische Raketen und Truppen auf Kuba zu stationieren (was ihn jedoch nicht daran hinderte, später für die Operation «Anadyr» zu stimmen).

Es wurde lange diskutiert. Dennoch unterstützten die meisten Nikita Chruschtschow: Bewaffneter Gewalt kann man nur mit bewaffneter Gewalt begegnen. Daraufhin wurde beschlossen: Der Ministerrat, das Verteidigungsministerium und das Ministerium der Handelsflotte sollen die geheime Verlegung von Truppen und Kampftechnik nach Kuba organisieren.

Der Beschluss wurde im Sitzungsprotokoll festgehalten. Alle Mitglieder des Präsidiums haben ihn unterschrieben. Einige Sekretäre wollten sich unter Hinweis auf ihre Inkompetenz vor der Zustimmung drücken, doch nach einer Unterredung mit Chruschtschow leisteten auch sie ihre Unterschrift.

So wurde einstimmig der Beschluss gefasst, Truppen und Raketen nach Kuba zu entsenden.

Nach dieser Rückblende in die Vorgeschichte möchte ich auf den Inhalt des Dokuments eingehen, das im Mai 1962 im Generalstab erarbeitet wurde. Es begann mit folgenden Worten: «Vorsitzender des Verteidigungsrats Genossen N.S. Chruschtschow

Entsprechend Ihren Weisungen schlägt das Verteidigungsministerium vor:

1. Auf der Insel Kuba ist eine Gruppe sowjetischer Streitkräfte, der Truppen aller Teilstreitkräfte angehören, unter der einheitlichen Führung des Stabs der Gruppe und des Oberbefehlshabers der sowjetischen Streitkräfte auf der Insel Kuba, zu stationieren.»

Ob nun zufällig oder vorsätzlich der Status dieser Funktion aufgewertet und der Befehlshaber zu einem Oberbefehlshaber gemacht wurde, ist nicht bekannt. Jedenfalls: solange sich unsere Truppen auf Kuba befanden, wurde er einfach Befehlshaber genannt. Im Weiteren wird militärisch kurz und knapp aufgelistet, was für die Realisierung des Beschlusses des Verteidigungsrats für notwendig gehalten wurde.

Trotz der knappen Formulierung der Bestimmungen war das genannte Dokument doch ziemlich umfangreich. Ich bemühe mich, nur den Inhalt darzulegen, um dem Leser die Absicht verständlich zu machen. Zusätzliche

Kommentare und Erläuterungen sollen darlegen, wovon sich die Verfasser leiten liessen.

Der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte auf Kuba wurde die Aufgabe gestellt, im Zusammenwirken mit den Revolutionären Streitkräften Kubas ein Eindringen des Gegners von See oder aus der Luft auf das Territorium des Landes zu verhindern und die Insel zu einer uneinnehmbaren Festung zu machen.

Die Raketentruppen (eine Raketendivision) sollten in Gefechtsbereitschaft versetzt werden, um im Fall der Entfesselung eines Kriegs durch die US-Imperialisten auf Befehl aus Moskau die wichtigsten Objekte auf dem Territorium des Aggressors zu bekämpfen. Dafür sollten drei Regimenter mit R-12 Raketen mittlerer Reichweite – 24 Startrampen – und zwei Regimenter mit R-14 Raketen – 16 Startrampen – stationiert werden, d.h. insgesamt 40 Startrampen mit Raketen einer Reichweite von 2'500 bis 4'500 Kilometer. Die Reichweite dieser Raketen ermöglichte die Vernichtung der wichtigsten Objekte auf dem Territorium der USA.

Die Landstreitkräfte der Gruppe (vier selbständige Mot.-Schützenregimenter) hatten die Aufgabe, die Raketen- und anderen technischen Truppen sowie die Führung der Gruppe zu sichern und die kubanischen Revolutionären Streitkräfte bei der Vereitlung von See- und Luftlandeoperationen des Gegners sowie bei der Vernichtung von gelandeten konterrevolutionären Gruppen auf dem Territorium der Republik Kuba zu unterstützen. Doch ihre Hauptaufgabe war die Sicherung der Raketentruppen. Das sollte durch die direkte Verteidigung ihrer Startpositionen und Schläge gegen den Gegner auf den Zugangswegen zu diesen Gebieten erfolgen.

Für den direkten Schutz der Raketeneinheiten gegen Diversions-, Aufklärungs- und konterrevolutionäre Gruppen sowie kleinere Luftlandekommandos war vorgesehen, jedem Raketenregiment ein Mot.-Schützenbataillon zuzuordnen.

Für die Erfüllung der zweiten Aufgabe – Unterstützung der kubanischen Streitkräfte bei der Vernichtung der gegnerischen See- und Luftlandetruppen auf dem Territorium der Republik Kuba – waren Mot.-Schützenregimenter als schnelle Einsatzkräfte vorgesehen, um mit Gruppierungen der kubanischen Truppen, deren der unmittelbare Schutz der Küste übertragen war, Gegenschläge gegen Landtruppen zu führen.

Da die Mot.-Schützenregimenter einzeln und in grosser Entfernung von-

einander (70, 350 und 400 Kilometer) stationiert werden sollten, waren für sie keine gemeinsamen Gefechts-handlungen vorgesehen. Jedem Regiment war eine Operationszone bis zu 200 Kilometer Breite zugeteilt. Die Tiefenstaffelung der Zone erstreckte sich über die ganze Insel von Norden bis Süden und betrug 30 bis 150 Kilometer.

Die Entfernung der Konzentrationsräume der Mot.-Schützenregimenter von ihren Standorten betrug 10 bis 100 Kilometer, wobei ein Raum in unmittelbarer Nähe des Unterbringungsortes (15 bis 30 Kilometer) gewählt wurde.

Die einzelnen Luna-Raketendivisionen sollten zusammen mit den Mot.-Schützenregimentern zum Einsatz kommen. Dementsprechend waren sie operativ den Kommandeuren der Mot.-Schützenregimenter unterstellt und sollten in deren Dislozierungsgebieten stationiert werden.

Die Luftstreitkräfte der Gruppe hatten die Aufgabe, im Zusammenwirken mit den Landstreitkräften, den Seestreitkräften und Verbänden der Revolutionären Streitkräfte Kubas gegnerische See- und Luftlandeoperationen zu verhindern und Schläge gegen den amerikanischen Flottenstützpunkt Guantanamo zu führen.

Die Einheiten der Kriegsmarine sollten zusammen mit den Luft- und Landstreitkräften der Gruppe und im Zusammenwirken mit den kubanischen Revolutionären Streitkräften Landungsboote und Kriegsschiffe des Gegners vernichten und Landungstruppen in den wichtigsten Küstenbereichen bekämpfen.

Ausserdem sollte die Kriegsmarine unsere Transportschiffe auf den Seewegen in der Nähe der Insel schützen, den Flottenstützpunkt Guantanamo mit Minen sperren und westlich und östlich von Kuba Aufklärung betreiben, um gegnerische Kampfschiffe sowie Landungsmittel auszumachen.

Die Truppen der Luftabwehr (zwei Divisionen) sollten verhindern, dass gegnerische Flugzeuge in den Luftraum der Republik Kuba eindringen und die Truppen der Gruppe, die kubanischen Revolutionären Streitkräfte, wichtige politische, administrative und industrielle Zentren, Flottenstützpunkte, Häfen und Flugplätze Kubas angreifen. Es war geplant, Fla-Raketentruppen im westlichen und in den zentralen Teilen der Insel zu konzentrieren, wo die Mittelstreckenraketenregimenter und die Hauptmasse der Truppen der Gruppe stationiert waren.

Da die Entfernung zwischen den einzelnen Fla-Raketendivisionen gross und damit kein flächendeckender Schutz des gesamten Territoriums der Insel gewährleistet war, wurde den Jagdfliegerkräften unserer Truppen und der kubanischen Luftstreitkräfte die Vernichtung von Zielen im Luftraum zwischen den Operationszonen dieser Divisionen übertragen.

Die funkmesstechnische Absicherung der Kampfhandlungen der Jagdfliegerkräfte und der Fla-Raketentruppen sollten die Radarstationen der Gruppe und der Revolutionären Streitkräfte Kubas gewährleisten. Mit der Schaffung eines einheitlichen Radarsystems sollte die Funkmessaufklärung über dem gesamten Territorium Kubas in einem Höhenbereich von 50 Meter bis zur maximalen Höhengrenze der Radaranlagen gesichert und damit ermöglicht werden, Luftziele in mittlerer Höhe auf eine Entfernung bis zu 200 Kilometer zu orten.

Küstenbereiche, wo Seelandeoperationen des Gegners mit grosser Wahrscheinlichkeit zu erwarten waren, sollten bei der topographischen Positionierung der Luna-Raketendivisionen berücksichtigt werden. Diese Divisionen hatten die Aufgabe, gegnerische Landungstruppen bei unmittelbarer Annäherung an die Küste sowie bei der Bildung von Brückenköpfen mit taktischen Raketen zu bekämpfen. Die Entscheidung, welche Objekte in Frage kommen, sollten die Kommandeure der Mot.-Schützenregimenter treffen.

Hier möchte ich kurz abschweifen und etwas einfügen, was Generaloberst S.P. Iwanow zu diesem Punkt berichtet hat.

Als Nikita Chruschtschow den künftigen Befehlshaber der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte, Armeegeneral I.A. Plijew, im Beisein von R.J. Malinowski und S.P. Iwanow instruierte, wurde auch nach dem Einsatz taktischer Raketen mit Nuklearsprengköpfen gefragt. Nach einigem Nachdenken gab Chruschtschow als Regierungsoberhaupt und Oberster Befehlshaber dem Befehlshaber der Gruppe die Erlaubnis, Luna-Raketen nach eigenem Ermessen zum unmittelbaren Schutz der Insel einzusetzen.

Die rückwärtigen Dienste hatten die Aufgabe, die Gruppe der sowjetischen Streitkräfte mit allem zu versorgen, was für das Leben und den Gefechtseinsatz notwendig ist. Bei Lebensmitteln und Kraftstoff sollten eiserne Reserven für drei Monate geschaffen werden.

Die Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere (ausser Marineangehörigen) sollten zwei Uniformen erhalten – einen Zivilanzug zur Tarnung und eine Tropenuniform, die nur auf besondere Weisung getragen werden durfte.

Die Gesamtstärke der Truppen war mit 44'000 angegeben, für deren Verlegung nebst Waffen und Technik 70 bis 80 Schiffe der sowjetischen Handelsflotte benötigt wurden.

Das war kurz der Inhalt des Dokuments für den Verteidigungsrat, für dessen Abfassung wir drei etwa 48 Stunden brauchten. Wir haben es mehrmals durchgelesen, präzisiert, einzelne Seiten zwei- bis dreimal umgeschrieben. Das ist auch verständlich, schliesslich wurde eine Aufgabe mit vielen Unbekannten gelöst.

Als Generaloberst S.P. Iwanow dem Generalstabschef und dem Verteidigungsminister den Operationsplan vortrug, konnte er seine innere Erregung nur schwer verbergen.

Das Verteidigungsministerium der UdSSR legte der Regierung des Landes am 24. Mai 1962 die Vorschläge für die Bildung der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte auf Kuba vor. Als Codebezeichnung wurde «Operation Anadyr» gewählt, obwohl keinerlei Beziehung zu diesem Fluss im Norden der Sowjetunion bestand ...

Wie die Diskussion des Plans «Operation Anadyr» im höchsten Gremium – im Präsidium des ZK der KPdSU – verlief, schildert uns S.P. Iwanow in seinen Notizen:

«24.5.62. Im Präsidium des ZK der KPdSU wurde die Hilfe für Kuba erörtert. Genosse Malinowski verlas seine Stellungnahme. Nikita Sergejewitsch Chruschtschow legte seine Vorstellungen dar. Weiterhin sprachen die Genossen Koslow, Breshnew, Kossygin, Mikojan, Woronow, Poljanski und Kuusinen. Alle Mitglieder des Präsidiums und die Diskussionsredner befürworteten die Vorlage.

Daraufhin wurde beschlossen:

Die ‚Operation Anadyr‘ wird vorbehaltlos und einstimmig gebilligt.

Das Dokument wird im Verteidigungsministerium verwahrt. Nachdem es von Fidel Castro gebilligt wurde, ist es zu bestätigen.

Eine Kommission wird zu Verhandlungen zu Fidel Castro geschickt. Ihr gehören die Genossen Raschidow, Birjusow, Iwanow und weitere Genossen an.

Der Abflug ist für Montag/Dienstag den 28./29. Mai vorgesehen.»

Hier ist einzufügen, dass S.P. Iwanow damals nicht mit dieser Gruppe mitfliegen konnte, da er sehr beschäftigt war.

A. Alexejew, der gerade erst zum Botschafter in der Republik Kuba ernannt worden war und zuvor dort als Botschaftsrat gearbeitet hatte, erinnert sich, dass Chrustschow ihn gefragt hatte: «Wie wird sich Fidel verhalten, wenn wir ihm unseren Beschluss unterbreiten, eine Gruppe sowjetischer Streitkräfte auf Kuba zu bilden?»

A. Alexejew antwortete, Fidel würde seiner Meinung nach wohl kaum zustimmen, denn seine Aussenpolitik und Strategie zur Verteidigung der Revolution stützten sich auf die wachsende Solidarität der Weltöffentlichkeit mit Kuba. Eine Stationierung sowjetischer Raketen auf Kuba wäre dem sehr abträglich.

Doch die Meinung unseres Botschafters konnte den im Prinzip bereits gefassten Beschluss nicht mehr beeinflussen. Eine Delegation unter Leitung von S.R. Raschidow flog nach Kuba zu Verhandlungen mit Fidel Castro und anderen Mitgliedern seiner Regierung.

Als Vertreter des Verteidigungsministeriums gehörten der Delegation neben S.S. Birjusow der stellvertretende Chef des Hauptstabs der Luftstreitkräfte, Generalleutnant S.W. Uschakow, und Generalmajor P.W. Agejew an, der die Operative Verwaltung des Generalstabs vertrat.

Sie sollten die Häfen für die Ausschiffung der Truppen, die Flugplätze für die Stationierung unserer Flugzeuge und die als Startpositionen vorgesehenen Stationierungsgebiete der Raketeneinheiten vorab rekognoszieren.

Vor dem Abflug gab ich General P.W. Agejew die Weisung, bei allen Verhandlungen unbedingt die Ergebnisse schriftlich festzuhalten. Seine Notizen sollten sich als sehr nützlich bei der Realisierung der «Operation Anadyr» erweisen.

Ausserdem versahen wir Genossen Agejew mit allen erforderlichen Informationsunterlagen zu diesem Plan. Er wurde übrigens etwas später in die Arbeit an der «Operation Anadyr» voll einbezogen.

Nach der Ankunft in Havanna wurde die Delegation sofort von Fidel und Raul Castro empfangen. Sie unterbreitete ihnen den Inhalt des auf der Sitzung des Präsidiums des ZK der KPdSU angenommenen Dokuments. Fidel Castro billigte den Plan. Er hat sich wie folgt geäußert: Wenn diese Massnahmen dem Sieg des Sozialismus in der ganzen Welt und dem Kampf der Völker gegen die Unterdrückung durch den amerikanischen Imperialismus

dient, ist Kuba bereit, das Risiko einzugehen und einen Teil der Verantwortung für die Stationierung sowjetischer Raketen zu übernehmen.

Ich will hier nicht beurteilen, inwieweit das stimmt, doch Marschall der Sowjetunion S.S. Birjusow sagte nach der Rückkehr aus Kuba, er habe den Eindruck gewonnen, dass die kubanische Führung ihre Haltung als Unterstützung für die Ziele der Sowjetunion und nicht umgekehrt wertete.

Bald nach der Rückkehr unserer Delegation nach Moskau fand eine weitere Tagung des Präsidiums des ZK der KPdSU zu dieser Frage statt. Ihr Beschluss bildete die Grundlage für die Realisierung der «Operation Anadyr».

Es folgt nun die wörtliche Wiedergabe eines Teils der Niederschrift S.P. Iwanows auf dieser Tagung:

«Am 10. Juni 1962 um 10 Uhr wurde die Tagung des Präsidiums des ZK der KPdSU eröffnet. Anwesend waren alle Mitglieder und Kandidaten des Präsidiums des ZK der KPdSU, die Genossen Gromyko, Malinowski, Sacharow, Jepischew, Birjusow, Tschuikow und die Sekretäre des ZK

Nach den Berichten der Genossen Raschidow und Birjusow über die Ergebnisse der Reise nach Kuba wurde die Sache diskutiert. Anschliessend verlas Genosse Malinowski die vom Verteidigungsministerium vorbereitete Entschliessung, die alle befürworteten.»

Unter diese Entschliessung, die an den Vorsitzenden des Verteidigungsrats Nikita Chruschtschow gerichtet war, setzten nicht alle Anwesenden ihre Unterschrift, so dass S.P. Iwanow als Sekretär des Rats von Wohnung zu Wohnung fahren musste, um die Unterschriften aller Teilnehmer der Tagung des Präsidiums des ZK der KPdSU einzuholen.

Kennzeichnend ist, dass nur Chruschtschow und Kossygin das Deckblatt mit «einverstanden» abzeichneten, die übrigen setzten lediglich in folgender Reihenfolge ihren Namen unter das Dokument: Chruschtschow, Suslow, Kirilenko, Kuusinen, Breshnew, Kiritschenko, Mikojan, Poljanski, Kossygin, Grischin, Demitschew, Gromyko, Ponomarjow, Semitschastni.

Nun wurde mit der detaillierten Planung und unmittelbaren Vorbereitung der Truppen der Gruppe für den Transport in die Häfen und ihre anschlies-



Verhandlungen in Moskau über die Stationierung sowjetischer Raketen auf Kuba, Juni 1962. Die Leiter der Delegationen waren Raul Castro (Minister der Streitkräfte Kubas, Mitte) und Marschall Malinowski (Verteidigungsminister der UdSSR, rechts neben ihm).

sende Verlegung nach Kuba begonnen. Gleichzeitig begann eine umfangreiche diplomatische Tätigkeit zur Vorbereitung der Grundlagen der «Operation Anadyr».

Die Verbände und Einheiten für die Gruppe der sowjetischen Streitkräfte sollten aus verschiedenen Militärbezirken abgezogen werden, die Mot.-Schützenregimenter beispielsweise aus dem Militärbezirk Leningrad (Oberst Dimitri Jasow kommandierte eines dieser Regimenter) und die Panzereinheiten aus dem Militärbezirk Kiew. Ähnlich sollte mit den Einheiten der anderen Teilstreitkräfte verfahren werden.

Ende Juni traf in Moskau Raul Castro, Minister der Revolutionären Streitkräfte Kubas, Vertrauter und Bruder Fidel Castros, zu Verhandlungen mit Chruschtschow und Malinowski ein.

Ich traf ihn zum erstenmal im Generalstab, als mit der «Operation Anadyr» zusammenhängende Fragen erörtert wurden. Er hat mich stark beein-

druckt. Trotz seiner Jugend kannte sich dieser braungebrannte sympathische Mann hervorragend in militärischen Fragen aus und erfasste Gedanken bereits bei ihrer blossen Andeutung. Alles liess erkennen, dass die Revolution und die Partisanenkämpfe ihn geprägt hatten.

Die Zusammenarbeit mit ihm war sehr angenehm, und als mich das Schicksal im Oktober des gleichen Jahres auf die Insel der Freiheit verschlug, trafen wir uns als gute Bekannte.

In der Folgezeit begegnete ich Raul Castro wiederholt in Leningrad, in Moskau und bei Grossmanövern der Armeen der Staaten des Warschauer Pakts, wo er in der Regel zugegen war. Stets erinnerten wir uns an die dramatischen Ereignisse in den Oktobertagen des Jahres 1962.

Raul Castro ist trotz aller Veränderungen der politischen Grosswetterlage nie von seinem Kurs der Zusammenarbeit mit der UdSSR abgewichen. Unter Führung seines älteren Bruders vermochte er, auf der Grundlage aufständischer Abteilungen und mit Hilfe unseres Landes in kurzer Zeit eine starke moderne Armee aufzubauen.

Die Verhandlungen mit Raul Castro unterlagen strengster Geheimhaltung. Der Teilnehmerkreis war äusserst begrenzt. Für die technische Ausarbeitung des Vertragstextes wurde im Generalstab eine vierköpfige Gruppe gebildet, der die Generale Jelissejew und Agejew, Oberst Kotow und ich als Leiter angehörten. Auch wurde uns eine besondere Schreibkraft zur Unterstützung zugeteilt, weil die Dokumente auf einer Schreibmaschine mit lateinischen Typen geschrieben werden mussten.

Bevor wir mit der Ausarbeitung des Vertragsentwurfs begannen, rüsteten wir uns mit verschiedenen Nachschlagewerken und anderen Dokumenten über das Völkerrecht aus. Wir durften keinen Juristen für Völkerrecht zu Konsultationen hinzuziehen.

Wie damals im Krieg war auch jetzt nicht mehr an Schlaf zu denken. Es war Sommer, durch die geschlossenen Fenster des Arbeitszimmers drang der Lärm Moskaus. Am Samstag stürmten die Moskauer die Vorortzüge. Ich beneidete meine Bekannten und Freunde, die mich einluden, mit ihnen angeln zu gehen. Was sollte ich ihnen sagen? Ich bin mir sicher, dass keiner von ihnen ahnte, dass ich Nachschlagwerke zum Seerecht wälzte, mich anhand von Karten über die Grenzen der Territorialgewässer informierte,

Schiffahrts- und Fischereikonventionen studierte und vieles andere tat, an das ich kurz zuvor nicht einmal im Traum gedacht hatte. Um uns wach zu halten, tranken wir nachts Tee oder Wasser aus dem Kühlschrank.

Doch schliesslich war es geschafft. In dem von uns vorbereiteten Vertragsentwurf ging es nicht nur um den Schutz kubanischen Territoriums, sondern auch um militärische Zusammenarbeit und gegenseitigen Schutz. Das sowjetische Truppenkontingent verpflichtete sich, zusammen mit den kubanischen Truppen das Territorium Kubas vor einer Aggression zu schützen, doch die Truppenteile jedes Landes sollten ihren Regierungen unterstellt bleiben.

Die sowjetischen Militärangehörigen waren verpflichtet, die kubanischen Gesetze zu befolgen. Das Territorium für die Stationierung der sowjetischen Truppen und Waffen wurde nur zur zeitweiligen Nutzung zur Verfügung gestellt. Der Vertrag wurde für einen Zeitraum von fünf Jahren abgeschlossen, wonach er verlängert werden konnte. Der Text sollte Ende November 1962 während des geplanten Besuchs von Nikita Chruschtschow auf Kuba veröffentlicht werden.

Der Vertragsentwurf wurde in der vorliegenden Form von Raul Castro und Malinowski paraphiert. Seine damalige Bezeichnung lautete: «Vertrag zwischen der Regierung der Republik Kuba und der Regierung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken über die Stationierung sowjetischer Streitkräfte auf dem Territorium der Republik Kuba.»

Doch er wurde weder von Fidel Castro noch von Nikita Chruschtschow unterzeichnet, da die kubanische Seite Anfang August nach sorgfältigem Studium einige Korrekturen vornahm und in dem überarbeiteten Entwurf drei andere Vertragsbezeichnungen vorschlug: 1. «Vertrag zwischen der Regierung der Republik Kuba und der Regierung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken über militärische Zusammenarbeit zum Schutze des nationalen Territoriums Kubas im Fall einer Aggression»; 2. «... über die Teilnahme sowjetischer Streitkräfte am Schutz des nationalen Territoriums Kubas im Fall einer Aggression»; und schliesslich 3. «... über militärische Zusammenarbeit und gegenseitigen Schutz». Ergänzungen und Präzisierungen gab es zu einer Reihe von Artikeln des Vertragsentwurfs.

Der kubanische Vertragsentwurf mit diesen drei Bezeichnungsvarianten

und ein persönliches Schreiben Fidel Castros für Nikita Chruschtschow wurden in chiffrierter Form durch Che Guevara und E. Aragones übergeben, die auch über weitere Aspekte und Einzelheiten des neuen Vertrags text es verhandeln sollten. In dem Schreiben wurde darauf hingewiesen, dass diese vorgeschlagenen Textänderungen dazu beitragen sollten, die politische Bedeutung des Vertrags zu unterstreichen, ohne jedoch seine juristische Grundlage und seine Konzeption zu verändern. Weiterhin wurden alle Änderungen befürwortet, die die sowjetische Seite für notwendig hielt. Was den Zeitpunkt und die Form der Veröffentlichung des Vertrages betraf, so akzeptierten die kubanischen Genossen vorbehaltlos die sowjetische Ansicht.

Nachdem wir diesen überarbeiteten Vertrag erhalten hatten, verglichen und analysierten wir mit einem Vertreter des Aussenministeriums sorgfältig alle drei vorgeschlagenen Bezeichnungen, die Präambel und alle Artikel des Vertrags. Der umfangreiche Vertragstext mit den Vorschlägen des Verteidigungsministeriums wurde dann Nikita Chruschtschow vorgelegt. Schliesslich einigte man sich auf die erste kubanische Variante: «Vertrag zwischen der Regierung der Republik Kuba und der Regierung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken über militärische Zusammenarbeit zum Schutze des nationalen Territoriums Kubas im Falle einer Aggression.»

In den Reden einiger amerikanischer Politiker und in der Presse werden zuweilen die Ziele und Verpflichtungen der Sowjetunion gegenüber Kuba in jenen Krisentagen in Frage gestellt. Um jeglichen Zweifel am wahren Charakter des Vertrags auszuräumen, möchte ich einige Festlegungen wörtlich zitieren.

In der Präambel heisst es beispielsweise: «Bei der Vereinbarung dieses Vertrags liessen sich die Regierung der Republik Kuba und die Regierung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken von ihrer Entschlossenheit leiten, notwendige Entscheidungen zum gemeinsamen Schutz der legitimen Rechte des kubanischen Volkes und der Völker der Sowjetunion zu treffen, dringend erforderliche Massnahmen zur Gewährleistung der gegenseitigen Sicherheit angesichts einer möglichen Aggression gegen die Republik Kuba und die UdSSR zu ergreifen und in allen Fragen eine Übereinkunft zu erzielen, die die Hilfe betreffen, welche die sowjetischen Streitkräfte zum Schutze des nationalen Territoriums Kubas im Falle einer Aggression leisten.»

Im Weiteren wurden das Ziel und die Aufgaben des Vertrags dargelegt: «Die Sowjetunion entsendet Streitkräfte in die Republik Kuba, um deren Verteidigungsfähigkeit angesichts einer Aggression zu stärken, womit auch ein Beitrag zur Erhaltung des Friedens in der ganzen Welt geleistet wird. Die Regierung der Republik Kuba und die Regierung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken werden im Fall einer Aggression gegen die Republik Kuba oder gegen die auf kubanischem Territorium stationierten sowjetischen Streitkräfte, in Wahrnehmung des in Artikel 51 der Charta der Vereinten Nationen verankerten Rechts auf individuellen oder kollektiven Schutz, alle notwendigen Massnahmen zur Abwehr der Aggression einleiten.»

Beide Seiten legten ferner fest, dass die Streitkräfte jedes Staates dem Befehl der jeweiligen Regierung unterstehen, welche über den Einsatz ihrer Streitkräfte zur Abwehr der Aggression und zur Wiederherstellung des Friedens entscheidet.

Unter Berücksichtigung der Wünsche, Vorschläge und Ergänzungen der kubanischen Seite fassten wir den Vertrag in russischer und spanischer Sprache ab, wobei beide Fassungen, wie es bei zwischenstaatlichen Verträgen üblich ist, gleiche Rechtskraft haben. Sie wurden in rote Mappen mit rotem Band eingebunden und mit dem grauen Siegel des Aussenministeriums versehen. Nun ging es eigentlich nur noch um die Unterschriften und die Erklärungen. Als ich S.P. Iwanow die Fertigstellung des Vertrags meldete, kam die Frage auf, wer ihn denn unterschreiben sollte – die Staatsoberhäupter oder wer sonst?

In diesem Zusammenhang möchte ich ein weiteres interessantes Dokument anführen. Am 27. August 1962 ging in Moskau ein von Fidel Castro und dem Präsidenten der Republik Kuba, Osvaldo Doricos Torrado, unterschriebenes Schreiben ein, aus dem hervorging, dass «die Regierung der Persönlichkeit, dem Einfühlungsvermögen und den Fähigkeiten Ernesto Che Guevaras besonderes Vertrauen entgegenbringt und ihn in jeder Hinsicht bevollmächtigt, den Militärvertrag im Namen und im Auftrag der Republik Kuba zu unterzeichnen».

Bei Konsultationen und Verhandlungen beider Seiten berücksichtigte man die Meinung der kubanischen Führung voll und ganz. Es wurden auch einige rein wirtschaftliche Fragen geklärt. Die Mitglieder der kubanischen Delegation wurden darüber informiert, dass die Entsendung des Hauptkon-



Ernesto Che Guevara mit kubanischen und sowjetischen Soldaten, Sommer 1962

tingents der sowjetischen Truppen nach dem mit der kubanischen Regierung abgestimmten Plan erfolgen sollte. In Abhängigkeit von den technischen Möglichkeiten der Schiffe würde die Überfahrt aus den sowjetischen Häfen nach Kuba 22 bis 28 Tage dauern.

Im Zeitraum Juli bis Oktober legten die für den Transport der sowjetischen Truppen bestimmten 85 Schiffe die Strecke nach Kuba etwa 150mal zurück. Von diesen Transporten wurden die auf früheren Vereinbarungen beruhenden Lieferungen von Waffen und Ausrüstung für die kubanische Armee nicht beeinträchtigt.

Während des Treffens mit der kubanischen Delegation lernte ich den Mann kennen, der zur Legende geworden ist. Zum zweitenmal traf ich ihn dann zwei Monate später in Pinar del Rio auf Kuba.

Che Guevara beeindruckte uns alle stark durch seine Unbeugsamkeit und seinen revolutionären Elan. Er war nicht nur ein Revolutionär, sondern auch ein bekannter Dichter. In seinen Gedichten brachte er seine revolutionäre Gesinnung und seine Treue gegenüber der kubanischen Revolution und ih-

rem Führer zum Ausdruck. Nach dem Tode Che Guevaras stiftete die Regierung Kubas ihm zu Ehren einen Orden. Ich bin sehr stolz darauf, dass man meine Mitarbeit an der Operation mit dieser hohen internationalen Auszeichnung gewürdigt hat.

Der abgestimmte und unterschiftsreife «Vertrag zwischen der Regierung der Republik Kuba und der Regierung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken über militärische Zusammenarbeit zum Schutze des nationalen Territoriums Kubas im Falle einer Aggression» sowie das diesbezügliche Protokoll wurden aber nicht von Ernesto Che Guevara unterzeichnet, sondern nur von ihm und R.J. Malinowski paraphiert.

Doch die Entscheidung war praktisch gefallen und wurde nun von der sowjetischen Seite verwirklicht. Aus Gründen der Geheimhaltung gab es keinerlei diplomatischen Schriftverkehr dazu. Verschlüsselte Mitteilungen und Funkverkehr waren ebenfalls untersagt.

In die Gesamtplanung der «Operation Anadyr» wurde nur ein sehr begrenzter Personenkreis einbezogen. Dazu gehörten auf Weisung des Generalstabschefs, Marschall der Sowjetunion M. Sacharow, folgende Militärs: Generaloberst S. Iwanow, Generalleutnant A.I. Gribkow (der Autor dieses Buches), Generalleutnant M. Powali, Generalmajor G. Jelissejew und Oberst W. Kotow.

Unter Mitwirkung einiger anderer Generale und Offiziere des Generalstabs und der Hauptstäbe der Teilstreitkräfte sowie der für die jeweiligen Einheiten zuständigen Haupt- und Zentralverwaltungen des Verteidigungsministeriums wurde unter Beachtung strengster Geheimhaltung der Plan für die Vorbereitung und Durchführung der Operation zur Verlegung und Stationierung sowjetischer Truppen auf der Insel Kuba ausgearbeitet und am 4. Juli 1962 vom Verteidigungsministerium bestätigt. Er bildete die Grundlage für die Erarbeitung aller anderen Pläne und Weisungen.

Der Generalstabschef übertrug die «Operation Anadyr» voll und ganz seinem Stellvertreter und Sekretär des Verteidigungsrates, Generaloberst S.P. Iwanow. Es oblag auch vorwiegend Semjon Pawlowitsch, dem Präsidium des ZK der KPdSU und der Regierung über alle Fragen der Realisierung des Plans Bericht zu erstatten. Die gesamte technische Seite der Verlegung der Truppen nach Kuba hatten die Generale und Offiziere unserer Hauptverwaltung zu lösen.

Da der Arbeitsumfang enorm zugenommen hatte, wurde Ende 1962 auf Befehl des Verteidigungsministers in unserer Verwaltung die Sonderabteilung «Operation Anadyr» gebildet. Ihr gehörten Generale und Offiziere anderer Verwaltungen des Generalstabs sowie auch der Hauptverwaltung Kader sowie der Zentralverwaltungen für Transportwesen und Finanzen an.

Eine besondere Frage war die Ernennung der Führung der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte. Da die Raketeneinheiten die Grundlage bilden sollten, war ursprünglich geplant, das Kommando der Gruppe aus dem Stab einer Raketenarmee zu bilden und in diesen die Abteilungen Marine, Luftabwehr und Luftstreitkräfte einzugliedern. Die Führung der Gruppe sollte Generalleutnant P. B. Dankewitsch, dem Befehlshaber einer Raketenarmee, übertragen werden. Doch unmittelbar vor der Entsendung der Truppen nach Kuba wurde kein Raketenfachmann, sondern Armeegeneral Issa Alexandrowitsch Plijew zum Befehlshaber ernannt.

Die für das Potential der Raketenwaffen empfundene hohe Achtung trübte damals vielen das Urteilsvermögen, weshalb die Ernennung eines Armeegenerals, im Prinzip eines Kavalleristen, nicht von allen Angehörigen der Raketentruppen gebilligt wurde, obwohl Plijew ein berühmter Heerführer des Grossen Vaterländischen Krieges war, der in den Kämpfen gegen das imperialistische Japan, in denen er eine mechanisierte Kavalleriegruppe kommandierte, sein Können in Manövergefechtshandlungen unter Beweis gestellt hatte.

Die Ernennung I.A. Plijews zum Befehlshaber der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte auf Kuba resultierte daraus, dass sie nicht nur aus einer Raketendivision, sondern aus Truppen aller Teilstreitkräfte bestand. Ausserdem genoss I.A. Plijew in den Streitkräften grosses Ansehen, was ebenfalls von Bedeutung war.

Der Fehler des Generalstabs bestand jedoch darin, dass es besser gewesen wäre, den Stab der Gruppe nach dem Muster des Stabs des Militärbezirks Nordkaukasus, den I.A. Plijew kommandierte, zu bilden. Der Stab einer Raketenarmee konnte seiner organisatorischen Struktur nach die Truppen der Gruppe nicht in jeder Hinsicht richtig führen. Später auf Kuba beschwerte sich I.A. Plijew wiederholt über die Zusammensetzung seines Stabs.

Für den Flug nach Kuba wurde I.A. Plijew ein Pass auf den Namen Iwan Alexandrowitsch Pawlow ausgestellt, was ihm äusserst missfiel – er, ein

kampferprobter General, erhielt plötzlich einen anderen Namen. Er weigerte sich allen Ernstes, seine Papiere im Generalstab zu hinterlegen. Unter keinen Umständen wollte er sich davon trennen. Es kostete uns grosse Mühe, ihn zu überzeugen, von nun an unter einem Pseudonym zu arbeiten.

Die Beschwerden der Raketenoffiziere, General Plijew hätte mitunter ihre Division als «Schwadron» bezeichnet, waren nicht allzu ernst zu nehmen. Es ging um etwas anderes. Ihm fehlte das diplomatische Geschick, das unter den schwierigen Bedingungen, unter denen sich die Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in unmittelbarer Nähe der USA befand, für einen engen und ständigen Kontakt zu Fidel Castro in der sich herausbildenden komplizierten Lage so dringend erforderlich war.

Fidel Castro war, bildlich gesprochen, ein eherner Fels in der internationalen revolutionären Bewegung, die nicht nur den amerikanischen Kontinent, sondern die ganze Welt erschütterte. Nur jemand wie er konnte während der Kubakrise den Mut und die Standhaftigkeit aufbringen, seine Idee und den Patriotismus des gesamten kubanischen Volkes den Ambitionen der USA und ihrem enormen Militärpotential entgegenzusetzen.

Für die Zusammenarbeit mit einem Mann dieses Formats hätte an der Spitze der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte ein anderer hoher Militär stehen müssen. Doch nach Chrustschows Auffassung sollte mit der Ernennung von Armeegeneral I.A. Plijew hervorgehoben werden, dass die Sowjetunion keine Atomwaffen einzusetzen beabsichtige und diese nur zur Abschreckung vor einem Angriff auf Kuba dienen sollten.

Die Zusammensetzung der Führungsgruppe der sowjetischen Streitkräfte wurde mit den vorgenommenen Veränderungen am 7. Juli 1962 von Nikita Chrustschow persönlich bestätigt. Zum ersten Stellvertreter des Befehlshabers wurde Generalleutnant P.B. Dankewitsch ernannt, danach folgten Generalmajor P.M. Petrenko (Mitglied des Militärrats und Leiter der Politischen Verwaltung), Generalleutnant P.W. Akindinow (Stabschef), Generalleutnant der Luftstreitkräfte S.N. Gretschko (Stellvertreter für Luftabwehr), Vizeadmiral G.D. Abaschwili (Stellvertreter für die Kriegsmarine), Generalmajor N.R. Pilipenko (Stellvertreter für die rückwärtigen Dienste), Generalmajor L.S. Garbus (Stellvertreter für Gefechtsausbildung), Generalmajor



Fidel Castro mit einer Gruppe sowjetischer Militärberater, Sommer 1962

der Panzertruppen A.A. Dementjew (Stellvertreter und Chef der Gruppe der sowjetischen Militärberater auf Kuba).

Besonders umfassend und umfangreich war das Schlussdokument «Plan der Vorbereitung und Durchführung der Massnahme ‚Anadyr‘», das vom Chef der Hauptverwaltung, S.P. Iwanow, und vom Chef des Generalstabs unterzeichnet und anschliessend vom Verteidigungsministerium bestätigt wurde. Darin wurden die Ziele der Massnahme, die Struktur der Truppen, ihre spezielle Vorbereitung, die Organisation der Verschiffung, das Regime der Geheimhaltung der Truppenverlegung und der Plan der operativen Tarnung dargelegt, den wir mit Vertretern des Komitees für Staatssicherheit und des Aussenministeriums ausgearbeitet hatten.

Die Operation selbst wurde als globales strategisches Manöver zur Verlegung von Truppen und Militärtechnik auf dem Seeweg ausgegeben.

Ich habe bereits zuvor erwähnt, wie schwierig es für uns war, Berechnungen für das Verladen der Truppen auf Schiffe des Ministeriums der Handelsflotte anzustellen. Deshalb wies uns Minister W.G. Bakajew für die Vorbe-

reitung der «Operation Anadyr» den stellvertretenden Leiter einer der Hauptverwaltungen des Ministeriums, J. Karamsin, zu, der sich in den uns interessierenden Fragen sehr gut auskannte.

Zunächst wurde ein Zeitplan für die Einschiffung der Truppen ausgearbeitet, nach dem die Raketendivision als erste auf Kuba eintreffen sollte, weil für die Herstellung ihrer Gefechtsbereitschaft sehr viel Zeit erforderlich war. Doch nach einigen Überlegungen kamen wir zu dem Schluss, dass dies nicht zweckmässig war. In den Entladehäfen und in ihren Startpositionen wären die Raketruppen Flugzeugangriffen und der gegnerischen Aufklärung wehrlos ausgesetzt.

Aus diesem Grund wurde beschlossen, zuerst die Fla-Raketen- und Mot.-Schützeinheiten und dann erst die R-12 und R-14 Raketenregimenter zu verlegen. R. J. Malinowski unterbreitete diese Variante Nikita Chruschtschow, der sie dann auch bestätigte.

Der Leser fragt sich vielleicht, was geschehen wäre, wenn man, wie ursprünglich geplant, mit dem ersten Transport die Raketendivision nach Kuba verlegt hätte. Ich nehme an, dass sich das, was im Oktober geschah, dann schon beträchtlich früher ereignet hätte. Doch das Ergebnis wäre dasselbe gewesen. Die Raketen wären nur unter der Bedingung abgezogen worden, dass die USA sich verpflichteten, Kuba nicht anzugreifen.

Die Stationierung und Dislozierung von fünf Raketenregimentern auf Kuba konnte den Aufklärungsdiensten der USA einfach nicht entgehen.

Natürlich hätte dann eine längere Zeit für die Herstellung der vollen Gefechtsbereitschaft der Raketenregimenter zur Verfügung gestanden. Doch in diesem Fall hätten sie keinen Schutz vor Luftangriffen und Diversionsgruppen des Gegners gehabt.

Um die höchste Geheimhaltung zu wahren, erfolgte die Planung für die Beladung der Schiffe des ersten Transports in einem Arbeitszimmer unserer Verwaltung. Als wir mit J. Karamsin und General Jelissejew allein waren, sagte uns der erfahrene Seemann: «Ich schlage Folgendes vor, Anatoli Iwanowitsch: Vor uns liegen die Pläne aller Schiffe der Klassen, die Ihnen für den Transport der Truppen und der Technik zur Verfügung gestellt werden. Sie nennen mir die Zahl der Leute und die Menge der Militärtechnik mit ihren Abmessungen, und ich verteile sie dann auf die Schiffe. Ich sage

Ihnen, wo man was und in welcher Menge unterbringen kann, wo Ihre Leute mit allen ihren Ausrüstungen Platz finden, usw.»

«Einverstanden, fangen wir an. Beginnen wir mit der Unterbringung der Fla-Raketenkomplexe und der Radarstationen ...»

Das war eine langwierige und einfach ermüdende Arbeit, deren Ende nicht abzusehen war. Doch sie war notwendig. Wir fingen praktisch bei Null an.

Alle errechneten Angaben für jedes Schiff wurden sofort an die Verladehäfen und die dort eingesetzten Leiter der Operativgruppen des Generalstabs übermittelt. Gleichzeitig erhielten die Oberkommandierenden der Teilstreitkräfte Weisungen, welche ihnen unterstellten Einheiten wann zu den Verladehäfen in Marsch zu setzen waren.

Für die unmittelbare Einschiffung waren der Leiter der Operativgruppe des Generalstabs, der Kapitän des jeweiligen Schiffes und der Kommandeur der Einheit verantwortlich. Zu Leitern der Operativgruppen wurden bewährte Militärs, wie beispielsweise Marschall der Artillerie P.K. Kasakow, Admiral N.M. Charlamow und Generaloberst N.I. Tschetwerikow ernannt. Ähnliche Dienstgrade hatten auch die Leiter der Operativgruppen des Generalstabs in den anderen Häfen.

Bei dieser Arbeit war es ausserordentlich wichtig, eine exakte zeitliche Abstimmung zwischen der Bereitstellung der Schiffe und dem Eintreffen der Truppen für die Einschiffung einzuhalten. Bereits die geringste Verzögerung konnte den gesamten Ablauf stören, und zu solchen Pannen kam es zuweilen.

Den Operativgruppen in den Verladehäfen war es verboten, Telefongespräche zu führen. Wenn Massnahmen eingeleitet werden mussten oder eine wichtige Frage zu klären war, kamen Generale oder Offiziere der entsprechenden Verwaltung aus Moskau und klärten vor Ort, was zu tun war.

Auch ich musste wiederholt Häfen, in denen Truppen verladen wurden, aufsuchen. Doch darüber berichte ich etwas später, um nicht den chronologischen Ablauf der Ereignisse zu stören.

Entsprechend dem Plan flog Ende Juni 1962 eine Rekognoszierungsgruppe, die aus Führungspersonal unter Leitung von I.A. Plijew bestand, mit dem ersten Langstreckenflug einer TU-114 auf der Route Moskau-Conakry-Havanna nach Kuba. Dieser Flug wurde als Eröffnung der internationalen

Flugroute Moskau-Havanna deklariert und erfolgte unter dem Zeichen von Aeroflot. Zwei weitere Flugzeuge standen zum Abflug in den nächsten Tagen bereit. Die Gruppe reiste unter der Legende von Spezialisten der Landwirtschaft der UdSSR, Ingenieuren und Technikern für Bewässerung und Melioration (und das bei ihrem militärischen Auftreten!), welche die von der Gruppe S. Raschidows begonnenen Arbeiten fortsetzen sollten.

Übrigens kam diese Gruppe zu der von militärischem Unverständnis zeugenden erstaunlichen Feststellung, dass man auf Kuba leicht und unbemerkt Raketen stationieren könne, denn dort gäbe es viele Palmen.

Inzwischen brachte die schnelle und organisierte Vorbereitung der Truppen auf die Verlegung erste Ergebnisse. So konnte am 7. Juli N.S. Chruschow gemeldet werden, dass das Verteidigungsministerium zur Verwirklichung des Plans «Anadyr» bereit war: «Alle Truppen, die in der Übersicht des Kampfbestandes vorgesehen sind, wurden ausgewählt, aufgefüllt und in Marschbereitschaft versetzt. Die Planung aller Massnahmen zur Verlegung sowjetischer Truppen nach Kuba im Verlaufe von vier Monaten (Juli, August, September, Oktober) ist abgeschlossen. Als erster Tag der Einschiffung wurde der 12. Juli 1962 festgelegt.»

Der Seetransport von Mannschaften und Technik erfolgte mit Passagier- und Frachtschiffen der Handelsflotte aus den Häfen der Ostsee, des Schwarzen Meeres und der Barentssee (Kronstadt, Liepaja, Baltisk, Sewastopol, Feodossija, Nikolajew, Poti, Murmansk).

In den Verladehäfen bereiteten die Mannschaften die Technik und das Gerät für den Seetransport vor. Zur gleichen Zeit führten die Kapitäne der Schiffe mit allen Teilnehmern des Seetransports Sicherheitsübungen für das Verladen und Entladen der Waffen und der Geräte durch. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Aneignung von Fertigkeiten beim Verladen, Unterbringen und Vertäuen der Technik auf den Schiffen geschenkt. Die Mannschaften wurden belehrt, wie sie sich im Katastrophenfall zu verhalten hatten und wie Schwimmwesten und Rettungsboote zu benutzen waren.

Die Verladearbeiten, bei denen Portal- und Schiffskrane verwendet wurden, dauerten zwei bis drei Tage pro Schiff. Die schwere Technik (Panzer, Selbstfahrlafetten, Spezialfahrzeuge) wurde in den unteren Laderäumen verstaut, während die leichtere Technik und die Kraftfahrzeuge in den Zwi-

schendecks und auf Deck untergebracht wurden. Für den Transport einer Luftabwehrdivision wurden 12 Schiffe mit einer Wasserverdrängung von 15'000 bis 17'000 Tonnen benötigt. Für ein Mot.-Schützenregiment standen drei Fracht- und zwei Passagierschiffe zur Verfügung. Die LUNA-Raketendivisionen wurden dann auf Kuba den Mot.-Schützenregimentern zugeteilt.

Anfang August 1962 schickte mich Generaloberst S.P. Iwanow auf Dienstreise, damit ich mich persönlich überzeuge, wie die Einschiffung einer Luftabwehrdivision im Hafen von Feodossija verlief, und ich erforderlichenfalls im Auftrag des Generalstabs Hilfe leisten konnte.

Als ich in Feodossija eintraf, wurde gerade mit der Verladung eines Fla-Raketensregiments unter dem Befehl von Oberst J. Guseinow begonnen, das aus dem Militärbezirk Wolga eingetroffen war. Für die Einschiffung galt ein sehr strenges Regime. Alle Regimentsangehörigen in der Verladezone durften diese nicht mehr verlassen. Die Verladezone wurde von einer Spezialeinheit bewacht, die nur dem Hafenkommendanten unterstellt war. Jede Verbindung zur Aussenwelt wurde abgebrochen – es durften weder Briefe und Telegramme abgeschickt noch Telefongespräche geführt werden. Dasselbe traf für die Schiffsbesatzungen und die Kapitäne zu.

Die Operativgruppe des Generalstabs wurde hier von Marschall der Artillerie Konstantin Petrowitsch Kasakow geleitet. «Man stellt mir ständig nur die eine Frage, wohin wir fahren und warum?» klagte er. «Ich erkläre, dass strategische Grossmanöver mit einer Truppenverlegung auf dem Seeweg über grosse Entfernung bevorstehen. Doch ich spüre, dass man mir nicht glaubt. Man fragt mich immerzu, warum Partei- und Komsomolbücher, Personalausweise und Wehrpässe eingesammelt werden.»

Diese Fragen stellte man auch mir, als ich als bevollmächtigter Vertreter des Generalstabs eintraf. Was konnte ich antworten? Doch nur das gleiche: es finden Manöver statt, in deren Verlauf sich vieles ereignen kann.

Auf den Schiffen wurde emsig gearbeitet. Die Soldaten und Mannschaften bauten in den Zwischendecks Doppelstockkojen. Die an Deck untergebrachten Raketenrampen und Feuerleitstationen wurden zur Tarnung mit Brettern verkleidet, so dass eine Art von Schiffsaufbauten entstand. Ebenso wurden die Feldküchen getarnt, die an Deck aufgestellt waren.

Das Regiment von J. Gusseinow wurde auf dem Frachter «Leninski Komsomol» mit einer Wasserverdrängung von 25'000 Tonnen verladen. Um mögliche Flugzeug- und Schnellbootangriffe abwehren zu können, wurden einige grosskalibrige vierläufige Fla-Maschinengewehre aufgestellt, die mit speziellen Abdeckhauben aus Holz verhüllt wurden. Im Notfall konnten die Abdeckungen mit Hilfe der Schiffskrane heruntergehoben werden.

Um jederzeit gewappnet zu sein, wurde in dem Regiment eine spezielle Gruppe zusammengestellt, die Maschinenpistolen und -gewehre immer griffbereit hatte und im Notfall sowohl Enteroperationen als auch Kampfhandlungen von Bord des Schiffes aus durchführen konnte. «Genosse General», fragte mich ihr Kommandeur, ein sportlich aussehender Artilleriehauptmann, «werden wir weit weg fahren?»

«Weit, Hauptmann, weit...»

«Nun, angenommen, wieviel Tage?»

«Nun, angenommen, ich weiss das nicht», versuchte ich zu scherzen, doch der Scherz misslang. Das las ich von den Augen des Hauptmanns ab. Ich wusste, dass dieser Hauptmann sowie seine Leute bereits abends einen Zivilanzug, ein Hemd und sogar einen Hut erhalten würden. Sie alle würden sich wie rekrutierte Soldaten, die gerade erst eingekleidet wurden, vorkommen und einander nicht mehr sofort erkennen.

Ich hielt mich in den Kajüten auf, wo die Offiziere untergebracht wurden. Die Besatzung des «Leninski Komsomol» musste sehr eng zusammenrücken, aber anders ging es nicht. «Welche Neuigkeiten bringen Sie aus Moskau mit, General?» fragte mich der Kapitän des Schiffes.

«Keine besonderen, die Sie nicht schon kennen.»

«Wohin werden wir denn fahren?»

«Das erfahren Sie alles auf See, Kapitän.»

Ja, sie sollten alles erst erfahren, wenn sie bereits auf dem Meer waren. Vor dem Ablegen erhielten der Regimentskommandeur und der Kapitän des Schiffes einen grossen versiegelten und eingenähten Umschlag. Darin befand sich ein kleinerer Umschlag mit der Anweisung, ihn erst zu öffnen, wenn im Atlantischen Ozean eine bestimmte Position erreicht worden war. Sie sollten dann zu dritt den Umschlag öffnen. Der dritte war ein Mitarbeiter der Sonderabteilung des KGB. Erst dann sollten sie also erfahren, dass sie

von Gibraltar aus nach dem fernen Kuba unterwegs waren, auf der Route von Christoph Kolumbus.

Für die Aufklärungsarbeit unter den Mannschaften enthielt der versiegelte Umschlag Auskunftsmaterial über Kuba. Dieses Material sollte den Offizieren die Aufgabe erleichtern, die Soldaten und Unteroffiziere zu informieren. Es wurde auch empfohlen, Mitglieder der Schiffsmannschaft, die bereits auf Kuba gewesen waren, zu dieser Aufgabe hinzuzuziehen.

Das Auskunftsmaterial wurde übrigens auf unsere Weisung von der Abteilung 7 der Politischen Hauptverwaltung der Armee erarbeitet. Zur Desinformation fertigte diese Abteilung ausser über Kuba auch Auskünfte über Ägypten, Syrien, Indonesien, Korea und unseren Fernen Osten an.

Nachdem wir von der Abteilung 7 das Material erhalten hatten, behielten wir nur die Auskunft über Kuba, alles andere wurde vernichtet. Davon wusste nur der Chef der Politischen Hauptverwaltung, Armeegeneral A.A. Jepschew.

Ich erhielt einen guten Eindruck vom Verlauf der Einschiffung des Regiments und der anderen Einheiten der Luftabwehrdivision. Es gab zwar Verspätungen bei der Bereitstellung von Transportschiffen sowie auch beim Eintreffen der Eisenbahntransporte, doch diese waren nicht sehr beträchtlich. Ich merkte mir aber vor, dass ich nach meiner Rückkehr nach Moskau unbedingt beim Verantwortlichen für das Transportwesen etwas «Druck machen» musste.

Über das Ergebnis meiner Reise erstattete ich Semjon Pawlowitsch Iwanow mündlich Bericht. Das Telefon durfte für Mitteilungen nicht benutzt werden. Während meiner Berichterstattung über die «Operation Anadyr» war erstmals auch Generalleutnant M.I. Powoli, der erste Stellvertreter von S.P. Iwanow, zugegen. Nach Krankheit und Urlaub hatte er gerade erst wieder seinen Dienst angetreten.

Danach begann die übliche Routinearbeit zur Überwachung der Erfüllung des Operationsplans. Alle in unserer Verwaltung eingehenden Informationen aus den Oberkommandos und Verwaltungen wurden in einer speziell gebildeten Abteilung erfasst, die von Oberst I.G. Nikolajew geleitet wurde. Sein Stellvertreter war Oberst W.N. Kotow. Sie arbeiteten auch die täglichen Auskünfte für den Verteidigungsminister aus.

In der Regel gingen Generaloberst S.P. Iwanow und ich mit diesen Aus-

künften zur Berichterstattung bei R.J. Malinowski. Eine Zeitlang verlief alles normal. Doch dann nahm einmal Rodion Jakowlewitsch, nachdem er die vorgelegte Auskunft gelesen hatte, die Brille ab, legte unseren Bericht zur Seite und fragte: «Sie beschreiben hier, dass alles nach Plan verläuft – soviel wurde abgeschickt, soviel ist eingetroffen. Aber wie ist es denn eingetroffen? Was ist mit den Schiffen und den Menschen unterwegs geschehen? Sie fahren schliesslich durch den Bosphorus, die Dardanellen, Gibraltar, das Skagerrak, das Kattegat und das Nordmeer. In allen diesen Gewässern kreuzen unzählige Schiffe und U-Boote der NATO. Und über den Schiffen kreisen wahrscheinlich wie Geier die Flugzeuge der Länder dieses Militärblocks. Verläuft wirklich alles gut? Ich für meinen Teil weiss es nicht. Ich hätte es aber gern gewusst...»

Wir schluckten schweigend die bittere Pille und waren uns dessen bewusst, wie recht der Minister hatte. Doch wir hatten keine Verbindung, weder mit Kuba noch unseren Schiffen auf See.

Doch die Handelsflotte hatte sie. Wir nahmen Verbindung zu ihr auf und erhielten nun täglich gegen 7 Uhr Übersichten über die Standorte der Schiffe, Situationsberichte und Meldungen über Zwischenfälle auf See. So konnten wir dann doch in den Auskünften für den Minister die von ihm verlangten Angaben machen.

In den ersten Septembertagen unternahm ich eine weitere Dienstreise im Zusammenhang mit der «Operation Anadyr». Diesmal fuhr ich nach Sewastopol, wo die Raketendivision unter Befehl von Generalmajor I.D. Stazenko verladen wurde.

Die Raketen wurden in einem Schiff vom Typ «Poltawa» verfrachtet, das sehr grosse Laderäume hatte. Ein Kran hob die langen Container mit den Raketen in das Schiff.

Die Lage hier war der in Feodossija ähnlich. Die Operativgruppe des Generalstabs leitete Admiral Nikolai Michailowitsch Charlamow – ein Seemann, der Sewastopol gut kannte. Für diese Stadt, den Hauptstützpunkt der Schwarzmeerflotte, galten besondere Sicherheitsbestimmungen. Dies erleichterte etwas die Bedingungen für die Geheimhaltung. Aber auch hier wurden die Raketentruppen, nachdem sie die Tore der Verladezone passiert hatten, gleichsam vom übrigen Territorium des Landes abgeriegelt.

Die Eisenbahntransporte mit der Waffentechnik und den Bedienungsmannschaften fuhren bis zu den Verladerampen, wo die Raketen dann mit dem Schiffskran direkt vom Eisenbahnwaggon in die Laderäume gehoben

wurden. Gearbeitet wurde hier Tag und Nacht.

Die Offiziere und Soldaten der Raketentruppen stellten mir die gleichen Fragen wie die Männer in Feodossija. Und ich gab die gleichen Antworten.

Was Mängel anbelangt, so waren sie ähnlicher Art: Es gab Verzögerungen bei der Bereitstellung der Schiffe und beim Eintreffen der Eisenbahntransporte.

Mir fiel auf, dass nach dem Verladen der Raketen die Krane von den Eisenbahnwaggons grosse Stahlbetonplatten in das Innere der Frachtschiffe hoben. Das waren Starttische, sie sollten als Hilfsmittel beim Entladen und beim Beziehen der Startpositionen dienen. Die Weisung, auf jeden Fall diese Platten mitzunehmen, hatte die Raketendivision noch am früheren Dislozierungsort vom Hauptstab der Raketentruppen erhalten. Ich hielt dies für sehr vernünftig, denn damit liess sich die Aufstellung der Raketen am neuen Standort beschleunigen.

Die Unterbringung der Bedienungsmannschaften auf den Schiffen gefiel mir überhaupt nicht. Die Leute waren in den Frachträumen wie Heringe zusammengepfercht untergebracht. Ich versuchte mit Unterstützung von Admiral N.M. Charlamow, die Frachten etwas umzugruppieren, um mehr Platz für die Leute zu schaffen. Doch eine wesentliche Verbesserung konnten wir nicht erreichen.

Mir war ja bekannt, dass diese Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere fast einen Monat auf dem Meer in diesen von der Sonne erhitzten halbverschlossenen Stahlkammern verbringen mussten und ihnen nur nachts gruppenweise gestattet war, an Deck zu gehen und frische, belebende Meeresluft zu schnappen.

Leider trafen meine schlimmsten Befürchtungen ein. In den letzten Auskunftsberichten für den Verteidigungsminister wurden bereits Krankheits- und sogar Todesfälle von Militärangehörigen während der Überfahrt gemeldet. Sie wurden auf Seemannsart bestattet – in Segeltuch eingenäht und dem Meer übergeben.

Die mangelnde Erfahrung beim Seetransport von Personen über grosse Entfernungen zeigte direkte Auswirkungen. Fast die Hälfte der Mannschaften wurde seekrank. Angeblich soll ja auch Admiral Nelson sein Leben lang an Seekrankheit gelitten haben, obwohl er sich mehr auf Schiffen als an Land aufgehalten hat.



Ein sowjetisches Handelsschiff mit Raketenrüstungen an Bord auf der Fahrt nach Kuba. Noch ist der Atlantik nicht erreicht, die Soldaten dürfen sich an Deck aufhalten.

Glücklicherweise beeinträchtigte die Seekrankheit, bis auf sehr wenige Ausnahmen, nicht die Kampffähigkeit der Betroffenen. Sie ertrugen standhaft alle Schwierigkeiten und Entbehrungen. Oberst A.F. Schorochow, Politoffizier eines Mot.-Schützenregiments und während der Überfahrt beauftragter Transportleiter auf dem Schiff «Chabarowsk», erinnerte sich an die Vorgänge:

«Am 20. August näherten wir uns einer Inselgruppe. Das Meer war stürmisch und das Schiff schaukelte stark. Alle unsere Soldaten und Offiziere litten an Seekrankheit. Nachts haben findige Soldaten zwei Fässer mit sauren Gurken geöffnet und diese gegessen. Das half etwas gegen die Seekrankheit. Doch ein Übel kommt selten allein. Der Chefarzt des Regiments, Major A.I. Shirnow, musste zusammen mit dem Schiffsarzt einen Unteroffizier operieren, der akute Blinddarmentzündung hatte. Die Operation verlief normal, obwohl wir alle sehr besorgt waren.

Wir sind bereits zehn Tage unterwegs. Ringsum blaues Meer. Die Hitze



In den karibischen Gewässern vor Kuba: Ein amerikanisches Aufklärungsflugzeug umkreist im Tiefflug eines der sowjetischen Handelsschiffe mit Truppen und Ausrüstungen an Bord.

ist erdrückend, so dass wir uns bis auf die Unterhosen entkleiden. Nachts sucht sich jeder ein ruhiges Plätzchen an Deck.

Tagsüber umkreisen amerikanische Flugzeuge unser Schiff. Ein Kriegsschiff nimmt Funkverbindung zu unserem Frachter auf und will uns kontrollieren. Wir sind jedoch nur auf Empfang und senden nicht. Am Morgen weckte mich das laute Dröhnen eines Flugzeugs. Ein amerikanisches Jagdflugzeug flog so niedrig über unser Schiff hinweg, dass es fast die Masten berührte. Die Küste Kubas ist in Sicht.»

Wenn Schiffe dann obendrein noch in schwere Stürme geraten waren, konnte man bei der Ankunft in Kuba folgende Worte hören: «Keine zehn Pferde bringen mich noch einmal auf einen solchen Kahn. Solange man nach Russland keine Brücke baut, werde ich auf keinen Fall den Ozean wieder überqueren!»

Doch als später die Zeit der Rückreise in die Heimat näherrückte, hörte es sich anders an: «Gut, ich bin bereit, diese Seekrankheit zu ertragen, um

nur möglichst schnell wieder in der Heimat zu sein.»

Diese Worte brachten das Heimweh, die Sehnsucht nach der Familie und den Verwandten zum Ausdruck.

Auch die Frage der Versorgung mit Lebensmitteln war nicht sorgfältig durchdacht. Der für zwei Monate berechnete Vorrat wurde bereits in den früheren Dislozierungsorten in Empfang genommen, zusammen mit den Einheiten per Bahn transportiert und dann auf die Schiffe verladen. Das hatte zur Folge, dass beispielsweise die in Kisten verladene Butter während der Überfahrt im heissen Klima der Karibik einfach zerfloss und auf einigen Schiffen die leeren Kisten in Butterlachen schwammen.

Trotzdem verlief der Alltag auf den Schiffen in geregelter Rhythmus: Unterricht und Politinformationen, Gespräche und Probealarm wechselten einander ab. Es wurden Filme gezeigt und sogar Auftritte von Laienkünstlern organisiert.

Ich halte es für angebracht, etwas zu den Massnahmen zur Gewährleistung der Geheimhaltung zu sagen, denn davon hing in vieler Hinsicht der Erfolg der Operation ab. Es ging darum, den ausländischen Aufklärungsdiensten keine Möglichkeit zu geben, die Vorbereitung der Truppen und Technik auf die Verlegung nach Kuba zu enthüllen.

Aus diesem Grund wurde die gesamte Vorbereitung der Truppen und der Technik, wie zuvor schon erwähnt wurde, als Vorbereitung auf die Teilnahme an einem strategischen Grossmanöver, das vom Verteidigungsministerium durchgeführt wird, deklariert. Zur Komplettierung, Zusammenstellung und Auffüllung der Einheiten und Verbände mit Personal, Technik und Ausrüstungen sowie zur Entsendung der Truppen aus den Verladehäfen wurde nur ein sehr begrenzter Kreis von Personen hinzugezogen. Die Konzentration der Mannschaften, Waffen und Technik in den Verladerräumen, und das Verladen auf Eisenbahnwaggons erfolgten nachts unter verstärkter Bewachung. Die Bestimmungsorte und die Fahrtrouten der Eisenbahntransporte waren den Mannschaften nicht bekannt. Es war streng verboten, während der Fahrt von unterwegs Briefe oder Telegramme abzuschicken.

Nachdem die Eisenbahntransporte in den Bestimmungshäfen eingetroffen waren, wurden die Mannschaften in den nahegelegenen Garnisonen untergebracht, die sie nicht verlassen durften. Den Besatzungen der Schiffe,

die für die Truppenverlegung vorgesehen waren, wurde verboten, an Land zu gehen und zu schreiben. Die Verlegung der Mannschaften aus den Garnisonen in die Verladehäfen erfolgte nur mit Fahrzeugen der betreffenden Einheiten und der Garnisonen des Standorts.

Um während der Überfahrt die Geheimhaltung zu gewährleisten, wurden Kampftechnik und Spezialtechnik in den Laderäumen und Zwischendecks verstaut, während Kraftfahrzeuge und Traktoren auf dem Oberdeck untergebracht wurden. Damit sollte der Anschein erweckt werden, dass landwirtschaftliche Maschinen transportiert werden. Spezialtechnik, die auf Deck verstaut werden musste (Raketen und Raketenschnellboote), wurde mit Brettern verkleidet und mit Blechen ummantelt, um Infrarotaufnahmen zu verhindern.

Die Mannschaften durften sich nur in beschränkter Zahl an Bord aufhalten. Als sich die Transporte den Bahamas näherten, ständig von Flugzeugen der US-Air Force und von Schiffen der US-Navy begleitet, wurde der Aufenthalt an Deck überhaupt verboten. Die Luken der Zwischendecks, in denen die Mannschaften untergebracht waren, wurden mit Zeltplanen verschlossen. Frischluft gelangte nur durch Ventilatoren ins Innere. Die Aufenthaltsbedingungen waren sehr schwer, in den Zwischendecks herrschten Temperaturen von 50 Grad. Essen wurde nur zweimal täglich während der Nacht ausgegeben, auf einigen Schiffen war sogar die Toilettenbenutzung reglementiert.

Ich erinnere mich, dass unsere Seeleute bei der Durchfahrt durch den Bosphorus niemals die Dienste von Lotsen in Anspruch genommen haben. Keines unserer Schiffe wurde von einem Ausländer betreten.

Als das Passagierschiff ‚Nachimow‘ mit etwa zweitausend Militärangehörigen aus dem Schwarzen Meer auslief, schrieb die Zeitung ‚Sarja Wostoka‘: «Mit dem Passagierschiff ‚Nachimow‘ reisen zum erstenmal Touristen nach Kuba.» Doch die Haare dieser sogenannten Touristen, in der Mehrzahl junge Soldaten, waren nach militärischer Vorschrift noch kurzgeschoren. Als das Schiff die Meerenge durchfuhr, durften sie die Schönheiten der Natur nicht von Deck aus, sondern nur durch die Kabinenfenster betrachten.

Alle diese und viele andere Massnahmen ermöglichten, die Konzentration der Truppen und ihre Verlegung nach Kuba geheimzuhalten. Die ame-

rikanische Aufklärung erfuhr von dieser Operation erst, als sich der grössere Teil der Truppen und der Technik bereits auf dem Territorium Kubas befanden.

Die Dislozierungsgebiete und die Stützpunkte der Verbände und Einheiten der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte auf Kuba wurden vom Generalstab festgelegt. Am 12. Juli 1962 traf eine zweite operative Vorausabteilung mit einer Stärke von 67 Mann auf Kuba ein, um die Dislozierung zu präzisieren, sich mit den Basierungs- und Stationierungsbedingungen vertraut zu machen und mit der Führung der Revolutionären Streitkräfte Kubas alle Fragen abzustimmen, die mit der Konzentration und Unterbringung der Truppen verbunden waren.

Zur Klärung aller Fragen hielt sich bei der Führung der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte ständig ein mit grossen Vollmachten versehener Vertreter des Ministers der Revolutionären Streitkräfte Kubas auf.

Die eingereisten Offiziere wurden in Rekognoszierungsgruppen von je 2 bis 3 Mann eingeteilt, welche die gesamte Vorbereitungsarbeit für die Stationierung der Truppen durchführten. Für die Gesamtleitung und Koordinierung der Tätigkeit aller Rekognoszierungsgruppen war der Leiter der Gruppe verantwortlich, während die unmittelbare Arbeit dieser Gruppen vor Ort von seinen Stellvertretern für die einzelnen Waffengattungen geleitet wurde.

Die Rekognoszierungsgruppen hatten die Aufgabe, die vom Generalstab festgelegten Dislozierungsgebiete der Verbände und Einheiten zu präzisieren und erforderlichenfalls, wenn sie aus irgendwelchen Gründen den Anforderungen nicht entsprachen, andere Gebiete auszuwählen. Bei der Festlegung der Anforderungen an die Dislozierungsgebiete der Truppen wurden von der Führung der Gruppe operativ-taktische Erwägungen für den Gefechtseinsatz der Verbände und Einheiten als ausschlaggebend betrachtet.

Grosse Aufmerksamkeit wurde hierbei auch dem Aspekt geschenkt, dass es in den Dislozierungsgebieten Wasserquellen gab, die den Wasserbedarf der Truppen decken konnten. Unter tropischen Klimabedingungen ist diese Frage von ausserordentlicher Bedeutung, denn davon hängt in beträchtlichem Masse die Kampffähigkeit der Einheiten und Verbände ab.

Weiterhin wurde berücksichtigt, dass die ausgewählten Gebiete nach allen Richtungen grosse Manövrierfähigkeit, normale feldmässige Unterbrin-

gung der Truppen und Tarnung gewährleisteten. So wurde eine Truppenstationierung in Waldmassiven immer als zweckmässig und wünschenswert erachtet, weil sie als Tarnung gegen luft- und bodengestützte Aufklärung dienen, die Mannschaften vor den sengenden Sonnenstrahlen in den Sommermonaten schützen, Schatten werfen konnten usw.

Doch wie sich später herausstellte, war die Truppenstationierung in Wäldern unter kubanischen Bedingungen mit zahlreichen Schwierigkeiten verbunden. Es gibt hier nur kleine Waldmassive, die in der Regel aus vereinzelt Palmenhainen oder dichtem Buschwerk bestehen, worin kein Lüftchen weht, so dass es unerträglich schwül und heiss ist. Ausserdem herrschte in den Wäldern immer hohe Luftfeuchtigkeit, die sich negativ auf die Konservierung und Wartung der Technik und den physischen Zustand der Mannschaften auswirkte. Und schliesslich gibt es in den Wäldern des Ostteils der Insel eine grosse Zahl giftiger Bäume («Guao»), deren Berührung bei den betroffenen Personen offene Wunden hervorruft. Alle Faktoren führten schliesslich dazu, auf eine direkte Stationierung der Truppen in den Wäldern zu verzichten.

Die anhand von Karten ausgewählten Dislozierungsgebiete vieler Einheiten mussten aus diesen und anderen Gründen geändert werden.

Gleichzeitig mit der Rekognoszierung der Dislozierungsgebiete der Truppen studierte ein Teil der Offiziere der operativen Vorausabteilung die Seehäfen Kubas, die Ausrüstung der Hafenanlagen, die Tragkraft der Krane, den Zustand der Anschlussgleise zu den Häfen, die Bedingungen für die Tarnung der Entladearbeiten in den Häfen usw.

Im Ergebnis dieser Studien wurden elf Häfen (Havanna, Mariel, Cabajans, Bahia-Onda, Matansas, La Isabella, Nuevitas, Nicaro, Cassilda, Cienfuegos und Santiago de Cuba) ausgewählt, in die die Schiffe mit den Truppen und der Militärtechnik einlaufen sollten, da sie den Anforderungen weitestgehend entsprachen.

Am 26. Juli 1962 erreichten die Transportschiffe mit den Truppen und der Technik Kuba. Als erstes Schiff traf im Hafen von Havanna die «Maria Uljanowa» ein, danach folgten vom 27. bis 31. Juli 1962 neun weitere Schiffe. Die Offiziere der operativen Vorausabteilung nahmen die ersten Schiffe in Empfang und organisierten die Ausschiffung und Unterbringung

der Truppen in den Dislozierungsgebieten. Am 29. Juli 1962 traf mit dem Schiff «Latwija» das Personal des Führungsstabs der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte ein. Von nun an organisierte der Stab der Gruppe den Empfang und die Unterbringung der eintreffenden Truppen.

Es wurden Hafenkommendanten ernannt, die für den Empfang der Schiffe, für entsprechende Lotsendienste sowie für Verhandlungen mit Vertretern der kubanischen Streitkräfte über Fragen verantwortlich waren, die mit der Entladung der Schiffe, der Bewachung der Technik in den Häfen und der Bereitstellung der notwendigen Anzahl von Transportmitteln durch die kubanischen Streitkräfte zusammenhingen.

Das Entladen der Technik und der Frachten erfolgte im Wesentlichen mit den Hebevorrichtungen auf den Schiffen, nur in einigen Häfen (Havanna, Mariel, Cassilda) wurden Schwimmkrane und Autokrane eingesetzt. Technik und Frachten, die dem Aussehen nach Wirtschaftsgütern ähnelten, wurden Tag und Nacht entladen, Panzer, Raketen- und Spezialtechnik nur im Schutze der Nacht.

Seit Ende August 1962, nachdem die Hauptmasse der Truppenfahrzeuge eingetroffen war, wurden alle Transporte aus den Häfen in die Dislozierungsgebiete der Einheiten vom Fuhrpark der sowjetischen Truppen durchgeführt. Nur übergrosse Frachten und Kettenfahrzeuge wurden, da die Gruppe der sowjetischen Streitkräfte nicht über Tiefladehänger verfügte, bis zum Ende der Truppenverlegung von Fahrzeugen der Revolutionären Streitkräfte Kubas transportiert.

Vor dem Entladen der Schiffe wurde das Hafenterritorium sorgfältig überprüft, dann hielten die kubanischen Streitkräfte Wache. Ausser der Bewachung des Hafens wurde auch eine direkte Wache auf den Schiffen selbst durch die eingetroffenen Truppen organisiert. Vom Meer her wurden die Häfen durch einzelne Feuerstellungen der Kubaner überwacht, die sich an der Einfahrt zur Bucht befanden. Vor einigen Buchten patrouillierten Küstenwachboote.

Für die Begleitung der Marschkolonnen stellte die kubanische militärische Führung auf Ersuchen der Hafenkommendanten eine Schutzmannschaft in der Stärke von ein bis zwei Sicherungsgruppen. Die Angehörigen der sowjetischen Streitkräfte, die die Marschkolonnen mit Spezialtechnik und Frachten begleiteten, trugen kubanische Armeeeinheiten. Alle Befehle während des Marsches wurden in Spanisch gegeben.

Bezeichnungen von Verbänden und Einheiten sowie militärische Dienstgrade von Kommandeuren wurden, insbesondere in Anwesenheit fremder Personen, nicht genannt. Schriftlicher Verkehr zwischen dem Stab der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte und den Einheiten und Verbänden war verboten. Befehle und Weisungen wurden mündlich, persönlich oder über die Offiziere der entsprechenden Verwaltungen, Abteilungen und Dienste übermittelt. Funktechnik durfte während der gesamten Zeit der Truppenkonzentration nicht benutzt werden. Insgesamt verlief die Konzentration und Stationierung der Truppen auf dem Territorium der Republik Kuba organisiert und termingemäss ab.

Dennoch hat eine Reihe von organisatorischen Fehlern den Empfang der eintreffenden Truppen auf Kuba erschwert und zusätzliche Schwierigkeiten bei ihrer Stationierung in den Dislozierungsgebieten geschaffen. So wurden beispielsweise keine Parolen für die Kapitäne der Schiffe und die sie aufsuchenden Vertreter des Kommandos der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte vor dem Einlaufen in die Häfen vereinbart. Daher mussten die Kapitäne der Schiffe und die Transportleiter Befehlen zur Umleitung von Transporten und zum Anlaufen anderer Häfen Folge leisten, ohne dass sie sich vollkommen sicher waren, dass deren Überbringer wirklich Vertreter der militärischen Führung waren. Es gab sogar einen Fall, in dem der Kapitän des Schiffs «Chimik Selinski» bei der Annäherung eines kubanischen Küstenwachboots, auf dem sich unsere Empfangsgruppe befand, diese Gruppe nicht an Bord liess und ausserdem noch das Schiff aus der Küstenzone wieder ins offene Meer führte. An solchen Unstimmigkeiten trug offensichtlich der Generalstab die Schuld.

Die auf Kuba eintreffenden Truppen wurden auf alle sechs Provinzen verteilt, deren natürliche und geographische Bedingungen sich beträchtlich unterschieden. Dieser Unterschied war ausschlaggebend für den Charakter und den Umfang der von den Truppen durchgeführten Pionierarbeiten. Die meisten Dislozierungsgebiete waren Freiflächen ohne irgendwelche Gebäude, die als Unterkünfte hätten dienen können. Das Strassennetz fehlte oder war schwach entwickelt, ausserdem gab es in einigen Fällen keine Wasserversorgung. Es waren daher gewaltige Anstrengungen erforderlich, um die erforderlichen Lebensbedingungen für die Truppen und die Kampfführung zu schaffen.



Einrichtung der Raketenstellungen auf Kuba. Während einer Inspektion vor Ort: der kubanische Minister der Streitkräfte, Raul Castro (4. v.l.), und der Kommandeur eines Mot. Schützenregiments, Dimitri Jasow (rechts neben ihm). Er wurde später in den achtziger Jahren Verteidigungsminister der UdSSR und war unter den Verschwörern des August-Putsches von 1991.

Der technische Ausbau der Stationierungsräume der eintreffenden Truppen schloss auch die Errichtung von feldmässigen Unterkünften sowie den Bau und die Ausrüstung von Start- und technischen Stellungen für die Raketen- und andere Gefechtstechnik, von Wach- und Verteidigungseinrichtungen (Stacheldrahtzäune, Schützengräben usw.) ein. Diese Arbeiten erfolgten gleichzeitig mit der Vorbereitung der Gebiete auf den Gefechtseinsatz.

In erster Linie wurden Start- und technische Stellungen für die Raketenruppen, die Luftverteidigung, die FKR-Marschflugkörper und die küstengestützten SOPKA-Raketen errichtet. Für den Bau dieser wichtigsten Objekte wurde der grösste Teil der Pioniertechnik und -kräfte, über welche die Gruppe der sowjetischen Streitkräfte verfügte, eingesetzt.

Der technische Ausbau der Feldpositionen der Raketentruppen erfolgte durch die Divisionskräfte mit Unterstützung der Technik eines Pionierbataillons und eintreffender Pionierzüge. Die Errichtung der Startstellungen dauerte 8 bis 15 Tage, was von den Arbeitsbedingungen, der Personalstärke der zu den Arbeiten hinzugezogenen Mannschaften der Startbatterien und den vorhandenen Maschinen und Geräten abhing. Die restlichen Arbeiten (Errichtung von Gebäude, Ausheben von Schützen- und Laufgräben usw.) führten Kräfte der Raketendivision und der Baubrigade unter Verwendung von Maschinen, Geräten und Spezialisten des Pionierbataillons aus.

Beim technischen Ausbau der Positionen der Raketeinheiten wurde grosse Aufmerksamkeit der Errichtung von Sperren gewidmet, denn die Nähe des amerikanischen Territoriums, die nach allen Seiten offene und unzureichend kontrollierte Seegrenze begünstigten ja förmlich die Entsendung von Diversions- und Aufklärungsgruppen nach Kuba. Ausserdem begannen nun Flugzeuge der US-Air Force systematisch kubanisches Territorium zu überfliegen. Am 14.10.1962 überflogen Flugzeuge vom Typ F-104 in geringer Höhe (100 bis 300 Meter) wiederholt Truppenstellungen. Aus politischen Gründen hatten die Truppen der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte und die Revolutionären Streitkräfte Kubas keinen Befehl zu ihrem Abschuss.

Der technische Ausbau der Dislozierungsgebiete der Mot.-Schützenregimenter berücksichtigte den Schutz unserer Garnisonen vor möglichen Angriffen konterrevolutionärer Banden und Diversionsgruppen. Deshalb wurden alle militärischen Wohnsiedlungen der Mot.-Schützenregimenter mit einem Stacheldrahtzaun umgeben. An gefährdeten Abschnitten wurden tiefe Schützengräben ausgehoben. Zur gleichen Zeit errichteten die Angehörigen der Mot.-Schützenregimenter Feldunterkünfte.

Beim technischen Ausbau der Positionen der Truppen der Luftabwehr gab es auch eine Reihe von Besonderheiten im Zusammenhang mit den natürlichen, klimatischen und Bodenbedingungen. Die geringe Bodenschicht über steinigem Untergrund und der hohe Grundwasserspiegel in einigen Gebieten bedingten, dass Schützengräben und Unterstände durch Aufschüttungen geschaffen wurden.

Die Einheiten der Luftabwehr haben alle Arbeiten des Stellungsbaus mit

eigenen Kräften ausgeführt und dabei örtliche Hilfsmittel verwendet. Die Arbeiten wurden mit grosser Anspannung und nach einem Ablaufplan ausgeführt, der die ständige Gefechtsbereitschaft gewährleistete. Trotz der hohen Temperatur und Feuchtigkeit, selbst bei strömendem Regen, wurde täglich 10 bis 12 Stunden gearbeitet.

Die Fliegereinheiten der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte wurden auf den vorhandenen Flugplätzen stationiert. Der technische Ausbau beschränkte sich hier auf die Instandsetzung des Strassennetzes, die Montage von Plattenbauten für Kasernen und die Unterbringung der technischen Dienste.

Die zu den Luftstreitkräften gehörenden FKR-1 Marschflugkörper-Regimenter bauten sich ihre Positionen selbst aus. Im Startgebiet rodeten sie den Wald, um Schussfreiheit zu erhalten. Sie errichteten Raketenstartplätze, schufen Tarnungen und gruben Schützen- und Laufgräben für die Selbstverteidigung. Ähnliche Arbeiten führten auch die Mannschaften der küstengestützten SOPKA-Raketen-Regimenter aus.

So begann die praktische Verwirklichung der Massnahmen, die mit der «Operation Anadyr» auf Kuba verbunden waren.

# Ein Schritt vor dem Abgrund

Die Verlegung der Truppen nach Kuba verlief normal, und die Berichte der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte auf Kuba an den Generalstab gaben keinen Anlass zur Besorgnis. Im Generalstab wurde die internationale militär-politische Lage aufmerksam verfolgt. Besondere Aufmerksamkeit fanden die Ereignisse auf Kuba. In den ersten Oktobertagen liess Verteidigungsminister Malinowski Generaloberst S.P. Iwanow und mich zu sich kommen. Rodion Jakowlewitsch bat uns sofort, Platz zu nehmen, was selten vorkam, weil er in der Regel seine Gesprächspartner im Stehen anhörte. Daraus entnahmen wir, dass es sich um ein längeres Gespräch handeln würde. Der Minister blickte uns irgendwie besonders aufmerksam an, als sehe er uns zum erstenmal, und sagte:

«Ich bin gerade bei Frol Romanowitsch (F.R. Koslow, Mitglied des Präsidiums des ZK der KPdSU, Sekretär des ZK der KPdSU) gewesen. Von ihm erfuhr ich, dass beschlossen wurde, eine Gruppe verantwortlicher Mitarbeiter des Verteidigungsministeriums nach Kuba zu entsenden. Sie sollen unsere Truppen unterstützen und die Verwirklichung der gefassten Beschlüsse kontrollieren. Semjon Pawlowitsch, wen schlagen Sie als Leiter der Gruppe vor? Er wird dort auch mein persönlicher Bevollmächtigter sein.»

Semjon Pawlowitsch antwortete sofort: «Am besten, wir vertrauen diese Aufgabe General Gribkow an, Genosse Minister. Anatoli Iwanowitsch ist bestens informiert, er kennt alle Pläne und Aufgaben, die die Truppen I.A. Plijews zu erfüllen haben.»

«Gut, ich bin einverstanden», sagte der Minister nach kurzem Nachdenken. «Die Aufgabe der Gruppe ist nicht leicht und die des Leiters noch schwieriger. Deshalb wählen Sie Generäle und Offiziere aus, die ihr Metier verstehen. Alle Teilstreitkräfte müssen vertreten sein. Sie sind bestens zu

instruieren. Melden Sie mir bitte, Genosse Gribkow, wann die Gruppe abflugbereit ist. Ich werde mit Ihnen dann noch über Einzelheiten sprechen.»

Dieses Gespräch fand zwei Tage später statt. Ich meldete dem Minister, dass die aus acht Mann bestehende Gruppe für die Erfüllung der Aufgabe abflugbereit sei. Rodion Jakowlewitsch sah aufmerksam die Liste der abkommandierten Generäle und Offiziere durch, bestätigte sie und sagte dann:

«Wenn alle Raketeneinheiten in volle Einsatzbereitschaft versetzt worden sind, melden Sie mir das persönlich. Nur mir, keinem anderen. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, die Gefechtsbereitschaft der Raketen zu kontrollieren. Informieren Sie Genossen Plijew, dass die Weisungen, die er von Nikita Sergejewitsch persönlich hinsichtlich des Einsatzes der R-12, R-14 und LUNA-Raketen erhalten hat, exakt zu erfüllen sind. Die Raketendivision darf nur, ich wiederhole, nur mit persönlicher Genehmigung des Obersten Befehlshabers Nikita Sergejewitsch Chruschow eingesetzt werden. Sie wissen, dass wir diese Raketen auf Kuba stationieren, um eine mögliche Aggression der Vereinigten Staaten von Amerika und ihrer Verbündeten zu verhindern. Wir wollen keinen Atomkrieg auslösen, das liegt nicht in unserem Interesse. Die taktischen LUNA-Raketen soll er nach eigenem Ermessen im Fall einer Aggression seitens der USA und einer unmittelbaren Landung von Truppen an der Küste einsetzen. Die LUNA-Raketen dürfen nicht überstürzt eingesetzt werden. Deshalb muss Plijew zu jeder Raketeneinheit eine stabile und zuverlässige Draht- und Funkverbindung haben. In keinem Fall dürfen Raketen ohne Einsatzgenehmigung gestartet werden. Achten Sie besonders darauf, dass die Positionsräume der Raketen entsprechend dem Plan von eigenen Kräften und Mot.-Schützenregimentern bewacht und vor Luftangriffen durch Fla-Raketen geschützt werden.»

Der Minister stand auf, ging im Arbeitszimmer auf und ab und blieb dann vor mir stehen. «Die Bereitschaft der Raketentruppen melden Sie mir verschlüsselt. Den Inhalt des Codes kennen nur wir beide.»

Er dachte etwas nach, schaute mich direkt an und sagte prononciert: «Die verschlüsselte Meldung lautet: ‚An den Direktor. Die Zuckerrohrernte ist erfolgreich beendet.‘ Ab diesem Zeitpunkt läuft dann die gesamte Korrespondenz zwischen uns und der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte nur noch unter dem Codewort ‚Direktor‘. Sagen Sie das auch Plijew.»

Ich musste den Satz noch zweimal wiederholen, dann wünschte er mir gute Reise.

Meiner Gruppe gehörten Vertreter aller Teilstreitkräfte an: General A.S. Buzki – strategische Raketen truppen, General M.R. Naumenko – Luftverteidigung, General N.G. Sytnik – Luftstreitkräfte, Oberst A.P. Saprykin – Landstreitkräfte. General Buzki war schon vorausgeflogen und schloss sich auf Kuba unserer Gruppe an.

Der Abflug der Gruppe war für den 14. Oktober mit einer TU-114 festgelegt. Sie sollte in Dakar, der Hauptstadt von Senegal (Westafrika), zwischenlanden, weil der Flughafen von Conakry (Guinea), der einst mit unserer Hilfe gebaut wurde, zur damaligen Zeit bereits für sowjetische Flugzeuge gesperrt war.

Über dem Mittelmeer fiel eines der vier Triebwerke des Flugzeugs aus. Der Leser kann vielleicht unsere Stimmung und Gefühle nachempfinden. Die Passagiere schauten immer wieder aus dem Fenster, um sich zu überzeugen, dass die anderen drei Triebwerke noch arbeiteten. Das Flugzeug hatte Funkverbindung mit Moskau. Der Kommandant erhielt die Weisung umzukehren. Als Ausweichflughäfen wurden Belgrad, Budapest und Kiew genannt. Mit drei Triebwerken landeten wir jedoch am 15. Oktober gegen Morgen wieder wohlbehalten in Moskau.

Wir wurden von meinem Stellvertreter, Generalmajor G. Jelissejew, empfangen, der uns den Befehl des Ministers übermittelte, noch am gleichen Tag um 23 Uhr mit einem anderen Flugzeug nach Kuba zu fliegen, da sich dort die Lage zuspitzte. Uns wurde gesagt, wir brauchten uns nicht um unser Gepäck zu kümmern. Es würde in das Flugzeug gebracht, mit dem wir abends fliegen sollten. Wir dankten insgeheim der Aeroflot für diesen Service, doch das sollte sich als verfrüht erweisen.

Am Abend flogen wir dann erneut in Richtung auf das unbekannte und ferne Kuba. Über dem Meer erklärte uns die Stewardess das Anlegen der Schwimmwesten im Fall einer Notwasserung. Das Problem bestand nur darin, dass wir sie vergeblich unter unseren Sitzen suchten. Als wir danach fragten, sagte die Stewardess, die Schwimmwesten befänden sich im Frachtraum der Maschine. Einer von uns beschloss, das zu überprüfen. Tatsächlich waren Schwimmwesten und andere Rettungsmittel vorhanden, doch man konnte nicht an sie gelangen, weil die ganze Gepäckladung davorgestellt

war. Ich fragte: «Sagen Sie bitte, wie wollen Sie denn im Notfall rechtzeitig Ihre Schwimmwesten verteilen?»

Darauf erklärte das schlanke, hübsche Mädchen unter allgemeinem Gelächter: «Machen Sie sich keine Sorgen, wir werden nicht sofort untergehen. Sie haben genügend Zeit, alles, was für diesen Fall vorgesehen ist, in Empfang zu nehmen.» Ich lachte zwar mit, aber unwillkürlich machte ich mir Gedanken, wie sorglos und schlampig bei uns, nicht nur bei der Aeroflot, eigentlich gearbeitet wird. Die Worte der hübschen Aeroflot-Stewardess waren jedenfalls ungemein beruhigend.

Wir flogen vor der afrikanischen Küste, als die Sonne aufging. Das war ein bezauberndes und einmaliges Erlebnis. Der vom Flugzeug aus sichtbare afrikanische Luftraum war glutrot gefärbt. Dieser Feuerschein verblasste allmählich, als die Sonne über den Horizont stieg und der Himmel blau wurde.

Wir landeten in Dakar. Stadt und Flugplatz liegen an der Atlantikküste. Ich war zum erstenmal in Afrika. Es war unglaublich heiss, die Luftfeuchtigkeit fast unerträglich. Dagegen halfen auch nicht unsere kurzärmeligen Hemden und die Baumwollhosen.

Nach einstündiger und schwieriger Verhandlung der Flugzeugbesatzung mit den Behörden durften wir dann doch das Flugzeug verlassen. Man war in Dakar offensichtlich gut über die Zuspitzung der internationalen Lage im Zusammenhang mit Kuba informiert und nahm nur sehr widerwillig Kontakt zu uns auf. Die Sowjetunion hatte damals in Senegal keine Botschaft. Wir wurden durch einen Diplomaten vertreten, dessen Namen ich vergessen habe. Er war irgendwie hilflos, hatte von nichts eine Ahnung und konnte uns absolut nicht helfen.

Doch es gibt Retter in der Not. In der ehemaligen Kolonie Senegal war der französische Einfluss damals noch ziemlich stark. Franzosen waren es auch, die uns behilflich waren, doch noch in einem Hotel direkt an der Küste unterzukommen.

Dakar ähnelt mit seinen Hochhäusern, sauberen Strassen und gepflegten Anlagen einer modernen europäischen Stadt. Die Bevölkerung setzt sich aus Schwarzen und Weissen zusammen. Meine Vorstellung von Afrika als rückständigem Erdteil geriet sofort ins Wanken, und bald darauf musste ich auch meine Auffassung von der «armen unterdrückten schwarzen Bevölkerung» revidieren. Wie ich erfuhr, gab es unter der einheimischen Bevölkerung so-

gar Millionäre. Offensichtlich hängt die Stellung eines Menschen in der Gesellschaft nicht von der Hautfarbe, sondern von seinem Unternehmerteil und seinen Fähigkeiten ab.

Im Hotel mussten wir lange auf Zimmer warten, obwohl wir erfahren hatten, dass noch viele frei waren. Doch wir sowjetischen Generäle und Offiziere konnten uns diese freien Zimmer nicht leisten. Die Finanzexperten des Verteidigungsministeriums hatten uns ganze zehn Dollar pro Tag «bewilligt», doch diese reichten gerade für ein Mittagessen im Restaurant oder das billigste Hotelzimmer. Wir mussten uns also für Verpflegung oder Unterkunft entscheiden.

Wie lange unser Aufenthalt hier dauern würde, wusste dazu noch niemand, denn wir waren als ungeladene Gäste angekommen, und die Flugplatzleitung beeilte sich nicht mit dem Auftanken des Flugzeugs.

Einmal gingen wir in ein Restaurant und bestellten uns das billigste Fischgericht. An den Nebentischen sassen Schwarze und Weisse, tranken Whisky und russischen Wodka und tafelten fürstlich. Unwillkürlich fiel unser Blick auf einen besonders reichlich gedeckten Tisch, an dem zwei Weisse sassen. Später merkten wir, dass es Franzosen waren. Sie erwarteten offensichtlich noch weitere Gäste. Bald darauf erschien in Begleitung zweier Weisser ein schlanker, elegant gekleideter Schwarzer. Aus dem Verhalten der Weissen war ersichtlich, dass er für sie eine Respektsperson war. Die Franzosen standen sofort auf, begrüßten ihn und warteten, bis er Platz genommen hatte. Offensichtlich war er ihr Boss.

Ich sagte damals zu meinen Kameraden: «Das ist ein Beispiel für das Verhältnis zwischen einem Unterdrückten und seinen Unterdrückern.»

In diesem Restaurant hatten wir noch ein weiteres Erlebnis. Ein Senegalese, der uns bediente, fragte über unseren Dolmetscher: «Kommen Sie aus der Sowjetunion, aus Moskau?» Nachdem sich der Kellner überzeugt hatte, dass wir sowjetische Bürger waren, fragte er: «Wie geht es Lenin? Wo lebt er jetzt, Ihr Führer?»

Wir versuchten, ihm verständlich zu machen, dass Lenin schon lange tot war. Er fragte, ob wir nicht ein Foto oder ein Bild von ihm hätten. Zu unserem Bedauern war das nicht der Fall. Allerdings hatte ich eine «Prawda» in der Tasche, auf deren erster Seite der Leninorden abgebildet ist. Ich zeigte

ihm die Zeitung und erzählte mit Hilfe des Dolmetschers von Lenin und dem Leninorden. Voller Begeisterung bat er uns, etwas auf die Zeitung unter den Orden zu schreiben. Der Dolmetscher schrieb einige Zeilen auf Französisch, worüber sich der Senegalese sehr freute. Er lief sofort zu seinen Kollegen, zeigte ihnen, was für ein Souvenir er von uns erhalten hatte.

Aus dieser Begegnung wurde uns bewusst, dass es um unsere Auslandsinformation schlecht bestellt war. An den Zeitungskiosken vieler Länder werden Bücher, Zeitschriften und Zeitungen aus den USA, England, Frankreich, China und anderen Ländern angeboten. Es gibt dort aber keine Publikationen, die von der Existenz der grossen Sowjetunion zeugen.

Diese mangelhafte Propaganda fiel mir ein weiteres Mal auf Kuba auf, wo es eine sowjetische Botschaft und damit die Möglichkeit gab, die Kubaner über unser Land zu informieren. Doch selbst am Jahrestag der Oktoberrevolution konnte man an den Kiosken Havannas zwar Zeitschriften und Ansichtskarten aus vielen Ländern, jedoch nicht aus der Sowjetunion kaufen. So sah die «operative» Arbeit unserer sowjetischen Vertreter im Ausland aus.

Nachdem wir mit Mühe im Hotel Zimmer erhalten und diese bezogen hatten, gingen wir an den Strand. Das Wasser war glasklar, der einige hundert Meter breite Badestrand war von Farbigen und Weissen bevölkert. Afrikanerinnen trugen grosse Körbe mit exotischen Früchten und Kokosnüssen auf dem Kopf, die sie am Strand zum Kauf anboten, allerdings gegen Dollar. Auch wir hatten Appetit bekommen. Oberst Zaprykin wurde losgeschickt. Er kaufte eine Kokosnuss und drei Flaschen Coca-Cola. Zurück kam er mit einem ganzen Packen Geldscheine, die er als Wechselgeld erhalten hatte. Bei genauerem Hinsehen erwiesen sie sich als wertlose alte Francs aus der Kolonialzeit. Unser Pechvogel wollte das Geld zurückgeben oder zumindest dafür noch etwas anderes kaufen, aber die Verkäuferin verweigerte die Annahme. Schliesslich nahm er dieses Geld als Souvenir mit nach Moskau zurück.

Da wir nun schon einmal am Strand waren, beschlossen wir zu baden. Das Wasser war sehr warm und hatte einen hohen Salzgehalt. Man konnte flach auf dem Wasser liegen, ohne dass man unterging. Doch wenn man aus dem Wasser kam, bildete sich sofort eine Salzschrift auf der Haut, die wie feiner weisser Sand aussah.

Beim Anblick des weiten, blaugrünen Atlantischen Ozeans erinnerte ich

mich an den Don, an meine Heimat. An seinen Ufern hatten wir uns ebenfalls im warmen feinen Sand gewälzt, waren dann ins Wasser gesprungen und um die Wette zum gegenüberliegenden Ufer geschwommen. Das war unser Vergnügen nach der Arbeit auf dem Feld. Wir waren sieben Brüder und drei Schwestern zu Hause und halfen unseren Eltern beim Pflügen, Jäten, Mähen und allen anderen Landarbeiten. Mein geliebter Don, unvergesslicher Freund meiner zwar armen, doch glücklichen Jugend. Wie fern von dir war ich gegenwärtig!

Ich erinnerte mich auch daran, wie ich im Winter mit der Posttasche über der Schulter zur Poststation in das sieben Kilometer entfernte Nachbardorf Maslowka ging, um Briefe und Zeitungen zu holen. Dafür wurde mir eine halbe Tagesnorm als Entgelt angerechnet. Wie hätte ich als Kolchos-Postbote damals auch ahnen können, dass mich das Schicksal einmal nach Senegal verschlagen würde, von dem ich nie etwas gehört hatte? Doch nun war ich hier.

Während wir am Strand lagen, liess sich in unserer Nähe eine Gruppe französischer Fallschirmspringer nieder. Sie warfen ihre Maschinenpistolen einfach in den Sand, zogen sich aus und gingen ins Wasser. Einige von ihnen, die offensichtlich gern flirteten, suchten sogleich die Bekanntschaft der jungen dunkelhäutigen Mädchen, die halbnackt am Strand Ball spielten. Als ich diesen sorglosen jungen Burschen zuschaute, musste ich unwillkürlich denken: «Wenn diese nur wüssten, dass neben ihnen sowjetische Generäle und Offiziere am Strand liegen und darauf warten, dass ihr Flugzeug endlich aufgetankt wird und sie über den Atlantik in ein Land weiterfliegen können, wo es in wenigen Tagen zu unvorhergesehenen Ereignissen kommen kann!»

Die Nacht verlief normal. Doch als ich am Morgen aufstand, stellte ich fest, dass Anzug, Hemd und Schuhe verschwunden waren, obwohl ich die Zimmertür verschlossen hatte. Ich legte mich wieder hin und dachte verzweifelt nach: «Das einzige, was ich noch habe, sind meine kurze Hose, die Aktentasche und der Diplomatenpass.» Da öffnete sich plötzlich die Tür. Ein junger Schwarzer kam lächelnd herein, hängte meinen gebügelten Anzug und mein Hemd in den Schrank, stellte meine blitzblank geputzten Schuhe auf den Boden, legte einen Zettel auf den Tisch, verbeugte sich und ging.

Ich sprang aus dem Bett und betrachtete den Zettel. Es war eine Rechnung

für diesen Service über sage und schreibe sechs Dollar. Ich musste sofort an unsere ZFR (Zentrale Finanzverwaltung des Verteidigungsministeriums) denken, die uns so «grosszügig» mit harter Währung ausgestattet hatte. Nein, wir mussten möglichst schnell abfliegen, sonst landeten wir noch im Schuldurm. Und ich musste auch daran denken, dass noch Welten unseren «unaufdringlichen» Zimmerservice der Moskauer Hotels von den Hotel-dienstleistungen in dieser ehemaligen Kolonie trennen.

Endlich war das Flugzeug, dank der erneuten Hilfe der Franzosen, aufgetankt und wir konnten unseren Flug fortsetzen. Glücklicherweise verlief er ohne weitere Zwischenfälle, wenn man davon absieht, dass unsere TU-114, als wir uns dem amerikanischen Kontinent näherten, mehrfach von Jagdflugzeugen der US-Air Force umkreist wurde, von denen eines sogar einen Scheinangriff flog.

Am Tag nach unserem Abflug wurden die Flughäfen in Dakar und Conakry für sowjetische Flugzeuge gesperrt. Das war ein weiteres Anzeichen dafür, dass sich die Lage um Kuba immer mehr zuspitzte. Wie wir später erfuhren, hatten die Botschafter der USA in Senegal und Guinea die Regierungen dieser Länder zu dem Schritt veranlasst, sowjetischen Flugzeugen keine Landerlaubnis mehr zu erteilen.

In Havanna wurden wir mit Musik und Gesang empfangen. Vor dem Eingang des Flughafengebäudes standen drei Kubaner in Nationaltracht, sangen ihre melodischen Lieder zur Gitarre und tanzten dabei. Ich war über diesen Empfang erstaunt, doch es war bei den Kubanern Sitte, alle Passagiere, gleich woher sie kamen, auf diese Weise zu begrüßen. Ich weiss nicht, ob es heute noch so ist, aber damals freute man sich, von dem Land derart gastfreundlich empfangen zu werden.

Doch neben dem freundlichen Empfang erwartete uns auch eine böse Überraschung: Unsere Koffer waren nicht da, wir besaßen nur unsere Aktentaschen. In Moskau hatte man uns versprochen, die Koffer in das Flugzeug umzuladen, mit dem wir am Abend fliegen sollten. Doch das war nicht geschehen. Später versuchte man zwar, uns das Gepäck nachzuschicken, doch die Mitarbeiter des Moskauer Flugplatzes brachten alles durcheinander. Unsere Koffer landeten in Paris und London, nur nicht in Havanna; und kehrten dann nach Moskau zurück.

Einige Tage später schickte ich ein Telegramm nach Moskau, in dem ich

darum bat, die Koffer bei unseren Angehörigen abzugeben. Man sollte ihnen aber vorher schonend beibringen, warum die Koffer wieder zu Hause ankamen. Wir befürchteten, dass auch dabei wieder etwas schief gehen würde. Dies erwies sich als berechtigt. Offensichtlich waren nicht alle Familien entsprechend «vorbereitet» worden, denn einige Frauen fielen beim Anblick der bekannten Koffer in Ohnmacht, weil sie glaubten, sie würden ihre Männer niemals wiedersehen.

Bis heute blieben mir die Eindrücke unvergesslich, die ich in jenen Tagen von Kuba und seinem Volk gewann. Am meisten setzte mich der gewaltige revolutionäre Elan des Volkes, seine feste Überzeugung vom Sieg der Revolution und der Glaube an den Führer Fidel Castro in Erstaunen. Als wir durch das Land fuhren (wir alle waren das erste Mal in den Subtropen), garieten wir beim Anblick der Schönheit der Insel ins Schwärmen. Ich dachte unwillkürlich: die Amerikaner wissen wohl, warum sie Kuba als ihre Domäne behalten wollen, ganz abgesehen von der strategischen Lage der Insel und dem Marinestützpunkt Guantanamo.

Am 20. Oktober begannen wir mit der Erfüllung der Aufgaben, die uns das Verteidigungsministerium gestellt hatte. Zunächst stellte ich mich dem Befehlshaber der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte vor und informierte ihn über den Zweck meiner Anwesenheit. Ich teilte ihm wörtlich die Befehle des Ministers über den Einsatz der Raketentruppen und die Direktiven der staatlichen und militärischen Führung mit, und dass diese unbedingt zu befolgen waren. Ich wusste, dass A.I. Plijew nicht gern mit Vertretern des Armeestabs zu tun hatte. Die Unterhaltung verlief entsprechend schleppend. Issa Alexandrowitsch hatte offensichtlich gesundheitliche Probleme. Man hatte mir bereits in Moskau gesagt, dass er seit einigen Jahren nierenkrank war. Er informierte mich, dass es bei der Dislozierung der eintreffenden Einheiten gegenüber dem von R.J. Malinowski festgelegten Plan geringe zeitliche Rückstände gab, die kubanische Seite die erforderliche Unterstützung bei der Verteilung der Truppen gewährte und vom Stab der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte und dem kubanischen Generalstab ein Plan für das Zusammenwirken der sowjetischen und kubanischen Streitkräfte ausgearbeitet worden war.

Von der Raketendivision waren bereits drei R-12 Regimenter eingetroffen, die ihre Stellungen einrichteten. Schwierigkeiten traten auf, weil es an



Armeegeneral A.I. Plijew (mit Hut), Befehlshaber der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte auf Kuba, bei der Inspektion einer eingetroffenen Abteilung. Für die gesamte Operation war von Moskau Zivilkleidung befohlen worden.

Pioniertechnik mangelte und viele Arbeiten von Hand verrichtet werden mussten.

I.A. Plijew teilte mir sehr besorgt mit, dass ein amerikanisches Aufklärungsflugzeug U-2 am 14. Oktober Aufnahmen über kubanischem Territorium im Raum von San Cristobal gemacht hatte, wo unsere R-12 Stellungen eingerichtet wurden. Die «Time» hatte diese Aufnahmen bereits veröffentlicht. Auf diesen Aufnahmen waren Spezialgeräte und andere Militärtechnik zu erkennen, die eindeutig auf Raketenwaffen hinwiesen. Natürlich veranlassten die Amerikaner, diesen und andere Räume genauer zu inspizieren – was ich natürlich beim Abflug aus Moskau nicht voraussehen konnte.

Nach dieser Information wusste ich, dass die Tarnungsmassnahmen offenbar nicht überall erfolgreich waren.

Issa Alexandrowitsch beschwerte sich auch, dass sein Stab den Landstreitkräften und den Fliegerkräften nicht die gebührende Achtung zollte.

Ich dankte ihm für die Informationen und bat I.A. Plijew, sogleich zu veranlassen, dass ich am nächsten Tag mit Generalmajor L.S. Garbus (Stellvertreter des Kommandeurs für Gefechtsausbildung) zur Raketendivision von General I.D. Stazenko fahren konnte. Ich wollte mich persönlich von den Stationierungsvorbereitungen der R-12 Regimenter überzeugen. Die Generäle und Offiziere meiner Gruppe sollten sich sofort zu den betreffenden Teilstreitkräften begeben.

I.A. Plijew äusserte sich zufrieden darüber, dass wir sofort tätig werden sollten. Meine Genossen setzten sich mit den Chefs ihrer Waffengattungen in Verbindung und fuhren in die Truppenteile, um die Aufgaben in Angriff zu nehmen, die ich ihnen noch in Moskau während der Instruktion auf Weisung des Verteidigungsministers gestellt hatte.

Noch am selben Tag fuhr ich mit General A.A. Dementjew (Chefberater bei der kubanischen Armee) ins Ministerium der Revolutionären Streitkräfte Kubas zu einem Treffen mit Minister Raul Castro und dem Generalstabschef Major Sergio del Vale.

Raul und ich begrüsst uns als alte Bekannte und kamen auf unsere gemeinsame Arbeit bei der Ausarbeitung der wichtigsten Dokumente in Moskau zu sprechen. Ich übermittelte ihm die herzlichsten Grüsse und Wünsche von R.J. Malinowski, wofür sich Raul bedankte. Uns wurden Kaffee und Früchte gereicht, von denen die meisten in Moskau eine Seltenheit waren. Die Arbeitszimmer Rauls und des Generalstabschefs waren klein und bescheiden möbliert. Trotz Klimaanlage war es sehr schwül. Allem Anschein nach wurden sie nicht nur als Arbeits-, sondern auch als Wohnräume genutzt.

Ich informierte Raul und Sergio über meine Aufgabe. Auf Kuba ist es üblich, sich nur mit dem Vornamen anzureden. Daher sprach mich Raul sofort mit Anatoli an. Nach Erledigung der Begrüssungsformalitäten legte er mir ein Dokument vor:

«Anatoli, wir haben eine sehr wichtige Information erhalten. Am 14. Oktober hat ein amerikanisches Aufklärungsflugzeug U-2 den Raum San Cristobal fotografiert, wo die Startpositionen für eure Raketen errichtet werden.»

«Raul, Genosse Pawlow hat mich bereits über diese unerfreuliche Tatsache informiert. Wir müssen offensichtlich den Geheimhaltungs- und Tarnungsmassnahmen in den Stationierungsräumen mehr Aufmerksamkeit



Anatilo Gribkow (2.v.r.) mit sowjetischen und einem kubanischen Offizier in Havanna, Oktober 1962

schenken. Das betrifft nicht nur die Raketen, sondern auch andere militärische Spezialtechnik.»

Raul und Sergio stimmten mir zu. Ich bat sie, da die amerikanische Aufklärung nun die Stellung unserer Rakentruppen erspäht hatte, mit ihren Truppen diese Räume nach aussen stärker zu schützen, um Spionage- und Diversionsakte gegen die Raketeneinheiten zu verhindern. Wir würden unsererseits ebenfalls die Wachsamkeit und den Schutz verstärken.

Raul wies sogleich Genossen Sergio an, die zuständigen Kommandeure entsprechend zu instruieren.

Ich bat Raul um Erlaubnis, während meiner Reise kubanische Einheiten aufsuchen zu dürfen, um die Waffenbrüder näher kennenzulernen. Er willigte nicht nur ein, sondern bat sogar darum, damit ich mich überzeugen

konnte, wie sie sich auf die Abwehr einer möglichen Aggression der USA und ihrer Helfershelfer vorbereiteten.

Von ihm erfuhr ich auch, dass der kubanische Generalstab einen Plan ausgearbeitet hatte, nach dem das Territorium Kubas im Falle von Kampfhandlungen in eine westliche, eine zentrale und eine östliche Zone mit entsprechenden Kommandozentralen aufgeteilt wird. Dadurch sollten bei ungünstiger Entwicklung der Ereignisse (wenn die Insel teilweise okkupiert würde) selbständige Kampfhandlungen bis zur vollständigen Vernichtung des Gegners gewährleistet werden.

Fidel Castro als Oberster Befehlshaber war für die westliche Zone einschliesslich Havanna zuständig. Die zentrale Zone mit dem Zentrum Santa Clara sollte Genosse Almeida übernehmen, während Raul in der östlichen Zone mit Santiago de Cuba das Kommando hatte.

Ich fragte A.A. Dementjew, der bei diesem Gespräch zugegen war, ob Plijew und sein Stab diesen Plan, den Raul uns unterbreitet hatte, auch kannte. Er bejahte dies.

Beim Abschied von den gastfreundlichen Führern der Revolutionären Streitkräfte wünschten wir einander Erfolg bei dem Vorhaben, die Insel zu einer uneinnehmbaren Festung bei der Abwehr einer möglichen Aggression zu machen. Raul hob die Hand und sagte: «Patrio o muerte. Venceremos!» (Vaterland oder Tod. Wir werden siegen!)

Diese patriotische Losung konnte man überall auf Kuba hören und sehen, auch bei unseren Soldaten. Mir wurde beispielsweise erzählt, dass ein kubanischer Hauptfeldwebel, wenn er den Empfang von Ausrüstungen quittierte, hinter seinen Namen immer diese Losung setzte.

In den Strassen Havannas fielen mir Plakate auf, die zu Wachsamkeit, Einheit, Freundschaft sowie zur Bereitschaft aufriefen, die Revolution zu verteidigen. Eines dieser Plakate möchte ich beschreiben.

Eine riesige, etwa 2x3 Meter grosse Tafel war in zwei gleiche Flächen geteilt. Auf der linken Seite sah man zwei streitende und auf der rechten Seite zwei sich umarmende Männer. Unter beiden Zeichnungen stand ein Text in Spanisch. Ich bat den Dolmetscher um Übersetzung. Links stand

geschrieben: «Wenn wir nicht in Freundschaft Zusammenleben, profitiert der Imperialismus!» Die Losung auf der rechten Seite lautete: «Unser friedliches Zusammenleben ist ein Schlag gegen den Imperialismus!» Mir gefiel diese Agitation, die anschaulich und für die einfachen Menschen leicht verständlich war.

Am Morgen des 21. Oktober trafen Generalmajor L.S. Garbus und ich im Stab der Raketendivision ein. Wir wurden von ihrem Befehlshaber Generalmajor I.D. Stazenko empfangen – einem jungen, schlanken Mann mit kurzem Schnurrbart, der wie alle Soldaten und Offiziere eine dunkelgraue Hose, ein kariertes ärmelloses Hemd und ein Koppel trug. Doch selbst in dieser zivilen Aufmachung sah man ihm den strammen Offizier an. Ich hatte ihn in Uniform erlebt, als die Raketenoffiziere, die die vorgesehenen Positionsräume rekognoszieren sollten, vor dem Abflug nach Kuba instruiert wurden.

Wenn ich daran denke, wie übereilt wir die Rekognoszierungsgruppen auf die Reise schickten, fällt mir immer wieder ein typisches Beispiel ein. Zwei Stunden vor dem Abflug der Sondermaschine trafen sich alle im grossen Saal des Gebäudes der Politischen Verwaltung der Sowjetarmee und der Kriegsflotte, wo sie ihre Instruktionen und Reisepässe mit einem Visum Guineas erhielten.

Als mein Offizier alle Pässe verteilt hatte, wollte ich wissen, ob es noch Fragen gab. Zwei Offiziere standen auf und sagten, dass in ihren Pässen die Passbilder verwechselt worden waren. Iwanow und Petrow, und umgekehrt. Die Zeit reichte nicht mehr aus, um den Fehler zu korrigieren. Ich sagte ihnen, sie müssten zwangsläufig unter den im Pass eingetragenen Namen, Vornamen und Vatersnamen reisen und ihren Dienst tun. Kaum war dieser Fall geklärt, meldete ein anderer Offizier, dass in seinem Pass als Beruf Meliorator angegeben war, er aber noch nie etwas von diesem Beruf gehört hatte. Wenn ihn also jemand danach fragen würde, könne er keinerlei Auskunft geben. Solche Fragen tauchten auch noch bei anderen «Agrarspezialisten» auf. Für Fachvorträge war aber keine Zeit mehr. Wir kamen überein, dass Genossen mit einer annähernden Vorstellung von den genannten Fachgebieten die übrigen «Spezialisten» während des langen Flugs beraten sollten. So bereiteten wir also unsere Offiziere auf ihre internationalistische Mission vor!

General I.D. Stazenko erstattete Meldung über die Stationierung und Dislozierung der Einheiten der Division. Zu besagter Zeit befanden sich be-

reits drei R-12 Raketenregimenter auf Kuba. Die Mannschaften arbeiteten Tag und Nacht am Ausbau der Stellungsräume. Ein Teil der Soldaten und Offiziere errichtete Unterkünfte und Standortobjekte. Die zwei R-14 Regimenter befanden sich noch auf der langen Überfahrt über den Atlantik.

Vom Divisionsstab fuhren wir direkt zu dem Raketenregiment, dessen Kommandeur Oberst J. A. Solowjow war. Sein Standort lag 70 Kilometer von Havanna entfernt. Dort waren die Vorbereitungen für die Errichtung der Startpositionen der Batterien in vollem Gange. Es wurden aus der Sowjetunion mitgebrachte Stahlbetonplatten, Nachrichtentechnik und Kabel verlegt, Schützengräben und Deckungen für die Soldaten und Offiziere ausgehoben. Angesichts der Hitze von 35 bis 40 Grad und der hohen Luftfeuchtigkeit hatte der Regimentskommandeur angewiesen, in zwei Schichten mit stündlicher Ablösung zu arbeiten. Der Boden war steinig, Pioniertechnik liess sich unter diesen Bedingungen kaum einsetzen. Deshalb mussten die meisten Arbeiten von Hand ausgeführt werden. Ich erinnerte mich an das alte Soldatensprichwort: «Arbeit kann befohlen werden.»

Ich unterhielt mich mit den Soldaten und Offizieren. Sie waren trotz aller Strapazen in guter Stimmung und meinten voller Humor, dass direkt vor ihrer Nase ein ganzer Ozean liege, sie aber nirgends baden könnten. Aus Geheimhaltungsgründen durften sie ihren Standort nicht verlassen.

Nachdem ich mich ausführlich über die in Bau befindlichen Startpositionen der Batterien informiert hatte, kam ich zu dem Schluss, dass es selbst bei grössten Bemühungen der Kommandeure nicht möglich war, die Stationierung der Einheiten der Raketendivision mit ihrer sperrigen Technik und den grossen Tankwagen vor der Luftaufklärung zu verbergen. In musste an den Bericht von Raschidow denken, in dem es hiess, dass unsere Raketen unter dem Schutz der vielen Palmen auf Kuba unbemerkt bleiben würden. Zu einer solchen Schlussfolgerung konnten nur vollkommen inkompetente Leute kommen. Das liess sich mit einem Blick auf den gewaltigen Fahrzeugtross unschwer feststellen.

Die Wohnsiedlung der Raketen-truppe bestand aus einer Mischung von Zelten und Wohncontainern. Obwohl durch angehobene Zeltbahnen frische Luft in die Zelte gelangte, fiel das Atmen schwer. Noch schlimmer war es



«Parade» einer sowjetischen Einheit bei ihrem improvisierten Standort. Im Hintergrund kann man die Zelte ausmachen, in denen die Truppen teilweise untergebracht waren.

in den Metallcontainern, die sich den ganzen Tag über aufheizten, so dass man es selbst nachts darin nicht aushalten konnte. Mit Einbruch der Dunkelheit kamen dann die Moskitoschwärme, vor denen es nur einen Schutz gab – die Zelte dicht zu verschliessen. Unter solchen Bedingungen erfüllten unsere Soldaten und Offiziere ihre militärische Pflicht.

Den inneren Schutz der Stellungsräume der Raketenregimenter gewährleisteten eigene Wachmannschaften und MotSchützeneinheiten, für den äusseren waren die kubanischen Truppen verantwortlich. Wir empfahlen General Stazenko, den inneren Schutz in den Stationierungsräumen der Raketeneinheiten zu verstärken, da möglicherweise gegnerische Spionage- und Diversionstruppen ihre Tätigkeit intensivieren könnten.

Wir waren mit der Arbeit der Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere zufrieden, zweifelten jedoch daran, dass die Termine für die Vorbereitung der Stellungsräume eingehalten werden konnten. Hier gab es ein Abweichen von den in Moskau ausgearbeiteten Plänen. Die R-12 Regimenter sollten

um jeden Preis bis zum 25., spätestens 27. Oktober gefechtsbereit sein. Uns war vollkommen klar, dass ohne Unterstützung durch die Mot.Schützenregimenter die Raketensoldaten diese Aufgabe nicht meistern konnten. Alle ihre Möglichkeiten waren erschöpft.

Mit dieser Überzeugung fuhr ich am nächsten Tag in den Stab der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte und berichtete I.A. Plijew, was ich vor Ort gesehen und unternommen hatte. Mein Bericht enthielt zufriedenstellende Informationen. Dann kam von unserer Aufklärung und vom kubanischen Generalstab die äusserst wichtige Nachricht, dass laut amerikanischen Informationsquellen US-Präsident John F. Kennedy am 22. Oktober um 19 Uhr Washingtoner Zeit über Rundfunk und Fernsehen eine wichtige Erklärung abgeben werde. Alle von der Aufklärung erhaltenen Angaben liessen vermuten, dass es dabei um Kuba gehen würde.

Wie später bekannt wurde, hatte die US-Regierung am 20. Oktober den Beschluss über die Seeblockade Kubas gefasst. Um diese Aktion in den Augen der Öffentlichkeit herunterzuspielen, wurde die Seeblockade als «Quarantäne» bezeichnet, was lediglich als Feigenblatt zur Bemäntelung des Ganzen diente.

Nach Meinung der Verfechter der Seeblockade bestand ihr Vorzug gegenüber einem Luftangriff darin, dass man Gewalt und Diplomatie flexibel anwenden konnte. Nach einem Luftangriff hätte es keine Rückzugsmöglichkeit mehr gegeben. Der nächste Schritt wäre zwangsläufig die Besetzung der Insel, und eine Eskalation unvermeidlich gewesen.

Die Streitkräfte der USA auf dem Kontinent und in Europa sowie auch die 6. Flotte im Mittelmeer und die 7. Flotte vor Taiwan wurden in Gefechtsbereitschaft versetzt. Die mit POLARIS-Raketen bewaffneten U-Boote bezogen ihre Positionen, von denen aus Kernwaffenschläge gegen die Sowjetunion und die anderen sozialistischen Länder geführt werden konnten. Für den Fall einer Eskalation der Krise standen mehrere Fallschirmjäger-, Infanterie- und Schützenpanzerdivisionen mit etwa 100'000 Mann für Kampfhandlungen gegen Kuba bereit. In Reserve befanden sich weitere 250'000 Mann. Der kubanischen Küste näherten sich über 180 Kriegsschiffe mit 85'000 Marineinfanteristen. Mehrere hundert Kampfflugzeuge sollten die Landung auf Kuba unterstützen. In erhöhte Gefechtsbereitschaft waren 460 Militärtransportflugzeuge versetzt worden.

In diesen Tagen wurde auch das Vereinte Kommando der USA und lateinamerikanischer Länder gebildet. Einige dieser Staaten hatten bereits eigene Kriegsschiffe zur Teilnahme an der Seeblockade gegen Kuba entsandt. Alle diese Kriegsvorbereitungen der USA und ihrer Verbündeten gingen weit über den Rahmen einer einfachen «Quarantäne» hinaus. Sie entsprachen eher gross angelegten längeren Kampfhandlungen.

Für den Fall, dass die Blockade erfolglos bleiben sollte, planten die Amerikaner eine Invasion auf Kuba, bei der gleichzeitig von mehreren Hauptlandungszonen aus ein Überraschungsangriff mit massierten Marine-, Flieger- und Infanteriekräften gegen Kuba geführt werden sollte, um das Verteidigungspotential zu zersplittern und die Insel zu besetzen. Um eine Unterstützung der Republik Kuba von aussen zu verhindern, war vorgesehen, nahegelegene und fernere Zufahrtsrouten zur Insel zu blockieren.

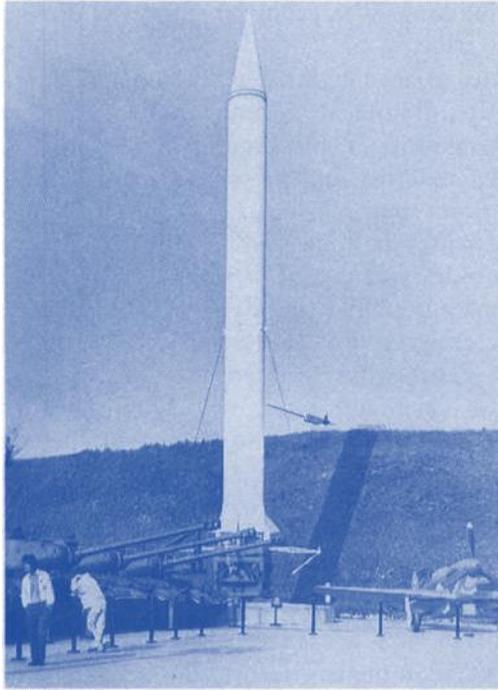
Die Invasionstruppen setzten sich aus drei Gruppierungen zusammen – der kontinentalen Gruppierung, der guantanamo-puertorikanischen Gruppierung und der karibischen Gruppierung mit zwei Luftlandedivisionen, zwei Infanteriedivisionen und einer Panzerschützendivision, 36 Landungs- und 80 Kriegsschiffen. Eine der Landungsdivisionen befand sich in einstündiger Bereitschaft für den Abflug nach Kuba.

Die guantanamo-puertorikanische Gruppierung bestand aus einer verstärkten Marineinfanteriedivision, deren Hauptkräfte auf dem Marinestützpunkt Guantanamo konzentriert waren. Der Gruppierung gehörten ausserdem über 30 Kriegsschiffe an.

Die karibische Gruppierung bestand aus zehn Abteilungen kubanischer Konterrevolutionäre aus Honduras und Venezuela sowie einer für Kampfhandlungen in den Subtropen gut ausgebildeten Brigade der venezolanischen Armee. Diese Gruppierung verfügte über 23 Transportschiffe.

Die Invasionskräfte zählten insgesamt sieben Divisionen, etwa 600 Panzer und 2'000 Geschütze und Granatwerfer sowie 12 HONEST JOHN-Raketen. In die Operation sollten ausserdem weitere 140 Kriegsschiffe und 430 Kampfflugzeuge und von Flugzeugträgern startende Jagdbomber einbezogen werden.

Am 17. und 18. Oktober erhielt die amerikanische Luftaufklärung neue Aufnahmen von Kuba, die auf den baldigen Abschluss der Arbeiten und den



Eine sowjetische Rakete vom Typ R-12 in Probestellung auf Kuba. Aufnahme vom Oktober 1962

Ausbau der Startpositionen unserer Raketen schliessen liessen. Das rief auf der höchsten Machtebene der USA hektische Reaktionen hervor. Der Leiter der amerikanischen UN-Delegation, E. Stevenson, erinnerte sich später, wie erschrocken er war, als sich Präsident Kennedy für einen massierten Luftangriff gegen Kuba aussprach.

Nach Abwägung aller Konsequenzen schloss sich der Präsident dann jedoch der Meinung derjenigen an, die für gemässigtere Druckmittel plädierten. Zu diesen gehörte auch Verteidigungsminister McNamara, der die Seeblockade befürwortet hatte.

Angesichts des bevorstehenden Treffens mit Aussenminister Andrej Gromyko, der zur UN-Vollversammlung nach New York gekommen war,

traf der Präsident in diesen Tagen noch keine endgültige Entscheidung. Wie zuvor erwähnt, fiel diese am 20. Oktober.

Am 22. Oktober um 19 Uhr Washingtoner Zeit wandte sich Präsident Kennedy mit einer Rundfunk- und Fernsehansprache an die Nation. Er charakterisierte die Lage im Karibischen Raum und auf der Insel Kuba als ernst und verwies auf die entstandene Gefahr durch die Stationierung sowjetischer Raketen. Zum Schluss seiner Rede stellte der Präsident fest, dass er jede von Kuba aus gestartete Rakete mit Nuklearsprengkopf, die gegen einen Staat der westlichen Hemisphäre gerichtet sei, als einen Schlag der Sowjetunion gegen die Vereinigten Staaten werten würde, der einen Gegenschlag auf das Territorium der Sowjetunion mit allen verfügbaren Mitteln nach sich ziehen müsste.

Diese Rede des Präsidenten und die anschließenden diplomatischen und militärischen Schritte der US-Regierung bildeten den Höhepunkt der Kubakrise. Der Zweikampf der beiden Grossmächte hatte eine Schwelle erreicht, von der es nur noch ein Schritt bis zum Abgrund war.

Am 23. Oktober unterzeichnete der US-Präsident die «Proklamation Nr. 3504», nach der eine «Quarantäne» über Kuba verhängt wurde. Das Pentagon begann sofort, diese Proklamation in die Tat umzusetzen. Schon vom nächsten Tag an wurden unter Verletzung der Genfer Konvention von 1958, die auch die Vereinigten Staaten unterzeichnet hatten, alle nach Kuba fahrenden Schiffe, unabhängig von ihrem Heimathafen, kontrolliert.

Auch die kubanische Führung suchte einen Ausweg aus der Krisensituation und reagierte positiv auf die friedensstiftenden Aktionen der UNO und ihres Generalsekretärs U Thant. Am 26. Oktober hatte dieser eine Botschaft an Fidel Castro gesandt, in der er die Republik Kuba aufforderte, in der entstandenen Krise ihren Beitrag zur Erhaltung des Friedens zu leisten. Fidel Castro erklärte sich bereit, jeden Vorschlag der UNO für eine friedliche Lösung der Krise gründlich zu prüfen. Doch diese Friedensbestrebungen Kubas wurden durch Meldungen beeinträchtigt, dass die amerikanischen Truppen in der Nacht vom 26. zum 27. Oktober eine Invasion planten.

Die Führung der Revolutionären Streitkräfte Kubas und die Gruppe der sowjetischen Streitkräfte ordneten Sofortmassnahmen an, um die Gefechtsbereitschaft ihrer Einheiten und Verbände zu erhöhen. Am 26. Oktober um

21 Uhr waren alle Luftabwehrkräfte in Gefechtsbereitschaft versetzt. Die Kommandeure der Einheiten der Luftverteidigung wurden angewiesen, im Falle eines Angriffs amerikanischer Flugzeuge auf Positionen und Objekte der Streitkräfte das Feuer zu eröffnen.

Am 27. Oktober um 10 Uhr 21 wurde über Kuba ein Aufklärungsflugzeug U-2 in einer Höhe von über 20'000 Metern abgeschossen. Aus den Trümmern des Flugzeugs barg man die Leiche des Majors der US-Air Force R. Anderson. Man fand auch zwei Tonbänder und Filme mit Luftbildaufnahmen. Der Abschuss des Flugzeugs und der Tod des Piloten führten zu neuen Komplikationen bei der friedlichen Lösung der Krise. Ich gehe jetzt darauf ein, wie es zu diesem Abschuss kam.

Viele Jahre ging man davon aus, die Kubaner hätten das Flugzeug abgeschossen. Es hiess, Fidel Castro selbst habe den Befehl dazu gegeben. Doch das stimmt nicht. Die kubanische Luftverteidigung hatte zwar den Befehl, Flugzeuge abzuschiessen, die den Luftraum des Landes verletzten, doch sie verfügte nur über Fla-Geschütze, nicht aber über Raketen.

Bis heute ist man verschiedener Meinung darüber, ob das Kommando der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte auf Kuba richtig oder unüberlegt handelte, als es den Befehl erteilte, das amerikanische Aufklärungsflugzeug mit eigenen Luftabwehrmitteln abzuschiessen.

Einerseits wird zur Rechtfertigung behauptet, den Amerikanern hätte gezeigt werden müssen, dass die Kubaner die Spionageflüge über ihrem Land nicht länger duldeten. Andererseits war der Flug von Major R. Anderson jedoch nicht sein erster (wie man erfuhr, hatte er allein im Oktober vierzehnmal Kuba überflogen). Warum also wurde so heftig auf den neuerlichen Flug der U-2 reagiert? Hinzu kommt noch, dass dies ein Verstoss gegen den tags zuvor erlassenen Befehl war, nach dem der Luftverteidigung das Feuer gegen gegnerische Flugzeuge nur im Fall eines unmittelbaren Angriffs auf die Positionen und Objekte der Truppen gestattet war.

In diesem Streitfall ist es angebracht, das Telegramm des sowjetischen Verteidigungsministers R.J. Malinowski vom 28. Oktober 1962 an die Gruppe der sowjetischen Streitkräfte auf Kuba anzuführen: «Wir halten den Abschuss des amerikanischen Aufklärungsflugzeugs U-2 für übereilt, da

sich bereits eine Vereinbarung abzeichnete, den Angriff auf Kuba mit friedlichen Mitteln zu verhindern.»

Wie aus dem Schriftwechsel zwischen Nikita Chruschtschow und Fidel Castro hervorgeht, bewertete Chruschtschow den Abschuss der U-2 widersprüchlich. Am 28. Oktober schrieb er: «Jetzt, da sich eine Übereinkunft anbahnt, sucht das Pentagon einen Anlass, um diese zu hintertreiben. Deshalb organisiert es die provokatorischen Flüge von Aufklärungsflugzeugen. Gestern wurde von Ihnen eines dieser Flugzeuge abgeschossen. Solche Flüge über Ihrem Territorium fanden auch schon früher statt, ohne dass Sie dabei auf die Flugzeuge geschossen haben. Nun aber wollen die Aggressoren diesen Schritt für ihre Zwecke nutzen ...»

Doch im Schreiben vom 30. Oktober bewertete Chruschtschow diese wichtige Episode aus anderer Sicht: «Der Abschuss des amerikanischen Flugzeugs über Kuba war eine nützliche Massnahme und gelungene Operation. Damit wurde den Imperialisten eine Lehre erteilt...»

Ich möchte zu diesem traurigen Vorfall nur noch bemerken, dass Castro mit dem Abschuss des Aufklärungsflugzeugs U-2 überhaupt nichts zu tun hatte und Chruschtschows Vorwurf daher vollkommen unberechtigt war.

Wie und von wem das Flugzeug abgeschossen wurde, erkläre ich später noch. Die Leiche des abgeschossenen Piloten wurde der amerikanischen Seite übergeben. Seine Bestattung nahm man zum Anlass, um die antikubanische Kampagne anzuheizen. Der Präsident machte R. Anderson gleichsam zum Nationalhelden, der «edelmütig sein Leben für die Sicherheit und Souveränität der Vereinigten Staaten geopfert hat».

Alles dies schürte natürlich die Kriegshysterie unter den amerikanischen Bürgern, die daraufhin forderten, den Tod des «Helden» R. Anderson unverzüglich an Kuba zu rächen.

Am 27. Oktober, der in den USA als der «schwarze Sonnabend» gilt, wurde auf der Beratung des Präsidenten mit den Stabschefs über Massnahmen für die nächsten Tage in Erwägung gezogen, am 29. Oktober einen Präventivschlag aus der Luft zu führen und anschliessend mit der Invasion zu beginnen.

Doch John F. Kennedy war strikt dagegen, Kuba zu bombardieren, und liess diesen Befehl dem Oberkommando der US-Air Force übermitteln. Er

äusserte die Befürchtung, dass nach einer solchen Bombardierung Kubas bald «niemand der hier Anwesenden mehr am Leben sein wird».

Am Abend des gleichen Tags traf Robert Kennedy, der Bruder des Präsidenten, mit dem sowjetischen Botschafter in den USA, A.F. Dobrynin, zusammen und übermittelte ihm im Namen des Präsidenten das mündliche Ultimatum an Chruschtschow: «Wenn die sowjetischen ballistischen Raketen nicht unverzüglich von Kuba abgezogen werden, sehen sich die USA zu Kampfhandlungen gegen Kuba gezwungen, die spätestens Anfang nächster Woche, d.h. am 29. oder 30. Oktober, beginnen werden.»

Er fügte hinzu, dass der Präsident auf jeden Fall einen Krieg vermeiden wolle, aber das Risiko einer militärischen Katastrophe stündlich zunehme. Die Seiten mussten in den nächsten Stunden eine Vereinbarung treffen.

Wie ich später erfuhr, herrschte auch in Moskau grosse Besorgnis. Das Präsidium des ZK der KPdSU und vor allem Nikita Chruschtschow rechneten jede Minute mit alarmierenden Nachrichten aus Kuba. Auf den täglichen Sitzungen des ZK der KPdSU wurde die Lage gründlich analysiert und man erarbeitete sich daraus ergebende Lösungsvarianten.

Auf das Ultimatum Kennedys reagierte Chruschtschow einsichtig. In Moskau wurde beschlossen, darauf sofort positiv zu antworten, zumal der amerikanische Präsident als Gegenleistung für den Raketenabzug garantierte, dass weder die USA noch ihre Verbündeten Kuba angreifen würden. Da jede Minute kostbar war, wurde beschlossen, die Antwort der sowjetischen Regierung unverschlüsselt über Radio Moskau zu übermitteln. Das war eine in der internationalen Diplomatie einmalige Handlung. Doch Chruschtschow meinte, jeder Aufschub könne tödlich sein.

Ich möchte wörtlich einen kurzen Auszug aus Chruschtschows Antwort an Präsident Kennedy zitieren, die über Rundfunk gesendet und in der «Prawda» vom 28. Oktober 1962 veröffentlicht wurde:

«Ich halte es für möglich, den Konflikt rasch beizulegen und die Lage zu normalisieren. Die Menschen werden erleichtert aufatmen, wenn sie feststellen, dass die Staatsmänner, denen die Verantwortung übertragen ist, über nüchternen Verstand, Verantwortungsbewusstsein und die Fähigkeit verfügen, komplizierte Fragen zu lösen und eine militärische Katastrophe zu vermeiden.

In diesem Sinne schlage ich Folgendes vor: Wir erklären uns bereit, die Waffen, die Sie als Offensivwaffen ansehen, von Kuba abzuziehen. Wir werden diese Verpflichtung vor der UNO abgeben. Ihre Vertreter erklären, dass die USA ihrerseits dem Sicherheitsbedürfnis und der Besorgnis des sowjetischen Staates Rechnung tragen und ihre analogen Waffen aus der Türkei abziehen werden ...»

Der Präsident der USA reagierte darauf sofort:

«Verehrter Herr Vorsitzender», hiess es in der am gleichen Tag im Weissen Haus veröffentlichten Botschaft John F. Kennedys, «ich antworte unverzüglich auf Ihre über Rundfunk übermittelte Botschaft vom 28. Oktober, obwohl ich noch nicht über den offiziellen Text verfüge. Ich halte es für äusserst wichtig, dass zur Beilegung der Kubakrise schnell gehandelt wird.

Ich denke, dass Sie und ich unsere grosse Verantwortung für die Erhaltung des Friedens erkannt haben. Wir sind uns bewusst, dass die Ereignisse einen solchen Verlauf nehmen, dass sie ausser Kontrolle geraten könnten.

Deshalb begrüsse ich Ihre Botschaft und werte sie als einen wichtigen Beitrag für die Sicherung des Friedens ...»

An dieser Stelle erlaube ich mir, auf den Schriftwechsel zwischen Nikita Chruschtschow und Fidel Castro einzugehen. In der Nacht zum 27. Oktober sandte Fidel Castro an Nikita Chruschtschow eine dringende und besorgte Botschaft, in der es unter anderem hiess:

«... nach einer Analyse der entstandenen Lage und der verfügbaren Informationen bin ich zu der Ansicht gekommen, dass eine Aggression in den nächsten 24 bis 72 Stunden fast unvermeidlich bevorsteht ... Wenn es zu dieser Aggression kommt und die Imperialisten Kuba besetzen wollen, wird die durch diese Aggressionspolitik hervorgerufene Gefahr für die ganze Menschheit so gross sein, dass die Sowjetunion unter keinen Umständen einen nuklearen Erstschlag der Imperialisten gegen ihr Land zulassen darf.

Ich bin der Überzeugung, dass die Aggressivität der Imperialisten immer gefährlicher wird ... Da sie diesen Angriff auf Kuba – diesen barbarischen, ungerechten und unmoralischen Akt – führen werden, sollte man unter den gegebenen Umständen das Recht auf Selbstverteidigung wahrnehmen und diese grosse Gefahr für immer beseitigen ...»

In seiner Antwort schrieb Nikita Chruschtschow am 28. Oktober an Fidel Castro:

«... unsere Botschaft an Präsident Kennedy vom 27. Oktober bietet die Möglichkeit, die drohende Gefahr abzuwenden, d.h. Kuba vor einer Invasion und einem Krieg zu bewahren. Kennedy gibt in seiner Antwort, die Ihnen ja bekannt ist, die Versicherung, dass keine Truppen der USA Kuba überfallen werden und die USA auch ihre Verbündeten von einer Invasion abhalten werden. Damit stimmt der Präsident meinen Schreiben vom 26. und 27. Oktober zu.

Unsere Antwort auf die letzte Botschaft des Präsidenten liegt vor, Sie können sich mit ihr vertraut machen. Ich füge sie hier nicht bei, der Text wird gerade über Rundfunk ausgestrahlt.»

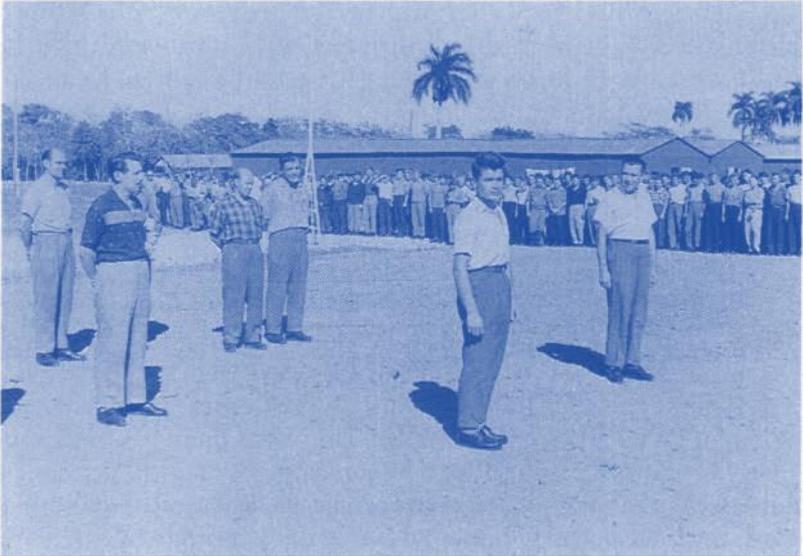
Und weiter: «... deshalb möchte ich Ihnen freundschaftlich raten, Geduld zu haben und, was auch kommen mag, standzuhalten. Wenn es zu einer Invasion kommt, dann wird diese natürlich mit allen Mitteln zurückgeschlagen. Aber man darf sich nicht provozieren lassen ... Durch die Garantie, dass man Kuba nicht angreifen wird, zeichnet sich eine positive Lösung des Konflikts ab ...»

Anhand dieser authentischen Texte kann sich der Leser selbst ein Urteil bilden, von wem und in welcher Form die Frage eines Kernwaffenschlags von kubanischem Territorium aus gegen die USA gestellt wurde.

In weiteren Schreiben vom 28., 30. und 31. Oktober äusserte sich Fidel Castro unzufrieden darüber, dass sich Nikita Chruschtschow nicht mit ihm beraten hatte, bevor der Beschluss über den Abzug der Raketen von Kuba getroffen wurde.

Ich halte diesen Einwand Fidel Castros für berechtigt. Schliesslich war die Stationierung der Raketen auf Kuba zwischen der sowjetischen und der kubanischen Regierung vereinbart worden, also hätte man sich auch über ihren Abzug einigen müssen. Andererseits musste die kubanische Seite auch verstehen, dass es angesichts einer Lage, da man nur noch einen Schritt vor dem weltweiten nuklearen Abgrund stand, auf jede Minute ankam. Da die Zeit drängte, hatte die sowjetische Regierung ohne vorherige Absprache mit Kuba beschlossen, über den zentralen Rundfunk weltweit zu erklären, dass sie die sowjetischen Raketen vom kubanischen Territorium abziehen werde. Die ganze Welt litt unter der Spannung und erwartete eine friedliche Lösung des Konflikts.

Ein zweiter Einwand betraf die Inspektion des Raketenabzugs durch die Amerikaner.



Sowjetische Offiziere beim Appell im Stützpunkt Remedios, Oktober 1962

Ich bin der Meinung, dass man diese Frage mit Fidel Castro vor den Gesprächen mit Kennedy hätte besprechen müssen. Hier wurden die Meinung Fidel Castros und die Souveränität der Republik Kuba einfach ignoriert. Fidel Castro verwahrte sich zu Recht gegen eine Inspektion sowohl auf kubanischem Territorium als auch in den Häfen und Territorialgewässern des Landes. Daher akzeptierte die sowjetische Seite dann auch die, meiner Meinung nach, sehr erniedrigenden Bedingungen einer Inspektion auf dem offenen Meer.

In jenen spannungsgeladenen Tagen hatten ich und die Genossen, die mit mir nach Kuba gekommen waren, die Aufgabe, die Truppenteile aufzusuchen und ihre Bereitschaft zu überprüfen, im Zusammenwirken mit den kubanischen Einheiten die bevorstehende drohende Aggression der USA abzuwehren.

Am 23. und 24. Oktober hielt ich mich mit General S.N. Gretschko, Stell-

vertreter des Befehlshabers der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte für Luftverteidigung, und General M.P. Naumenko in der Fla-Raketendivision von Oberst W.F. Kolesnikow auf. Im Raum Pinar del Rio traf ich Ernesto Che Guevara. Wir begrüßten uns als alte Bekannte. Der Kampfgefährte Fidel Castros, der von Beruf Arzt war, inspizierte mit uns zusammen die Positionen der Fla-Raketenbatterien und interessierte sich besonders für die Startrampen. Als die Artilleristen erfahren hatten, wer dieser energische Mann mit dem gestutzten Bart, der einen einfachen Overall und ein schwarzes Käppi trug, war, beantworteten sie gern seine Fragen. Und das waren nicht wenige. Che Guevara interessierte sich für die taktisch-technischen Daten der Raketen und die Zeitspanne zur Herstellung ihrer Startbereitschaft. Wir baten den Divisionskommandeur, von einer Batterie die Startvorbereitung der Raketen vorführen zu lassen. Die Bedienungsmannschaft demonstrierte hervorragend die einzelnen Vorgänge vom Aufsetzen der Rakete auf die Startrampe bis zur Startbereitschaft.

Che Guevara war mit der Leistung der Bedienungsmannschaft sehr zufrieden.

Ich fragte die Artilleristen, wie man verhindern wolle, dass durch ein amerikanisches Kommandounternehmen – wie es in einem anderen Land passiert war – mit einem Hubschrauber eine Rakete direkt von der Startrampe weg entführt werden könnte. Darauf antworteten sie, dass es in jeder Division eine diensthabende Wachmannschaft mit schweren Maschinengewehren und Maschinenpistolen gäbe. Ausserdem würden die Raketen nachts mit Stahlseilen an den Startrampen und Zugmitteln befestigt. Durch diese Befestigung sei ausgeschlossen, dass eine Rakete von einem operativen Einsatzkommando erbeutet werden könnte. Auch die Raketen auf den Transportfahrzeugen würden entsprechend befestigt.

Der Besuch in den Fla-Raketeneinheiten überzeugte uns davon, dass die Männer trotz ungewohnter klimatischer und schwieriger Lebensbedingungen zur Erfüllung ihrer Gefechtsaufgabe bereit waren.

In diesen Tagen traf ich erstmals auch Fidel Castro, den Führer der kubanischen Revolution, und empfand sofort eine grosse Hochachtung für ihn. Zu diesem Treffen kam es während einer kurzfristig auf Fidels Vorschlag einberufenen Beratung der kubanischen Führung mit dem Befehlshaber unserer Gruppe der sowjetischen Streitkräfte.



Fidel Castro während eines Treffens mit der Führung der sowjetischen Streitkräfte auf Kuba im Oktober 1962. Neben ihm Armeegeneral Plijew (ganz rechts) und dessen Stellvertreter Generalleutnant Dankewitsch.

Es ging hierbei um die Bereitschaft der kubanischen Streitkräfte und der sowjetischen Truppen, die mögliche Aggression abzuwehren, deren Vorbereitung von den USA gerade abgeschlossen wurde. Die Führung der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte versicherte, dass die sowjetischen Einheiten mit Ausnahme der Raketenruppen zur Erfüllung der Gefechtsaufgaben bereit waren.

Fidel Castro verfolgte aufmerksam die Ausführungen, klärte einige Fragen mit Hilfe des Dolmetschers und machte sich Notizen. Er strahlte Ruhe

aus und liess sich nicht anmerken, dass von einem kurz bevorstehenden Krieg die Rede war. Er hielt sich etwa bis ein Uhr im Stab der Gruppe auf.

Am Schluss der Beratung bat er darum, dass der Stab der sowjetischen Streitkräfte engeren Kontakt zu seinem Generalstab unterhalten und direkte Kontakte zu Almeida in Santa Clara und Raul in Santiago de Cuba aufnehmen sollte. Da ihm die Luftverteidigung Sorgen bereitete, bat er darum, ein gutes Zusammenwirken unserer Fla-Raketeneinheiten mit der kubanischen Luftverteidigung, insbesondere bei der funkmesstechnischen Aufklärung des Luftraums, zu organisieren.

Besonders jedoch war Fidel Castro darüber beunruhigt, dass unsere ballistischen Raketen noch nicht gefechtsbereit waren. Mir ging es ebenso, denn die Hauptaufgabe unserer Gruppe von Generälen und Offizieren des Generalstabs bestand darin, uns um die Einsatzbereitschaft dieser Raketen zu kümmern, damit ein Schlag gegen den Aggressor geführt werden konnte, wenn dieser einen Kernwaffenkrieg entfesseln sollte.

In diesen spannungsgeladenen Tagen hatte ich mit I.A. Plijew eine Aussprache über die Arbeit des Leitungsapparats der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte. Ich informierte ihn über meinen Aufenthalt bei den Truppen und die gute Stimmung und Kampfbereitschaft der sowjetischen und kubanischen Einheiten. Ich äusserte mich aber auch kritisch über einige seiner Stellvertreter und Stabsoffiziere, die in dieser Krisensituation entweder seelenruhig in ihren Arbeitszimmern sassen oder sogar sorglos Tennis spielten.

Issa Alexandrowitsch stimmte mir voll und ganz zu. Für den Abend berief er den Militärerrat ein und forderte, dass sich alle Mitglieder des Rats mehr um die Truppen kümmern, ihnen bei der Organisation der Zusammenarbeit mit den kubanischen Einheiten und der Stärkung der Verteidigungsbereitschaft helfen müssten. In diesem Zusammenhang erwähnte er, dass ich mich über die Arbeit des Militärrats der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte beschwert hatte.

«Issa Alexandrowitsch», wandte ich ein, «ich kann Ihren letzten Worten nicht zustimmen. Bin wirklich nur ich allein als Vertreter des Generalstabs mit der Arbeit einiger Mitglieder des Militärrats unzufrieden? Sind Sie denn mit der Dienstauffassung der Generäle Dankewitsch und Petrenko oder von Admiral Abaschwili einverstanden?»

I.A. Plijew konnte dagegen nichts einwenden und erteilte sogleich einige ganz konkrete Weisungen, wer was unverzüglich zu erledigen hatte. Nach dieser offenen und notwendigen Aussprache im Militärstab arbeitete der Leitungsapparat der Gruppe erheblich aktiver.

Seit meiner Ankunft auf Kuba übermittelte ich im Bedarfsfall wichtige Mitteilungen an den «Direktor» nach Moskau, teilte unsere neuesten Erkenntnisse mit und informierte über die Vorbereitungen zur Abwehr der Aggression. Der Stab der Gruppe erstattete nach einem vom Generalstab bestätigten Terminplan Bericht an Moskau.

Die Situation um Kuba spitzte sich nicht nur täglich, sondern stündlich zu. Die Informationen der kubanischen und sowjetischen Aufklärungsorgane zeugten davon, dass die Amerikaner einen Schlag gegen Kuba aus der Luft und von See her planten.

An einem dieser Tage sagte unser Militärberater A. Dementjew zu Plijew, Fidel Castro habe in einem Gespräch mit ihm den Wunsch geäußert, die sowjetischen Soldaten sollten doch ihre Uniformen tragen. Das wäre von hoher moralischer Bedeutung für das ganze Volk. Und auch die Amerikaner würden im Fall einer Aggression sehen, mit wem sie es zu tun hätten und dass Kuba nicht allein gelassen sei.

Plijew ging auf dieses Gespräch nicht weiter ein. Als wir uns viele Jahre später in Leningrad trafen (er wurde dort in der Medizinischen Akademie operiert), erinnerten wir uns an jene Tage und ich fragte ihn, warum er damals in der Uniformfrage keine Entscheidung getroffen habe. Er erklärte mir, dass im Fall eines Krieges die Amerikaner das Hauptfeuer auf unsere Soldaten gerichtet hätten. Aufgrund der Uniformen wären unsere Truppen leicht auszumachen gewesen und hätten eine hervorragende Zielscheibe geboten. Ausserdem sei die Zivilkleidung unter den klimatischen Bedingungen in Kuba praktischer beim Umgang mit den Waffen gewesen.

Das leuchtete mir ein.

Wir beobachteten die amerikanischen Kriegsschiffe, die vor der kubanischen Küste kreuzten. Ihre Aufklärungsflugzeuge überflogen das Territorium der Insel in jeder Höhe. Mitunter konnten wir sehen, wie uns amerikanische Piloten beim Tiefflug mit der Faust drohten. Die kubanischen und



Sowjetisches Jagdfliegerregiment, ausgerüstet mit dem neuesten Jäger MIG-21, in San Antonio. Aufnahme vom Herbst 1962.

sowjetischen Soldaten reagierten entsprechend, ballten die Fäuste und stießen grobe kubanische und vor allem russische Flüche aus.

Während der Inspektion der sowjetischen und kubanischen Truppen besuchten Generalmajor der Fliegerkräfte N.G. Sytnik und ich das sowjetische Jagdfliegerregiment, das mit den für die damalige Zeit neuen MIG-21 ausgerüstet war. Das Regiment galt als bestes unserer Luftstreitkräfte, sein Heimatstandort war Kubinka bei Moskau. Regimentskommandeur war Oberst N.W. Schabanow, Pilot der ersten Leistungsklasse. Viele Jahre später trafen wir uns in Leningrad wieder, wo ich Befehlshaber der Truppen des Militärbezirks war und Nikolai Wassiljewitsch die Luftarmee des Militärbezirks befehligte.

Der Leiter der Politabteilung des Regiments, Oberstleutnant N.P. Stscherbin, ebenfalls Pilot der ersten Leistungsklasse, war von kräftiger Statur und ein guter Sportler.

Bei unserer Ankunft fand im Regiment gerade eine Parteiversammlung statt, zu der alle zusammengekommen waren. Ich stellte fest, dass die meisten Offiziere und Soldaten karierte Hemden trugen. Auch in anderen Einheiten waren mir diese Hemden bereits aufgefallen. Später fragte ich Generalmajor N.P. Pilipenko, Stellvertreter des Kommandeurs für Rückwärtige Dienste der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte, warum das Gros der Soldaten und Offiziere ausgerechnet karierte Hemden trug.

Nikolai Romanowitsch antwortete: «Jede Militäreinheit erhielt die Zivilkleidung auf Anordnung des Stabs für Rückwärtige Dienste des Verteidigungsministeriums aus Zivillagern. Da hat man eben Hemden genommen, die nicht so leicht schmutzig werden ...»

So werden mitunter Fragen der Geheimhaltung bis ins kleinste Detail «durchdacht». Die sowjetischen Soldaten fielen natürlich durch diese Bekleidung auch unter der kubanischen Bevölkerung auf. Im Scherz sagten die Soldaten manchmal, dass die Operation unter dem Codewort «Kariertes Hemd» laufe.

Die Piloten dieses Regiments waren, wie auch ihr Kommandeur, junge und kräftige Burschen, die ihr Metier erstklassig beherrschten. Mit jugendlicher Uneinsichtigkeit fragten sie mich: «Warum dürfen die Amerikaner so frech und ungestraft fliegen, als ob sie hier zu Hause sind, während wir uns am Boden verkriechen?»

Ich erklärte den Piloten, dass es einen Befehl gibt, der verbietet, das Feuer auf einzelne Luftraumverletzer zu eröffnen. Die ohnehin schon gespannte Lage solle nicht noch durch Zwischenfälle verschärft werden. Doch auf ihr beharrliches Drängen hin gestatteten wir dem Regimentskommandeur auf eigenes Risiko, bei einer günstigen Gelegenheit eine Staffel unserer Abfangjäger einzusetzen.

Wir vereinbarten Folgendes: Wenn die funkmesstechnische Aufklärung feststellt, dass ein einzelnes amerikanisches Flugzeug in den Luftraum eindringt, soll eine Staffel Jäger aufsteigen und ohne Waffeneinsatz versuchen, den «Luftraumverletzer» durch geschicktes Manövrieren zum Landen zu zwingen. Unter realen Bedingungen sollte damit auch getestet werden, welche Seite taktisch und technisch überlegen war.

Dieses Vorhaben wurde, wenn auch nicht vollständig, verwirklicht. Wie

mir später der Regimentskommandeur berichtete, haben unsere MIG-21 hinsichtlich Manövrierfähigkeit und technischen Möglichkeiten bewiesen, dass sie dem F-104 Jagdbomber überlegen waren. Allerdings gelang es nicht, den «Starfighter» zum Landen zu zwingen. Nach diesem Zwischenfall tauchte aber nie wieder ein amerikanisches Flugzeug in der Nähe des Flugplatzes auf, auf dem die sowjetischen Jäger stationiert waren.

Zusammen mit den Generälen S.N. Gretschko und M.I. Naumenko überprüfte ich die Einsatzbereitschaft der Fla-Raketeneinheiten. Wir konnten uns davon überzeugen, dass unsere Luftabwehr ehrenvoll ihre Aufgabe erfüllen konnte, wenn der Befehl zur Feuereröffnung ergehen sollte. Die Mannschaften waren in Kampfstimmung, das Zusammenwirken mit der Luftverteidigung der Revolutionären Streitkräfte Kubas war präzise organisiert.

Dies wurde bald darauf in der Praxis bestätigt. Wie bereits erwähnt, war am 27. Oktober über Kuba ein amerikanisches Aufklärungsflugzeug U-2 von unserer Fla-Rakete S-72 abgeschossen worden. Zu diesem Zwischenfall erhielt ich jetzt ein Schreiben von Oberst a. D. J.M. Danilow. Er vertrat damals den Regimentskommandeur Oberst J.S. Guseinow, der zu einer Beratung in Santiago de Cuba weilte.

«... Am Morgen des 27. Oktober löste der Diensthabende der Befehlsstelle Gefechtsbereitschaft Stufe 1 aus. Ich eilte in die Befehlsstelle und sah auf dem Bildschirm das Ziel 33. Dann kam der Befehl von der Befehlszentrale der Division, das Ziel 33 zu vernichten. Ich erinnere mich, dass der Leiter der Politischen Abteilung Oberstleutnant Morosow zu mir sagte: Jewgeni Michailowitsch, offensichtlich wird es ernst/

Dies alles kam für uns so unerwartet, dass ich beschloss, rückzufragen und mir den Befehl zur Vernichtung des Ziels von der Befehlszentrale der Division bestätigen zu lassen. Als dies geschah, erteilte ich unverzüglich der 3. und 4. Division Befehl, das Ziel zu vernichten.

Der Kommandeur der 4. Division, Oberstleutnant Iwan Minowitsch Gertschenow, meldete, dass er die Aufgabe verstanden habe und das Ziel gerade erfasst werde. Gleich darauf meldete er, dass das Ziel vernichtet worden sei. Eingesetzt wurden drei Raketen, Flughöhe des Ziels – 21'500 Meter. Ich meldete persönlich der Befehlszentrale der Division den Abschuss des Flugzeugs.»

So erfolgte der Abschuss des amerikanischen Aufklärungsflugzeugs U-2 am 27. Oktober um 10.21 Uhr.

Da die Luftabwehreinheiten der sowjetischen und kubanischen Streitkräfte bei der Luftverteidigung eng zusammenarbeiteten, übernahm die kubanische militärische Führung die Verantwortung für den Flugzeugabschuss.

Am 1. März 1988, also sechsundzwanzig Jahre später, wurde Fidel Castro in einem Interview von der CBS-Korrespondentin Mary Schrapeer nach den beiden Flugzeugen U-2 gefragt, die während der Oktoberkrise abgeschossen worden seien (ein zweites Flugzeug ist angeblich von den Kubanern abgeschossen worden). Er antwortete darauf:

«Es wurde nur ein Flugzeug abgeschossen, und nicht von den Kubanern. Wir trachteten danach, Tiefflüge über Kuba zu unterbinden. Deshalb informierten wir an einem Tag während der Oktoberkrise die sowjetischen Streitkräfte und andere über unsere Absicht, auf tieffliegende Flugzeuge zu schießen.

Wir mobilisierten die gesamte Fla-Artillerie. Am Tag darauf eröffneten unsere Batterien überall das Feuer auf Flugzeuge, die in geringer Höhe flogen. Doch wir besaßen keine Raketen. In dieser Situation hat eine sowjetische Fla-Raketenbatterie das Feuer auf das Flugzeug gerichtet.

Warum war dies geschehen? Faktisch dadurch, weil wir bereits das Feuer eröffnet hatten.

Wenn es darum geht, die Verantwortung dafür zu übernehmen, so sind wir dazu bereit. Schliesslich erteilten wir den Luftabwehrbatterien den Befehl, auf tieffliegende Flugzeuge zu schießen. Doch wir hatten keine Boden-Luft-Raketen. Darüber verfügten nur die sowjetischen Truppen, und der direkte Befehl zu ihrem Einsatz wurde von einem sowjetischen Offizier erteilt... Doch wenn wir die Kontrolle über Raketen gehabt hätten, hätten wir wahrscheinlich den Befehl zum Einsatz auch gegeben. Daher wollen wir uns nicht der Verantwortung entziehen. Doch es ist nicht unser Verdienst, dass das Flugzeug abgeschossen wurde.» (Interview Fidel Castros, TASS-Meldung vom 1.3.1988)

Die sowjetische und die kubanische Führung verfügten über zuverlässige Informationen, dass die amerikanische Führung beschlossen hatte, am 29. oder 30. Oktober mit der Aggression gegen Kuba zu beginnen. Es sollten vorbereitende massierte Luftangriffe gegen die Stationierungsgebiete der

sowjetischen Raketeneinheiten und wichtige militärische Objekte geflogen werden, um das Militärpotential des Landes zu schwächen. Anschliessend sollte die Invasion durch See- und Luftlandetruppen beginnen.

Zu dieser Zeit war von unseren vierzig R-12 Raketen nur ca. die Hälfte für das Auftanken mit Treibstoff und Oxydator und die Aufnahme der Gefechtsköpfe vorbereitet. Die Gefechtsköpfe wurden ausserdem getrennt von den Raketen in 300 bis 400 Kilometer Entfernung von den Stationierungsräumen unter strenger Bewachung aufbewahrt. General I.A. Plijew hatte keinen Befehl zu ihrer Verlagerung und ihren Zusammenbau mit den Raketen gegeben.

Nachdem es zu dem den Lesern bereits bekannten Austausch von Botschaften zwischen dem US-Präsidenten und dem sowjetischen Regierungschef gekommen war, erhielt der Oberbefehlshaber der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte I.A. Plijew die Weisung, mit dem Abzug der Raketeneinheiten zu beginnen. Dafür waren sehr kurze Termine festgelegt. Plijew schickte seine Stellvertreter General P.D. Dankewitsch und General L.S. Garbus zu den Raketenregimentern, damit sie die Rückführung unterstützen und kontrollieren konnten. Am 21. Oktober fuhr ich selbst zu dem Raketenregiment von LA. Solowjew, wo ich zusammen mit dem Divisionskommandeur General I.D. Stazenko die Demontage oder vielmehr die Zerstörung der Startpositionen überwachte, die von den Soldaten unter Einsatz aller Kräfte errichtet worden waren.

General Stazenko sagte mir verbittert: «Erst setzen Sie mich beim Bau der Startpositionen unter Druck und nun werfen Sie mir vor, dass wir sie zu langsam zerstören ...»

Was sollte ich antworten, nachdem er sich mit aller Kraft für die Erfüllung seiner militärischen Pflicht eingesetzt hatte?

Wenn ich mich recht erinnere, erhielt am 30. Oktober der Oberbefehlshaber der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte von R.J. Malinowski die Weisung, dass Divisionskommandeur General Stazenko UN-Generalsekretär U Thant, der nach Kuba gekommen war, über den Verlauf des Raketenabzugs informieren sollte. Es wurde ein vollständiger Bericht verlangt: Angaben über die Division und ihre Organisation, Zahl der stationierten Starttrampen und Raketen, Plan für die Demontage und Rückführung der Raketen in die Sowjetunion. Wir begannen sofort, I.D. Stazenko auf diese ungewöhnlichen «diplomatischen» Gespräche vorzubereiten.

U Thant kam mit einer ganzen Gefolgschaft, zu der auch Generäle aus Indien und Schweden gehörten. Die Gespräche fanden in der Residenz von U Thant statt. An ihnen nahm auch A.I. Alexejew, der Botschafter der UdSSR im Kuba, teil.

Wie uns Stazenko selbst über diese Zusammenkunft berichtete, verlief sie etwa folgendermassen: Zur vereinbarten Zeit wurden die Militärs und Diplomaten in der Residenz von U Thant empfangen. Nach der gegenseitigen Vorstellung begannen in einem kleinen Sitzungssaal die Gespräche. Der indische und der schwedische General öffneten ihre Aktenkoffer und schalteten darin befindliche Tonbandgeräte ein. Ausserdem machten sich beide Generäle Notizen. U Thant äusserte sich zu Beginn der Gespräche anerkennend über den Beschluss der sowjetischen Regierung, die Raketen von Kuba abzuziehen, und sagte, dass die sowjetische Regierung immer ein grosses Verantwortungsgefühl für die Erhaltung des Friedens bewiesen habe. Dann äusserte er sich kurz über seine Mission in Havanna.

Botschafter A. Alexejew dankte U Thant für die der Sowjetunion und der sowjetischen Regierung ausgesprochenen anerkennenden Worte und unterstrich, dass die Sowjetunion sich immer entschlossen für die Erhaltung des Friedens eingesetzt habe und der Kommandeur der Raketendivision bereit sei, auf alle entsprechenden Fragen zu antworten.

U Thant interessierte sich für Stazenkos Eindrücke von Kuba, fragte dann nach der Kampfstärke der Raketeneinheiten und den Instruktionen, die er für den Abzug der Raketen von der Insel erhalten habe.

Stazenko informierte ihn über die Zahl der Einheiten, Startrampen und Raketen. Er sagte, dass er den Befehl der Demontage aller Raketenpositionen erhalten habe und diese im Wesentlichen abgeschlossen sei. Der für die Rückführung der Raketen und Ausrüstungen von der Sowjetunion ausgearbeitete Plan werde verwirklicht. Alles dies geschehe zu den Terminen, die von Moskau festgelegt worden seien. Insgesamt wurden 24 Startrampen und 42 Raketen, darunter zwei Übungsraketen, mit allen erforderlichen Fahrzeugen und Versorgungsaggregaten stationiert. Der Plan sehe nun vor, die Raketenruppen bis zum 20. November dieses Jahres abzuziehen. Ein schnellerer Abzug sei nicht möglich, da erst in den Häfen Kubas die erforderliche Zahl Schiffe der benötigten Klasse bereitgestellt werden müssten.

Nachdem alle seine Fragen beantwortet wurden, dankte U Thant für das Gespräch und wünschte glückliche Heimreise. Die ihn begleitenden Generäle stellten keine Fragen, machten sich aber eifrig Notizen. Das Gespräch verlief in einer ruhigen und achtungsvollen Atmosphäre.

Wie uns bekannt wurde, hat U Thant auch mit der kubanischen Führung und mit unserer Botschaft Gespräche geführt, in denen es um die Inspektion der Demontage und des Abzugs der Raketenwaffen seitens der USA ging.

Am 1. November, nach den Gesprächen mit U Thant, erklärte Fidel Castro in einer Rede im Fernsehen: «Wir haben kein Recht verletzt, wir haben keine Aggression gegen irgendjemand durchgeführt. Daher ist eine Inspektion nur ein weiterer Versuch, unser Land zu erniedrigen. Deshalb werden wir sie nicht akzeptieren.»

In der gleichen Rede sprach er sich sehr lobend über die Sowjetunion und die sowjetischen Soldaten aus:

«Es muss besonders erwähnt werden, dass wir uns in schwierigen Momenten, wenn eine amerikanische Aggression drohte, immer auf die Freundschaft der Sowjetunion verlassen konnten. Dafür danken wir ihr, dies muss nachdrücklich erklärt werden. Die sowjetischen Menschen, die hier sind, haben sehr viel für uns getan. Die sowjetischen Militärspezialisten, die bereit waren, zusammen mit uns zu sterben, haben viel für die Schulung und Ausbildung unserer Streitkräfte geleistet.»

Das war eine gerechte Einschätzung der Rolle der Sowjetunion und des Beitrags der sowjetischen Soldaten zur Verteidigung Kubas.

Heute kann man die damaligen Ereignisse natürlich anders interpretieren, doch diese Tatsache lässt sich nicht bestreiten. Bekanntlich forderten die Amerikaner anfangs das Recht, die Demontage unserer Raketen und deren Abzug von Kuba direkt auf der Insel zu inspizieren. Aber Fidel Castro erklärte, dass Kuba ein souveräner Staat sei und es den Amerikanern nicht gestatte, sich in seine inneren Angelegenheiten einzumischen. Dann wurde vorgeschlagen, die sowjetischen Schiffe mit den Raketen in den kubanischen Häfen zu inspizieren. Doch auch dies lehnten die Führer Kubas ab. In dieser entstandenen komplizierten Situation stimmte die sowjetische Führung dann einer Inspektion der Schiffe auf offener See zu.

Wie sollte sie praktisch ablaufen?

Wir teilten der amerikanischen Seite im Voraus mit, mit welchem Schiff wieviel Raketen transportiert wurden. Auf offener See näherten sich dann amerikanische Kriegsschiffe und Hubschrauber. Die Laderäume der sowjetischen Schiffe wurden geöffnet, so dass die Amerikaner von ihren Schiffen und Hubschraubern aus die Raketen sehen und zählen konnten. Dann durften unsere Transporte ihre Reise fortsetzen.

Ich war damals der Meinung, und die vertrete ich auch heute noch, dass dies für uns, die sowjetische Grossmacht und ihre Streitkräfte, ein sehr erniedrigender Akt war. Doch in der damaligen Situation gab es keinen anderen Ausweg. Für uns Militärs war dieser Inspektionsbeschluss, nachdem wir eine unglaubliche Arbeit in die Erfüllung der Aufgabe investiert hatten, natürlich eine öffentliche Ohrfeige.

Ich möchte auch etwas zum Verhalten unserer Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere in jenen Krisentagen sagen. Sie waren zusammen mit den Kubanern bereit, die erkämpfte Freiheit zu verteidigen. Bei meinen Truppenbesuchen stellte ich fest, dass alle irgendwie gereift und ernster wirkten, und exakt und schnell die Weisungen erfüllten. Mit grossem Einsatz wurden Schützengräben ausgehoben und günstige Positionen für alle Waffengattungen geschaffen.

In den Gesprächen mit den Soldaten und Unteroffizieren kam der ungebrochene Kampfgeist zum Ausdruck, der trotz der schweren klimatischen Bedingungen, der tropischen Regengüsse und der unerträglichen Hitze herrschte. Niemand murrte oder beschwerte sich. Alle waren bereit, Kuba wie ihre eigene Heimat zu verteidigen. Ich glaubte damals, dass unser russischer Soldat, wohin auch immer ihn das Schicksal verschlägt, sich stets als beharrlicher, findiger und unverzagter Kämpfer treu bleiben wird.

Ich habe gesehen, wie sich die kubanischen Soldaten und die gesamte Bevölkerung darauf vorbereiteten, dem Gegner mit der Waffe in der Hand zu begegnen. Überall – in den Schützengräben, in den Ortschaften und in den Schulen – war der Patriotismus des Volkes zu spüren. Das ganze Volk, junge und alte Menschen, bildete eine Einheitsfront und war bereit, seine errungene Freiheit zu verteidigen.

Am 2. November kam A. Mikojan, Mitglied des Präsidiums des ZK der KPdSU, nach Havanna. Dies war sein zweiter Besuch auf Kuba. Das erste

Mal war er im Jahre 1959 anlässlich der Eröffnung der sowjetischen Industrie- und Handelsausstellung hier gewesen.

An der Begrüssung A. Mikojans auf dem Flugplatz nahm auch ich teil. Er kam aus New York, wo er mit Vertretern der amerikanischen Führung gesprochen hatte. Auf dem Flugplatz trafen wir erneut Fidel Castro. Er begrüßte I.A. Plijew, Botschafter A.A. Alexejew, A. Dementjew und mich mit einem herzlichen Händedruck. Man sah ihm seine Besorgnis an. Er war von Kubanern umringt, die ihm die Hand drücken oder ihn nur einfach sehen wollten. Hierin zeigte sich die grosse Verehrung des einfachen Volkes für Fidel – seinen Führer.

Von den zahlreichen Leibwächtern, über die viel geredet und geschrieben wurde, merkte ich nichts. Sie waren zwar zugegen, doch fielen sie nicht derart auf, wie es beim Personenschutz unserer Führer der Fall ist.

Zu einem richtigen Gedankenaustausch konnte es auf dem Flugplatz nicht kommen. Einmal war die Zeit zu kurz, zum anderen liess dies die Fidel umringende Menschenmenge nicht zu.

Während der Begegnung mit A.I. Mikojan verhielt sich Fidel Castro sehr zurückhaltend. Es kam nicht zu den sonst von den Kubanern bei solchen Anlässen bekundeten Emotionen.

Am nächsten Tag erfuhren wir, dass die Frau von Anastas Iwanowitsch gestorben war. N.S. Chrustschow drückte ihm in einem Telegramm im Namen der Partei und Staatsführung das Beileid aus. In dem Telegramm wurden jedoch auch seine besondere Mission in Havanna und die Wichtigkeit der Verhandlungen mit der kubanischen Führung erwähnt. Kurz gesagt, man gab ihm zu verstehen, dass man sich in Moskau um ein ehrenvolles Begräbnis seiner Frau kümmern werde.

Nach kurzem Bedenken beschloss A.I. Mikojan, zur Erfüllung seiner schwierigen Mission auf Kuba zu bleiben. Es heisst nicht von ungefähr, dass Kummer Menschen einander näherbringt. Die Gespräche Anastas Iwanowitschs mit Fidel Castro verliefen in einer achtungsvollen, herzlichen und freundschaftlichen Atmosphäre.

Im Ergebnis des Austauschs von Botschaften zwischen N. Chrustschow und J.F. Kennedy sowie der Gespräche, die später von A. Mikojan in den USA und auf Kuba geführt und am 20. November abgeschlossen wurden, hob der US-Präsident die See- und Luftblockade wieder auf.

Die Gruppe der sowjetischen Streitkräfte hielt den von Moskau festgelegten Termin für den Abzug der Raketen und der IL-28 Bomber von der Insel ein. In den sowjetischen Streitkräften und in den Vereinten Streitkräften der Mitgliedsstaaten des Warschauer Pakts wurde die erhöhte Gefechtsbereitschaft, die am 27. Oktober ausgelöst worden war, wieder aufgehoben. Die Völker der Welt, die mit grosser Aufmerksamkeit die Verhandlungen der Führer der beiden Grossmächte verfolgt hatten, atmeten erleichtert auf – die Gefahr eines Atomkriegs war gebannt.

Die sowjetische Regierung beschloss, die konventionellen Waffen und die Kampftechnik der sowjetischen Truppen an Kuba zu übergeben und die Soldaten und Offiziere der Revolutionären Streitkräfte Kubas daran auszubilden. Mit deren fortschreitender Qualifizierung sollte dann das Personal der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in die Heimat zurückkehren.

Die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, die als Ausbilder fungierten, waren bemüht, alle ihre Erfahrungen und Kenntnisse den Waffenkameraden zu vermitteln. Hierbei mussten einige besondere Charaktereigenschaften der Kubaner berücksichtigt werden. Wenn beispielsweise am Ende eines Ausbildungstags einem Kubaner gesagt wurde, dass er heute «ausgezeichnet» gelernt hatte, dann war bei ihm am nächsten Tag kein grosser Bildungsdrang zu erwarten. Er war dann nämlich der Meinung, dass er nun bereits alles wusste. Wenn ihm aber gesagt wurde, dass er schlecht gelernt habe, dann rief dies Niedergeschlagenheit und Unlust hervor.

Es musste ein goldener Mittelweg gefunden werden, etwa in der Art: «Pedro, du hast heute dieses und jenes nicht schlecht gemeistert, doch wenn du bei den Übungen heute und morgen gewisse Dinge weiter beherzigst, dann wird das Ergebnis noch besser.» Auf diese Weise wurde bei der Auswertung der Übungen erreicht, dass niemand überheblich wurde und immer der Anreiz und der Wunsch bestanden, morgen noch besser als heute zu lernen.

Unsere Genossen waren während ihres gesamten Aufenthalts auf Kuba bemüht, in ihrem Auftreten und in ihrer Arbeit den Charakter, die Sitten und Gebräuche des kubanischen Volkes zu berücksichtigen und sich ihm gegenüber achtungsvoll zu verhalten. Dies wurde auch von den kubanischen Genossen gewürdigt.

Wir schätzten unsererseits die Herzensgüte, Offenheit und Ehrlichkeit der kubanischen Freunde, ihre Achtung für unsere Heimat, für unseren Bei-

trag zur Stärkung der Verteidigung Kubas und unsere Bereitschaft zur Erfüllung der internationalistischen Pflicht.

Der ruhmreiche Jahrestag des Grossen Oktobers stand bevor. In der Verwaltung der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte fand ein Festakt statt, zu dem kubanische Gäste eingeladen wurden. Danach gab Armeegeneral I.A. Plijew einen kleinen Empfang für Kommandeure der sowjetischen und kubanischen Truppen. An den Tischen hatte man in kameradschaftlicher Runde Platz genommen. Es wurden Trinksprüche ausgebracht. Wie es bei uns üblich war, galt der erste Toast den Regierungsoberhäuptern – Nikita Sergejewitsch Chruschtschow und Fidel Castro Rus.

Neben mir sass ein kubanischer Hauptmann, der damals einen wichtigen Posten innehatte. Er wandte sich an die neben ihm sitzenden Kameraden und flüsterte ihnen zu, dass man nicht auf Fidel und Chruschtschow, sondern auf Fidel und Stalin trinken sollte. Wir stimmten dem nicht zu, doch er beharrte darauf: «Auf Fidel und Stalin!» Mit seinem Toast wollte er ausdrücken, dass unter Stalin die Raketen auf Kuba geblieben wären.

Am späten Abend schickte ich R.J. Malinowski den üblichen Tagesbericht, worin ich auch die Worte des kubanischen Hauptmanns erwähnte. Dieser nach Moskau geschickte Bericht hatte für mich unerwartete und unangenehme Folgen. Noch am selben Abend des 7. November rief man mich an und sagte mir, dass mich A.I. Mikojan am nächsten Tag um 10 Uhr in seiner Residenz erwarte. Ich fragte, wen er ausserdem noch geladen habe. Darauf antwortete man mir, dass noch einige sowjetische Genossen, darunter I.A. Plijew, da sein würden. Bis spät nach Mitternacht analysierte ich meine gesamte Arbeit auf Kuba und machte mir Gedanken über Fragen, die Mikojan vielleicht interessieren könnten.

Um 10 Uhr am anderen Morgen kamen dann alle, die Anastas Mikojan geladen hatte, in seine Residenz. Nachdem er uns begrüsst hatte, stellte er eine Frage mit etwa folgendem Inhalt: Wer von euch hat Rapporte nach Moskau geschickt und im Einzelnen darüber berichtet, wie hier die Feierlichkeiten zum Tag der Oktoberrevolution verlaufen sind?

Ich wusste sofort, worauf er hinaus wollte: Es ging um meine Rapporte. Dies sagte ich ihm sofort und erwähnte auch den Inhalt meines letzten Reports an den Verteidigungsminister. Zu meiner grossen Verwunderung hüllten sich die anderen anwesenden Genossen in Schweigen und blickten Miko-

jan ergeben und verwirrt an. Auch sie kannten die kritischen Äusserungen einiger kubanischer Offiziere über den Abzug der Raketen und hatten ebenfalls, wie ja vorgesehen war, regelmässig Bericht nach Moskau erstattet.

Mikojan, der wie wir mit einem kurzärmeligen Hemd und einer leichten Stoffhose bekleidet war, machte eine ziemlich lange Pause, bevor er vorwurfsvoll daran erinnerte, dass er hier der Vertreter des Präsidiums des ZK der KPdSU sei und wissen müsse, wer was nach Moskau berichtete.

«Beenden wir hiermit das unerfreuliche Gespräch», sagte er abschliessend. «Ich werde darauf nicht mehr zurückkommen. Alles bleibt unter uns.»

Ich weiss nicht, was die anderen empfanden, doch für mich war das Gespräch sehr unangenehm. Ich hatte sehr gut begriffen, dass von einem einzigen Wort Mikojans mein weiterer Dienst und damit mein Schicksal abhingen.

Am Abend des 8. November stellte die Nachrichtentruppe des Stabs der Gruppe erstmals eine verschlüsselte Funkverbindung von Havanna nach Moskau her. An diesem Tag sprach auch ich über diesen Funkkanal mit Generaloberst S.P. Iwanow. Ich berichtete ihm über das Gespräch mit Mikojan. Semjon Pawlowitsch sagte, ich solle mir deswegen keine Gedanken machen. Meine Rapporte würden an die Partei- und Staatsführung weitergeleitet und als sehr wertvoll eingeschätzt. Das beruhigte mich etwas.

Allerdings sollte ich später erfahren, als ich nach meiner Rückkehr nach Moskau R.J. Malinowski über die Erfüllung der Aufgabe Bericht erstattete, dass Anastas Iwanowitsch dennoch Rodion Jakowlewitsch erzählt hatte, welchen Verweis er mir in Havanna erteilt hatte.

Ich musste ihm ausführlich berichten, warum es zu diesem Vorfall gekommen war. Der Minister beruhigte mich und lobte die Arbeit unserer Gruppe auf Kuba.

Im Jahre 1967, als ich Armeebefehlshaber im Militärbezirk Transkaukasien war und Mikojan in Jerewan eintraf, erkühnte ich mich zu sagen, dass er damals sein Wort (die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen) nicht gehalten und Malinowski doch darüber informiert hatte. Mikojan sagte mir nach kurzem Nachdenken: «Wissen Sie, Genosse Gribkow, dies hat nichts zu bedeuten. Wir wollen die Sache hiermit vergessen.»

Doch nach dieser kurzen Abschweifung zurück nach Kuba.

Ende November erhielt ich aus Moskau die Weisung, mit meiner Gruppe zurückzukehren. Für den Flug kamen nur ausländische Fluggesellschaften in Frage. Als Möglichkeit bot sich noch an, A. Mikojan zu bitten, dass er uns mit an Bord seines Sonderflugzeugs nahm, das mit einer Zwischenlandung in den USA nach Moskau zurückflog.

Wie sich jedoch herausstellte, konnte er nicht alle mitnehmen. Zum anderen waren auch die Bedingungen für die Mitnahme, die uns gestellt wurden, weder finanziell noch dienstgradmässig erträglich – wir sollten als Kuriere mitfliegen. Auch wurde von uns verlangt, dass wir uns in Absprache mit Moskau selbst um Unterkunft und Unterhalt in den USA während des Zwischenaufenthalts zu kümmern hätten. Zudem war nicht klar, wie lange Mikojan in den USA bleiben würde.

Da bot sich plötzlich die Gelegenheit, mit einem Flugzeug der ÖSA nach Prag zu fliegen. Es war ein Flugzeug englischer Produktion mit einer tschechoslowakischen Besatzung. Die Tschechen waren bereit, uns mitzunehmen. Der Flug erfolgte mit einer Zwischenlandung auf dem Flughafen Gender auf der Insel Neufundland in Kanada.

Als wir in Havanna an Bord des Flugzeugs gingen, sah ich zum erstenmal den Dichter J. Jewtuschenko, der sich von seiner Frau verabschiedete, die mit demselben Flugzeug reiste. Als man mir Jewtuschenko zeigte, der in unserer Nähe stand, war ich einfach von seinem Äusseren schockiert – vor mir stand ein grosser hagerer Mann, ungekämmt, mit zerdrücktem kariertem Hemd, knielangen schmutzigen Hosen und verschlissenen Turnschuhen. Neben ihm seine Frau, die den genauen Gegensatz zu ihm bildete – eine hübsche Brünette, elegant gekleidet, an den Fingern und den Ohren glänzten Brillanten, voller Grazie und Würde.

Mir kam nur der eine Gedanke: «So ein berühmter Dichter, aber gekleidet wie ein Landstreicher.» Wenn Jewtuschenko diese Zeilen lesen sollte, möge er mir verzeihen. Ich habe ihn sehr verehrt und viele seiner Werke gelesen, doch diesen Eindruck hat er bei mir an jenem Tag hervorgerufen.

Als wir nachts in Gender ankamen, regnete und stürmte es. Wir zeigten unsere Pässe und gingen durch die Kontrolle. Hier musste ich unwillkürlich

an die Verse W. Majakowskis denken, wie man im Ausland unserem Sowjetpass begegnete. Der Beamte auf dem Flugplatz betrachtete unsere Pässe lange. Dann legte er sie schliesslich zur Registrierung in ein Fach und gestattete uns, in den Transitraum des Flugplatzes zu gehen.

Während das Flugzeug aufgetankt wurde, konnten wir uns, obwohl in unseren Taschen schon lange Ebbe war, etwas stärken. Dies hatten wir der Frau von Jewtuschenko zu verdanken. Sie holte aus ihrer Handtasche einen dicken Paken Dollarnoten und lud uns ein, ihr Gast zu sein. Wir nahmen ihre Einladung dankend an, nutzten die gutmütige und liebe Frau jedoch nicht aus. Als sie dann vor dem Weiterflug noch zollfreie Einkäufe tätigte, halfen wir beim Tragen ihrer umfangreichen Gepäckstücke und erfüllten so unsere ritterliche Pflicht.

Zum wiederholten Male verfluchten wir unsere Zentralverwaltung Finanzen angesichts unserer pekuniären Notlage. Wir waren schliesslich nicht einfache sowjetische Bürger, sondern Generäle, Admirale und Stabsoffiziere, die unmittelbar an der schicksalhaften Schwelle eines Kernwaffenkriegs gestanden hatten. Von uns wäre auf dieser fernen Insel nur Asche übriggeblieben.

Der Nachtflug über den Ozean strengte sehr an. Obwohl schlechtes Flugwetter war, scherte sich die Flughafeneileitung nicht darum und gab Starterlaubnis. Das Flugzeug geriet in Turbulenzen, manchmal schien es abzustürzen. Obendrein vereisten die Tragflächen, wodurch Geräusche wie bei einem ungeschmierten Wagenrad entstanden. Als wir in Prag landeten und das Flugzeug verliessen, konnten wir nicht mehr fest auf den Füssen stehen. Einige Genossen meinten scherzend, dass sie sich nach Moskau nur noch zu Fuss weiterbewegen würden. Doch alles war schnell vergessen. Schon bald darauf standen mir neue lange Flüge unter sehr schlechten Wetterbedingungen bevor.

In Moskau erstattete ich Verteidigungsminister R.J. Malinowski in Anwesenheit meines direkten Vorgesetzten Generaloberst S.P. Iwanow mündlich Bericht. Der Minister interessierte sich für alles bis ins kleinste Detail. Während des zweistündigen Berichts unterbrach er mich nicht ein einziges Mal, abgesehen von präzisierenden Fragen. Semjon Pawlowitsch versuchte, mir ein Zeichen zum Aufhören zu geben. Doch Rodion Jakowlewitsch blickte ihn nur missbilligend an und sagte: «Sprechen Sie weiter, Genosse Gribkow, sprechen Sie weiter ...»

Ich hatte ihm zahlreiche Fotos, Soldatenbriefe und sogar Gedichte mitgebracht. Ein Brief hat ihn so erheitert, dass er lange und herzlich lachte. Er war mit «Moskau, Väterchen Rodion Jakowlewitsch» adressiert und entsprach in seinem Stil dem Brief des bekannten Originals Wanka Schukow ,an Väterchen im Dorf’.

Der Brief war herzlich und patriotisch abgefasst, doch es gab darin auch die Worte: «Liebes Väterchen Rodion Jakowlewitsch, wann holst Du uns wieder nach Hause in unser teures und fernes Russland?» Es ist sehr schade, dass ich diesen Brief nicht mehr besitze. Aber der Minister hat diesen Brief, Fotos und einige Gedichte behalten, weil er sie N.S. Chrustschow zeigen wollte. Sie sind dann irgendwie abhanden gekommen.

Das Gedicht von J. Jewtuschenko «Meint Ihr, die Russen wollen Krieg?» haben die Soldaten, die Heimweh hatten, auf ihre Weise umgedichtet, so dass es nun mit folgenden Worten begann:

«Meint Ihr, die Russen wollen nach Hause?

Dann fragt doch mal ,Oy‘ danach.»

(Die Zeitung ,Oy‘ war das Organ des ZK der Kommunistischen Partei Kubas und wurde später in ,Granma‘ umbenannt, zu Ehren des Schoners ,Granma‘, mit dem im Jahre 1956 die Patrioten unter Führung Fidel Castros auf Kuba gelandet waren.)

Wie mir später der Verteidigungsminister sagte, wurde die Arbeit meiner Gruppe auf Kuba von der Partei- und Staatsführung positiv bewertet. Während meiner langen Abwesenheit hatte sich eine Vielzahl von Fragen angesammelt, die von der Operativen Verwaltung des Generalstabs zu entscheiden waren. Ich machte mich gleich am ersten Tag nach meiner Rückkehr an die Arbeit. Eine dieser Fragen war die Rückführung der Truppen, die noch auf Kuba stationiert waren. Zusammen mit der Leitung des Ministeriums der Handelsflotte planten wir den Rücktransport der Truppen mit Passagierschiffen. Wir kontrollierten auch ihre Ankunft und Unterbringung in der Heimat. Da die Raketeneinheiten vollständig in die Sowjetunion zurückverlegt wurden, war es nicht weiter erforderlich, dass dem Stab von I.A. Plijew Generäle und Raketenspezialisten angehörten. Auch diese wurden in die Heimat zurückbeordert.

Ich möchte den Ereignissen etwas vorgreifen. Im Jahre 1963 hatte ich erneut Gelegenheit, auf Kuba zu weilen. Ende März bestellte mich der Verteidigungsminister zu sich und erteilte mir den Auftrag, zur Eröffnung der

neuen Flugroute Moskau-Havanna mit einer Tu-114 nach Kuba zu fliegen. Dieser Nonstop-Flug verlief über Murmansk, zwischen Grönland und Island und entlang der Küste Kanadas und der USA. Die Flugdauer betrug vierzehneinhalb Stunden. Es war geplant, dass Fidel Castro auf dieser Flugroute nach Moskau kommen sollte. Ausserdem hatte ich noch die Aufgabe, den Stand der Ausbildung der kubanischen Militäranghörigen an unserer Militärtechnik zu überprüfen. Auch sollte ich einige organisatorische Fragen in den Truppen der Gruppe von I.A. Plijew klären.

Zwei Tage später flog ich zusammen mit sieben Generälen und Offizieren nach Kuba. Der Flug verlief normal, wenn man von dem rowdyhaften Verhalten von Jagdflugzeugen der kanadischen und amerikanischen Streitkräfte absieht, die Scheinattacken auf unser Flugzeug flogen. Ich beobachtete durch das Fenster diese Provokationen und dachte: «Einer dieser Taugenichtse, die diese Jäger fliegen, braucht nur ein Salve mit der Bordkanone oder dem Maschinengewehr auf das wehrlose Flugzeug abzugeben, und wir alle werden Haifischfutter.»

Dies ist glücklicherweise nicht geschehen. Die Besatzung flog das Flugzeug ruhig und sicher auf der festgelegten Route. Ein Passagierflugzeug vom Typ «Boeing», das offensichtlich von Amerika nach Europa flog, schwenkte auf unseren Flugkurs ein, flog etwa fünf Minuten in fünfhundert Meter Entfernung auf Parallelkurs, drehte dann ab und schwenkte auf seinen früheren Kurs zurück. Der Pilot wollte offenbar die Überlegenheit seines Flugzeugs gegenüber unserer Tu-114 demonstrieren.

Nachdem wir die übertragene Aufgabe erfüllt hatten, kehrten wir Mitte April auf derselben Route zurück und erprobten dabei die neue Fluglinie für die Reise von Fidel Castro nach Moskau.

Ich erstattete dem Minister Bericht. Er dankte für die Erfüllung der Aufgabe und teilte mit, dass mir für meine Tätigkeit während der Kubakrise die höchste staatliche Auszeichnung – der Leninorden – verliehen werde. Dies beflügelte mich natürlich noch mehr bei der Erfüllung der komplizierten Aufgaben des Leiters der Operativen Verwaltung des Generalstabs.

Ich möchte zum Schluss meiner Erinnerungen an die Kubakrise noch einmal kurz Bilanz ziehen und einige Gedanken äussern, die den Leser zu eigenen Schlussfolgerungen anregen sollen.

Erstmals in der Geschichte der sowjetischen Streitkräfte erfolgte die Verlegung einer mehr als vierzigtausend Mann starken Armee mit umfangrei-

cher Technik und Ausrüstung über den Ozean. Die Aufgaben, welche die politische Führung des Landes dem Verteidigungsministerium und dem Ministerium der Handelsflotte gestellt hatte, wurden in den festgelegten Fristen, ohne irgendwelche Pannen und besondere Vorkommnisse, erfüllt.

Die erfolgreiche Verlegung beruhte auf der sorgfältig geplanten Operation und den wirksamen Tarnungs-, Abwehr- und Desinformationsmassnahmen sowie anderen Ablenkaktionen. Die Gruppe der sowjetischen Streitkräfte wurde buchstäblich direkt vor der Nase der amerikanischen Aufklärung geschaffen.

Die Militärangehörigen aller Kategorien, vom Soldaten bis zum General, sind der ihnen von der Regierung gestellten Aufgabe gerecht geworden. Erst am 14. Oktober, d.h. fast einen Monat nach dem Eintreffen der drei Raketenregimenter, gelang es der Luftaufklärung der USA, Anzeichen der Präsenz von Raketenruppen auf Kuba festzustellen. Von diesem Tag an begann eine hektische Betriebsamkeit des Pentagon und dann auch des Präsidenten J.F. Kennedy, die durch das plötzliche Auftauchen von sowjetischen Raketen- und anderen Truppen auf Kuba ausgelöst wurde.

Die USA haben in der Nähe der Sowjetunion Militärstützpunkte sowie Raketenstützpunkte in der Türkei, in der BRD und in Italien geschaffen, ohne dass sie dies verschleierte. Die Weltöffentlichkeit und einige Regierungen waren empört und protestierten dagegen, doch die US-Administration liess sich von ihrem Vorhaben nicht abbringen. Weder die Sowjetunion noch die Organisation der Vereinten Nationen reagierten allerdings mit politischen Kurzschlusshandlungen.

Was veranlasste die US-Administration und in erster Linie das Pentagon und einige Kongressmitglieder, so abrupt und nervös auf die Präsenz unserer Raketen auf Kuba zu reagieren?

Ich habe den Eindruck, dass die Amerikaner über das heimliche und plötzliche Auftauchen der Raketen auf der Insel erschrocken waren. Die dort dislozierten Raketen hatten mittlere Reichweite, doch angesichts von nur 90 Meilen Entfernung bis zur Küste der USA besaßen sie strategischen Charakter. Hierzu kommt noch, dass bis zu allerletzt unsere Diplomaten, darunter auch der Botschafter der Sowjetunion in den USA, auf sämtliche Fragen nach der Präsenz der Raketen auf Kuba deren Existenz geleugnet haben. Auch dies hat die Amerikaner alarmiert und offensichtlich befürchten lassen,

dass ein Überraschungsangriff mit Raketen gegen sie vorbereitet wurde.

Ich nehme an, dass es nicht zu dieser so akuten und unberechenbaren Situation gekommen wäre, wenn wir auf der Grundlage der mit der kubanischen Regierung abgeschlossenen und veröffentlichten Verträge und Abkommen schrittweise und offen Waffen, Kampftechnik, Truppen und darunter auch Raketentruppen nach Kuba verlegt hätten. Andererseits ist es auch sehr wahrscheinlich, dass die Amerikaner in diesem Fall Massnahmen ergriffen hätten, um den Transport von Raketen nach Kuba zu verhindern.

Ich meine, dass ein grosser politischer Fehler bei den Gesprächen zwischen N. Chruschtschow und J.F. Kennedy darin bestand, dass Fidel Castro als Oberhaupt eines souveränen Staates nicht darin einbezogen war. Dadurch wurde die Autorität der kubanischen Führung untergraben.

Die Stationierung der Raketen auf Kuba wurde vereinbart, doch die Entscheidung über ihren Abzug wurde ohne Absprache mit Kuba getroffen. Wenn Fidel Castro von Anfang an als dritter Partner an den Verhandlungen gleichberechtigt teilgenommen hätte, dann wären die Massnahmen zur Beilegung des Konflikts und zum Abzug der Raketen nicht in so heftiger und für uns zuweilen erniedrigender Form verlaufen.

War es überhaupt notwendig, auf Kuba Raketen zu stationieren? Diese Frage wird gegenwärtig von vielen westlichen Autoren, aber auch bei uns in der Sowjetunion gestellt. Als Argument wird hier das Kräfteverhältnis der USA und der UdSSR bei Raketen angeführt, die das Territorium der USA und der UdSSR erreichen können.

Es muss offen gesagt werden, dass damals das Kräfteverhältnis sehr zuungunsten der Sowjetunion war. Doch auch mit der Stationierung der Mittelstreckenraketen auf Kuba hat sich praktisch nichts verändert, während sich die Gefahr einer nuklearen Katastrophe vervielfachte. Deshalb bin ich zutiefst davon überzeugt, dass die Stationierung der Raketen auf Kuba ein Fehler war. Die drei Führer der USA, der UdSSR und Kubas hätten sich zusammen mit dem Generalsekretär der UNO an den Verhandlungstisch setzen und vereinbaren sollen, dass Kuba in Ruhe gelassen wird.

Unvorhersehbare Folgen hätten sicherlich die auf dem Höhepunkt der Krise von den Amerikanern geplanten Luftangriffe gegen Kuba und die

sowjetischen Truppen sowie die anschliessenden Luft- und Seeländeoperationen zur Liquidierung der staatlichen Ordnung gehabt.

Nach Angaben aus dem Jahre 1962 hatte Kuba eine Bevölkerung von mehr als acht Millionen Menschen. Die gut ausgebildete und mit modernen Waffen ausgerüstete Armee umfasste etwa 200'000 Mann. Im Fall einer Aggression konnte man die Zahl der Verteidiger verdoppeln und verdreifachen. Dazu kamen dann noch die 40'000 Mann sowjetische Truppen mit modernster Ausrüstung, die vertragsgemäss zusammen mit den Kubanern Kuba verteidigt hätten.

Daher war die Entscheidung von Präsident John F. Kennedy, auf eine Aggression gegen Kuba zu verzichten, wirklich weise.

Am 28. Oktober waren, wie ich schon erwähnte, die Raketeneinheiten noch nicht einsatzbereit, um Schläge gegen die USA zu führen. Damals war von den vierzig Mittelstreckenraketen nur die Hälfte für das Auftanken mit Treibstoff und Oxydator und die Aufnahme des Gefechtskopfes vorbereitet. Keine der Raketen war mit ihrem Marschbefehl programmiert.

Ich möchte nochmals betonen: Weder bei der geplanten Bildung einer Gruppe sowjetischer Streitkräfte auf Kuba noch während der sich später entwickelnden Ereignisse haben die politische und die militärische Führung daran gedacht, die USA zu überfallen und damit einen Weltkrieg mit Kernwaffeneinsatz auszulösen. Das wäre gleichbedeutend mit Selbstmord gewesen.

Die Amerikaner haben viel Aufhebens wegen der Stationierung der Bomber IL-28 auf Kuba gemacht. Angeblich bedrohten diese die USA. Auch in dieser Frage möchte ich Klarheit schaffen. Es stimmt, dass ein IL-28 Bomberregiment nach Kuba verlegt worden ist. Die Flugzeuge wurden im zerlegten Zustand in Containern auf die Insel gebracht. Am 28. Oktober war noch kein einziges dieser Flugzeuge fertig montiert. Alle Maschinen wurden gleichzeitig mit dem Abzug der Raketen auf Schiffe verfrachtet und in die Sowjetunion zurückgebracht.

Um was für ein Flugzeug handelte es sich hier? Es war für operative Aufgaben bestimmt, für die Bekämpfung von Seeländeoperationen, die Unterstützung der Landstreitkräfte und die Vernichtung von abgesetzten See- und Luftlandetruppen des Gegners. Die Amerikaner kannten seine taktisch-tech-

nischen Daten, aus denen hervorging, dass das Flugzeug nicht für Angriffshandlungen gegen das Territorium der USA bestimmt war.

Das Ziel der «Operation Anadyr» bestand einzig und allein darin, der jungen Kubanischen Republik zu helfen, die errungene Freiheit zu verteidigen und die gegen sie von den USA aktiv vorbereitete Aggression zu verhindern. Unsere Raketentruppen sollten bei dieser Operation einzig und allein vor einer Aggression gegen Kuba abschrecken.

# Wieder bei den Truppen

Aus Kuba zurückgekehrt, befasste ich mich sogleich mit meinen Pflichten als Chef der Operativen Verwaltung.

Der kurze Aufenthalt bei den Soldaten hatte meine Seele aufgewühlt und den alten Wunsch wiederbelebt, zu den Truppen zurückzukehren, unter Menschen zu sein, die ihren Dienst versehen, Ausbildung betreiben und sich die neue Kriegstechnik aneignen. Das waren jedoch heimliche Gedanken, getan werden musste die Pflicht. Und es hatten sich viele unerledigte Dinge angehäuft.

Für jene Zeit war es typisch, dass sich niemand, auch die Chefs der Militärbezirke nicht, mit Fragen, die unsere Kompetenz betrafen, an den Chef des Generalstabs oder den Verteidigungsminister wandte, ohne sich vorher mit der Operativen Verwaltung zu beraten.

Da wir über viele Informationen verfügten und grosse Möglichkeiten zur Hilfe besaßen, bemühten wir uns stets, die Kommandierenden zu informieren, bei welchen Fragen sie eine positive Antwort vom Verteidigungsministerium erwarten konnten und bei welchen nicht. Wir trugen auf jede Weise dazu bei, brennende Probleme erfolgreich zu lösen. Die Kommandeure verhielten sich uns gegenüber immer achtungsvoll und waren dankbar.

Marschall der Sowjetunion M.W. Sacharow, der Chef des Generalstabs, war mir wohlgesinnt wie schon im Leningrader Bezirk. Während seiner langen Dienstzeit hatte er im Generalstab seine Kräfte aufgegeben. Er hatte sich sichtlich verändert im Vergleich zu jener Zeit, als er die Truppen des Leningrader Militärbezirks befehligte. Mit den Jahren hatte er das Gespür für Neues verloren, zum Beispiel bezeichnete er Elektronik und Kybernetik als Unsinn. Von moderner Technik akzeptierte er nur das Telefon. Alles, was auf diesem grossen und wichtigen Gebiet getan wurde, geschah auf Initiative von unten und wurde nur mühsam verwirklicht.

Bei wichtigen Fragen, die das Leben selber gestellt hatte und mit denen sich der Generalstab beschäftigen musste, machten wir Vorschläge mit entsprechenden Berechnungen, um die Gefechts- und Mobilmachungsbereitschaft zu verbessern. Sacharow hörte zu, dann folgte oft ein und dieselbe Frage: «Und wann, mein Lieber, wurde das festgelegt, und von wem?» (Er gebrauchte gern die alte Wendung «Mein Lieber», das b klang wie ein p).

Wir antworteten, dass das vor zehn oder fünfzehn Jahren festgelegt wurde, dass dieser Zustand veraltet sei, dass unsere Berechnungen zeigten: Es ist zweckmässiger, dieses Problem in unserer Zeit anders zu lösen, so wie in den Vorschlägen dargelegt.

«Nein, mein Lieber. Nicht wir beide haben das festgelegt, also werden wir beide das nicht ändern. Es soll bleiben, wie es ist.»

Leider mussten wir solche Worte oft hören. Man durfte zwar seine Meinung äussern, aber er warnte jeden gleich: «Sprich nur, sprich – noch habe ich kein Veto eingelegt.»

Wenn er etwas nicht beweisen konnte, sagte er: «Schluss jetzt. Ich lege ein Veto ein.» Das bedeutete – klapp deinen Aktendeckel zu und geh, es wird kein Beschluss gefasst, und deine Vorschläge sind nicht durchgekommen.

Manchmal sagte er auch: «Ihr seid noch grüne Jungs.»

Zuweilen durfte man entgegnen: «Warum werfen Sie uns Jugend vor, nennen uns grüne Jungs, und gleichzeitig betrauen Sie uns mit hohen Dienststellungen?»

«Ihr arbeitet, deshalb betraue ich euch mit hohen Posten. Die Jugend liebt es manchmal, voreilig Schlüsse zu ziehen.»

Unter uns nannten wir ihn den Konservator.

Der Generalstab muss die Ereignisse in der Welt verfolgen und der politischen Führung entsprechende Vorschläge unterbreiten. Grosse und komplizierte Fragen wurden auch innerhalb der Streitkräfte entschieden, es ging um organisatorische Massnahmen bei der Umrüstung praktisch aller Waffengattungen.

In diesem Zusammenhang beschäftigte man sich mit vielen theoretischen Fragen, zum Beispiel begann man damals damit, Methoden für Handlungen grosser Truppengruppierungen bei strategischen Operationen auf Kriegsschauplätzen auszuarbeiten.

Ende 1963 und Anfang 1964 herrschte im Generalstab eine gespannte Stimmung. Soviel mir bekannt ist, hing das mit dem Fall des Obersten O.W. Penkowski zusammen, der für einen ausländischen Geheimdienst gearbeitet

hatte. Zu der Zeit, aber aus einem anderen Grund, wurde unbegründet der Chef der Hauptverwaltung Generaloberst S.P. Iwanow vom Dienst entbunden. Verleumdet hatte ihn ein Gauner, der ehemalige Generalmajor A.S. Panow, der zu zwölf Jahren verurteilt wurde.

Panow hatte eine Zeitlang als Leiter des Kraftfahrzeugdienstes im Kiewer Militärbezirk gearbeitet, als Iwanow Stabschef dieses Bezirks war. Sie kannten einander gut, und wenn Panow in Moskau war, besuchte er Iwanow in dessen Arbeitszimmer.

Als man Panow überführte, ungesetzlich Kraftfahrzeuge verkauft und sich den Gewinn eingesteckt zu haben, wurde er verhaftet. Um seine Schuld zu mildern, machte er falsche Aussagen – er zog hohe Militärs in den Fall hinein, besonders Marschall W.I. Tschuikow als ehemaligen Kommandierenden, der angeblich den Verkauf der Maschinen gestattet hatte. Bei den Vernehmungen belastete er auch Iwanow, der vor ihm Staatsgeheimnisse ausgeplaudert haben sollte.

Neuer Chef der Hauptverwaltung wurde General M.I. Powali.

Die Regierung musste auch Sacharow vom Posten des Generalstabschefs entbinden und ernannte ihn zum Chef der Militärakademie des Generalstabs. Solange die Ermittlungen liefen, war Iwanow suspendiert, dann versetzte man ihn als Stabschef in den Sibirischen Militärbezirk. Als seine Unschuld erwiesen war, ernannte man ihn zum Chef dieses Bezirks und verlieh ihm den Rang eines Armeegenerals. Die meisten Generäle und Offiziere des Generalstabs bedauerten Iwanow aufrichtig, es fanden sich jedoch auch einige, die ihn verleumdeten.

Uns wunderte, dass sich Sacharow nicht für seinen Stellvertreter eingesetzt hatte. Im Gegenteil, er zog die schon geschriebene Vorlage zurück, Iwanow zum Armeegeneral zu befördern und ihn mit einer Prämie auszuzeichnen, da er der eigentliche Organisator und Ausführende der Operation «Anadyr» (Kubakrise) gewesen war.

Als 1963 Marschall der Sowjetunion S. S. Birjusow in den Generalstab kam, änderten sich Arbeitsmethoden und Arbeitsstil ein wenig, wichtige Fragen beim Aufbau der Streitkräfte konnten entschieden werden. Birjusow war ein willensstarker Mann mit grosser militärischer Erfahrung, er konnte schnell eine Situation erfassen, seine Arbeitskraft war erstaunlich. Im Zweiten Weltkrieg hatte er einen Frontstab geleitet, und bei Kriegsende war er Armeebefehlshaber gewesen. In den Generalstab brachte er viele nützliche

Erfahrungen aus der Leitung der Luftabwehr und der strategischen Raketen-truppen mit. Leider fehlten ihm Kenntnisse in der Vorbereitung und Durchführung von allgemeinen operativen und strategischen Übungen. Als Mann mit einem weiten militärischen und politischen Horizont erarbeitete er sich jedoch bald dieses Wissen.

Die erste grosse Prüfung für ihn und den gesamten Generalstab war die zweiseitige strategische Kartenübung auf einem angenommenen westeuropäischen Kriegsschauplatz. Daran nahmen die Einsatzstäbe von vier verbündeten Armeen teil, aus der DDR, Polen, der Sowjetunion und der Tschechoslowakei. Anwesend waren die Verteidigungsminister und die Chefs der Generalstäbe der Staaten des Warschauer Paktes. Geleitet wurde die Übung vom sowjetischen Verteidigungsminister, Marschall Malinowski, Chef des Leitungsstabes war Birjusow. Die Übung fand in der DDR statt.

Hauptaufgabe der Übung war die Organisation des Zusammenwirkens der Truppengruppierungen und ihre Führung in einer strategischen Operation.

Es wurde ein strategischer Plan ausgearbeitet; die operative Ausgangslage und die Direktiven wurden an die Fronten und einzelnen Armeen gegeben. Ein Plan für das Durchspielen von Kampfhandlungen war nicht vorgesehen. Alles sollte nach Entscheidungen der Kommandierenden geschehen, deshalb musste die Übungsleitung sehr intensiv arbeiten, um in kurzer Frist nach jedem Bericht der Übungsteilnehmer neue Handlungspläne vorzubereiten. Das erforderte von uns angestrengte Arbeit rund um die Uhr.

Unter solchen Bedingungen wählte Malinowski eine interessante Arbeitsmethode. Er hörte aufmerksam zu, was ihm von den Fronten und Armeen gemeldet wurde, und machte seine Bemerkungen auf der Karte und im Notizheft. Eine Übungsetappe endete, es gab einen operativen Sprung von mehreren Tagen. Malinowski nahm seine Aufzeichnungen, liess sich bunte Kreide und eine Lagekarte geben, auf der man die Berichte durchging, und trug mit Kreide die neue Frontlinie ein, wobei er die Entscheidungen der Kommandierenden berücksichtigte.

Angenommen, man hatte einen operativen Sprung von fünf Tagen beschlossen. Wenn die Entscheidungen der Kommandierenden zweckmässig waren, liess er die Truppen in drei bis fünf Tagen erfolgreich vorrücken, bei Entscheidungen mit grossen Mängeln (aufgrund von Berechnungen) liess er die Truppen weniger vorrücken oder lieber die gegnerische Seite erfolgreich

sein. So bildeten sich die künftigen Frontlinien auf dem Kriegsschauplatz. Damit war die Arbeit des Leitenden bei der gegebenen Übungsetappe beendet. Das übrige mussten wir tun – die operativen Offiziere. Zu dieser Linie die Truppen hinführen, zur angegebenen Zeit die Lage beider Seiten bis zur Division und zu jedem Regiment festlegen, die Verluste beider Seiten berechnen, die Versorgung und den Nachschub organisieren usw.

Malinowski vertraute uns operativen Offizieren. Als er einmal die übliche Arbeit an der Karte beendet hatte, sagte er zu Birjusow: «Gehen wir essen.»

«Danke, Rodion Jakowlewitsch, ich bleibe noch hier und arbeite mit den Operatoren.»

Malinowski war jedoch unnachgiebig. Wir hörten, wie er sagte: «Komm essen und stör sie nicht. Sie wissen selber, was sie tun müssen.»

Für die Teilnehmer war die Übung interessant und sehr lehrreich. Jeder, der über seine Aufgabe berichtete, konnte die Entscheidung verteidigen und sie mit operativen und taktischen Berechnungen und mit Beispielen aus dem Zweiten Weltkrieg untermauern. Eine solche Methode bot die Möglichkeit, selbständig zu arbeiten.

Vor der Abschlussbesprechung beriet sich Malinowski mit seinen Stellvertretern und mit uns. Die Bewertung der Übungsteilnehmer wurde abgestimmt.

Die Übung war beendet, die Abschlussbesprechung stand bevor. Der Bericht und notwendige Dokumente waren schon fertig, die Offiziere der Operativen Verwaltung begannen die Karten aufzuhängen. In den Saal kam Birjusow und sah, dass nicht alle Karten und Skizzen aufgehängt waren, er lief rot an und tadelte die Offiziere. Sie wurden nervös, und die Arbeit ging noch schlechter voran.

«Genossen, arbeitet ruhiger», sagte ich, «sonst zerreisst ihr noch die Karten.» Diese Einmischung gefiel Birjusow nicht. Er strafte mich mit einem bösen Blick und sagte: «In Moskau werden wir uns beide unterhalten.»

Mir blieb nur übrig zu sagen: «Zu Befehl.»

Die Abschlussbesprechung verlief in ruhiger Atmosphäre, auf jede Übungsfrage folgte die Analyse, und man zog praktische Schlüsse für die

weitere Arbeit der Generalstäbe. Alle Kommandierenden und Stäbe erhielten eine Bewertung ihrer Arbeit. Den anwesenden Verteidigungsministern und Chefs der Generalstäbe gefiel die Art und Weise, wie die Übung durchgeführt worden war.

Malinowski gab einen Empfang im Haus der Offiziere in Wünsdorf, wo sich der Stab der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland befand. Wie damals üblich, brachte man Trinksprüche aus, erst auf die Generalsekretäre der Kommunistischen und Arbeiterparteien, dann auf die Verteidigungsminister, die Chefs der Generalstäbe, die Befehlshaber der Fronten, Flotten, Armeen usw.

Plötzlich erhob sich Malinowski und sagte:

«Genossen! Wir haben hier unser Glas auf alle Partei- und Militärführer erhoben. Schaut, was für eine grosse und nützliche Übung wir gemeinsam vollbracht haben, und diese Übung musste vorbereitet werden, das war schwere Arbeit bei dem vielen methodischen Material. Ich als ehemaliger operativer Offizier weiss, was das bedeutet. Wir haben nur geleitet, während unsere unermüdlichen Arbeiter, die Offiziere und Generäle, die Operatoren, alles vorbereitet haben. Ich schlage vor, auf die Operatoren zu trinken, auf den hier sitzenden Chef der Operativen Verwaltung, Generalleutnant Gribkow und seine Gruppe.»

Neben mir sass General Iwanowski, der damals die 1. Panzerarmee befehligte. Er flüsterte mir zu: «Wo ist denn deine Gruppe?»

«Meine Gruppe ist nicht eingeladen worden.»

Alle erhoben die Gläser und nickten mir freundlich zu. Birjusow stand auf, erhob sein Glas und sagte lächelnd: «Genosse Gribkow, auf Ihre Gesundheit.»

Marschall Birjusow war ebenfalls mit der Übung zufrieden und erwähnte den Vorfall mit den Karten nicht mehr, als wir in Moskau waren. Offensichtlich hatte der Toast des Ministers eine Rolle gespielt.

Malinowski verhielt sich besonders wohlwollend gegenüber den operativen Mitarbeitern, Offizieren und Generälen. Er nahm stets den Chef der Operativen Verwaltung oder seinen Stellvertreter sowie einige Offiziere und Generäle des Generalstabs mit, wenn er zu den Truppen fuhr. Dabei fand er immer Zeit, um mit den Leitungen des Bezirks- oder Armeearrappats kurzfristig operativ-taktische Probleme zu lösen.

Da wir wussten, dass zu beliebiger Zeit solche Kurzlageberichte nötig

waren, bereiteten wir sie vorsorglich zu unterschiedlichen Themen vor. Den Inhalt der Lageberichte kannte Malinowski in der Regel nicht. Wenn sie der Leitungsmannschaft übergeben wurden, bat er darum, einen Bericht auf seinen Tisch zu legen. Er nahm Bleistift und ein Lineal und löste die Aufgabe selbst, übertrug seine Lösung auf eine Karte und schrieb mit kalligraphischer Schrift den Befehl oder die Direktive nach der geschaffenen operativen Lage.

Einmal, als sich Malinowski bei der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland befand und eine operative Aufgabe gelöst hatte, gab er mir seine Lösung und den von ihm geschriebenen Befehl. Die Karte war vorzüglich bearbeitet, aber beim Befehl stutzte ich. Er stellte der Armee zwei Aufgaben und schrieb am Ende: «Die Vorausabteilungen versuchen, das Gelände am Fluss ‚N‘ auf dem Abschnitt ‚A‘ und ‚B‘ zu erobern.»

Ich sagte in taktvollem Ton: «Wenn jemand von uns in einem Befehl das Wort versuchen gebrauchen würde, erhielte er bestimmt einen Verweis.»

Malinowski sah mich an und entgegnete: «Genosse Gribkow, das Wort ‚versuchen‘ hat einen tiefen Sinn. Ich befehle die Eroberung nicht, weil ich weiss, dass diese Aufgabe schwierig zu lösen ist, und vielleicht ist sie in der gestellten Frist sogar unlösbar. Ich weise den Armeebefehlshaber, was für die Front sehr wichtig ist, auf das Endresultat hin. Er muss darüber nachdenken, und wenn er das Gelände nicht erobert, hat er trotzdem den Befehl befolgt. Ein solches Wort kann manchmal eine sehr grosse Rolle spielen.»

Ich hörte ihm zu und dachte: Ein kluger Mann. Da merkt man die Erfahrung eines Heerführers.

Einige Zeit später liess mich Marschall der Sowjetunion Birjusow rufen. In seinem Zimmer sass General Powali.

«Also, Genosse Gribkow, wir haben überlegt und beschlossen, dass Sie lange genug in der Operativen Verwaltung sitzen. Sie sind schon drei Jahre auf diesem Posten, haben Erfahrung in den Bezirksstäben und im Generalstab, deshalb schlagen wir Sie als stellvertretenden Chef der Hauptverwaltung vor. Genosse Powali braucht einen erfahrenen Mann als Stellvertreter. Für Ihren Posten nennen Sie uns einen Kandidaten.»

«Ich danke für den Vorschlag, Genosse Marschall», antwortete ich, «aber ich möchte darum bitten, davon abzusehen. In meiner Attestation steht Chef

eines Bezirksstabes. Ich bin mit jeder anderen Stellung einverstanden, wenn sie nur näher bei der Truppe ist.»

«Den Bezirksstab haben Sie doch hinter sich.»

«Wenn Sie mich nicht aus dem Generalstab entlassen, würde ich gern meine Stellung behalten. Ich kenne dieses Arbeitsgebiet.»

Birjusow überlegte und sagte: «Warten Sie im Vorzimmer. Ich berate mich mit Rodion Jakowlewitsch.»

Powali bat mich, ihrem Vorschlag zuzustimmen. Ich wiederholte, was ich ihm schon gesagt hatte, dass Stellvertreter keinen bestimmten Bereich von Pflichten haben, oft lösen sie plötzlich auftretende Probleme. Das müsse man ändern. Er stimmte mir zu.

Da kam Birjusow und bat uns in sein Zimmer.

«Rodion Jakowlewitsch empfiehlt, dass Sie anderthalb Jahre als stellvertretender Chef der Hauptabteilung arbeiten und dann Armeebefehlshaber werden. Er meint ebenfalls, dass Chef eines Bezirksstabes für Sie schon eine zurückgelegte Etappe ist.»

«Genosse Marschall, das ist ein sehr guter Vorschlag, und ich nehme ihn gerne an, befürchte aber, dass man nach den anderthalb Jahren alles vergessen hat.»

«Hör mal, vertraust du nicht zwei Marschällen der Sowjetunion?»

Mir blieb nichts anderes übrig, als Dankbarkeit für das Vertrauen zu bekunden. Ich begann meine Arbeit als stellvertretender Chef der Hauptverwaltung, erhielt mehr oder weniger fest umrissene Pflichten. Auf meinen Posten kam Generalmajor P. W. Melnikow, ein ehemaliger operativer Offizier des Bezirks, der sein Praktikum im Range eines Divisionskommandeurs beendet hatte. Sein Stellvertreter wurde Generalmajor A. T. Altunin. Gleichzeitig wurde als Chef der Luftstreikräfte und der Luftabwehr Generalmajor A. P. Silantjew ernannt.

Im Jahre 1964 erhielt ich von Birjusow die Aufgabe, eine Regierungsvorlage des Verteidigungsministeriums zur Auflösung des Oberkommandos der Landstreitkräfte und seines Stabs auszuarbeiten. Ausser mir und Powali durfte das niemand wissen. Ich fragte: «Warum ist das geplant? Wie soll man einen solchen Vorschlag begründen?»

«Darüber haben Sie und Powali nachzudenken, ich erwarte von Ihnen die Vorlage.»

Oberbefehlshaber der Landstreitkräfte war seinerzeit Marschall der Sow-

jetunion W.I. Tschuikow. Gleichzeitig war er Leiter der Zivilverteidigung.

Powali und ich versuchten zu erklären, wie unzweckmässig es sei, eine ganze Gattung der Streitkräfte, zudem die grösste, der Leitung zu berauben, aber unsere Argumente stiessen auf taube Ohren. Dann erfuhren wir den wahren Grund: Da Tschuikow nur eine Stellung innehaben sollte – Leiter der Zivilverteidigung der Sowjetunion –, musste man das Oberkommando der Landstreitkräfte auflösen. Niemand wagte, mit ihm über dieses Thema zu sprechen, weder von der Partei- noch von der Staatsführung, niemand aus dem Verteidigungsministerium.

So behandelte damals die Partei eine solch wichtige Frage wie den Aufbau der Streitkräfte.

Die Vorlage enthielt ziemlich fadenscheinige Argumente. Trotzdem billigte die Regierung den Vorschlag des Verteidigungsministeriums.

Tschuikow war kategorisch gegen diesen Beschluss und sagte offen: «Was tut ihr? Um einen unerwünschten Oberbefehlshaber loszuwerden, löst ihr das Leitungsorgan der Landstreitkräfte auf? Warum hat niemand mit mir gesprochen? Ich wäre von allein gegangen. Nun wird wieder eine Dummheit beim Aufbau der Streitkräfte gemacht.»

Das Leben hat bestätigt, dass die Auflösung des Oberkommandos falsch war. Drei Jahre später, 1967, schlug das Verteidigungsministerium vor, wieder ein Oberkommando und einen Stab der Landstreitkräfte zu bilden. Als diese Frage in der Regierung behandelt wurde, äusserte A.N. Kossygin, der Vorsitzende des Ministerrats, sein Unverständnis darüber, dass das Verteidigungsministerium jetzt die Notwendigkeit eines Oberkommandos der Landstreitkräfte bewies, während es vor drei Jahren genau das Gegenteil bewiesen hatte.

Oberkommando und Stab der Landstreitkräfte wurden wieder geschaffen.

Ich erlaube mir, an diesem Beispiel darzustellen, wie sich in der Praxis manchmal Voluntarismus äusserte.

Das Oberkommando der Landstreitkräfte wurde auf Beschluss des Rates der Volkskommissare am 25. Februar 1946 geschaffen, dann wurde es im März 1950 laut Ministerratsbeschluss aufgelöst. Mit Ministerratsbeschluss

vom 10. März 1955 wurde wieder ein Oberkommando der Landstreitkräfte geschaffen. Auf Beschluss des Verteidigungsrates der UdSSR vom 24. Februar 1964 wurde es erneut aufgelöst, und laut Beschluss des ZK der KPdSU und des Ministerrats der UdSSR vom 18.10.1967 wieder errichtet.

Dreimal wurde das Oberkommando geschaffen und zweimal aufgelöst, und jedesmal fanden sich Gründe dafür und dagegen, ohne jedes objektive Herangehen und Begründen.

Niemand dachte darüber nach, was das den Staat kostete. Und was es für das Schicksal von Offizieren, Generälen und Angestellten bedeutete. Die Regierung und die entsprechende Abteilung im ZK der KPdSU hätten in dieser Frage einen prinzipiellen Standpunkt einnehmen müssen, statt einfach alles formell zu bestätigen.

1964 sollte eine Militärdelegation unter Birjusow nach Jugoslawien fliegen. Die Teilnehmerliste enthielt zwölf Personen. Das Zentralkomitee der Partei empfahl, die Zahl auf die Hälfte zu reduzieren. Birjusow rief mich zu sich und begann, Namen auf der Liste zu streichen. Darunter auch meinen, obwohl ich sehr darum gebeten hatte, teilnehmen zu dürfen. Doch dies erwies sich als Fügung des Schicksals. Die Maschine stürzte ab. Alle Insassen kamen ums Leben.

In gewisser Weise trug Marschall Birjusow selbst die Schuld am tragischen Ausgang dieses Fluges. Das Wetter war an diesem Tage nicht zum Fliegen geeignet. Der Abflug war auf neun Uhr morgens angesetzt, wegen der Witterungsbedingungen hätte man frühestens um elf Uhr fliegen dürfen. Birjusow befahl jedoch den zeitigen Abflug, die Besatzung musste gehorchen ...

Chef des Generalstabs wurde wieder Marschall Sacharow, er war damals 66 Jahre alt. Meine Meinung über diese Ernennung hat sich seitdem nicht geändert. Der Arbeitsstil Sacharows, sein Verhältnis zu neuen Problemen und Fragen, die der Generalstab lösen musste, entsprachen nicht den Forderungen der Zeit.

Man hätte für diesen Posten einen Jüngeren mit moderneren Ansichten finden können. Die westliche Presse schrieb damals zu Recht, dass mit Birjusow ein Neuerer umgekommen und mit Sacharow wieder ein Konservativer in den Generalstab gelangt sei.

I.M. Sacharow, ein ehrgeiziger Mann, wurde mit den Jahren immer konservativer, alles Neue, Progressive in der Arbeit des Generalstabs, was von Birjusow begonnen worden war, verwarf er von vornherein. Dennoch fanden sich Speichellecker, die Sacharow berichteten, was im Generalstab nach

seinem Fortgang geschehen war, wer was über ihn gesagt hatte, usw.

Trotz allem muss ich offen sagen, dass mir Sacharow in meinem Dienst viel Gutes getan hat. Er hatte mich zum Chef der Operativen Verwaltung des Leningrader Militärbezirks ernannt, wobei ich die Stellvertretung übersprang, und auf seinen Vorschlag wurde mir auch der Rang eines Generalmajors verliehen. Er hatte mich aus Kiew in den Generalstab geholt, auf seinen Vorschlag war ich 1963 zum Generalleutnant befördert worden.

Mit der Rückkehr in den Generalstab aber veränderte sich Sacharows Verhältnis mir gegenüber grundlegend. Der Grund bestand in Folgendem. Ende 1963 oder Anfang 1964 fand unter Leitung von Verteidigungsminister Malinowski eine militärwissenschaftliche Konferenz statt, an der die leitenden Kader des Verteidigungsministeriums, die Chefs der Militärbezirke und der Flotten sowie die Chefs der Militärhochschulen teilnahmen. Sacharow als Generalstabschef hielt dort einen Vortrag.

Auf dieser Konferenz wollte auch Marschall der Sowjetunion A.A. Gretschko auftreten, der erste Stellvertreter des Verteidigungsministers. Er liess mich rufen und befahl mir, einen Vortrag über die Schaffung von Oberkommandos auf den Kriegsschauplätzen auszuarbeiten. Dabei legte er sehr genau seine Gedanken zu diesem Thema dar. Ich meldete General Powali, dass ich diese Aufgabe erhalten hatte, und machte mich ans Werk. Gretschkos Vortrag wurde von mir ausgearbeitet und nach drei Tagen vorgelegt, dabei äusserte ich die Ansicht, dass es kaum zweckmässig sei, den Inhalt vor einem grossen Auditorium vorzutragen. Das Thema sei streng geheim. Gretschko pflichtete mir bei und befahl, den Vortrag dem Verteidigungsrat vorzulegen, wobei der Inhalt nur unwesentlich verändert werden sollte.

Am nächsten Tag las Gretschko den präzisierten Vortrag, schickte ihn aber nicht an den Verteidigungsrat, um Malinowski nicht in eine peinliche Lage zu bringen, sondern übergab ihn dem Verteidigungsminister. Auf der Konferenz trat Gretschko nicht auf.

Einige Zeit später gab mir Marschall Gretschko eine Resolution des Ministers und das Manuskript, auf dem mit roter Tinte Bemerkungen standen. Nachdem ich alle Notizen des Ministers gelesen hatte, bat ich um die Erlaubnis, den Vortrag dem Chef des Generalstabs zu übergeben, da er an ihn adressiert war.

Gretschko lief eine Weile schweigend im Zimmer umher und vertraute mir dann an, dass Sacharow nicht mehr Chef des Generalstabs sei. Ich sollte den Vortrag in den Safe legen, bis Marschall Birjusow komme, der neue Chef.

Es vergingen einige Tage, Birjusow trat seine Stellung an, und mir wurde befohlen, ihm den Vortrag zu geben. Kurze Zeit später wurden Powali und ich zu Birjusow gerufen. Er hielt uns vor, dass der Vortrag nicht Sacharow ausgehändigt worden war, da dieser nach dem von Malinowski notierten Datum noch volle zwei Tage Chef des Generalstabs gewesen war.

Wir erklärten ihm die damalige Situation, er wollte uns jedoch nicht hören und rief sogleich Sacharow in der Akademie an, wobei er uns Vorwürfe machte. Als nach Birjusows Tod nun Sacharow wieder in den Generalstab kam, verlangte er als erstes diesen Vortrag. Powali und mir hat er das sehr übelgenommen.

Von diesem Tage an veränderte sich Sacharows Verhalten gegenüber Powali und besonders mir als Verfasser des Dokuments grundlegend zum Schlechteren. Das blieb so, solange er die Stellung im Generalstab bekleidete.

Mitte 1965 wurde ich ohne Sacharows Zustimmung zum Armeebefehlshaber im Transkaukasischen Militärbezirk ernannt, was sich auch auf mein weiteres Schicksal auswirken sollte.

# Alltag eines Armeebefehlshabers

Meiner Familie hatte ich nichts von einem möglichen neuen Posten gesagt, obwohl manchmal von Armenien die Rede gewesen war. Einen Befehl gab es noch nicht, aber Verteidigungsminister Malinowski hatte schon mit mir gesprochen.

Den Befehl erhielt ich dann im Juni 1965, nach anderthalb Jahren Dienst im Generalstab. Malinowski hatte Wort gehalten.

Ich habe schon viele gute und vor allem aufrichtige Worte über Malinowski gesagt, trotzdem möchte ich noch ein Gespräch mit diesem in jeder Hinsicht aussergewöhnlichen Mann wiedergeben.

«Genosse Gribkow, ich wollte dich anstelle von Alexander Iljitsch Rodimzew als Armeebefehlshaber nach Tschernigow schicken», sagte der Marschall, nachdem ich mich gemeldet hatte, «aber er bittet darum, ihn bis zu seinem Jubiläum auf seinem Posten zu belassen. Demnächst wird er sechzig. Das möchte er dort feiern. Ich konnte das nicht ablehnen. Wir haben zusammen in Spanien gekämpft, und im letzten Krieg sind wir uns an der Front oft begegnet. Ausserdem ist er zweifacher Held der Sowjetunion.»

Der Minister beobachtete aufmerksam meine Reaktion auf seine Worte.

«Also: In Jerewan wird der Posten von General Dawid Abramowitsch Dragunski frei, wir befördern ihn zum stellvertretenden Chef des Transkaukasischen Militärbezirks. Bist du einverstanden, nach Jerewan zur Gardarmee zu gehen?»

«Genosse Minister, ich bin einverstanden, an jeden Ort unseres Landes zu gehen.»

«Das ist ja grossartig.» Malinowski nahm ein abgestempeltes Blatt aus der Mappe. Es war der Vorschlag an das ZK der Partei, mich als Armeebefehlshaber zu bestätigen. «Ich unterschreibe das in deiner Gegenwart, Anatoli Iwanowitsch.»

Damals wurde bei Ernennungen so verfahren.

Hier ist festzuhalten, dass Malinowski und später auch Gretschno viele Generäle und Offiziere des Generalstabs beförderten, indem sie als Kommandierende zur Truppe geschickt wurden. Allein aus der Operativen Hauptverwaltung wurden nach mir ernannt: zu Armeebefehlshabern die Generäle A.T. Altunin und P.W. Melnikow, zu Chefs von Hauptstäben der Waffengattungen die Generäle M.T. Nikitin, A.P. Silantjew, M.A. Lowkow, zum Chef der Hauptverwaltung General J.W. Boitschuk. Alle entwickelten sich zu bedeutenden Militärs, einige wurden Armeegeneral oder Marschall. Eine solche Kaderpolitik halte ich für unumgänglich. Nach einem Praktikum bei den Truppen können diese hohen Militärs immer in den zentralen Apparat zurückkehren, und der Nutzen wird zweifellos grösser sein.

Noch ein Beispiel. In der Operativen Hauptverwaltung war der Posten des stellvertretenden Chefs vakant. Man schlug Generalmajor N.W. Ogarkow vor, der die Akademie des Generalstabs absolviert hatte. Malinowski nahm ihn nicht in den Generalstab, sondern ernannte ihn zum Divisionskommandeur. Nach der Division wurde Ogarkow, der den Armeebefehlshaber übersprang, gleich Stabschef des Belorussischen Militärbezirks, dann Chef des Wolga-Militärbezirks, erster Stellvertreter und Chef des Generalstabs.

Das Wechseln von Stabs- und Kommandoposten bereichert die Erfahrung, gibt die Möglichkeit, objektiver an die Lösung aller grossen Fragen heranzugehen, die mit der Truppenführung und mit der operativen Tätigkeit verbunden sind. In letzter Zeit geht man jedoch von einer solchen Kaderpolitik ab. Aus dem Generalstab wird kaum jemand in höhere Dienststellungen bei der Truppe befördert, man «konserviert» alle bis zum Abschied oder versetzt sie ohne sichtbare Gründe.

Zwei Wochen nach dem Gespräch liess mich der Minister wieder rufen. Er teilte mir den Regierungsbeschluss mit, unterschrieb den Befehl und beglückwünschte mich. Dann gab er mir einige praktische Ratschläge, wobei er Beispiele aus seinem langjährigen und schwierigen Armeedienst anführte.

Ich bat um die Erlaubnis, am nächsten Morgen nach Tbilissi zu fliegen, um mich dem Chef des Transkaukasischen Militärbezirks, Armeegeneral A.T. Stutschenko, vorzustellen.

«Warum so eilig? Hast du Angst, dass die Entscheidung rückgängig gemacht wird?»

«Ich weiss, dass im Bezirk eine Inspektion des Verteidigungsministeriums stattfindet. Marschall Moskalenko zieht übermorgen Bilanz der Arbeit, darauf folgen Analysen in Armeen und Divisionen. Ich möchte gern das Ergebnis hören.»

«Das ist vernünftig. Also flieg.»

Am nächsten Tag landete ich in Tbilissi. Im Bezirksstab erfuhr ich, dass sich der Chef A.T. Stutschenko mit den Parteiführungen der Transkaukasischen Republiken in Jerewan befand. Dort würden sie sich mit Malinowski treffen, gegen Abend kämen alle nach Tbilissi zurück.

Mir blieb nichts übrig, als zu bitten, mich mit den notwendigen Dokumenten über die Armee, als deren Kommandierender ich ernannt war, vertraut zu machen. Der Stabschef des Bezirks, General Katyschkin, tat das freundlicherweise.

Wie mir später General Dragunski erzählte, hatte der Minister nach der Ankunft in Jerewan dem Bezirkskommando und der Republikführung über mich berichtet.

Am nächsten Tag erläuterte K.S. Moskalenko in Gegenwart des Verteidigungsministers, des Chefs der Politischen Hauptverwaltung, General A.A. Jepischew, und der Ersten Parteisekretäre Georgiens, Armeniens und Aserbaidshans dem Militärerrat des Transkaukasischen Militärbezirks die Inspektionsergebnisse. Nach der Auswertung stellte mich der Minister allen Anwesenden vor. Ich war Malinowski dankbar für sein Wohlwollen mir gegenüber.

So wurde ich Armeebefehlshaber. Die 64. Armee, die während des Krieges von M. S. Schumilow befehligt wurde, hatte grosse Verdienste. Gemeinsam mit der 62. Armee W.I. Tschuikows verteidigte sie heroisch Stalingrad, gemeinsam erhielten sie den Titel Gardearmee. Schumilows Armee wurde die 7., Tschuikows die 8. Gardearmee. Die eine marschierte bis Prag, die andere bis Berlin.

Eine solche Armee zu befehligen, war für mich eine grosse Ehre. Ich fuhr nicht in den Armeestab, der sich in Jerewan befand, sondern besuchte mit den Inspektoren die Divisionen, Brigaden und Regimenter, wo auch die Inspektion ausgewertet wurde. Auf diese Weise konnte ich mich in drei Tagen wenigstens kurz mit dem Zustand in den Truppenteilen und Verbänden ver-

traut machen. Erst am vierten Tag unterschrieb ich im Armeestab den Befehl über den Dienstantritt.

Am selben Tag stellte ich mich der armenischen Partei- und Staatsführung vor.

Vom ersten Tag an spürte ich in Jerewan ein herzliches Verhältnis zur sowjetischen Armee, nicht nur von Seiten der Republikführung, sondern auch aller, denen ich in Garnisonen begegnete. Ich erfuhr viel vom guten Verhältnis des armenischen Volkes zur Armee und zum russischen Volk. Später, als ich einfache Menschen näher kennelernte, überzeugte ich mich von ihrem aufrichtigen freundschaftlichen Gefühl zu Soldaten, Offizieren und überhaupt zu Militärangehörigen. Das Wort «Russe» wurde mit besonderer Liebe ausgesprochen, diese Liebe war historisch zwischen zwei Brudervölkern entstanden.

Jetzt, da diese Zeilen geschrieben werden, hat sich dieses Verhältnis sehr verändert. Ich setze jedoch nicht einfache armenische Menschen mit den armenischen Demagogen gleich, die an die Macht kommen wollen, und sei es über die Leichen ihrer Landsleute.

Stabschef der Armee war General P.A. Tschuntschusow, ein Armenier, ein sehr gebildeter und militärisch kenntnisreicher Mann. Er liebte seine Tätigkeit, machte einen guten Eindruck. Ihm standen ebenbürtige Stabsoffiziere zur Seite.

Der Leiter der Politabteilung, Oberst (später Generalmajor) W.A. Wtoruschin, war ein schwacher Politoffizier. Er besaß keine Autorität im Bezirkskommando, in der Armee und bei den Unterstellten. Seine Beziehungen zur Republikführung waren formal und rein offiziell. Bei unserer gemeinsamen Tätigkeit musste ich ihn mehrmals vor unbedachten Schritten zurückhalten.

Alles hatte mit einem Satz begonnen, den er bei Dienstantritt hingeworfen hatte: «Ich werde dafür sorgen, dass von euch keiner ruhig schläft.»

Mitglied des Militärrats war auch Georgi Artaschessowitsch Ter-Gasarjanz, 2. Sekretär des ZK der KP Armeniens. Er hatte eine gute Armeeschule durchlaufen, war Kriegsteilnehmer gewesen, hatte die militärpolitische Akademie «W.I. Lenin» absolviert. Nach Komsomolarbeit in der Politabteilung der 89. armenischen Division wurde er Komsomolvorsitzender, und dann, nach fünfjähriger Tätigkeit im ZK der KPdSU, KP-Sekretär Armeniens.

Mit seiner Hilfe wurde viel getan für die internationale Erziehung der Soldaten, für den Truppenaufbau und bei vielen anderen Fragen. Insbesondere wurde die Verbindung zwischen den örtlichen Partei- und Staatsorganen und den Kommandos der Einheiten gefestigt.

Alle ZK-Sekretäre, der Präsidiumsvorsitzende des Obersten Sowjets und der Vorsitzende des Ministerrats hatten Patenschaften über Regimenter, waren bei ihnen regelmässig zu Gast, halfen den Kommandeuren in vielen Lebensfragen und bei der Ausbildung der Truppen. Das ging so weit, dass die Chefs miteinander wetteiferten – wessen Regiment oder Brigade ist besser?

Die Führer der Republik gaben Partei- und Staatsfunktionären in den Rayons ein gutes Beispiel, gar nicht zu reden von Betriebsdirektoren und Kolchosvorsitzenden. Wir halfen ihnen ebenfalls, und diese aufrichtige gegenseitige Hilfe wirkte sich positiv auf die Festigung der Freundschaft zwischen der Armee und der Bevölkerung aus. In den dreieinhalb Jahren meiner Tätigkeit gab es keine einzige Konfliktsituation.

Nachdem ich mich mit dem Stand der Dinge vertraut gemacht hatte, begannen wir zu überlegen, wie man am besten die Mängel beseitigt, die von der Inspektion des Verteidigungsministeriums aufgezeigt worden waren. Insgesamt war die Bewertung positiv, damit konnte man leben, aber wir stellten uns das Ziel, die Gefechtsbereitschaft sowie die Gefechts- und politische Ausbildung weiter zu verbessern.

Als ehemaliger Generalstäbler spürte ich keine Entfremdung von der Truppe, weil der Dienst im Leningrader und Kiewer Militärbezirk nicht spurlos an mir vorübergegangen war. Die Erfahrung, die ich im Generalstab gewonnen hatte, spielte dabei auch eine Rolle.

Bei den Streitkräften wird das gesamte Leben durch Vorschriften, Anordnungen und Befehle reglementiert. Alles hängt davon ab, wie die Forderungen verwirklicht werden.

Besonders Militärs als Leser möchte ich auf einige Besonderheiten bei der Truppenausbildung im Gebirge hinweisen. Schliesslich müssen die Truppen im Kriegsfall dort handeln, und dafür ist eine spezielle Ausbildung nötig. Einzelne Ausbildungsorte zu diesem Zweck waren vorhanden, es fehlte aber eine Komplexbasis. Wir überlegten, wo und wie man sie schaffen

konnte. Gerade zu dieser Zeit rief Marschall der Sowjetunion Gretscho an, der neue Verteidigungsminister.

«Ich habe schon mit Genossen Stutschenko gesprochen und ihm die Aufgabe gestellt. Jetzt stelle ich sie dir persönlich. Die ungarische Armeeführung hat sich an uns gewandt, wir möchten ihnen zeigen, wie in der Sowjetarmee die Truppen für Handlungen in gebirgigem Gebiet ausgebildet werden. Bei uns gibt es keine solche komplexe Ausbildungsbasis. Das ist also eure Aufgabe: bis zum Frühjahr 1967 ein solches Ausbildungszentrum zu schaffen. Mit allen Elementen zur Ausbildung von Landstreitkräften. Nicht nur von Mot.-Schützen. Aufgabe klar?»

«Genosse Minister, wir tun gerade etwas in dieser Richtung, aber einen Gesamtplan gibt es vorläufig noch nicht. Ich habe die Aufgabe verstanden, sie wird ausgeführt.»

Daraufhin begann eine anstrengende Arbeit. General P. W. Gurjew, der Leiter der Gefechtsausbildung im Bezirk, sein erster Stellvertreter General P. S. Lebedew und ich besichtigten alle geeigneten Orte und entschieden uns für das Gebiet nördlich der Stadt Kirowokan. Es ist ein gebirgiges Gelände in 2'400-2'600 Metern Höhe, es gibt einen Fluss, was sehr wichtig für Übungen zur Forcierung ist, die Zugänge zu den Pässen sind schwierig.

Anfangs entstand das künftige Ausbildungszentrum auf Plänen und Karten. Die Ausbildungsorte wurden bestimmt, die Strassen und notwendigen Versorgungseinrichtungen geplant. Man begann mit den Zufahrtsstrassen, sie sollten künftig auch von Panzer- und Raketeneinheiten genutzt werden. Die Mannschaften mussten lernen, schwere Maschinen auf gebirgigen Wegen zu fahren, auf steilen und engen Serpentinien. All das war neu.

Schliesslich war die Arbeit eines grossen Kollektivs beendet. Alle notwendigen Ausbildungsstätten für taktische Aufgaben von kleinen Einheiten waren geschaffen, einschliesslich der Forcierung eines Gebirgsflusses. Es gab eine Panzerfahrerschulstrecke, Schiessplätze für Panzer und Infanterie mit unterschiedlichen Erhöhungswinkeln, eine Kfz-Lehrbahn, ein Sportobjekt und vieles andere, was notwendig für die Truppenausbildung und die rückwärtige Sicherstellung ist. Man studierte die Besonderheiten der Ballistik beim Schiessen in den Bergen, trug Berichtigungen in Schusstafeln ein.

Mehrmals kam General Stutschenko, der Chef des Bezirks, und wies dar-

auf hin, was man noch tun oder verbessern könnte. Nach Fertigstellung betrachtete er alles und wunderte sich sogar, dass so viel und von solcher Qualität in relativ kurzer Zeit geschaffen worden war.

Die Erfüllung der Aufgabe wurde Marschall der Sowjetunion Gretschnko gemeldet. Er sagte: «Gut, bei erster Gelegenheit komme ich und schaue mir das an, aber bereitet euch auf die ungarische Militärdelegation vor, wir werden sie einladen.»

Vorsorglich zeigte ich den Divisions- und Regimentskommandeuren, dann den Bataillons- und Kompaniekommandeuren und den Zugführern die neue Ausbildungsbasis und erklärte ihnen, wie an jedem Platz die Ausbildung erfolgt. Das Zentrum gefiel allen sehr.

Als das Forcieren eines Gebirgsflusses demonstriert wurde, kam es zu einem unvorhergesehenen, beinahe tragischen Zwischenfall. Motorisierte Schützen hatten ein Seil über den Fluss gespannt, sie sollten in voller Gefechtsausrüstung durch den Fluss waten. Unten an der Strömung befanden sich zwei Rettungslinien, falls jemand losgerissen würde. Konnte man ihn bei der ersten Linie nicht retten, sollte es bei der zweiten geschehen.

Um zu zeigen, wie der Rettungsdienst arbeitet, hatte ich einen sportlichen Soldaten ausgewählt, der gut schwimmen konnte, und ihn instruiert. Dabei war nur der Stabschef Tschuntschusow anwesend. Der Soldat sollte sich am Seil festhalten, in der Flussmitte loslassen und schwimmen, bis ihn der Rettungsdienst auffangen würde. Dieser wusste jedoch nichts davon.

Die Übungen begannen, alles verlief gut, bis unerwartet dieser Soldat mitten im Fluss das Seil losliess. Die anwesenden Generäle und Offiziere hielten die Luft an, nur ich blieb ruhig, da es ja nach Instruktion geschah. Die erste Rettungslinie konnte den Soldaten nicht fassen, die Rettungsringe verfehlten ihr Ziel. Bei der zweiten Linie fing man ihn jedoch auf. Der Soldat sollte mit einer Uhr belohnt werden. Kaum war er aus dem Wasser gekrochen, als plötzlich ein anderer Soldat nicht «nach Plan» ins Wasser fiel und die Strömung hinabgetragen wurde. Glücklicherweise verlief alles gut, abgesehen von den blauen Flecken, die er sich holte.

So wurden beide Soldaten mit einer Uhr belohnt. Derjenige, der nach «Drehbuch» gehandelt hatte, und der andere, der sich blaue Flecken geholt hatte.

Bei einer Übung stürzte sich ein Offizier an einem kaum sichtbaren Seil von einem hohen Felsen hinunter in die Schlucht. Natürlich wurden solche riskanten Manöver nur besonders trainierten Männern anvertraut, aber so etwas konnte in einer Kampfsituation notwendig sein.

Als wir die Ausbildung beherrschten, lud Minister Gretschno die ungarische Delegation ein, sie wurde vom stellvertretenden Verteidigungsminister General Istvan Olah geleitet. Später war er Chef des Generalstabs und Verteidigungsminister. Den ungarischen Generälen und Offizieren gefiel die Ausbildung im Gebirge sehr. Wir gaben ihnen Pläne des Ausbildungszentrums und versorgten sie mit methodischem Material, das wir aufgrund der Erfahrungen bei den Übungen zusammengestellt hatten.

Bald darauf kam der Oberkommandierende der Landstreitkräfte, Armeegeneral I.G. Pawlowski. Er besichtigte das Zentrum, inspizierte die Übungen und beschloss, auf dieser Basis einen Lehrgang für die ersten Stellvertreter und die stellvertretenden Chefs der Militärbezirke und der Armeen durchzuführen. Zu der Zeit hatten wir schon einige Erfahrungen gesammelt, es tauchten neue Ideen auf, was man modernisieren und verbessern könnte. Der Lehrgang verlief gut.

Gebilligt wurden auch unsere Berichtigungen bei Schusstafeln. Früher wurden die Mot.-Schützen und Panzersoldaten auf einem Gelände ausgebildet, wo sich Schütze und Ziel in einer Ebene befinden. Beim Kampf in den Bergen ist das jedoch anders. Entweder das Ziel oder der Schütze sind höher. Dann muss die Visierstellung bei bestimmten Entfernungen anders sein. Das alles erfordert Übung, die man nur unter realen Bedingungen im Gebirge erlangen kann.

Pawlowski war zufrieden, zum Abschied sagte er: «Fertigen Sie unbedingt eine detaillierte Beschreibung Ihres ‚Kindes‘ an. Legen Sie Skizzen, Pläne und methodische Anleitungen bei. Das alles muss im ‚Wojenny westnik‘ (Militärischer Bote) veröffentlicht und in die Bezirke geschickt werden, die in gebirgigen Gegenden liegen.»

So geschah es. Das ganze Ausbildungsjahr hindurch wurden nicht nur Armeeeinheiten, sondern auch andere Verbände des Transkaukasischen Militärbezirks zu Übungen in das neue Zentrum geschickt.

Nach einem Jahr wurde ich als Delegierter in den Obersten Sowjet der



Während eines Manövers im Gebirgs-Ausbildungszentrum bei Korowokan, Armenien, Herbst 1966

Armenischen Republik gewählt, und auf dem XXII. Kongress der Kommunistischen Partei Armeniens wurde ich Mitglied des ZK und des ZK-Präsidiums, ausserdem Delegierter beim XXIII. Parteitag der KPdSU. Die Wahl in die Führungsorgane der Republik war nicht nur eine grosse Ehre, sondern vergrösserte auch die Verantwortung, der Heimat ehrenvoll zu dienen.

Auf den Sitzungen des ZK-Präsidiums und des Obersten Sowjets Armeniens lernte ich in vollem Umfang die politischen, wirtschaftlichen und anderen Probleme des Landes kennen. Die Sitzungen verliefen nicht immer glatt, bei einigen Fragen musste man eine prinzipielle Position verteidigen, besonders in den Sitzungen des ZK-Präsidiums. Dieses bestand aus neun Personen – acht Armenier und ein Russe, der Armeebefehlshaber. Das prägte auch die Arbeit im Präsidium.

Viele Armenier wandten sich an mich um Hilfe. Ich prüfte sorgfältig ihre Bitten und Beschwerden. Manchmal fragte ich einen Besucher: «Warum wenden Sie sich an mich? Sie haben doch Ihre Abgeordneten?»

«Wir waren schon überall», antworteten sie gewöhnlich, «bei allen im Rayon und in der Republik, und niemand hat uns geholfen. Wir wissen, dass uns die Russen immer geholfen haben, deshalb wenden wir uns an Sie.»

Keine einzige Bitte oder Beschwerde blieb ohne Antwort.

Durch die Teilnahme am gesellschaftlich-politischen Leben der Republik lernte ich, vernünftig an die Lösung vieler Fragen heranzugehen. Ich festigte die Kontakte mit den armenischen Menschen und der Führung der Republik.

Um erfolgreich diese Schule zu durchlaufen, muss man vieles selbständig tun. Man muss Geschichte, Kultur, Sitten und Gebräuche studieren, das Land kennenlernen, das der Maler R. Kent als «Museum unter freiem Himmel» bezeichnet hat.

Ich las mehrere klassische armenische Bücher, besonders die berühmten «Funken» von Raffi. Ich las die Werke von Owanes Tumanjan, Chatschatur Abowjan, Schirwansade, von zeitgenössischen Schriftstellern wie Ratschi Kotschar, Gagerin Sewunz, Gewor Emin, Silva Kaputikjan und anderen.

In den ersten Wochen meines Aufenthalts in Jerewan besuchte ich das Historische Museum, wo ich viel über das armenische Volk erfuhr. Ich habe mich mehrmals mit Akademiemitglied Ambarzumjan getroffen, einem Astrophysiker von Weltruf. Wir unterhielten uns über unterschiedliche Themen.

Die Begegnung mit dem grossen Künstler Martiros Sarjan in seinem Atelier verschaffte mir grosses Vergnügen, das half mir, die Schönheiten Armeniens kennenzulernen. Viele solche Begegnungen hinterliessen einen unauslöschlichen Eindruck.

Allmählich erlernte ich die armenische Sprache, was sich im täglichen Leben sehr vorteilhaft auswirkte. Mit der Familie besuchte ich Theater, sah Opern und Schauspiele in armenischer Sprache. Und wenn die Rede auf die Geschichte Armeniens kam, auf das Verhältnis zu Russland, auf Literatur und Kunst, wunderten sich die armenischen Genossen über meine Kenntnisse und freuten sich, sie waren stolz auf die Geschichte ihres Volkes. Leider kannten nicht alle Russen diese Geschichte genügend.

Warum ich darüber schreibe? Weil das bei der Arbeit hilft, beim Umgang mit den Menschen. Andere begegnen einem mit grösserer Achtung.

Mich hat immer gerührt, mit welcher Wärme und Liebe das armenische



Mit dem bekannten armenischen Maler Martiros Sarjan

Volk das Andenken seiner Kämpfer ehrt, die nicht aus dem Grossen Vaterländischen Krieg zurückgekehrt sind. In jeder Siedlung gibt es Gedenkquellen, und ein Wanderer, der das Quellwasser trinkt, kann derer gedenken, die im Krieg gefallen sind.

Damals stand Schulter an Schulter mit anderen Völkern auch das armenische Volk, um das Heimatland vieler Nationen zu verteidigen. In den Reihen der Roten Armee und in Partisaneneinheiten kämpften heroisch Hunderttausende Söhne des armenischen Volkes. Sie alle sind nicht nur der Stolz ihres eigenen Volkes, sondern unserer ganzen Heimat. Ungefähr 70'000 armenische Kämpfer wurden mit Orden und Medaillen ausgezeichnet, 103 als

Held der Sowjetunion. Von 36'000 Kommunisten der Republik gingen in den Jahren 1941-43 über 20'000 an die Front.

Die Arbeit innerhalb der Führung Armeniens bot die Möglichkeit, auch viele Fragen zu lösen, die mit dem alltäglichen Leben der Armeeeinheiten zusammenhingen. Diese Erfahrung aus der Parteiarbeit kam mir später sehr zugute, als ich Mitglied des Leningrader Gebietskomitees der KPdSU wurde.

Vor allem möchte ich über das Verhältnis der einfachen armenischen Menschen zu den Angehörigen unserer Armee sprechen. Diese Beziehungen waren herzlich, freundschaftlich, aufrichtig. Wenn ein Soldat, Sergeant oder Offizier in ein Geschäft kam, wurde er ohne jede Instruktion von oben ausserhalb der Reihe bedient. Die Kommandeure aller Ränge erklärten den Soldaten, Sergeanten und Offizieren zwar, dass sie in den Geschäften die üblichen Regeln beachten sollten, aber die Verkäuferinnen kümmerten sich nicht darum.

Zu Neujahr und am Tag der Sowjetarmee erhielt jeder Armeeangehörige, unabhängig von seiner Nationalität, von den örtlichen Behörden eine Glückwunschkarte und ein symbolisches Geschenk. Unsererseits bemühten wir uns, die einheimische Bevölkerung zu unterstützen, so gut wir konnten.

Ich verhehle nicht, dass es Probleme mit Offizierskindern gab, die nach der Zehnklassenschule an einer armenischen Hochschule studieren wollten. An einigen Hochschulen gab es Leiter und Lehrer, die von den Abiturienten, das heisst von ihren Eltern, eine bestimmte Summe erwarteten. Die Führung der Republik wusste das und bekämpfte die Unsitte, aber nicht immer erfolgreich.

Ich liess eine Liste von Offizierskindern anfertigen, die studieren wollten, ging damit zum Zweiten Sekretär des ZK (er war Mitglied des Militärrats) G.A. Ter-Gasarjanz und bat ihn, dass die Offizierskinder wie alle anderen das Examen ablegen und aufgrund der Ergebnisse ohne jede Schmiergelder studieren dürften.

Ter-Gasarjanz unterstützte uns energisch; nicht mit Worten, sondern mit Taten. Ich erinnere mich an keinen Fall, dass man danach einen Jungen oder ein Mädchen beim Examen durchfallen liess. Die Eltern waren dankbar für eine solche Sorge um ihre Kinder.

Meine Tochter Alla wollte am Pädagogischen Institut studieren, um Englischlehrerin zu werden. Sie hatte von der achten bis zehnten Klasse eine

russische Schule in Jerewan besucht. Mein Sohn Stanislaw lebte und arbeitete nach dem Armeedienst mit seiner Familie in Leningrad.

Ich setzte meine Tochter auf keine Liste, sie war gewiss, das Examen auch ohne väterliche Hilfe zu bestehen, ich sollte mich nicht einmischen. Die Englischlehrerin hatte ihr einen Rat gegeben: «Wenn du das Englischexamen ablegst, sage kein einziges Wort russisch, denn du beherrschst die Sprache gut. Selbst wenn die Kommission mit dir russisch spricht, zeigst du so deine Kenntnisse.»

Das tat sie auch, sie erhielt eine gute Note, und in den anderen Fächern bekam sie «sehr gut». Offenbar hatte jemand von der Leitung im Institut angerufen und auf das blasse Mädchen «hingewiesen», aber an besagtem Tag legten zwei blasser Mädchen das Examen ab. Meine Tochter rief mich nach dem Examen an und sagte weinend, man sei ungerecht mit ihr verfahren, habe ihr nur «gut» gegeben, weil sie sich geweigert hatte, einen Satz aus dem Text in russischer Sprache zu analysieren und Fragen auf russisch zu stellen. Sie hatte nur englisch gesprochen.

Was sollte ich meiner Tochter antworten? Ich gratulierte ihr zum bestandenen Examen, und was die Ungerechtigkeit betraf, so würde ihr das im Leben noch öfter widerfahren, das sei mir ebenso ergangen. Jetzt hat sie zwei Söhne – Alexander, Zögling der Suworow-Militärschule, und Anton, der in die dritte Klasse geht.

Vor allem aber hatte ich meine Dienstpflichten zu erfüllen, und die wichtigste war die Erhöhung der Gefechtsbereitschaft. Die Truppenführung musste verbessert werden, wichtig war auch die genaue Kenntnis des Territoriums.

Deshalb unternahm ich zu Beginn meiner Tätigkeit als Armeebefehlshaber eine Studienfahrt entlang der gesamten Grenze, damit mir alle Kommandeure bis zum Bataillon auf ihren Grenzabschnitten meldeten, was sie im Kriegsfall tun würden und mir vor Ort die Verteidigungsabschnitte und -positionen zeigten.

Man muss den ganzen Kaukasus kennen, wenn man erfolgreich die Truppen führen und sich im Militärbezirk orientieren will. Deshalb unternahm ich mit Erlaubnis des Bezirkschefs diese Studienfahrt entlang des Grenzgebiets.

Wir achteten auch darauf, wie die Mannschaft die freien Tage verbringt. Wenn ein Soldat, ein Sergeant, ja auch ein junger lediger Offizier nicht

weiss, wohin er sich bei Ausgang begeben soll, zieht es ihn in der Regel an unerwünschte Orte, die manchmal nach Schnaps riechen. Daher rühren unterschiedliche Verletzungen der Vorschriften, und manchmal führt das auch zu Verbrechen.

Wir beschlossen, ein Beispiel zu schaffen und bei einem Regiment die Freizeit der Mannschaft zu organisieren. Es gibt viele Massnahmen, die nicht nur für Soldaten und Sergeanten, sondern auch für Familienmitglieder der Offiziere, für Fähnriche und Längerdienende von Interesse sind.

Im Ausbildungsprogramm gab es eine Anordnung, dass das Alpinistenabzeichen abzulegen sei, aber dies wurde dem Selbstlauf überlassen. Um das Alpinistenabzeichen zu erwerben, muss man eine Höhe von 3'000 Metern in voller Ausrüstung ersteigen.

Wir wählten einen Ort am Aragaz (4940 m) aus, planten alles bis ins Detail, und eines Sonntags wurde ein Schützenregiment dorthin gebracht. Auch die Frauen und Kinder der Offiziere waren eingeladen. Am Fusse des Berges spielte ein Orchester, in Feldküchen kochte das Mittagessen. Auf ausgesuchten Marschrouten stiegen Soldaten, Sergeanten und Offiziere bis zur Marke von dreitausend Metern. Wer die Norm erfüllte, erhielt sofort das Alpinistenabzeichen. Darunter befanden sich auch Frauen und grössere Kinder von Offizieren. Dann erhielten alle aus Feldküchen ihr Mittagessen. Nach dem Essen konnte man tanzen oder an Spielen und Wettbewerben teilnehmen. Es fanden sich viele Spassvögel und Sänger, sogar Zauberer. Am Ende waren alle zufrieden darüber, dass sie den freien Tag an der frischen Luft verbracht und sogar den «Plan» übererfüllt hatten, weil mehr Alpinistenabzeichen als vorgeschrieben erworben worden waren. Ich war auch hinaufgestiegen und hatte das Abzeichen erhalten. Dieses Beispiel wurde in der gesamten Armee nachgeahmt, auch andere Massnahmen zur Organisation der Freizeit.

Ich fragte: «Was macht denn das künstlerische Volksschaffen im Regiment, ja in der Garnison?»

Eine Frau betrachtete ihre Freundinnen und antwortete: «Talente sich vorhanden, aber sie liegen brach.»

«Kommen Laiengruppen aus anderen Einheiten oder Garnisonen zu Ihnen?»

«Solange wir hier sind, haben wir keine gesehen. Manchmal kommen Künstler aus Jerewan oder aus Leninakan.»

Nach diesem Gespräch zog ich den Schluss, dass die Kommandeure und besonders die Politoffiziere sich ernsthaft mit dieser wichtigen Frage befassen mussten. Und die Armeeführung sollte ein Beispiel geben. Für den Anfang versammelten wir alle, die ein Haus der Offiziere leiteten, dazu die Instruktoren für die Arbeit unter den Militärangehörigen und sprachen über die Organisation des Laienkunstschaffens. Es zeigte sich, dass die meisten Leiter und Instruktoren für ihre Arbeit ungeeignet waren. Wir suchten andere, die ihre Sache liebten und kannten.

Ich rief meine Stellvertreter, die Chefs der Truppengattungen und Abteilungen, zusammen und sagte: «Wenn wir die künstlerische Betätigung voranbringen wollen, müssen wir bei uns anfangen. Wir geben ein Konzert, das heisst die Offiziere des Armeestabs, ihre Frauen und Kinder.» Zähneknirschend und nicht ohne Zweifel stimmten sie zu.

Wir wandten uns an die Militärkommission des armenischen Kulturministeriums, die oftmals vom Bezirkskommando und sogar vom Verteidigungsminister für ihre Arbeit ausgezeichnet worden war. Viele Frauen von Generälen und Offizieren waren gern bereit, sich an dem Abend zu beteiligen. Berufskünstler aus Theatern und aus der Philharmonie halfen beim ersten Konzert. Das Beispiel war gegeben und wurde in anderen Garnisonen nachgeahmt.

Es nahte der fünfzigste Jahrestag der Oktoberrevolution, die Laienkünstler im Armeestab bereiteten ein Konzert vor. Meine Frau hatte auch einige Lieder einstudiert. Sie liebte russische und ukrainische Lieder, aber beim Konzert wollte sie zwei andere vortragen, in armenischer Sprache «Zizernak», was «Schwalbe» bedeutet, und in georgischer Sprache «Tbilisso». Die Frauen des Stabschefs, des Chefs der Raketentruppen und andere wollten ebenfalls auftreten.

Am 6. November 1967 fand nach der offiziellen Feier im Jerewaner Operntheater das gemeinsame Konzert von Berufskünstlern und unseren Laien statt. Die gesamte Republikführung war anwesend.

Bei der Ankündigung «Als Nächste singt Lidija Dmitrijewna Gribkowa das armenische Volkslied ‚Zizernak‘» fragte der neben mir sitzende A.J. Kotschinjan: «Ist das Ihre Gattin? Gratuliere!»

Dass die Frau eines russischen Generals in armenischer Sprache ein po-

puläres Lied sang, rief bei den temperamentvollen Südländern einen Begeisterungssturm hervor. Ebenso wurde auch «Tbilisso» gefeiert. Dann sang sie gemeinsam mit der Frau des Stabschefs einige russische und ukrainische Lieder. Alle im Saal applaudierten lange, und ich dachte: «Nun, das Eis scheint gebrochen zu sein.»

Laienkünstler betätigten sich in allen Garnisonen, in vielen Regimentern. An freien Tagen wurden wechselseitige Gastspiele veranstaltet. Es entstanden Soldatenensembles, was zur Festigung von Ordnung, Disziplin und Freundschaft beitrug. Offiziere, Sergeanten und Soldaten zeigten mehr Interesse, in der Freizeit die Soldatenklubs und die Häuser der Offiziere zu besuchen.

Ich könnte noch vieles aufzählen, was zur Festigung von Disziplin und Ordnung getan wurde. Kommandeure und Politoffiziere überzeugten sich davon, dass sich die Lage allein mit hohen Zäunen, mit Vorträgen und alten Filmen nicht verbessern lässt. Man muss nicht allgemein mit den Menschen arbeiten, sondern mit konkreten Menschen.

Die Arbeit eines Armeebefehlshabers ist vielseitig. Sie in einen Rahmen zu zwingen, wäre nicht möglich, die einen Probleme werden gelöst, andere tauchen auf. Aber man sieht diese Arbeit. Die gute und die schlechte. Man sieht, wo man Fehler gemacht und wo man Erfolge erzielt hat. Und das ist sehr wichtig.

Ich kann mich auf ein Beispiel berufen. Nach dem Plan des Hauptstabs der Landstreitkräfte begaben sich die Raketenbrigaden periodisch auf das staatliche Versuchsgelände nach Kapustin Jar, um Raketen zu starten. Die Raketen wurden überprüft, und bei taktischen Übungen gab es einen Start. Zu solchen Übungen fuhr mit der Brigade gewöhnlich der Chef der Raketenruppen und Artillerie.

Im Jahre 1967 beschloss das Verteidigungsministerium, zum ersten Mal eine Übung einer Raketenbrigade durchzuführen, bei der drei Raketen gleichzeitig gestartet werden sollten.

Konstantin Petrowitsch Kasakow, Marschall der Artillerie, rief mich an und sagte, dass man uns diese verantwortungsvolle Übung anvertraue, da unsere Raketenbrigade als die beste gelte.

«Anatoli Iwanowitsch», sagte er, «Sie als alter Generalstäbler verstehen, wie wichtig eine erste solche Übung mit Salvenabschuss ist, um Erfahrungen zu gewinnen und zu verallgemeinern.»



Gribkow (ganz rechts) bei der Übung einer Raketenbrigade in Armenien, 1967. Hier wurden erstmals für die UdSSR drei Raketen gleichzeitig gezündet.

Heute haben wir uns an Raketen, Elektronik, Kybernetik und viele andere Neuheiten in Technik und Bewaffnung gewöhnt. Wo uns die Computertechnik im Bruchteil einer Sekunde die notwendigen Daten liefert, tat das in jenen Jahren ein Mensch, der mit einer Rechenmaschine und einem Stoss Tabellen ausgerüstet war.

Damals war alles neu, man musste sich die neueste Technik aneignen. In den Raketenbatterien erschienen immer mehr Spezialisten, von deren Aufgaben wir zehn Jahre zuvor keine Vorstellung besaßen. Viele Menschen mussten geschult werden, damit eine Rakete, die in jenen Jahren Hunderttausende Rubel kostete, von der Abschussrampe nicht irgendwohin flog, sondern ins Ziel, und damit sie nicht vorzeitig explodierte. Und bei der bevorstehenden Übung sollte unsere Brigade gleich eine Salve von drei Raketen abschießen. Das war gar nicht so einfach, wie es heutzutage scheinen mag. Inzwischen sind Raketen dieser Klasse längst vergessen.

Die Brigade und jede Batterie bereiteten sich gründlich vor. Auf's Versuchsgelände fuhr ich selber, um die Übung zu leiten. Kontrollgruppen gaben das Gelände frei, nachdem Mängel beseitigt worden waren. Dann begann die Übung. Drei Startbatterien sollten Raketen abschiessen. Mit den taktischen und rein technischen Aufgaben während der Übung werde ich den Leser nicht langweilen, sondern ich komme gleich zum Finale – dem Start.

Es begannen spannende Minuten, als das Signal zum Gruppenschlag auf Ziele gegeben wurde, die auf dem Versuchsgelände sehr weit entfernt lagen. Da erhoben sich über den Startbatterien Wolken aus Feuer, Rauch und Staub, es ertönte der Lärm der Raketenantriebe, und den Himmel durchschnitten drei Feuerfackeln. Ein beeindruckendes Bild. Ich sah zum ersten Mal den Start taktischer Raketen und war zufrieden, weil das Soldaten, Sergeanten und Offizieren unserer Brigade zu verdanken war.

Aber schon verschwanden die leuchtenden Punkte aus dem Blickfeld, es trat Stille ein, langsam legte sich der Staub über den Startrampen. Auf dem Gefechtsstand dachten wir nur das eine: «Was ist los? Warum schweigen die Funker?»

«Die Raketen haben das Zielgebiet erreicht.»

«Die Raketen haben das Ziel mit der Note vorzüglich erreicht», lautete kurz darauf der Bericht der Messgruppe. Wir konnten nicht an uns halten und schrien «Hurra!»

Das war das Finale der Übung, die mit einem vollen Erfolg endete. Als erste beglückwünschten uns Vertreter des Verteidigungsministeriums, die bei dieser ersten Erprobung anwesend waren. Unweit vom Gefechtsstand war ein grosses Zelt aufgebaut, wo Schaschlik, Wein und Kognak aus Armenien (die damals nicht verboten waren) bereitstanden.

Ich berichtete im Bezirksstab und danach in Moskau über die Resultate der Übung, beide Male wurde mir sofort Dank ausgesprochen, was im Leben selten vorkommt. Mit dem Gefühl, meine Pflicht getan zu haben, kehrte ich nach Armenien zurück. Die Erfahrung dieser Übung wurde in den Landstreitkräften ausgewertet.

Kurz darauf wurde ich aus Moskau angerufen, auf Empfehlung von Marschall Sacharow wurde mir der Posten des Stabschefs in einem Grenzgebiet angeboten. Ein solcher Posten reizte mich nicht, und ich bat darum, mich noch in Armenien zu belassen, damit ich Kommandoerfahrung sammeln könnte.

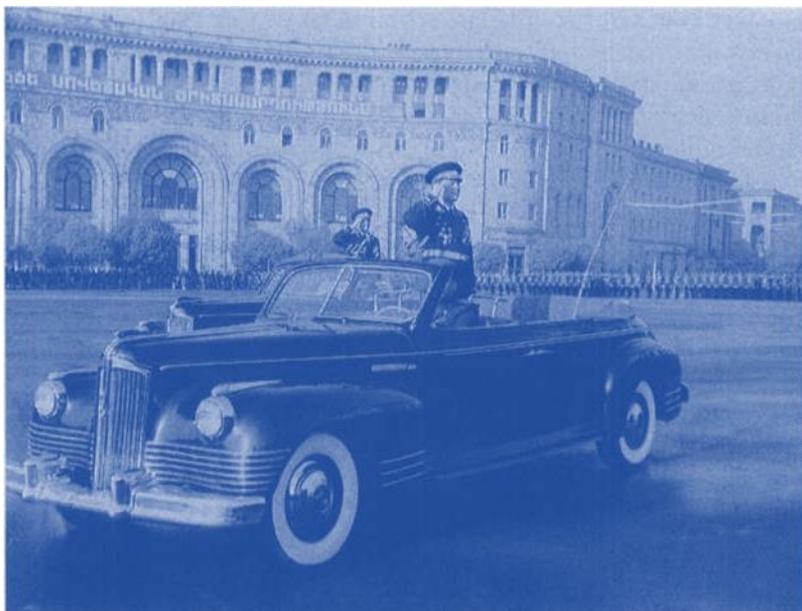
Zwei Wochen später folgte schon der kategorische Befehl: Den Posten eines Stabschefs annehmen, aber nun in einem inneren Militärbezirk, was eine niedrigere Dienststelle bedeutete. Sacharow konnte sich nicht damit abfinden, dass ich gegen seinen Willen zum Armeebefehlshaber ernannt worden war. Und nun noch die Ablehnung eines Postens, den er vorgeschlagen hatte.

Ich musste mit Armeegeneral I.I. Gussakowski, dem Chef der Hauptverwaltung Kader in Moskau, und dem Chef unseres Militärbezirks, A.T. Stuschenko, lange Gespräche führen, damit sie mich auf meinem Posten beliessen. So konnte ich für gewisse Zeit meine Versetzung hinauszögern. Ich kannte jedoch Sacharow gut und wusste, dass er Ungehorsam nicht verzieh.

Es nahte der fünfzigste Jahrestag der Roten Armee. Überall fand eine intensive Ausbildung statt, um die Verpflichtungen zu Ehren dieses Datums zu erfüllen. Der Bezirksstab und der Armeestab kontrollierten verstärkt die Truppenteile und Einheiten, die sich verpflichtet hatten, Beste zu werden. Die Ausbildungszentren waren voller Truppen, Tag und Nacht wurde geschossen, jeder Armeeangehörige wollte seinen Feiertag, den 23. Februar 1968, würdig begehen. Dann war es soweit. Der Chef des Militärbezirks verlas einen Befehl des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR, der Roten Armee wurde für Verdienste im Grossen Vaterländischen Krieg und Erfolge in der politischen und Gefechtsausbildung zu Friedenszeiten der Rotbannerorden verliehen, viele Generäle und Offiziere des Bezirks wurden mit Orden und Medaillen ausgezeichnet, ich erhielt den Rotbannerorden. Das war eine Auszeichnung für das gesamte multinationale Armeekollektiv.

Um die Auszeichnungen vorzunehmen, war Armeegeneral I.G. Pawlowski, der Oberbefehlshaber der Landstreitkräfte, am Tage vor dem Jubiläum nach Jerewan gekommen. Bei einer Festveranstaltung der armenischen Regierung im Jerewaner Sportpalast händigte er auch mir den Rotbannerorden aus.

Ich möchte einige Worte über den Chef des Militärbezirks, Armeegeneral Andrej Trofimowitsch Stuschenko, sagen. Er kam aus der Kavallerie und hatte einen langen Kriegsdienst hinter sich. Im Bürgerkrieg kämpfte er als Rotarmist in Budjonns Reiterarmee. Im Zweiten Weltkrieg befehligte er eine Division und ein Korps. Nach dem Krieg war er Chef des Nördlichen und des Wolga-Militärbezirks.



Militärparade in Jerewan 1967. Es meldet der Armeebefehlshaber General Gribkow.

Stutschenko war von Natur aus ein herrlicher Mensch. Ich kannte gut seine Familie. Er hatte eine schöne Frau – Wera Viktorowna -, eine Tochter, die nach der Mutter kam, und einen Sohn. Nach einer Beratung oder nach der Militärratsitzung in Tbilissi lud er oft die Armeebefehlshaber zum Mittagessen in sein Haus ein.

Wera Viktorowna war sehr krank, aber sie empfing gern die Gäste selbst. Um schlank zu bleiben, hatte sie unvernünftigerweise grosse Mengen von Medikamenten eingenommen, die allmählich ihren Körper vergifteten. Daran starb sie schliesslich.

Als ich von ihrem Tod erfuhr, rief ich Stutschenko an, drückte unser Beileid aus und bat um die Erlaubnis, mit meiner Frau nach Tbilissi zur Beisetzung fahren zu dürfen. Er erlaubte das weder mir noch anderen Kommandeuren, damit kein Gerede aufkam. Meine Frau fuhr als einzige von unserer Familie nach Tbilissi.

Im Jahre 1968 wurde General Stutschenko zum Chef der Militärakade-

mie «M.W. Frunse» ernannt. Vor seinem Abflug nach Moskau kam er nach Jerewan, um sich von uns und der Staatsführung zu verabschieden. Die armenische Regierung gab aus diesem Anlass ein Essen.

Er zeigte uns das Manuskript seines zweiten Buches. Sein erstes Werk «Unser beneidenswertes Schicksal» hatte ich in Moskau gelesen, nachdem ich von meiner Ernennung erfahren hatte. Schliesslich musste ich die Memoiren meines künftigen Chefs kennen. Beim Gespräch über das Buch wollte ich ihm auf kaukasische Art schmeicheln und sagte: «Andrej Trofimowitsch, aus Ihrem Buch habe ich erfahren, dass Sie Beobachter bei der Luftwaffe waren.»

Er verdüsterte sich leicht und wandte sich an die Anwesenden: «Wie schlecht doch die Unterstellten ihren Chef kennen! Anatoli Iwanowitsch, ich war nach dem Bürgerkrieg nicht Beobachter, sondern Flugzeugführer. Das ist ein grosser Unterschied.»

Ich musste mich entschuldigen und nahm mir vor, künftig Bücher gründlicher zu lesen, besonders diejenigen, die von Chefs geschrieben wurden, sonst gerät man in eine peinliche Situation. Wir verabschiedeten Stutschenko herzlich, und bis zu seinem Lebensende blieben wir gute Freunde.

Zum Chef des Militärbezirks wurde General Kurkotkin ernannt, der den ganzen Zweiten Weltkrieg mitgemacht und als Brigadekommandeur im Kantemirschen Panzergardekorps beendet hatte. Wir hatten uns bisher nur bei Beratungen in Moskau gesehen, und einmal war ich mit einer Gruppe Generäle und Offiziere des Generalstabs bei ihm gewesen, als er die Panzerarmee in der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland befehligte.

Chef des Militärbezirks wurde also ein Mann mit grosser militärischer Erfahrung, der das Leben in der Truppe und die Organisation der Gefechtsausbildung in allen Details kannte.

Das erste Problem, auf das er uns hinwies, war die Truppenführung und die Kenntnis der Gefechtschauplätze. Bald darauf unternahm er eine Studienfahrt entlang der Grenze, wobei er prüfte, welche Kenntnisse die Kommandeure über die Besonderheiten der Örtlichkeit und der Verteidigungsaufgaben beim Ausbruch von Kampfhandlungen besaßen.

Innerhalb kurzer Zeit übernahm ich viel vom Arbeitsstil des neuen Chefs, aber leider musste ich bald darauf an meinen neuen Dienstort fahren – als stellvertretender Chef des Leningrader Militärbezirks. Warum leider? Der

Leser könnte mich der Heuchelei bezichtigen. Ich hoffe, er tut es nicht. Wenn ich an meinen über fünfzigjährigen Militärdienst zurückdenke, komme ich zum Schluss: Die schönsten Jahre waren die als Armeebefehlshaber in Armenien.

Seit meinem Dienst in Transkaukasien sind über zwanzig Jahre vergangen, und heute, wo ich meine Erinnerungen an Armenien und das armenische Volk schreibe, die ich lieb gewonnen habe, denke ich mit Betrübnis daran, was Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre in dieser Republik geschehen ist und geschieht. Woher kommt dieser Hassausbruch gegen die Nachbarn? Woher die Feindschaft eines Teils der Armenier gegen die Russen?

Wenn ich Nachrichten aus Armenien und Aserbaidshan lese, kann ich sie kaum glauben. Wie konnte das geschehen? Wer hat die Völker gegeneinander aufgehetzt, hat die jahrhundertealte Freundschaft zwischen Nachbarn und besonders die Freundschaft zum russischen Volk zerstört? Wer entfacht Feindschaft gegen unsere Soldaten, gegen die Sowjetarmee, die vom armenischen Volk stets geliebt wurde?

Die Geschichte kennt viele Beispiele, wo der russische Soldat das armenische Volk vor seiner physischen Vernichtung bewahrt hat. Seine Hoffnungen, sich vom jahrhundertlangen Joch der Türkei und Persiens zu befreien, hat das armenische Volk immer mit Russland verbunden. Vor über dreihundert Jahren übergab der armenische Kaufmann Lussikow in Moskau dem Zaren Alexej Briefe des Katholikos Jakob I. und armenischer Kaufleute, in denen sie darum baten, ihnen Schutz vor den Persern und Türken zu gewähren.

Zu jener Zeit war jedoch Russland nicht so stark, um sich mit solchen Gegnern wie Persien und dem Ottomanischen Reich messen zu können. Das ganze 18. Jahrhundert hindurch wurden Kontakte zwischen Armenien und Russland geknüpft. Unterbrochen wurden sie durch den Nordischen Krieg und den Türkenkrieg, dann nahm Katharina II. am Ende des Jahrhunderts das armenische Volk unter ihren Schutz.

Ich erinnere mich an Äusserungen grosser armenischer Denker, Gelehrter, Schriftsteller, Maler und Künstler, die ihr Volk ermahnten, die Völkerfreundschaft wie den eigenen Augapfel zu hüten. Der grosse Schriftsteller und Aufklärer Chatschatur Abowjan schrieb: «Meine Armenier, segnet die

Ankunft der Russen und lebt mit ihnen herzlich zusammen, liebt einander, achtet einander – denkt an eure Vorfahren ...

Gepriesen sei die Stunde, als die Russen mit ihrem gesegneten Fuss unser Land betraten und den verfluchten bösen Geist der Perser und Türken vertrieben ...

Solange wir atmen, müssen wir Tag und Nacht an die von uns erlebte Zeit denken, und wenn wir einen Russen sehen, sollten wir uns jedes Mal bekreuzigen und Gott loben ...

Die Russen haben Armenien wieder aufgerichtet... Wie können die Armenier, solange sie leben, das vergessen, was die Russen getan haben?»

Er rief das armenische Volk auf, an der Wissenschaft teilzuhaben, indem es sich eng der russischen Kultur annähert und vor allem die russische Sprache beherrscht. «Dadurch, nur dadurch und auf keine andere Weise können wir uns mit der grossen russischen Nation vereinen, deren Name allen, sogar Ausländern, Liebe einflösst.»

Bessere Worte darüber, wie wichtig die Freundschaft zwischen unseren Völkern ist, kann man wohl nicht finden. Ähnlich schreibt Owanes Tumanjan, dass .. unsere Zukunft, wie ich immer gesagt habe, und ihr wisst das, mit Russland verbunden ist, und je freier Russland ist, umso besser ist das für die ganze Welt.»

Die Dichterin Silva Kakutikjan drückte das Gefühl so aus:

«Von den nördlichen Schneefeldern bis in den endlosen Süden sind wir eine Familie, fest in Liebe verbunden.

Aber könnten wir Brüder einander verstehen ohne die russische Sprache?»

Und der Künstler W. Papasjan sagte: «Heute weiss ich sicher: Es gibt keine Macht auf der Welt, die das Voranschreiten der sowjetischen Völker behindern könnte, ich weiss, dass das Herz meines armenischen Volkes gemeinsam mit dem Herzen des grossen und ruhmreichen russischen Volkes schlägt...»

Schliessen möchte ich mit den Worten des bedeutenden armenischen Malers Martiros Sarjan: «Seit mein Bewusstsein erwachte, habe ich neben dem Armenischen das Russische und Ukrainische wie eine liebe Muttersprache gelernt. Ich bin in einer Familie aufgewachsen, wo Eltern den Kindern die Liebe zu ihrem Volk und die Achtung vor arbeitenden Menschen beigebracht haben, welcher Nationalität sie auch angehören mochten.»

Und weiter: «Wenn ich mich heute daran erinnere, wie in fernen Kind-

heitsjahren mein Vater und seine russischen und ukrainischen Freunde gearbeitet haben und sich gegenseitig halfen, ergreift mich das frohe Gefühl des Stolzes auf die grosse Freundschaft zwischen den Völkern der Sowjetunion – ein Pfand des Glücks und der Freude für alle einfachen Menschen der Welt.»

Ich bin überzeugt davon, dass trotz der in letzter Zeit ungesunden Beziehungen zu den Nachbarn das kluge armenische Volk den richtigen Ausweg findet, dass es die Freundschaft mit dem aserbaidshanischen Volk erneuert und die hetzerischen Nationalisten auf den Müllhaufen der Geschichte wirft; dass es die Stimme der Vernunft hört, mit der seine grossen Landsleute zu Liebe und Freundschaft zwischen allen Völkern unseres gemeinsamen Hauses gemahnt haben.

## Kapitel 12

# Ein neuer Einsatz

Nicht ohne Erregung landete ich an einem frostigen Januartag 1969 in Leningrad. In diesem Bezirk hatte ich als junger Leutnant meine Feuertaufe erlebt, damals war ich Panzersoldat im harten «Winterkrieg», hier hatte ich die Stabswissenschaft erlernt und hier hatte man mich zum General ernannt.



Ankunft in Leningrad 1969, nach der Versetzung aus Tbilissi.

Den Bezirk befehligte zu dieser Zeit Generaloberst I.J. Schawrow. Wir hatten uns 1944 an der Vierten Ukrainischen Front bei der Befreiung der Krim kennengelernt.

Am Tage meiner Ankunft befand sich der Chef auf Urlaub, deshalb meldete ich mich telefonisch und erhielt sofort eine Aufgabe: mit einer Gruppe Generäle und Offiziere zu einer Division zu fliegen, die jenseits des Polarkreises stationiert war, um die Orte zu kontrollieren, wo ich es vor dreissig Jahren zum Kommandeur gebracht hatte.

Meine Familie blieb im Hotel auf unseren Koffern sitzen.

Der Stabschef, Generalleutnant I.I. Belizki, war ein erfahrener Stabsoffizier, er half mir, mich mit der Lage vertraut zu machen. Vom ersten Tag an musste ich mich kopfüber in die Arbeit eines grossen militärischen Organismus stürzen, wo viele Fragen entschieden werden, von der Gefechtsbereitschaft bis zur Versorgung der Truppen. Es ist sogar schwierig, die Grenzen bei der Arbeit des Bezirksapparats zu bestimmen.

Ich begriff, dass die Aufgaben des ersten stellvertretenden Chefs des Militärbezirks sehr genau festgelegt sein mussten. Da ich Schawrows unberechenbaren Charakter kannte, ging ich mit einem fertigen Arbeitsplan zu ihm. Nach der Bestätigung bildete ich eine Gruppe von Generälen und Offizieren und fuhr für neun Tage zu den Truppen, wo wir Ausbildungen und Übungen durchführten, die Gefechts- und Mobilmachungsbereitschaft überprüften, den Kommandeuren bei der Lösung vieler Aufgaben halfen. Darin sah ich den Sinn meiner Pflichten.

Ich berichtete Schawrow über unsere Arbeit und den wahren Zustand in den Truppenteilen, die ich kontrolliert hatte. Bei der Berichterstattung wurde alles Gute mit grosser Genugtuung aufgenommen, wenn ich über Mängel sprach, hegte Schawrow manchmal sichtliche Zweifel an meinem Bericht.

Bei der Bewertung der Divisionen, Brigaden und Regimenter waren wir manchmal unterschiedlicher Meinung. Ich musste Schawrow davon überzeugen, dass er als Chef die ganze Wahrheit über den Zustand in den Truppenteilen und Einheiten wissen müsse. Das Gute wie das Schlechte. Wir hatte nämlich auch negative Eigenschaften von Generälen und Offizieren kennengelernt. Arbeitsmoral und Verhalten einiger Kommandeure und Leiter waren alles andere als vorbildlich für die Unterstellten. Darüber berichteten wir Schawrow, aber er ergriff kaum strenge Massnahmen, und manchmal nahm er die Betroffenen sogar in Schutz.

Zwei Monate mit angespannter Arbeit waren vergangen, als ein wichti-

ger Tag nahte – mein fünfzigster Geburtstag. Im Leben jedes Menschen bedeutet dieses Datum viel. Ich versuchte, darüber mit dem Chef zu sprechen, aber er ging nicht auf dieses Thema ein. In der Armee herrscht eine gute Sitte, wenn der Geburtstag eines Soldaten begangen wird. Im Mannschafts-speisesaal gibt es einen Tisch für die Geburtstagskinder. Er steht etwas höher als die anderen Tische, damit man das glückliche Gesicht des Soldaten sehen kann. Manchmal werden in einem Regiment an einem Tag drei oder vier Geburtstage gefeiert. Die Kommandeure beglückwünschen die Soldaten, und die Köche braten ihnen etwas Gutes.

Generalmajor I.A. Rumjanzew, der Chef der Abteilung Kader, hatte einen Befehl vorbereitet. Mir sollte für den langen Dienst gedankt werden. General Schawrow unterschrieb den Befehl nicht und berief sich darauf, dass ich erst kurze Zeit im Bezirk arbeite. Er gratulierte mir nicht einmal.

Wie ich später erfuhr, hatte sich Generaloberst W.A. Mashajew eingeschaltet, ein erfahrener, tapferer und freundlicher Mann. Er hatte Schawrow erklärt, dass ich diesen Dienst nicht in irgendeiner unbekanntenen, sondern in der sowjetischen Armee geleistet hatte. Doch auch dies fruchtete nichts.

Aus Tbilissi, vom Chef des Bezirks General S.K. Kurkotkin, erhielt ich eine Grussadresse und ein kaukasisches Souvenir. Die Führung Armeniens hatte den ehemaligen Armeebefehlshaber nicht vergessen. Viele Kameraden gratulierten mir. Verwandte waren nach Leningrad gekommen. Alles war vorbereitet, um den Geburtstag zu feiern.

Schawrow gratulierte nicht und erlaubte nicht, dass ich mich in einer Gaststätte mit Verwandten und Freunden an einen Tisch setzte. Dieser bedeutsame Tag in meinem Leben war für mich bedrückend.

Ungefähr zwei Wochen später, bei einer turnusmässigen Beratung, erwähnte Schawrow dann am Schluss meinen Geburtstag und überreichte mir einen Rundfunkempfänger. Ich nahm schweigend das Geschenk entgegen, ging in mein Zimmer und warf es in die Ecke.

Schuld an allem war, dass ich nicht auf seinen Wunsch hin ernannt worden war, er hatte einen anderen Kandidaten im Auge gehabt, ausserdem kannte er Sacharows Verhältnis zu mir.

Nach einiger Zeit wurde ich ins Leningrader Gebietskomitee der Partei und in den Leningrader Stadtsowjet gewählt, so dass ich mich zusätzlich mit

politischer Arbeit in diesen Funktionen befassen musste. Hier half mir sehr die Erfahrung, die ich in Armenien gewonnen hatte.

Ich sage offen, dass die Zusammenarbeit mit Partei- und Stadtfunktionären in Leningrad viel schwieriger war als in Jerewan. Manche Parteifunktionäre meinten, sie brauchten nur anzurufen, und wir müssten unverzüglich alle ihre Anordnungen ausführen.

Der Gerechtigkeit halber bemerke ich, dass der erste Sekretär des Gebietskomitees, Tolstikow (und nach ihm Romanow), dem Parteiapparat verbot, Druck auf das Militärkommando auszuüben, und selber in dieser Hinsicht ein gutes Beispiel gab. Wenn er Hilfe von den Truppen benötigte, bat er den Chef des Militärbezirks darum, meist ging es um die Einbringung der Ernte.

Die Truppen des Leningrader Militärbezirks waren in Gebieten stationiert, die sich hinsichtlich der klimatischen Bedingungen stark unterscheiden, was man im alltäglichen Leben, bei der Ausbildung und der Tätigkeit der Truppen berücksichtigen musste. Zwischen Murmansk und Pskow oder Nowgorod beispielsweise ist ein grosser Unterschied.

In dem Teil des Militärbezirks, der sich hinter dem Polarkreis befand, gab es häufig einen plötzlichen Wetterwechsel, sogar im Laufe eines einzigen Tages. Besonders schwierig war es in den winterlichen Polarnächten, wenn viel Schnee fiel, der in kurzer Zeit den Truppen, sogar geländegängiger Technik, den Weg versperren konnte.

Aus dem Zweiten Weltkrieg kennen wir tragische Vorkommnisse. Sehr viele Menschen kamen um, weil man die Besonderheiten des arktischen Klimas nicht berücksichtigte. Sogar in Friedenszeiten verirrten sich auf der Halbinsel Rybatschje ganze Einheiten, die erst mit Hilfe von Hubschraubern gefunden wurden, als sich das Wetter beruhigt hatte.

In vielen Rayons kann man sich nur auf speziellen Kolonnenstrassen bewegen, deren Bau viel Arbeit, Pioniertechnik und Zeit erfordert hat. Auf den wichtigsten Verbindungsstrassen wurde ein spezielles Nachrichtensystem geschaffen. In Zwischenstationen lebten und arbeiteten drei bis fünf Nachrichtensoldaten. Sie mussten unverzüglich den Durchmarsch von Kolonnen, einzelnen Maschinen oder Infanterieeinheiten melden. Bewegungen einzelner Fahrzeuge oder Militärangehöriger waren streng verboten.

Im Sommer – weisse Nächte und Myriaden von Insekten, besonders Mücken, die Tag und Nacht Menschen und Tiere peinigen.

Man musste auch Ebbe und Flut der Barentssee berücksichtigen, besonders bei Übungen. Ich führe ein Beispiel an: Eine taktische Übung mit Forcieren der Petschenegen-Bucht fand statt. Der Kommandeur der Pontoneinheit befahl bei Flut, mit dem Zusammensetzen der Fähren und der Brücke zu beginnen. Während ein Teil der Brücke gebaut wurde, begann die Ebbe, und die gesamte Technik befand sich im Schlamm oder auf Steinen. Die Forcierung wurde vereitelt.

Der Kommandeur und der Stabschef des Regiments waren erst einen Monat vor der Übung in den Bezirk gekommen und kannten die Tücken der Barentssee nicht. Niemand hatte sie gewarnt, so sassen die Pontonierer auf dem Trockenen.

Dieser Vorfall war eine traurige Lektion für viele Kommandeure und Pioniere, auch für mich, denn ich hatte an der Übung teilgenommen. Man erforschte daraufhin die Zeiten von Ebbe und Flut, ihre Dauer, anhand einer Grafik konnte man nun die günstige Zeit für den Bau von Fähren und Brücken bestimmen.

Unabhängig von der Jahreszeit musste die Ausrüstung der Mannschaft sorgfältig bedacht werden. Einheiten oder einzelne Gruppen, die eine Aufgabe fern von ihrem Truppenteil zu erfüllen hatten, mussten einen eisernen Vorrat an Lebensmitteln und unbedingt ein Funkgerät haben.

Im Bezirk wurde die operative Ausbildung der Generäle, Offiziere und Stäbe besonders gefördert. Die Vorbereitung jeder Übung erforderte viele Kenntnisse, besonders galt das bei operativen Kommandostabsübungen.

Als erster Stellvertreter des Chefs musste ich bei allen operativen Kommandoübungen des Bezirks als Befehlshaber der Front fungieren. Schawrow war immer Leitender der Übung.

Damals herrschte im Bezirk eine üble Sitte – die Kommandeure wurden fünf, sechs Stunden hintereinander zur operativen Lage angehört. Meist verwandelte sich die Anhörung in ein «Vergattern», so dass den Übungsteilnehmern die schon von der Leitung ausgearbeitete Lösung diktiert wurde.

Schlug ein Übungsteilnehmer eine Lösung vor, die sich von der Absicht des Leiters unterschied, konnte er keine positive Beurteilung erwarten, Beweise und Berechnungen wurden nicht zur Kenntnis genommen. Eine sol-

che Methode führt zur Schablone, behindert das selbständige Denken von Generälen oder Offizieren. Viele Teilnehmer bemühten sich einfach, die Meinung des Vorgesetzten zu erraten. Ich war immer gegen solche Methoden, dafür ertete ich Vorwürfe.

Im Winter 1971 wurde G.W. Romanow zu einer solchen operativen Übung eingeladen. Als Leningrader Parteisekretär gehörte er dem Militärerrat des Bezirks an. Zu dieser Übung kam auch der Oberbefehlshaber der Landstreitkräfte, Armeegeneral I.G. Pawlowski.

In ihrer Anwesenheit legte ich als Oberbefehlshaber der Front die Schlüsse aus der geschaffenen operativ-strategischen Lage dar. Meine Lösung unterschied sich stark von derjenigen, die von der Übungsleitung ausgearbeitet worden war.

Als Beweis für die Richtigkeit führte ich Erfahrungen an, die auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatz in den Jahren 1808-1809 gemacht wurden, als die Armeen von Barclay de Tolly und Bagration durch ihre kühnen Handlungen die Schweden zwingen, um Frieden zu bitten. Ich brachte auch Beispiele aus dem Winterkrieg 1939-1940, dem Grossen Vaterländischen Krieg und Übungen der letzten Jahre.

Meine Argumente und Beweise wurden jedoch nicht zur Kenntnis genommen und sogar abgelehnt. Mir wurde befohlen, meine Lösung zu überprüfen und nach einer fünfzehnminütigen Pause eine «präzisierte» Lösung vorzutragen. Die Frage gewann prinzipielle Bedeutung.

In der Pause beriet ich mich noch einmal mit dem Stabschef und anderen Chefs, danach war ich noch mehr von der Zweckmässigkeit meiner Lösung überzeugt.

Nach der Pause forderte mich Schawrow als Leitender der Übung auf, die neue «präzisierte» Lösung vorzutragen. Ich stand auf und sagte: «Die Lösung, die ich vorgetragen habe, bleibt unverändert, der Frontstab soll mit der geplanten Operation beginnen.»

Trotz all meiner Beweise wurden die Kampfhandlungen aber nach dem ursprünglichen Plan der Leitung durchgespielt.

Dieses Beispiel habe ich deshalb angeführt, um zu zeigen, wie manchmal unsere Untergebenen zur Schablone erzogen werden und ihnen das eigene Denken ausgetrieben wird.

Als wir aus dem Saal gingen, kam Romanow zu mir und fragte: «Wes-

halb hat Schawrow diesen Zirkus veranstaltet? Er fürchtet offenbar deine wachsende Autorität.»

Wir gingen in den Aufenthaltsraum, um Tee zu trinken. Pawlowski fragte Schawrow in Anwesenheit Romanows: «Warum schlagen Sie Anatoli Iwanowitsch nicht zur Beförderung vor? Er hat doch die Dienststellung eines Generalobersten. Und im Dienst ist ihm nichts vorzuwerfen, wie Sie selber sagen. Gribkow hat schon ungefähr zehn Jahre denselben Rang, woran liegt das?»

Schawrow antwortete, dass er den Vorschlag zur Beförderung schon mehrmals nach Moskau geschickt habe, aber dort werde das nicht behandelt.

«Ja, das stimmt», bemerkte Pawlowski, «aber Sie schicken den Vorschlag immer erst dann, wenn alle Dokumente schon im ZK sein müssen.» Er hatte recht. Schawrow hatte wirklich vor meinen Augen mehrmals den Vorschlag unterschrieben, aber am selben Tag rief er den Chef der Verwaltung Kader und befahl, den Vorschlag für Gribkow «vorläufig bei sich zu behalten». Er würde Bescheid sagen, wann man ihn abschicken sollte.

So hängt manchmal die Beförderung eines Generals oder Offiziers vom Wohlwollen oder den Launen seines unmittelbaren Vorgesetzten ab.

Vielleicht fragt sich mancher Leser: Warum spricht der Verfasser über Ungerechtigkeit seitens seiner Vorgesetzten? Will er seinen Ärger los werden? Nein. Ich schreibe über mein Leben ohne Beschönigungen.

Der Militärdienst, das sind Erfolge und Misserfolge, er verläuft zum Teil nicht so, wie man das möchte. Es geht nicht um Kränkung, alles ist längst vorbei. Hohe Posten und Ränge hat mir Gott nicht versagt. Ich spreche darüber, welchen Schaden der gemeinsamen Sache nicht selten die Ambitionen einiger leitender Genossen zufügen, die sich nicht von staatlichen Interessen, sondern von ihren Launen leiten lassen, und die gern Untergebene «drücken», um sich aufzuspielen.

In meinem über fünfzigjährigen Dienst habe ich oft beobachtet, dass fähige, fleissige Männer von Vorgesetzten aus Launen heraus unterdrückt wurden. Besonders betrifft das Stellvertreter. Wehe dem Stellvertreter, in dem der Chef einen Rivalen sieht, der seinen Sessel einnehmen könnte.

Nicht selten versucht ein Chef, einen mittelmässigen, schüchternen, be-

flissenen Stellvertreter auszuwählen, einen Stellvertreter, der niemals seinen Posten anstrebt. Der Stellvertreter weiss selber, dass aus ihm kein Leiter oder Chef wird. Welcher Schaden entsteht der Armee aus einer solchen «Kaderpolitik»!

Es geht hier nicht nur um Schawrow und mich.

So war die Praxis bei der Kaderauswahl nicht nur in der Armee, sondern auch im Staats- und Parteiapparat.

Ein Leiter hat seinen Posten in Moskau eingenommen und beginnt nun, seine Mannschaft zusammenzustellen, im Prinzip sucht er ihm ergebene Leute, die er aus gemeinsamer Arbeit oder vom Studium her kennt. Kompetenz und Lauterkeit sind weniger wichtig. Dadurch entsteht Liebedienerei und Speichelleckerei. Dass sich ein führender Funktionär mit solchen Leuten umgibt, spiegelt sich verhängnisvoll bei der Lösung staatlicher Probleme. Beispiele braucht man nicht lange zu suchen: Leonid Breschnew gelangte an die Macht, prompt kamen Kader aus Dnepropetrowsk, Moldawien und Kasachstan; D.T. Jasow wurde zum Verteidigungsminister ernannt, befördert wurden Männer aus dem Osten. Es gibt unzählige solcher Beispiele, und bis heute hat sich das nicht geändert.

Im Jahre 1972 musste ich auf Beschluss des Verteidigungsministeriums eine Militärdelegation nach Finnland leiten. Schawrow war äusserst verwundert darüber und verriet Eifersucht. In dem Jahr wurde in Moskau besprochen, ihn auf einen anderen Posten zu versetzen, ich sollte seine Dienststellung einnehmen. Das alles verschärfte noch die Lage.

Die Fahrt ins Nachbarland fand jedoch statt. Ich hatte viel über Finnland gelesen. Noch als Leutnant hatte ich in den Jahren 1939-40 die finnische Armee «kennengelernt», ich kannte auch ihren Gefechtswert. (Ein zweites Mal besuchte ich dann als Chef des Leningrader Militärbezirks das Land im Jahre 1976.)

Die finnische militärische Führung empfing uns in Helsinki und in anderen Orten mit grosser Gastfreundschaft. Wir besichtigten Truppenteile, Industriegebiete, historische Stätten. Bei den beiden Besuchen bereisten wir eigentlich das gesamte Gebiet unseres nördlichen Nachbarn.

Man zeigte uns unterschiedliche Übungen, bei denen ich mich noch einmal vom vorzüglichen Ausbildungsstand der Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere überzeuge. In der finnischen Armee wird der Taktik kleiner Ein-

heiten – Gruppe, Zug, Kompanie – grosse Beachtung geschenkt, man fördert ihre selbständige Tätigkeit, wenn sie sich längere Zeit in grosser Entfernung von ihren Truppenteilen befinden. Bis ins Einzelne ist alles bei der Ausrüstung der Mannschaft durchdacht, jede Jahreszeit ist berücksichtigt. Loben muss man die Tarnung der Mannschaft und die Kampftechnik, die schnellen und geschickten Bewegungen auf Skiern und mit kleiner geländegängiger Technik im Winter, und auf Fahrrädern im Sommer.

Innerhalb von acht bis zehn Monaten werden die Soldaten vollkommen in allen taktischen und Feueraufgaben in jedem Gelände ausgebildet. Als besonders wichtig gelten Kampfhandlungen im Wald und bei Nacht.

Während des Dienstes besitzt niemand das Recht, einen Armeeingehöri- gen von der Gefechtsausbildung für irgendwelche andere Arbeiten abzuziehen. Uns wurde der Fall berichtet, dass ein Bataillonskommandeur eine Kompanie Soldaten zur Arbeit in ein ziviles Unternehmen schickte. Nach diesem aussergewöhnlichen Vorfall verfügte der Präsident der Republik die strenge Bestrafung des Bataillonskommandeurs.

Während der beiden Besuche gab es viele Begegnungen mit Generälen und Offizieren des Hauptstabs, des Militärgouvernements, der Brigaden und einzelner Bataillone. Sehr herzlich verliefen die Treffen in Turku mit Schiffsbauern, die für die Sowjetunion erstklassige Schiffe bauten, und mit der Leitung der Firma «Valio», die sich auf Milchverarbeitung spezialisiert hat. Beim Gespräch mit Militärs, Arbeitern und Firmenleitern überzeugte ich mich vom aufrichtigen Wunsch der Finnen, in Freundschaft mit der Sowjetunion zu leben. Es dürfe nie wieder zu einer militärischen Konfrontation kommen – das war ihre Meinung.

Sehr beeindruckte mich die Hauptstadt Helsinki. Es ist eine saubere und gemütliche Stadt, in vielem ähnelt sie Leningrad, besonders wenn man auf dem Senatsplatz steht und auf die Nikolaikirche blickt. Man glaubt in Leningrad auf dem Dekabristenplatz zu sein.

Bei einem Stadtbummel ging ich die zentrale Strasse entlang, die nach Mannerheim benannt ist, zum Andenken an diesen finnischen Staatsmann und Militär. Der Marschall, dessen «Bekanntschaft» (natürlich nur indirekt) ich im Winterkrieg gemacht hatte, wurde mit einem Reiterdenkmal geehrt.

Ich erinnere mich, dass ich in einem Buch seine Unterschrift unter einem



Als Leiter einer sowjetischen Militärdelegation 1972 auf Besuch in Finnland. Begegnung mit dem Direktor des Molkereibetriebs «Valio» in der Nähe von Helsinki. Die Produkte von dort wurden auch in die UdSSR geliefert.

Dokument gesehen hatte: «Suite seiner Kaiserlichen Hoheit General-Major K.H. Mannerheim, Mitglied der Staatsduma.» Der künftige Marschall Finnlands kannte Petersburg gut, er war an der Kadettenanstalt ausgebildet worden. Übrigens in derselben Gruppe mit dem bekannten Schiffsbauer Akademiemitglied A.N. Krylow.

Eine interessante Begegnung fand 1976 in Tampere mit dem Vorsitzenden einer Parlamentskommission statt. Er erzählte, in ihrer Kommission seien neun Parlamentarier, darunter eine Frau. Vor der Sitzung in Helsinki gehen sie in die Sauna, besprechen die anstehenden Fragen, dann berichten sie der Frau, worüber sie sich geeinigt haben, und im Verlaufe von ein bis zwei Stunden erledigen sie alle Probleme.



Mit einer sowjetischen Militärdelegation 1976 vor dem Lenin-Museum im finnischen Tampere. 2.v.l. General Gribkow.

Die Sauna ist für Finnen ein nationaler Kult. Als man das Programm für unsere Delegation aufstellte, sahen die Gastgeber dabei natürlich auch Saunabesuche vor, wobei symbolisch ein Diplom verliehen werden sollte.

Ich erinnere mich an freundschaftliche Begegnungen und offenerzige Gespräche mit den Generälen Sutela (damals Befehlshaber der Streitkräfte) und Junita (Chef des Hauptstabs), mit Militärgouverneuren und anderen hochrangigen Militärs.

Die meisten Generäle, mit denen wir sprachen, verurteilten den Winterkrieg 1939-40, man hätte das nicht zulassen dürfen. Er hatte viele Opfer auf beiden Seiten gefordert. Wir teilten völlig ihre Meinung. In ähnlicher Weise sprachen wir auch über den Zweiten Weltkrieg.

In Finnland pflegt man mit grosser Liebe und Achtung das Andenken an W.I. Lenin, der 1917 das Dekret über die Unabhängigkeit Finnlands unter-

schrieb. In Tampere gibt es ein Lenin-Museum, wo viele Exponate ausgestellt sind, die mit seinem Leben und seiner Tätigkeit während des Aufenthalts in Finnland Zusammenhängen. Wir besuchten es natürlich.

Das finnische Volk ist wie alle nördlichen Völker wortkarg und sehr arbeitsam. Alle Städte, Siedlungen und sogar abgelegene Gehöfte wirken sehr gepflegt. Die Häuser sind mit hellen Farben gestrichen, und wenn man aus dem Flugzeug oder Hubschrauber auf Siedlungen schaut, sehen sie wie schöne bunte Bilder aus, nirgendwo findet man ein ödes Landstück. Die Strassen sind in vorzüglichem Zustand und gut ausgeschildert. Man betrachtet das alles und denkt unwillkürlich: Könnte man das bei uns nicht ebenso gut bauen und erhalten?

Besonders möchte ich die militärischen Objekte hervorheben. Sie haben alle Bequemlichkeiten für Soldaten und Offiziere, sogar in abgelegenen kleinen Einheiten. Wir besuchten ein Jägerbataillon in der kleinen Provinzstadt Sodankylä, der nördlichsten Garnison Lapplands. Das Militärobjekt ist ein nachahmenswertes Musterbeispiel. Vorzügliche Unterkünfte für Soldaten und Offiziere, geschmackvoll eingerichtete Klubs, ein Café, ein Schwimmbaden, Turnhallen. Kurz, alles was man sich für unsere Einheiten nur wünschen könnte.

Mit unverhohlenem Neid sah ich solche Militärobjekte auch in anderen finnischen Garnisonen.

Wir übernachteten in Sodankylä. Abends im Offizierscafé veranstaltete man für uns ein improvisiertes Konzert. Mindestens zwei Stunden lang sangen der Bataillonskommandeur und der Kompaniechef russische Lieder, wobei sie sich auf der Gitarre begleiteten. Sie sangen so gut, dass unsere bekannten Künstler sie hätten beneiden können, dazu in russischer Sprache, die das finnische Volk sehr liebt.

Eine Episode während des Abendessens möchte ich unbedingt berichten. Der Bataillonskommandeur schilderte mir, unter welch harten klimatischen Bedingungen seine Soldaten dienen. Der einheimische Dolmetscher übersetzte gewissenhaft, dann sagte er etwas zu den Finnen, worüber die Offiziere lächelten. Als er mein Unverständnis bemerkte, sagte der Dolmetscher: «Herr General, ich habe ihnen mitgeteilt, dass ihr Gast als junger Leutnant an diesen Orten im Winterkrieg gekämpft und selber das rauhe Klima des Polargebiets kennengelernt hat.»



Begegnung mit finnischen Soldaten und Unteroffizieren 1976

Ich muss noch eine Episode erwähnen, die sich im Hotel in Helsinki abspielte. Wir kamen von einem Empfang beim Verteidigungsminister. In meinem Zimmer fand ich auf dem Tisch einen Zettel, auf dem russisch mit Bleistift geschrieben stand: «Herr General, Ihr Zimmermädchen liebt sehr das russische Schwarzbrot, sie bittet darum, ihr etwas zu schenken, wenn Sie welches haben.» In Finnland liebt man tatsächlich Schwarzbrot, aber man bäckt wohl keines.

Als ich den Zettel in der Hand hielt, kam das Zimmermädchen herein. Sie sah, dass ich ihr Schreiben las, und wurde verwirrt. Den Zettel hatte auf ihre Bitte ein anderer geschrieben, da sie kein Russisch konnte. Ich versuchte, ihr zu erklären, dass ich kein Schwarzbrot bei mir hatte, und bot ihr eine Schachtel Leningrader Konfekt an. Sie lehnte das Geschenk ab und wiederholte das Wort «Brot». Ich musste den Dolmetscher rufen und versprach dem schliesslich völlig verwirrten Zimmermädchen, ihr welches zu

schicken. Militärattaché in unserer Botschaft war damals Kapitän zur See (später Konteradmiral) W.A. Andruschkewitsch. Wir vereinbarten, dass er bei der Rückkehr aus dem Urlaub in Leningrad Station macht und ein Geschenk für das Zimmermädchen mitnimmt. Ich schickte zwei Päckchen mit Schwarz- und Weissbrot, er erfüllte meine Bitte und teilte mir mit, dass die Frau sehr gerührt war: Ein sowjetischer General hatte sein Versprechen nicht vergessen. Vor Freude war sie sogar in Tränen ausgebrochen.

Bei einem Empfang, den der Befehlshaber der Streitkräfte für unsere Delegation gab, hatte ein finnischer General offenbar zu viel getrunken, er fragte laut: «Warum wird diese Delegation so geehrt? Es waren doch schon andere Delegationen hier, die sogar von stellvertretenden Verteidigungsministern geleitet wurden.»

Darauf antwortete General Juntala lächelnd, dass sich das sowjetische Verteidigungsministerium weit weg befinde, in Moskau, während der Leningrader Militärbezirk der Nachbar sei, mit ihm müsse man gute Freundschaft pflegen.

Mir gefiel Finnland und sein fleissiges Volk, die kleine, aber vorzüglich ausgebildete Armee. Die klimatischen und natürlichen Bedingungen Finnlands und Sowjetkareliens sind gleich, aber wie unterscheidet sich das Leben voneinander!

Woran liegt es, dass das ebenso fleissige Volk Kareliens unter elenden Bedingungen lebt, während es doch grosse Reichtümer besitzt: Wald und Bodenschätze. Die Ursache liegt wohl im unvernünftigen, ich würde sagen verschwenderischen Umgang mit allen Reichtümern, über die Sowjetkarelien verfügt.

Im Jahre 1972 wurde Marschall M.W. Sacharow als Chef des Generalstabs von Armeegeneral W.G. Kulikow abgelöst, der bisher Oberkommandierender der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland gewesen war. Ich dachte, dass jetzt in meinem Dienst endlich Veränderungen möglich sein würden.

Im selben Jahr, im Dezember, rief mich Verteidigungsminister Gretschnko an und beglückwünschte mich zur Verleihung des Rangs Generaloberst. Im Januar des folgenden Jahres, das heisst einen Monat später, wurde ich nach Moskau beordert. Anfangs sprachen Marschall Gretschnko und der neue Chef des Generalstabs Kulikow mit mir, dann wurde ich zu Leonid Breshnew geladen. Gleichzeitig mit mir wurden die Generäle A.I. Gerassimow, W.A. Matrossow und W. D. Serych zu Breshnew gerufen. Im

Vorzimmer überlegten wir alle aufgeregt, was uns hinter der Tür, die ins Zimmer des Generalsekretärs führte, erwarten würde. Ein General wischte sich unentwegt mit dem Taschentuch die Hände und sagte, dass sie trotzdem feucht blieben. Ich bemerkte, das sei besser als ein trockener Mund vor Aufregung.

Als Leonid Iljitsch Breshnew mich empfing, interessierte er sich für den Zustand im Militärbezirk. Er stellte einige Fragen, kritisierte uns, weil wir freiwerdende militärische Objekte den örtlichen Organen übergaben, und wenn Wohnungen für neue Militäreinheiten benötigt würden, fordere Andrej (er meinte Minister Gretschnko) zusätzliche Mittel für den Bau. Man müsse alles mit Verstand tun ...

Damit war das Gespräch beendet, er unterschrieb den Befehl und beglückwünschte mich, da ich hiermit zum Chef des Leningrader Militärbezirks ernannt worden war. Ich dankte für das Vertrauen.

Gerassimow wurde zum Befehlshaber der Nordgruppe der Truppen in Polen, Matrossow zum Chef der Grenztruppen der Union, und Serych zum Militärkommandanten von Moskau ernannt.

Das war meine erste Begegnung mit Breshnew.

Zu dieser Zeit sah er gesund aus, er führte ein ruhiges und sachliches Gespräch über den Zustand in den Streitkräften, äusserte Besorgnis über die militärische Disziplin in den Truppen.

Nach der Rückkehr meldete ich mich in Leningrad bei General Schawrow. Er erkundigte sich, warum ich in Moskau gewesen war. Ich berichtete ihm, von wem ich empfangen wurde, was für ein Gespräch stattfand und dass mich Breshnew zum Chef des Leningrader Militärbezirks ernannt hatte.

«Na, das werden wir noch sehen», sagte Schawrow und wechselte das Thema.

Ich war von seinen Worten entmutigt. Der Oberbefehlshaber, der Vorsitzende des Verteidigungsrates gratulierte mir zur Ernennung, und General Schawrow sagt: «Das werden wir noch sehen»! Aber so war er. Er hoffte offenbar noch, seinen Posten behalten zu können.

Kurze Zeit später wurde der Befehl des Verteidigungsministers über meine Ernennung verkündet. Mit demselben Befehl wurde Schawrow zum Chef der Militärakademie des Generalstabs berufen. Der Befehl war am 4. Februar 1973 unterschrieben worden, am selben Tag erhielten Schawrow und ich das Telegramm. Ich erinnere mich an dieses Datum und erwähne es nicht ohne Grund.



Zur Zeit der Ernennung zum Chef des Leningrader Militärbezirks: Generalleutnant Gribkow mit seiner Gattin, 1973.

Bei der Dienstübergabe waren keine grossen Formalitäten notwendig. Ich hätte an diesem Tag den Befehl über den Dienstantritt unterschreiben müssen und ging ins Chefzimmer. Schawrow sass da und arbeitete, als hätte es keinen Regierungsbeschluss gegeben. Ich erinnerte ihn nicht daran und dachte, dass er vielleicht bis zum Abend etwas sagen würde. Der Tag verging – Schawrow schwieg. Am zweiten Tag schwieg er ebenfalls, er arbeitete weiter, erteilte mir unwichtige Aufträge, unterschrieb Befehle, machte Bemerkungen auf Dokumenten, die für den Chef bestimmt waren.

Im Bezirk wussten alle von meiner Ernennung. Übrigens datierte Schawrow seine Befehle zurück. Allein für die Zuteilung von Wohnungen unterschrieb er mehrere Dutzend Befehle, er verfügte Auszeichnungen mit Geldprämien und kostbaren Geschenken. Und das Jahr hatte gerade erst begonnen.

Der Oberbefehlshaber der Landstreitkräfte, General Pawlowski, rief mich an und fragte: «Warum sitzen Sie nicht in Ihrem Zimmer? Warum meldet sich Schawrow am Telefon?»

«Ich kann ihn doch nicht aus dem Zimmer hinauswerfen, er muss selber den Befehl verstehen.»

Nach diesem Gespräch rief ich den Verteidigungsminister an und schilderte die Lage. «Unterschreib unverzüglich den Befehl und tritt deinen Dienst an», sagte Gretschnko.

Am 7. Februar kam ich in den Stab, rief den Chiffrieroffizier, unterschrieb den Befehl, dass ich meinen Dienst als Chef antrete, und die offiziellen Meldungen an den Minister und den Oberbefehlshaber der Landstreitkräfte. Gemeinsam mit General S.A. Bobylew, der Mitglied des Verteidigungsrates war, gingen wir ins Chefzimmer. Schawrow forderte uns nicht einmal zum Sitzen auf. Wir nahmen dennoch Platz, und ich sagte:

«Genosse Generaloberst, wir haben heute den Regierungsbeschluss über meine Ernennung erhalten. Ich habe heute den Befehl über den Dienstantritt als Chef des Militärbezirks unterschrieben und das dem Verteidigungsminister und dem Oberbefehlshaber der Landstreitkräfte gemeldet.»

«Können Sie's nicht erwarten? Warum diese Eile?» ereiferte er sich. Ich erwiderte nichts, um Aufregung zu vermeiden.

«Iwan Jegorowitsch», sagte Bobylew, «wer hat mehr Geduld als Anatoli Iwanowitsch? Was er heute getan hat, hätte er vor drei Tagen tun müssen. Ich meine den Befehl über den Dienstantritt.»

Um 12 Uhr wurde der Stab zusammengerufen, und Schawrow verkünde-

te den Regierungsbeschluss, wobei er mich nach vier Jahren zum ersten Mal mit Vor- und Vatersnamen anredete. Dann sagte ich ein paar freundliche Worte an Schawrows Adresse. Ich erklärte, dass er viel für den Bezirk getan habe und dass wir diese gute Tradition fortführen würden, und wünschte ihm Erfolg bei seinem neuen Dienst.

Wir gingen essen. Ich dachte, nach dem Essen würde er das Zimmer für mich freimachen. Er tat es nicht, sondern ging ins Chefzimmer, und als wäre nichts gesehene, rief er Generäle und Offiziere, um ihnen dienstliche Anweisungen zu erteilen.

In diesen Tagen wurden gerade im Ausbildungszentrum des Bezirks die methodischen Schulungen der Divisions- und Regimentskommandeure vorbereitet, der Chef des Militärbezirks musste diese Schulungen leiten. Ich fuhr für fünf Tage ins Zentrum. Aus Leningrad wurde mir mitgeteilt, dass Schawrow weiterhin den Bezirk kommandierte. General Bobylew, der mit mir im Zentrum war, musste dienstlich nach Leningrad fahren. Ich bat ihn, Schawrow zu übermitteln, er solle seine Tätigkeit einstellen, wenn er im guten aus Leningrad abreisen wolle.

Diese unangenehme Situation dauerte eine Woche. Als ich von der Schulung kam, sagte ich zu Schawrow: «Iwan Jegorowitsch, lassen Sie uns jeder seinen Platz einnehmen.» Er begriff und räumte das Zimmer, zog aber in ein anderes, wo er weiterhin ehemalige Untergebene zu sich rief.

Der Leser möge mich richtig verstehen. Ich wollte nicht darüber schreiben, bin aber dazu gezwungen, weil sich Schawrow in Moskau beim Verteidigungsminister und beim Chef des Generalstabs beschwerte, Gribkow habe ihn schlecht verabschiedet. Wie ich später erfuhr, sagte der Minister zu ihm: «Er hat dich noch gut verabschiedet. Ein anderer an seiner Stelle hätte dich bei deinem Verhalten überhaupt nicht verabschiedet.» Mehrere Jahre später war mir Schawrow unterstellt, und ich bemühte mich, ihm gegenüber betont achtungsvoll aufzutreten. Er duzte mich weiterhin. Ich erlaubte mir keine solche Anrede.

So trat ich meinen Dienst als Chef des Leningrader Militärbezirks an. Einzuarbeiten brauchte ich mich nicht, weil ich in den vier Jahren gut die Eigenschaften der Generäle und Offiziere kennengelernt hatte, ich kannte auch die Truppen im Bezirk. Notwendig waren jedoch Veränderungen im Arbeitsstil des Apparats. Das betraf Leitungskader, die offensichtlich den

Anforderungen nicht genügten. Im Laufe von zwei Wochen musste ich mich von einigen Generälen und Offizieren trennen, die verantwortungsvolle Stellungen in der Leitung des Militärbezirks und bei den Truppen bekleideten. Ihr Verhalten wirkte zersetzend auf die Untergebenen. Es handelte sich um Trinker, die meisten von ihnen waren unter jeder Kritik. Selbst die Parteior-gane hatten sich nicht mit ihnen befasst, da man unerwünschte Reaktionen seitens Schawrows befürchtete.

Alle Planmassnahmen, die sich negativ bis in die Kompanien auswirkten, wurden im Bezirk als besonderes Vorkommnis eingeschätzt. Das erforderte von allen Kommandeuren und Stäben, die Gefechtsausbildung durchdachter zu planen. Den Generälen und Offizieren des Stabs wurde verboten, stundenlang im Vorzimmer des Chefs zu sitzen und zu warten, bis sie zur Berichterstattung gerufen wurden. Jeder erhielt einen Termin, den er streng einzuhalten hatte. Befehle und Anordnungen der Vorgesetzten mussten genau erfüllt und ausgeführt werden, der Bezirksapparat sollte ein Beispiel geben.

Ein Schwachpunkt bei der Gefechtsbereitschaft der Truppen war die Führung, besonders auf der Ebene der Divisionen und Regimente. Man mass nun dem Gefechtsexerzieren mehr Bedeutung bei, wobei man sich mit Führungsfragen in allen Gefechtsarten befasste. Die erste solche Ausbildung zeigte man den Regiments- und Divisionskommandeuren bei methodischen Übungen, die ich übernahm.

Das ging so vor sich: Mit Alarm wurde ein Panzerregiment auf das Übungsgelände geschickt, und zwar nur mit Kommandeursmaschinen aus der Division, die N.I. Popow befehligte. Das Regiment war auf diese Übung nicht vorbereitet. Der Regimentskommandeur Oberstleutnant W.G. Simonenko befand sich auf seinem Panzer neben dem Auditorium, damit alle hörten, welche Befehle ich als Leitender gab. Über Funk leitete er dann die Handlungen der Bataillone und Kompanien. Der Ort war so ausgewählt, dass alle Anwesenden die Gefechtsordnungen des Regiments sahen.

Im Verlaufe von anderthalb Stunden wurden auf dem kleinen Abschnitt des Übungsgeländes unter anderem ausgeführt: Umgruppierung des Regi-

ments zum Angriff, Abwehr des Gegenangriffs von den Flanken mit Wechsel der Gefechtsordnung um 90 Grad, Austausch der Bataillone der ersten Staffel durch die zweite Staffel, Formierung zum Marsch.

Während zu Beginn der Übung die Kommandos der Regiments-, Bataillons- und Kompaniekommandeure langsam ausgeführt wurden, die Übungsteilnehmer einander teilweise nicht verstanden und offensichtlich Verwirrung beim Bilden der Gefechtsordnung herrschte, führte das Regiment gegen Schluss der Übung genau und untadelig alle Kommandos aus. Die Teilnehmer der Schulung überzeugten sich von der Nützlichkeit solcher Übungen bei minimalem Verbrauch von Motorstunden.

Ähnliche Schulungen wurden bei der Gefechtsausbildung eingeführt und vor jeder taktischen Übung der Regimenter, Bataillone und Kompanien abgehalten.

Wenn man zusammenzählt, wie oft im Jahr die Kompanien zu unterschiedlichen Übungen ins Gelände gingen, erhält man eine beeindruckende Zahl – etwa 25mal. Die Leitung überliess die Einheiten sich selbst. Deshalb wurde als Befehl gefordert: Keine Einheit darf vom Gefechts exerzieren oder von einer taktischen Übung ins Militärobject zurückkehren, wenn das Thema nicht qualitativ gut abgearbeitet ist. Gute Resultate wurden durch Wiederholung einzelner Episoden erreicht, obwohl man manchmal die Übungsdauer verlängern musste.

Von nun an mussten alle taktischen Regimentsübungen vom Chef des Militärbezirks oder dem Armeechef bestätigt werden. Das verpflichtete die Vorgesetzten der höheren Ränge, sich selbst mit solchen Übungen zu befassen.

Man kann mir vorwerfen, dass der Bezirk in dem Falle in gewissem Masse den Armeebefehlshaber, den Korpskommandeur und den Divisionskommandeur ersetzt hat. Es gab nicht so viele Regimenter im Bezirk, dass sich die Vorgesetzten nicht mit jedem beschäftigen konnten. Alle Ausbildungen oder Übungen, deren Plan von einem höherrangigen Vorgesetzten bestätigt wurde, galten nun als methodische Ausbildung des Unterstellten durch den Ranghöheren. Der Ranghöhere musste wissen, wie der Leiter, zum Beispiel der Regimentskommandeur, das Übungsthema versteht, welche Vorschriften er zu diesem Thema kennt und was er in Zeitschriften usw. gelesen hat, wie er die Reihenfolge der Übungsaufgaben plant, welche Aufgaben er im Laufe der Übung stellt. Und wenn nötig, sollte ein Vorgesetzter

aufgrund seiner Erfahrung Hinweise und Ratschläge geben, bevor er den Übungsplan bestätigte.

Leider vergessen wir oft, wie wichtig es ist, die Offiziere gründlich und konsequent auszubilden, besonders junge und gerade ernannte Kommandeure, auch wenn das Zeit kostet. Nur so kann man einen hohen Ausbildungsstand der Truppenteile und Einheiten erreichen.

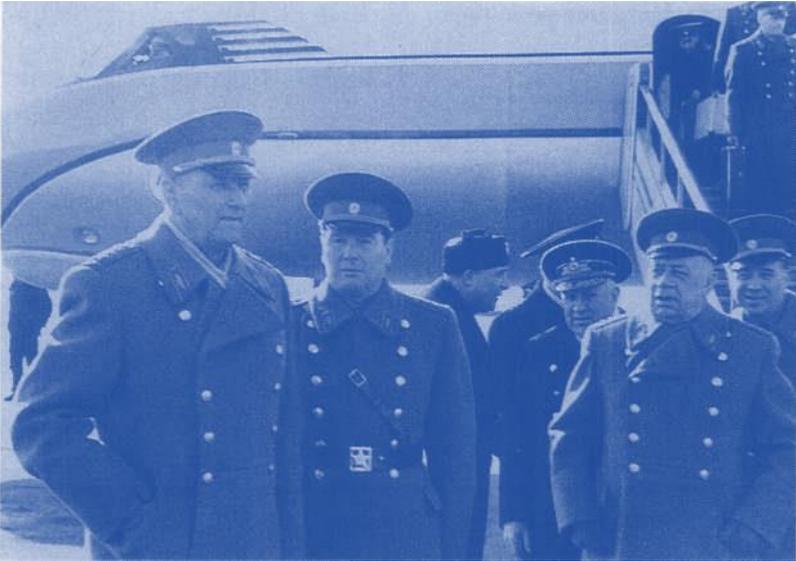
Bei der praktischen Arbeit stiessen wir auch auf Folgendes: Viele junge Bataillons-, Regiments-, ja sogar Divisionskommandeure kannten nicht die massgebenden Dokumente, die vor zehn bis fünfzehn Jahren erschienen waren, aber noch galten. Weder auf Schulen noch Akademien hatten sie diese Dokumente studiert, da diese an die Einheiten adressiert waren, und dort hatte man sie abgeheftet und ins Archiv geschafft.

Es wurde beschlossen, alle gültigen Befehle des Verteidigungsministers und die Direktiven der Zentralen Führungen zu sammeln. Mit einem Stichwortverzeichnis wurde das sozusagen ein Handbuch für die Tätigkeit der Truppen. Die Vorgesetzten des Bezirksapparats mussten alles Notwendige in dieses Handbuch eintragen, das dann an die Truppenteile geschickt wurde.

Das «Werk» wurde auch an den Hauptstab der Landstreitkräfte gesandt, dort interessierte man sich dafür und forderte hundert Exemplare an, um sie an andere Bezirke zum Erfahrungsaustausch zu schicken. Einige Chefs von Militärbezirken sagten mir, wie nützlich ein solches Handbuch sei, sie gaben ein eigenes heraus, das an ihre Besonderheiten angepasst war, und der Oberkommandierende der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland, Armeegeneral Je. F. Iwanowski, liess unser Handbuch vervielfältigen und an jeden Truppenteil schicken.

Für die neu ernannten Regimentskommandeure, ihre Stellvertreter und andere Offiziere bis zu den Zugführern, unabhängig davon, woher sie kamen (von der Hochschule, der Akademie oder aus anderen Bezirken), organisierten wir ein- bis zweimonatige Kurse: Auf Regimentsebene im Bezirk, auf Bataillonsebene in der Armee und im Korps, für Kompanien und Züge in der Division.

Es wurden spezielle Lehrprogramme erarbeitet, bei denen man die Besonderheiten des Gefechtschauplatzes berücksichtigte. Die Themen bei den Übungen waren unterschiedlich, aber sie verfolgten ein Ziel – den Offizieren



Der sowjetische Verteidigungsminister Marschall Gromyko (ganz links) und seine Begleitung beim Eintreffen zu einem Besuch des Militärbezirks Leningrad. Begrüßung durch Generalleutnant Gribkow auf dem Flugplatz, 1972.

zu helfen, sich schneller in der neuen Dienststellung im Leningrader Militärbezirk zurechtzufinden. Auch ökonomisch-finanzielle Probleme und das Bauwesen wurden berücksichtigt. Bekanntlich wissen manche Kommandeure darüber nichts. Es kam sogar vor, dass man Befehle aufheben musste, weil sie ungesetzlich waren.

Ich kann nicht unerwähnt lassen, dass mir Verteidigungsminister Gromyko nach meiner Ernennung viel Aufmerksamkeit schenkte. Er rief oft an, interessierte sich für die Vorgänge im Bezirk. Drei Monate nach meiner Ernennung übermittelte mir der Minister, dass er am nächsten Tag nach Leningrad komme. Ich rief sogleich den Chef des Generalstabs, Kulikow, an und fragte, wer den Minister begleite. Marschall Gromyko nahm alle

seine Stellvertreter mit, ausserdem den Leiter der Politischen Hauptverwaltung und einige andere leitende Kader.

Wir erarbeiteten ein Programm für den Aufenthalt des Ministers im Bezirk. Gewöhnlich erklärte Gretschno nach seiner Ankunft, was er zu unternehmen gedenke, so dass vor dem Bezirk plötzlich neue Aufgaben standen.

Als er aus dem Flugzeug stieg, sagte Gretschno: «Anatoli Iwanowitsch, du siehst, wieviele Leiter ich auf dein Haupt geladen habe. Kannst du sie alle unterbringen?» In der Stimme des Marschalls klang sogar Mitleid.

«Keine Sorge, Genosse Minister. Alles erledigt, wir sind bereit, Ihnen die Truppenteile und Ausbildungsstätten des Bezirks zu zeigen.»

Beim Besuch machte sich der Minister mit der Ausbildung vertraut und gab Ratschläge, wie man diese verbessern könne. Ich greife vor, wenn ich sage, dass sich Gretschno auch auf der Sitzung des Militärrats bei der Bewertung meines Vortrags ziemlich demokratisch verhielt, er machte niemandem Vorhaltungen und brachte seine Kritik in achtungsvollem Ton vor.

Auf einem Übungsgelände sollten neue Systeme der grosskalibrigen Artillerie, automatische 130-mm-Geschütze für die Flotte und der Panzer T-80 besichtigt werden. Diese Waffen sah Gretschno zum ersten Mal in der Praxis.

Anfangs erklärten die Konstrukteure ausführlich die taktisch-technischen Daten und die Gefechtsmöglichkeiten, dann wurde bei jeder Waffenart ein Gefechtsschiessen auf maximale Distanz durchgeführt. Alle Schiessübungen brachten hervorragende Ergebnisse.

Der Verteidigungsminister zeigte sich zufrieden über die neuen Waffen, er dankte den Konstrukteuren und den Mannschaften, die sie vorgeführt hatten. Zum Panzer T-80 machte er zwei Bemerkungen. Das betraf die Mannschaftsstärke und die Vorräte an Treibstoff. Der Chefkonstrukteur N.S. Popow versicherte, dass die Mängel in kürzester Zeit behoben würden.

Popow kannte ich seit der Geburt dieses Panzers, wir trafen uns oft, sprachen über sein «Kind», er hörte militärischen Spezialisten aufmerksam zu, und bei der weiteren Arbeit am Panzer berücksichtigte er Ratschläge von Panzersoldaten.

Vor der Fahrt aufs Übungsgelände waren meine Wirtschaftsoffiziere sehr beunruhigt, da sie die Chefs mit einem Mittagessen unter feldmässigen Be-

dingungen bewirten sollten. Sie zerbrachen sich den Kopf darüber, was man den hohen Herren vorsetzen könne, noch dazu in Zelten.

«Was macht ihr euch für unnötige Gedanken?» sagte ich. «Stellt gute, mehligte Kartoffeln mit Speck und Zwiebeln auf den Tisch. Dazu gesäuertes Kraut, Moosbeeren und Preiselbeeren. Und als ersten Gang eine Fischsuppe.»

Nach den Übungen gingen wir in das Zelt, wo der Tisch gedeckt war. Gretschko schaute auf die dampfenden Kartoffeln und meinte strahlend: «Schon lange habe ich kein so einfaches, echt russisches Essen gegessen!»

Der Abflug war auf 16 Uhr festgelegt, es blieben zwei Stunden Freizeit. Romanow, der Gebietssekretär der Partei, der auch auf dem Übungsgelände gewesen war, bat die Moskauer in den Smolny zum Tee. Eingeladen waren weitere Parteisekretäre des Gebiets- und des Stadtkomitees. Auf den Tischen stand auch «russischer Balsam.»

Der Minister ergriff das Wort. Alle erwarteten, dass er wie üblich ein Grusswort an die Leningrader Führung richten würde. Er sagte jedoch: «In diesen Tagen sind wir mit fast dem ganzen Ministerium in den Leningrader Bezirk eingefallen. Wir haben Truppen und Ausbildungsstätten besichtigt, haben dem Militärtrat und dem Bezirkschef zugehört. Ich muss sagen, dass die Dinge im Bezirk gut stehen, die Pläne zur Gefechtsausbildung werden erfüllt, und zwar in guter Qualität. Der Bezirk befindet sich in festen Händen. Deshalb schlage ich vor, auf den Chef Anatoli Iwanowitsch das Glas zu erheben. Wir wünschen ihm, auch fernerhin den Bezirk in jeder Hinsicht in gutem Zustand zu halten.»

Warum schreibe ich über diesen Besuch des Ministers? Das war sein Stil, wie er mit leitenden Kadern umging. Er beförderte einen General und verfolgte dann genau, wie bei ihm die Dinge liefen. Er interessierte sich selbst dafür oder schickte seine Stellvertreter zu ihm, gab Ratschläge, belehrte, und wenn es notwendig war, fragte er hartnäckig nach Unerledigtem und nach Mängeln.

Während meiner Zeit als Bezirkschef hörte ich von ihm kein einziges Wort, das mich als Kommandierenden oder als Menschen herabgesetzt hätte. Er sprach mich mit Vor- und Vatersnamen an, manchmal am Telefon nur mit Vornamen. Ein solches Verhältnis zum Minister spornt jeden an, noch besser zu arbeiten.



Der Chef des Militärbezirks Leningrad als Abgeordneter des Obersten Sowjets der UdSSR während einer Sitzung im Jahre 1973. Hinter ihm der damalige Abgeordnete aus dem Gebiet Stawropol, Michail Gorbatschow.

Warum sollte ich verheimlichen, dass beim Militär, ja auch bei zivilen Vorgesetzten oft Grobheit als anspruchsvolle Haltung und Willenskraft gilt?

Im Jahre 1973 wurde ich Abgeordneter der Stadt Leningrad im Obersten Sowjet der UdSSR, und beim ersten Plenum des neuen Gebietskomitees wählte man mich ins Büro des Gebietskomitees der KPdSU. Arbeit und Verantwortung nahmen zu.

Ich musste mich mit Briefen von Wählern befassen, die Wähler an bestimmten Tagen empfangen. Meist ging es um Wohnungen, an denen es für Zivilisten und Militärs mangelte. Obwohl unsere Baueinheiten jährlich viele Wohnungen bauten, erhielten wir noch eine gewisse Anzahl von den örtlichen Behörden. Trotzdem wurde die Wohnungsnot nicht geringer. Es ka-

men Offiziere aus dem Ausland, andere gingen dorthin, ein Wechsel fand auch innerhalb des Bezirks statt. Wer nördlich des Polarkreises dienen musste, blockierte die Wohnung, ausserdem behielten Offiziere, die in Leningrad dienten, in anderen Städten vorsorglich ihre Wohnungen. Das Wohnungsproblem für Militärs wird wohl nie gelöst werden.

Ich musste auch Zeit finden, um mich auf die Sitzungen des Büros des Gebietskomitees vorzubereiten, wo Fragen aus unterschiedlichen Lebensbereichen beraten und entschieden wurden.

Romanow als Erster Sekretär leitete souverän die Sitzungen, jede Frage wurde gründlich analysiert. Eines fiel mir allerdings auf: Die Mitglieder des Büros zeigten keine Aktivität, sie äusserten sich kaum zu behandelten Fragen und stimmten stets dem Vorsitzenden zu. Noch etwas missfiel mir: Wenn jemand aus der Partei ausgeschlossen wurde, zerriss man gleich vor aller Augen sein Parteibuch. Ich begreife bis heute nicht, warum man so verfahren ist. Ein Parteibuch, selbst das eines Schuldigen, darf man nicht öffentlich zerreißen. Das muss man nach dem festgelegten Verfahren tun.

Nach den Sitzungen des Parteibüros informierte ich General Bobylew, der Mitglied des Militärrats war, über die entschiedenen Fragen, und wir planten gemeinsam Massnahmen im Militärbezirk, wenn es uns betraf.

Das Gebietskomitee erhielt zuweilen wichtige Beschlüsse des ZK der KPdSU und der Regierung, beriet sie operativ, beschloss Massnahmen zu ihrer Erfüllung. Wir aber erhielten die Anordnungen aus dem Ministerium, besonders aus der Politischen Hauptverwaltung, mit grosser Verspätung. Manchmal kam eine Direktive aus Moskau, wenn wir schon die meisten Massnahmen durchgeführt hatten, wir mussten nur noch etwas ergänzen oder korrigieren.

G.W. Romanow als Mitglied des Politbüros und des Militärrats des Bezirks hat immer unsere Initiativen unterstützt.

Vor dem XXV. Parteitag fanden Parteikonferenzen statt. Mich und andere Militärs wählte man als Delegierte. Wie damals üblich, trachteten alle danach, dem Parteitag gute Leistungen zu melden. Wir hatten allen Grund, über unsere Arbeit zu berichten.

Grussbotschaften kamen von der Führung des Militärbezirks und von der Mannschaft des «Ruhmesbataillons» aus dem Archangelsker Gebiet. (Während des Krieges waren für heroische Taten beim Forcieren des Dnepr alle Soldaten und Sergeanten dieses Bataillons mit dem Ruhmesorden III.

Klasse ausgezeichnet worden.) Die «Heroische Batterie», die sich bei Kämpfen im Polargebiet ausgezeichnet hatte, schickte ebenfalls eine Grussbotschaft.

Wir kamen in gehobener Stimmung nach Moskau zum Parteitag. Täglich erhielten wir Informationsbulletins, in denen die Grussadressen verschiedener Kollektive abgedruckt waren, darunter auch von militärischen. Es vergingen drei Tage, die Grussbotschaften aus dem Leningrader Militärbezirk wurden nicht veröffentlicht. Bobylew und ich wurden unruhig. Wir sprachen mit J.F. Solowjow, dem zweiten Sekretär des Gebietskomitees. Es zeigte sich, dass er befohlen hatte, unsere Schreiben nicht zu veröffentlichen, weil sie nicht vorher vom Büro des Leningrader Gebietskomitees gebilligt worden waren. Ich entgegnete, dass er zu einem solchen Verfahren kein Recht habe, umso mehr, als sich das «Ruhmesbataillon» und die «Heroische Batterie» nicht auf dem Territorium des Leningrader Gebietskomitees befanden.

Wir mussten uns ans ZK wenden und über die unrechtmässigen Handlungen Solowjows berichten. In den beiden folgenden Nummern der Bulletins wurden alle drei Grussbotschaften veröffentlicht, Solowjow war über unser Handeln sehr verärgert. Bei meiner weiteren Tätigkeit in Leningrad blieb diese Episode nicht folgenlos, obwohl ich auf dem Parteitag als Kandidat des ZK der KPdSU gewählt wurde.

Leider war dieser Fall von Parteidünkel, von Überheblichkeit des Apparats gegenüber uns Militärs, kein einzelner. Zu jener Zeit arbeitete R.S. Bobowikow als einer der Sekretäre des Gebietskomitees. Er meinte, der gesamte Leningrader Militärbezirk liege innerhalb der Grenzen des Leningrader Gebiets, und versuchte daher, nach eigenem Ermessen zu schalten und zu walten. Dies ging so weit, dass er General W. P. Nowikow, einem neuen Mitglied des Militärrats, Weisungen gab, über mich als Chef des Militärbezirks zu berichten. Später, indem er eine alte Freundschaft mit D.F. Ustinow ausnutzte, informierte er diesen in verzerrter Form über die Lage im Bezirk, als Ustinow Verteidigungsminister geworden war. Ich erfuhr das in Moskau von Ustinow selber, und ich musste ihm sagen, wie die Parteisekretäre zu kommandieren versuchten.

Manche Partei- und Staatsfunktionäre glaubten, der Chef des Militärbezirks übe eine Verwaltungs- und Wirtschaftstätigkeit aus. Ich bemerkte das auch in Leningrad. Einmal sollte ich auf einer Parteikonferenz einen Vortrag

halten. Am Tag zuvor fragte der oben erwähnte Bobowikow in Anwesenheit Romanows, warum der Berichtstatter der Chef des Militärbezirks und nicht ein Mitglied des Militärrats sei. Ich musste ihn darüber aufklären, dass der Chef des Militärbezirks der Vorsitzende des Militärrats ist.

Solche Zustände herrschten nur in Leningrad. Die Beziehungen zwischen Militär und Partei- und Staatsorganen in den nordwestlichen Gebieten waren gut und sachlich, die führenden Genossen waren immer gern gesehene Gäste bei allen grossen Massnahmen im Militärbezirk.

Ich erlaube mir einige Bemerkungen über G.W. Romanow, über den so viel gesprochen und geschrieben worden ist. Er war ein erfahrener Parteifunktionär. Als Mitglied des Bezirksmilitärrats beteiligte er sich aktiv an der Arbeit. Wenn wir seine Hilfe brauchten, zeigte er stets Verständnis. Mir begegnete er mit betonter Höflichkeit. In den ersten Jahren genoss er grosse Achtung als Erster Sekretär des Gebietskomitees, aber dann erwiesen ihm Speichellecker einen Bären dienst und priesen ihn übermässig. Wenn er zum Beispiel aus Moskau zurückkehrte, veranstaltete man gleich auf dem Bahnhof einen Begrüssungsempfang, der in ein Trinkgelage ausartete. Solche Gelage gab es auch bei Jagden und beim Fischen.

Einmal sagte ich zu einem Sekretär des Gebietskomitees: «Warum tut ihr das? Seht ihr nicht, dass er schon angeheitert aus dem Flugzeug gestiegen ist?»

«Was mischen Sie sich ein, wollen Sie über dem Sekretär des Gebietskomitees stehen?» hörte ich als Antwort.

Aber lassen wir dieses unangenehme Thema und kehren wir zu den Aufgaben des Bezirks zurück. Nach der Konferenz in Helsinki über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa von 1975 ging es darum, Beobachter aus den Teilnehmerstaaten zu Truppenübungen einzuladen.

Die erste solche Übung liess Marschall Gretscho im Leningrader Militärbezirk unter dem Namen «Norden» vorbereiten und durchführen. Erfahrung besass niemand, aber wir überlegten und taten alles, um die Übung lehrreich zu gestalten und die ausländischen Beobachter zufriedenzustellen.

Es kamen militärische Beobachter aus der DDR, aus Norwegen, Polen, Finnland und Schweden. An der Übung beteiligt waren Landstreitkräfte, Jagd- und Bombenfliegerkräfte sowie Hubschrauberkräfte.

Bei der Bestätigung des Übungsplans befahl der Verteidigungsminister, taktische Handlungen der Truppen und ihre Ausbildung in vollem Umfang zu zeigen, nichts vor den Beobachtern zu verbergen, aber möglichst wenig «Schau» zu veranstalten. Die Übung erforderte vom Soldaten bis zum Befehlshaber die Anspannung aller Kräfte.

Wir mussten uns auch um die Gäste kümmern, unsere traditionelle Gastfreundschaft zeigen. Dafür wurde ein besonderes Programm ausgearbeitet, das auch eine Besichtigung Leningrads enthielt.

Bei der Übung sollten alle Elemente des modernen Kampfes gezeigt werden. Besondere Beachtung fand das Zusammenwirken der Waffengattungen, ihre Geschlossenheit und Manövrierfähigkeit bei der Verteidigung und beim Angriff. Dazu gehörte auch die Forcierung eines breiten Flusses, der Wuoksa, bei plötzlichen Veränderungen der taktischen Lage.

An der Übung wollte Marschall Gretschno teilnehmen, aber zu unserem grossen Bedauern erlebte er diesen Tag nicht mehr.

Zwei Tage vor Übungsbeginn meldete ich dem neuen Verteidigungsminister Ustinow die Bereitschaft und fragte, ob wir ihn in Leningrad erwarten dürften.

«Wenn alles bereit ist, führen Sie die Übung nach dem bestätigten Plan durch. Ich komme nicht und wünsche Ihnen Erfolg», antwortete er.

Offen gesagt, mir lag viel daran, dass der neue Verteidigungsminister in den Bezirk kam, wir wollten ihm nicht nur die Übung zeigen, sondern ihn auch mit dem Militärbezirk bekanntmachen.

Fünfzehn Minuten nach dem Gespräch mit Ustinow rief General Pawlowski an, der Oberbefehlshaber der Landstreitkräfte, und sagte, dass er zur Übung komme. Diese verlief über unsere Erwartungen gut, das gesamte Programm wurde erfüllt. Die Beobachter waren zufrieden. Besonders hatte ihnen die Forcierung der Wuoksa gefallen. Das war mit Hilfe von zivilen Schwimmmitteln und einer Pontonbrücke geschehen. Bei der Forcierung waren gleichzeitig drei Gruppen mit Technik aktiv. Die erste kam aus dem Wasser, die zweite befand sich in der Flussmitte, und die dritte stieg ins Wasser.

Das Wetter war günstig, die Sicht gut, die Fliegerkräfte sicherten ununterbrochen die Truppen. Die Pontonbrücke von sechzig Tonnen wurde in



Im Kommandostab der Übung «Norden», 1975 im Militärbezirk Leningrad. Sie fand erstmals unter Teilnahme von Beobachtern aus den KSZE-Staaten statt.

nur 14 Minuten gebaut, wobei die festgelegte Norm unterboten wurde. Hier zeigte sich, wie geübt die Soldaten, Sergeanten und Offiziere des Pontonregiments waren. Sobald die Brücke stand, fuhren sogleich, ohne eine Minute zu verlieren, in voller Fahrt ein Panzerregiment und zwei Divisionen Panzerartillerie mit minimalem Abstand zwischen den Maschinen über den Fluss. Das war ein beeindruckender Anblick.

Nach der Übung hörten wir die Meinung der Beobachter. Sie drückten offen ihre grosse Befriedigung aus, dankten für die Herzlichkeit und Gastfreundschaft. Wie wir dann aus der Presse ihrer Länder erfuhren, schätzten unsere Gäste auch zu Hause die Truppenhandlungen des Leningrader Militärbezirks bei der Übung «Norden» hoch ein.

Wir werteten diese erste Übung mit ausländischen Beobachtern aus, schickten das Material nach Moskau und gaben eine ausführliche Information in der Zeitschrift «Wojenny westnik».



Der Leiter der Gefechtsübung «Norden» beim Interview durch ausländische Journalisten, 1975.

Ich möchte auch etwas über unsere Übungsplätze sagen, auf denen die taktischen Übungen durchgeführt werden. In den meisten Bezirken sind die Übungsplätze in eine Wüste verwandelt worden. Bäume und Sträucher werden abgeholzt, Sümpfe trockengelegt, unabhängig vom Manöverschauplatz. Aber wenn der «Blitz einschlägt», wie man sagt, müssen die Truppen unter unterschiedlichen Bedingungen handeln: auch im Wald, in Sümpfen und im Gebirge. Mich hat immer geärgert, wenn die Inspektoren verlangten, bei taktischen Übungen müsse die gesamte Gefechtsordnung des Regiments oder der Division sichtbar sein, ebenso wie die Linie der Angreifer und der Gegenangreifer.

Ich erinnere mich an eine taktische Divisionsübung. In der ersten Staffel handelten zwei Regimenter. Die Gefechtsordnung des einen war gut sichtbar, das zweite kämpfte im Wald. Der Inspekteur gab dem Regiment im Wald keine Note, weil seine Gefechtsordnung nicht sichtbar war. Und er empfahl sogar, den Wald abzuholzen.

Ich wandte ein, dass wir die Truppen auf die realen Örtlichkeiten des



Bei der taktischen Übung einer Division im Militärbezirk Leningrad, Dezember 1975.  
Links Manöverchef Generalleutnant Kulischow, ganz rechts Generalmajor Gribkow.

Nordwestens vorbereiten, wo Wälder, Sümpfe, Seen und steinige Gegenden überwiegen. Meine Einwände waren fruchtlos, das Regiment erhielt in Taktik eine schlechte Note.

Die natürlichen Bedingungen auf dem Übungsgelände sollten so belassen werden, wie sie sind, und die Truppen sollten lernen, bei jedem Wetter und bei Tag und Nacht dort zu üben.

Ein anderes Beispiel. Wir führten in einer Winternacht eine taktische Übung einer Division im Polargebiet mit Gefechtsschiessen durch. Die Schneedecke war über einen Meter dick, das Gelände war sehr steinig. Leitender der Übung war der erfahrene Generalleutnant O.F. Kulischow. An der Übung nahmen die Führungskader der Landstreitkräfte teil, die Generale P.N. Lestschenko, S.P. Wassjagin, W.S. Jakuschin und andere.

Die Übung begann mit der Offensive und dem Gefechtsschiessen. Nach 25-30 Minuten setzte ein starker Schneesturm ein: Trotz Leuchtbomben, -geschossen und -granaten verschlechterte sich die Sicht deutlich. Die Mos-

kauer Genossen meinten, bei einer solchen Lage sollte man die Übung abbrechen. Wir überzeugten sie jedoch davon, dass solches Wetter für Truppen in diesem Gebiet eine gewöhnliche Erscheinung war. Die Übung verlief auf allen Etappen erfolgreich, es gab keine besonderen Vorkommnisse.

Es war erfreulich, die hohe Bewertung von Armeegeneral P.N. Lestchenko zu hören. Wir wussten, dass er manchmal sehr strenge Noten gab. Jetzt sagte er: «Eine Division aus dem Karpatischen Militärbezirk, die ich befehligt habe, hätte hier eine solche Aufgabe nicht erfüllt.»

Der Erfolg einer Übung hängt wohl in erster Linie von den Offizierskadern ab, die durch persönliches Beispiel die Soldaten und Sergeanten lehren, unter solchen extremen Bedingungen zu handeln. Die Auswahl und der Einsatz der Kader erfordert tägliche Aufmerksamkeit vom Chef des Militärbezirks. Wir haben der Kaderpolitik stets grosse Bedeutung beigemessen. Auf allen Ebenen ernannten wir gute Stellvertreter, die ein würdiger Ersatz für ihre Kommandeure und Chefs sein konnten, wir haben jungen, gebildeten und energischen Offizieren höhere Dienststellungen anvertraut.

Die Suche nach guten Divisions- oder Regimentskommandeuren war immer schwierig. Deshalb taten wir alles, um sie in unserem Bezirk heranzubilden. Während ich Chef war, wurden viele Offiziere befördert, und sie haben ihre nicht leichten Pflichten ehrenvoll erfüllt.

Die Zeit hat gezeigt, dass wir uns in diesen Offizieren nicht getäuscht haben. Mit unserer Hilfe beherrschten sie grossartig ihre Aufgaben. Heute bekleiden die Generäle Bobilew und Kitschatow verantwortungsvolle Posten in den Streitkräften.

Ich möchte ein Beispiel anführen. Oberstleutnant M.P. Burlakow war ein guter Regimentskommandeur. Sein Regiment stellten wir immer als Beispiel hin, wir nutzten es bei unterschiedlichen Lehrgängen, um alle Arten der Gefechtstätigkeit vorzuführen.

Manchmal murrte er, weil wir sein Regiment zu oft «ausbeuten» würden, um junge, gerade ernannte Offiziere zu schulen und ihnen Erfahrungen zu vermitteln. Ich sagte zu ihm: «Matwej Prokopjewitsch, du solltest stolz darauf sein, dass man aus dem ganzen Bezirk zu dir lernen kommt.»

Ich beriet mich mit meinen Stellvertretern und schlug vor, Oberstleutnant



Der Ministerpräsident von Brandenburg, Manfred Stolpe, besucht die Westgruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland. Begrüssung durch den Oberkommandierenden, Generaloberst Burlakow. Aufnahme von Ende August 1991, wenige Tage nach dem misslungenen Putsch in Moskau.

M.P. Burlakow zum Obersten zu befördern und zum Divisionskommandeur zu ernennen. Gretschko unterstützte uns. Burlakow befehligte sicher die Division, absolvierte die Militärakademie des Generalstabs, befehligte ein Korps und eine Armee, war Stabschef des Grenzmitärbezirks, Kommandierender der Südgruppe der sowjetischen Streikräfte. Jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, ist Generaloberst Burlakow der Oberkommandierende der Westgruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland.

Während ich Chef des Militärbezirks war, wurde Oberst W.N. Lobow zum Divisionskommandeur ernannt, ohne Stellvertreter gewesen zu sein. Nachdem er eine Division und ein Korps befehligt hatte, absolvierte er die Akademie des Generalstabs, befehligte eine Armee und Truppen des Grenzmitärbezirks, war erster Stellvertreter des Chefs des Generalstabs. 1989

konnte ich meinen Dienst als Stabschef der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Pakts meinem würdigen Schüler übergeben – Armeegeneral Wladimir Nikolajewitsch Lobow.

Ich könnte noch viele Beispiele dafür anführen, dass Offiziere schnell befördert wurden – bei Zügen, Kompanien, Bataillonen. Sie wurden gründlich ausgebildet, bewährten sich in schwierigen Situationen und rechtfertigten das Vertrauen, das man in sie gesetzt hatte.

In meiner langen Dienstzeit habe ich mich davon überzeugt, dass es für Kommandeure und Chefs unbedingt notwendig ist, die fachlichen und persönlichen Eigenschaften ihrer Kader zu kennen und sich täglich mit ihnen zu befassen, um fähige Offiziere zu fördern. Man muss ihnen gegenüber Achtung und Vertrauen äussern und unbedingt Anforderungen an sie stellen.

Merkt ein Offizier, dass er von seinem Vorgesetzten beachtet wird, bemüht er sich, seine Dienstpflichten mit aller Energie zu erfüllen.

Manchmal gab es auch Fehlgriffe bei der Beförderung von Offizieren. Das kam nur deshalb vor, weil ein Offizier vor der Beförderung in einer Kadereinheit gedient hatte, und wenn man ihn in eine grosse Einheit oder ein Truppenteil schickte, besass er keine Erfahrung mit einer grossen Mannschaftsstärke, er konnte keine taktischen Übungen organisieren und durchführen, besonders Übungen mit Gefechtsschiessen. Das war nicht seine, sondern unsere Schuld, die Schuld der Vorgesetzten, die ihm nicht rechtzeitig die Gelegenheit gaben, in grossen Einheiten zu dienen. Mit solchen Offizieren muss man besonders sorgfältig arbeiten.

Ich will nicht prahlen, aber ich freue mich, wenn ich an Feiertagen Glückwünsche von ehemaligen Unterstellten erhalte, die jetzt hohe Posten innehaben, und die Worte «mein verehrter Lehrer» lese. Für mich ist das die höchste Bewertung meiner Mühe.

Viel Zeit musste ausländischen Militärdelegationen gewidmet werden, auch an freien Tagen. In der Woche arbeiteten die Gäste in Moskau, und am Sonnabend und Sonntag plante man einen Besuch Leningrads, dabei war die Anwesenheit des Bezirkschefs beim Empfang der Delegation eine Pflicht.

Einmal besuchte uns eine Delegation aus Chile mit dem Oberkommandierenden der Landstreitkräfte, Armeegeneral Prats. Zu der Zeit war Salva-

der Allende chilenischer Präsident. General Prats kam mit seiner Gattin, einer erwachsenen Tochter, zwei Generälen (seinen Stellvertretern) und Begleitoffizieren. Er berichtete viel Interessantes über die Lage in Chile, die komplizierte innenpolitische Lage, den negativen Einfluss der USA. Als Hauptursache dieser Schwierigkeiten nannte er die fehlende Einheit der demokratischen Kräfte, darunter auch in den Reihen der Kommunistischen Partei. Er schätzte den Präsidenten sehr, der die Demokraten aller Bevölkerungsschichten einen wollte. Die komplizierte Lage zeigte sich auch in den Streitkräften. Als wir einmal mit unserem Dolmetscher allein waren, sagte Prats: «Wissen Sie, warum ich diese beiden Generäle mitgenommen habe? Damit sie in meiner Abwesenheit nicht putschen. Ich traue ihnen nicht.» Und tatsächlich, am Gespräch beteiligten sie sich kaum, sie gaben sich verschlossen, in ihrer Anwesenheit berührte General Prats keine innenpolitischen Fragen.

Am ersten Tag seines Aufenthalts sagte mir General Prats, er habe vor der Abreise gewusst, dass er Leningrad besuchen und Gast des Militärbezirks sein würde. Er habe die Erlaubnis erhalten, mir im Namen des Präsidenten Salvador Allende einen Orden zu verleihen. Ich dankte dem Präsidenten und General Prats für die Aufmerksamkeit, sagte jedoch, dass ich dafür die Erlaubnis meiner Vorgesetzten einholen müsse. Ich rief General Kulikow an, den Chef des Generalstabs, und teilte ihm das mit. Kulikow versprach, diese Sache schnell zu regeln, aber man konnte sich innerhalb zweier Tage nicht entscheiden. General Prats verlieh den Orden dann jemandem in Moskau.

Bei der Abreise aus Leningrad drückte Prats die Hoffnung aus, dass wir uns in Chile wiedersehen würden. Das aber sollten die Ereignisse verhindern. Nach dem Militärputsch von General Pinochet beschrieb Prats in der Emigration in seinen Memoiren, wie sich seine ehemaligen Untergebenen verhalten hatten, wie Pinochet ihn und den Präsidenten seiner Ergebenheit versichert hatte, während er zugleich alles tat, um die rechtmässige Regierung zu stürzen. Zu den Putschisten gehörten auch jene Generäle, die mit der Militärdelegation in der Sowjetunion gewesen waren. Einer von ihnen beteiligte sich später an der Ermordung von Prats und seiner Frau Sophia in der Emigration.

Die Beisetzung fand in Chile statt, das sowjetische Fernsehen zeigte einen Ausschnitt, meine Frau und ich sahen, wie hinter den Särgen der Eltern

die Töchter schritten. Einer hatte ich seinerzeit im Scherz vorgeschlagen, in Leningrad zu bleiben, einen Russen zu heiraten und mich zur Hochzeit einzuladen, die wir auf echt russische Art feiern würden. Uns taten diese Mädchen sehr leid, die sich in den Händen der Mörder ihres Vaters und ihrer Mutter befanden, in den Händen von Mördern, die damals das Land regierten.

Im Jahre 1976 erhielt ich von Verteidigungsminister Ustinow den Auftrag, eine Delegation nach Paris zu leiten. Wir erwiderten den Besuch von Korpsgeneral Favraux, dem Kommandierenden des Pariser Militärbezirks. Er hatte seinerseits mit drei höheren Offizieren und seiner Gattin Leningrad besucht.

Zu meiner Delegation gehörten: Generalmajor J.S. Semtschenko, Generalmajor N.G. Malinin, zwei Begleitoffiziere und meine Frau.

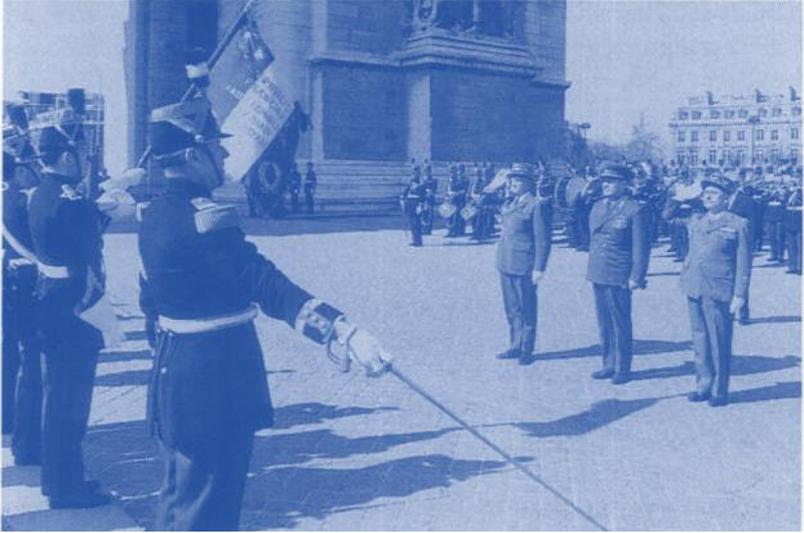
Der Frankreichbesuch fiel in die Zeit einer gewissen Entspannung und war daher nichts Aussergewöhnliches. In jenen Jahren gab es einen Austausch von Militärdelegationen zwischen der Sowjetunion und westeuropäischen Ländern.

Wir besuchten Paris, mehrere Städte in der Umgebung, Militäreinheiten und Lehranstalten. Beim Besuch vieler militärischer Objekte, der Besichtigung von Paris, bei vielen Begegnungen und Gesprächen gewannen wir einen sehr angenehmen Eindruck von den Franzosen, darunter den Militärangehörigen. Sie verhielten sich uns gegenüber sehr wohlwollend und waren kontaktfreudig.

Am ersten Tag legten wir einen Kranz am Grab des unbekanntes Soldaten am Arc de Triomphe nieder. Ich musste mich ins Besucherbuch eintragen, was ich gern tat. Dann wurde die Stadtbesichtigung fortgesetzt.

Achtung vor dem sowjetischen Volk äusserten auch Veteranen des Zweiten Weltkriegs, die darauf bestanden, dem Chef der sowjetischen Delegation am Arc de Triomphe persönlich vorgestellt zu werden. Sie priesen den Heroismus der russischen Soldaten im Zweiten Weltkrieg, die den entscheidenden Beitrag für den Sieg über den Faschismus geleistet hatten. Wir freuten uns über diese ungeplante Begegnung und drückten unsere Dankbarkeit aus.

Die Franzosen sind sehr stolz auf den militärischen Ruhm ihrer Armee. Beim Besuch des Grabmals von Napoleon und des Museums im Invalidendom spürten wir buchstäblich einen «Napoleonkult». Der Kaiser ist zum



Als Leiter einer sowjetischen Militärdelegation 1976 in Paris. Generalmajor Gribkow bei der Ehrenbezeugung vor dem Arc de Triomphe.



Eintragung in das Besucherbuch am Grab des unbekanntes Soldaten in Paris, 1976

Symbol des französischen Kriegsruhms geworden. Das Grabmal Napoleons ist aus Marmor. Um es genau zu betrachten und die Aufschrift zu lesen, muss man sich tief bücken. In dieser Gestaltung liegt ein tiefer Sinn.

Als wir über den Krieg in Vietnam sprachen, sagten die Franzosen für uns unvermutet: «Ja, der Krieg in Vietnam war eine Schande für Frankreich. Aber die Soldaten, die daran teilgenommen haben, sind Helden. Sie haben ehrenvoll ihre Soldatenpflicht erfüllt.»

Daran könnten sich gewisse Teile unserer sowjetischen Bevölkerung ein Beispiel nehmen, wenn es um die Soldaten geht, die an Kampfhandlungen in Afghanistan teilgenommen haben. In letzter Zeit hört man sogar, dass Veteranen des Grossen Vaterländischen Krieges gefragt werden: Wofür habt ihr gekämpft und wer hat euch zu kämpfen gezwungen?

Auch eine Begegnung in einer anderen Stadt ist mir im Gedächtnis geblieben. Nach der Stadtbesichtigung gab der Bürgermeister, ein Veteran des Zweiten Weltkriegs und Abgeordneter der Nationalversammlung, einen Empfang zu Ehren unserer Delegation. Er sagte viele herzliche Worte an die Adresse des sowjetischen Volkes und seine Armee. Wir übergaben dem Bürgermeister als Geschenk ein Modell des von A.S. Jakowlew konstruierten Jagdflugzeuges, mit dem die Flieger des Regiments «Normandie-Njemen» geflogen waren und sich mit den Faschisten geschlagen hatten. Mit solchen Flugzeugen, Geschenken der sowjetischen Regierung, waren sie in ihre Heimat zurückgekehrt. Unsere Gabe rührte die Gastgeber und wurde heftig applaudiert, unter den Anwesenden waren viele Teilnehmer der Widerstandsbewegung.

Natürlich widmeten wir den grössten Teil der Zeit dem Besuch von Armeeeinheiten und -Objekten, wie im Protokoll vorgesehen. Meine Frau und Madame Favraux besichtigten inzwischen die Sehenswürdigkeiten von Paris.

Interessant waren die Besuche bei den Truppenteilen und Einheiten unterschiedlicher Waffengattungen. Besonders beeindruckte uns die Ausbildungsbasis einer Spezialbrigade in Paris und die Basis in Bourges, wo Spezialisten für Technik und Bewaffnung der Landstreitkräfte und der Luftwaffe ausgebildet werden.

Vorzüglich ausgestattet erlebten wir das Zentrum für Erste Hilfe (etwas Ähnliches wie unsere Zivilverteidigung). Dieses Zentrum besteht aus den

Bereichen Medizin, Feuerwehr und Havarie, besitzt grosse praktische Erfahrungen und erweist der Pariser Bevölkerung bei Unfällen, Bränden, Havarien und Katastrophen jeder Art unentgeltliche Hilfe. Bei Lehrvorträgen dieses Zentrums demonstrieren die Armeeangehörigen eine sehr gute Spezialausbildung. Auch wir brauchten dringend ähnliche Einheiten bei Katastrophen wie der von Tschernobyl oder dem Erdbeben in Armenien.

Trotz der kurz bemessenen Zeit besichtigten wir Sehenswürdigkeiten von Paris und Umgebung: das historische Zentrum der Stadt auf der Ile de la Cité mit der Kathedrale Notre-Dame, die Sorbonne, den Eiffelturm, die Champs-Élysées, das Marsfeld, den Place de la Bastille, den Louvre. Wir machten auch einen Ausflug nach Versailles.

Für uns ungewohnt wirkte Montmartre. In offenbar nur den Parisern eigenem Stil flaniert man hier fast die ganze Nacht hindurch, auf den Strassen treten Artisten, Clowns und Tänzer auf. Die ganze Nacht sind Cafés, Bistros und kleine Läden mit breitem Warenangebot geöffnet, Maler zeigen ihre Bilder.

Wir konnten auch die Pariser Oper besuchen, es wurde ein Ballett gegeben, einige Tänzer waren russischer Herkunft. Gemäss dem Protokoll besichtigten wir die orthodoxe Kirche der russischen Emigranten. Wenn kein Gottesdienst stattfindet, ist die Kirche ein Museum, wo der Person von Grigori Rasputin viel Aufmerksamkeit zuteil wird. An einem besonderen Platz wird dort die Ikone aufbewahrt, auf die Zar Nikolaus II. die Hand gelegt hatte, als er auf den russischen Thron verzichtete.

Wir und die uns begleitenden französischen Offiziere waren nicht wenig über die Freundlichkeit verwundert, mit der uns der russische Geistliche in der Kirche empfing. Eine ältere Nonne hingegen, nachdem sie vom Dolmetscher erfahren hatte, wer wir waren (denn wir trugen Zivil), sagte laut in bösem Ton: «Das bleiben trotzdem Generäle!»

Paris – eine riesige Stadt, die Hauptstadt eines der führenden zivilisierten Länder der Welt, machte auf uns einen unauslöschlichen Eindruck. Darüber sprachen wir mit den erfreuten Gastgebern, vor allem nach dem Opernbesuch. In diesem Zusammenhang möchte ich noch bemerken, wie sorgsam die Pariser ihre historischen Gebäude, ihre Denkmale, ihre nationale Kultur pflegen.

Vor der Abreise besuchten wir das Lenin-Museum in Paris, im Besucher-

buch dankten wir dem französischen Volk und dem Museumsleiter, dass man den Gründer unseres Staats hier ehrt.

General Favraux gab zwei offizielle Empfänge für unsere Delegation, den ersten in einem Restaurant am Rande des berühmten Waldes von Boulogne. Uns wurde gesagt, dass dort bei Eintritt der Nacht ungeschriebene Gesetze gelten. Die Macht übernehmen dann dunkle Gestalten, es gibt Raubüberfälle, Handel jeder Art blüht, man verkuppelt sogar 12-14jährige Mulattenmädchen, die aus Nordafrika geholt werden.

Zum Abschiedessen fuhren wir ins Hôtel des Invalides. Beide Empfänge fanden in ungezwungener Atmosphäre statt.

Wir gaben einen Empfang in der sowjetischen Botschaft, unser Botschafter W.N. Tschewonenko hatte den Chef des Generalstabs, die Führung des Pariser Wehrbereichs, die Militärattachés einiger Länder, Kommandeure von Einheiten der Garnison geladen. Alle kamen mit ihren Damen, die letzte Pariser Mode trugen. W.N. Tschewonenko und der Militärattaché Generalmajor S.W. Koplakin hatten alles getan, damit unser Aufenthalt in Frankreich gut verlief, zum Nutzen beider Seiten.

Auf dem Empfang kam die Rede auch auf das Lied- und Tanzensemble des Moskauer Militärbezirks, das ein Jahr zuvor in Frankreich gastiert hatte. Den Franzosen hatten die Moskauer Künstler gefallen, besonders die Tanzgruppe. Meine Eitelkeit war berührt, und ich sagte, das Moskauer Ensemble sei gut, aber das Leningrader besser. General Favraux und seine Gattin baten sogleich, unser Ensemble nach Paris zu schicken. Ich sagte das zu. Mit dem Botschafter besprach ich, dass er das Ensemble auf diplomatischem Wege anfordern sollte, während wir uns an die Politische Hauptverwaltung wenden würden.

In Leningrad erklärte ich der Ensembleleitung, dass man sich ernsthaft auf eine Reise nach Frankreich vorbeiten solle. In den Augen der Franzosen dürften die Leningrader nicht schlechter aussehen als die Moskauer. Die Ensemblemitglieder waren über diese Nachricht begeistert. Sie studierten für Paris spezielle Nummern ein. Nach einem Monat kam die Entscheidung aus Moskau, und unsere Künstler fuhren nach Paris. Das Gastspiel war erfolgreich, die Franzosen nahmen sie sehr herzlich auf, überzeugten sich von der Richtigkeit meiner Worte und schickten sogar einen Dankesbrief. Als Chef

des Leningrader Militärbezirks begegnete ich mehrmals Alexej Nikolajewitsch Kossygin, der in jenen Jahren Vorsitzender des Ministerrats war.

Von diesem bemerkenswerten Mann möchte ich meine Eindrücke schildern, dazu bin ich geradezu verpflichtet. Die erste Begegnung fand 1967 in Jerewan statt, wo er nach einem Besuch im Iran einen kurzen Aufenthalt einlegte; dann folgten zwei Begegnungen in Leningrad. Kossygin hat von allen Staats- und Parteiführern, denen ich zu unterschiedlichen Zeiten begegnete, bei mir den stärksten Eindruck hinterlassen. Er besass ein zutrauliches Gesicht, einen analytischen Verstand, Kenntnisse auf vielen Gebieten, ein ausgezeichnetes Gedächtnis, grosse Lebenserfahrung als Staatsmann, und die Fähigkeit, sich achtungsvoll und überzeugend mit einem Gesprächspartner zu unterhalten und ihm aufmerksam zuzuhören.

Einmal fuhr Kossygin mit dem finnischen Präsidenten Urho Kekkonen anlässlich des Baubeginns des Swjatogorsker Zellulosewerks an die karelisch-finnische Grenze. Das Werk wurde von einer finnischen Firma gebaut. Sie reisten mit einem Sonderzug von Leningrad dorthin und zurück. Zu dieser Fahrt wurde auch ich eingeladen und durfte bei der feierlichen Grundsteinlegung ebenfalls einen Ziegelstein einmauern. Dann gab der Präsident ein Essen zu Ehren seines Freundes Kossygin, wie er sich ausdrückte. Sie waren wirklich Freunde.

Bei der Rückfahrt bat mich Kossygin in seinen Salonwagen, wir unterhielten uns lange über die Lage im Lande, besonders interessierte ihn jedoch die Armee. Ich musste viele Fragen beantworten. Kossygin kannte Leningrad gut und wusste, wo sich die militärischen Lehranstalten und die Garnisonen befanden. Er fragte nach der Ausrüstung der Truppen und wusste viele Einzelheiten über die Militärobjekte.

Ich antwortete ohne Beschönigungen ausführlich auf jede Frage. Dann sprach er über den Zustand des Strassennetzes in den nordwestlichen Gebieten. Es ging um den Zustand und den Bau der Strassen Leningrad-Murmansk, Wologda-Archangelsk, Archangelsk-Belomorsk, Leningrad-Pskow und Nowgorod. Ich musste jede Magistrale charakterisieren, er sprach über das Verkehrsnetz, und besonders interessiert erkundigte er sich, warum die Strasse Leningrad-Murmansk eine so schmale Fahrbahn habe und warum es



Grundsteinlegung für das Zellulosekombinat Swjatogorsk, ein sowjetisch-finnisches Projekt, im Jahre 1973. Vorn der finnische Präsident Urho Kekkonen (ganz rechts) und der sowjetische Ministerpräsident Alexej Kossygin. In der zweiten Reihe links Anatoli Gribkow.

keinen durchgehenden Verkehr auf dieser Magistrale gebe. (Damals war der Abschnitt von Louchi nach Jema wegen der grossen Sümpfe noch nicht gebaut, man musste über Kalewala fahren.) Dieses Examen, das Wegenetz betreffend, habe ich wohl bestanden.

Als ich über die Ausbildung der Truppen, ihren Zustand und die Übungsergebnisse berichtete, erkundigte sich Kossygin nach der finnischen Armee. Er fragte nach Stärke, Organisation, Bewaffnung, wie lange Soldaten und Unteroffiziere dienen, wie ihre Ausrüstung aussieht, wie die Garnisonen

ausgestattet sind, wieviel Sold die Militärangehörigen erhalten. Überhaupt interessierten ihn viele Fragen, und er hörte mir aufmerksam zu.

Urho Kekkonen äusserte den Wunsch, das abendliche Leningrad zu besichtigen. Als sie den Newski-Prospekt entlangfuhren, deutete Kekkonen auf ein Restaurant, das er in seiner Jugend manchmal besucht hatte. Kossygin schlug sogleich vor, dorthin zu gehen. Sie begaben sich in den ersten Stock, die Gäste erkannten die hohen Besucher und boten ihnen ihre Plätze an, die Musik spielte, es wurde getanzt. Alle fühlten sich wohl in der ungezwungenen Atmosphäre. Der Begleitschutz hatte sich unnötigerweise Sorgen wegen der Sicherheit gemacht.

Kossygin liebte Leningrad, wo er viele Jahre verbracht hatte. Während des Krieges war er für die Versorgung der Stadt verantwortlich gewesen. Wenn er in Leningrad weilte, bummelte er gern durch die Stadt, erfreute sich an den historischen Stätten, erinnerte sich an seine Jugend. Einmal am frühen Morgen, als seine Begleiter noch schliefen, ging er zu seinem ehemaligen Gymnasium. Jetzt wohnten und lernten dort Nachimowschüler, künftige Matrosen. Dieses Gebäude steht gegenüber dem Kreuzer «Aurora».

Kossygin betrat das Gebäude, als gerade Wecken war. Er besichtigte einige Räume und das Klassenzimmer, wo er einst gesessen hatte. Die Stadtverwaltung erfuhr erst vom Besuch der Lehranstalt, als Kossygin schon wieder am Ufer entlangging. Der Begleitschutz hatte ebenfalls verschlafen.

«Als ich in diesem Gebäude lernte», bemerkte Kossygin danach, «herrschte mehr Ordnung, die Wände waren sauber und die Toiletten in anständigem Zustand, die kupfernen Türklinken blitzten wie auf einem guten Schiff.» Überhaupt war er unzufrieden über das, was er gesehen hatte. Nach dieser Bewertung durch den hohen Gast renovierten die Matrosen die Lehranstalt.

Das nächste Mal kam Kossygin ungefähr neun Monate später nach Leningrad. Ein Admiral lud ihn ein, sein ehemaliges Gymnasium zu besuchen und zu sehen, was nach seinen Bemerkungen getan worden war. Er blickte den Admiral an und sagte: «Ich weiss auch so, dass dort jetzt Ordnung herrscht, deshalb brauche ich nicht hinzugehen.» So war der bemerkenswerte Staatsmann und Mensch Alexej Nikolajewitsch Kossygin, an den ich mich mein Leben lang erinnern werde.

Ich war betrübt, als er wie ein einfaches ZK-Mitglied beigesetzt wurde.



Der Chef des Leningrader Militärbezirks bei einer Truppenparade vor dem Winterpalais.

K.U. Tschernenko, der nur ganz kurze Zeit Generalsekretär gewesen war, wurde pompös beigesetzt, und man stellte eine Büste auf sein Grab an der Kremelmauer. Ich hoffe jedoch, dass im Buch der Geschichte alle nach ihren Verdiensten gewürdigt werden.

Der Dienst als Chef des Leningrader Militärbezirks war für mich sehr befriedigend, da es gelang, eine Reihe von wichtigen Aufgaben zu lösen. Ich hatte Pläne für die Zukunft, denen es nicht vergönnt war, verwirklicht zu werden. Es tat mir leid, mich von dem guten Kollektiv des Stabs verabschieden zu müssen, von den Truppen, die unverdrossen unter schwierigen klimatischen Bedingungen die militärische Ausbildung durchführten. Von den vierundfünfzig Jahren Militärdienst habe ich sechzehn Jahre im Leningrader Militärbezirk verbracht, und bis heute fühle ich mich als Lokalpatriot von Leningrad.

Im Oktober 1976 erhielt ich eine neue Dienststellung. Meinen Posten übergab ich dem erfahrenen Befehlshaber M.I. Sorokin.

# Nicht nur ein militärischer Posten

Das Jahr 1976 war für mich voller Ereignisse: die Übung «Norden», die Besuche in Frankreich und Finnland, der Empfang von Delegationen dreier verbündeter Armeen. Die Delegationen waren vom Verteidigungsminister eingeladen worden und weilten nicht nur in Moskau, sondern auch in Leningrad.

All das musste ich zusätzlich zu meinen Pflichten als Bezirkschef tun. Die militärische Ausbildung durfte nicht vernachlässigt werden. Das erforderte von mir täglich angespannte Arbeit, was Militärs, besonders im Range von Kommandierenden, gut bekannt ist. Zum Glück wurden plangerecht alle Aufgaben erfüllt, die den Truppen des Bezirks gestellt worden waren. Ich wollte schon in Urlaub fahren, als ein Anruf aus Moskau kam.

Der Chef der Hauptverwaltung Kader im Verteidigungsministerium, Armeegeneral I.N. Schkadow, teilte mir streng vertraulich mit, dass ich bald nach Moskau gerufen würde, da man mich zum Oberkommandierenden der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland ernennen wollte. Möglich sei allerdings auch eine andere Variante: man könnte mir den Posten des Stabschefs der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Pakts anbieten, da Armeegeneral S. M. Schtemenko gestorben sei. Ich weiss nicht, warum mir der Kaderchef riet, diesen Posten in passender Form abzulehnen.

Ich gedachte für ein paar Tage nach Jalta zu fliegen, um in Ruhe nachzudenken. Ein weiterer Anruf aus Moskau liess mir jedoch keinen einzigen Tag zum Überlegen. Derselbe Schkadow teilte mir nun mit, dass meine Ernennung zum Stabschef der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Pakts bereits beschlossen sei. Alles sei schon mit Generalsekretär Breshnew abgesprochen, und an die Regierungen der Paktstaaten sei die Bitte gesandt worden, meiner Ernennung zuzustimmen. Sobald Breshnew aus dem Urlaub zu-

rückkehrte, sollte ich mich bereithalten, um nach Moskau zu kommen. Ende September war es soweit. Ich wusste schon, dass meine Ernennung zum Stabschef des Warschauer Pakts bestätigt war, mir stand nur noch das offizielle Gespräch bevor.

In Moskau meldete ich meine Ankunft dem Chef des Generalstabs, V.G. Kulikow, dann wurde ich von Verteidigungsminister D.F. Ustinow empfangen.

«Jetzt müssen Sie ins ZK zu Genosse Sawinkin fahren», sagte er. «Dann gehen Sie mit ihm zu Leonid Iljitsch. Er ist mit Ihrer Ernennung einverstanden. Also seien Sie nicht schüchtern. Ich wünsche Erfolg!»

Das Gespräch mit Sawinkin, dem Verwaltungsleiter des ZK, war kurz. Eigentlich ging es nur darum: Wie habe ich die Nachricht von meiner Ernennung aufgenommen? «Für diesen Posten», sagte er, «gab es mehrere Kandidaten, aber man hat sich auf Sie geeinigt. Sie haben Erfahrungen bei den Truppen und im Generalstab. Übrigens hat auch Marschall Jakubowski auf Ihrer Ernennung bestanden. Jetzt fahren wir in dem Kreml. Leonid Iljitsch empfängt uns pünktlich um zwölf Uhr.»

Kurze Zeit später, nachdem wir das Spasski-Tor des Kreml passiert hatten, betraten wir das altertümliche Gebäude, das sich neben dem Präsidium des Obersten Sowjets befindet. Wir fuhren mit dem Lift in die zweite Etage, gingen durch einen kurzen Korridor und gelangten in ein Vorzimmer, wo an einem Tisch mit Telefonen der Diensthabende sass. Sonst war niemand im Vorzimmer.

Ich musste daran denken, was ich in Memoiren von Ministern und hohen Militärs darüber gelesen hatte, wie es bei Stalin gewesen war. Im Raum befanden sich immer Genossen in Zivil, und vor der Tür zu Stalins Arbeitszimmer sass der Chef der Leibwache.

Hier war nichts Ähnliches zu sehen. Wir begrüßten den Diensthabenden, und Sawinkin forderte mich auf, Platz zu nehmen. Er ging hinein zu Breshnew. Ich sass am Fenster auf einem Stuhl und dachte darüber nach, was mich der Generalsekretär fragen könnte. Und was sollte ich ihm antworten?

Auf dem Tisch klingelte leise ein Telefon. Der Diensthabende nahm den Hörer ab, sagte kurz «Ja» und wandte sich an mich: «Gehen Sie hinein, Genosse Generaloberst.»

Ich trat ins Zimmer und schloss leise hinter mir die Tür. Leonid Breshnew trug einen dunkelgrauen Anzug und ein weisses Hemd mit hellblauer Kra-

watte. Er sass an einem langen Sitzungstisch, auf dem nur ein dünner Akten-  
deckel lag. Das war wohl meine Personalakte. Hinter seinem Rücken stand  
ein Schreibtisch. Die Zimmereinrichtung war weitaus einfacher, als sich das  
mancher vorstellt. Ich meldete meine Ankunft. Breshnew erhob sich, knöpfte  
die Jacke zu und reichte mir die Hand.

«Setzen Sie sich, Genosse Gribkow. Dorthin, gegenüber von Nikolai  
Iwanowitsch.» Ich setzte mich auf den Stuhl und erhielt ein Notizheft und  
einen Füllfederhalter.

«Sagen Sie ehrlich, Genosse Gribkow», begann Breshnew das Gespräch,  
«bedauern Sie nicht, dass wir Sie vom Bezirk nach Moskau holen?»

«Wenn ich sage, dass ich es nicht bedauere, wäre ich unaufrichtig, Leonid  
Iljitsch. Ich habe lange danach getrachtet, eine Stellung bei den Truppen zu  
erhalten, aber wenn Sie meinen, dass ich Stabschef der Vereinten Streitkräfte  
werden soll, werde ich für das erwiesene Vertrauen dankbar sein.»

Die Antwort genügte Breshnew offenbar, da er gleich zu praktischen Rat-  
schlägen überging, die meine neue Dienststellung betrafen.

«Sie wissen, dass Marschall Jakubowski schwerkrank ist, er liegt im Hos-  
pital.» Ich schwieg. Dann sagte er unvermittelt: «Rauchen Sie ruhig!»

Breshnew schob mir eine offene Zigarettenschachtel hin, die auf dem  
Tisch lag, und legte ein Feuerzeug darauf.

«Danke, Leonid Iljitsch, ich rauche nicht, aber eine Zigarette nehme ich  
gern als Souvenir.» Breshnew lächelte, nickte und zündete sich eine Ziga-  
rette an.

«Also! Iwan Ignatjewitsch ist im Krankenhaus, und Sie als sein erster  
Stellvertreter müssen unverzüglich diese nicht leichte Arbeit anpacken und  
vorläufig allein bewältigen. Die Besonderheit liegt darin, dass es nicht nur  
ein militärischer Posten ist, sondern auch ein politischer, ein diplomatischer.  
Davon werden Sie sich sehr bald überzeugen. Schon im November tagt in  
Bukarest der Politische Beratende Ausschuss, auf dem auch der Oberkom-  
mandierende des Warschauer Pakts einen Bericht vorlegt. Deshalb müssen  
Sie schleunigst Ihren Dienst antreten.»

Breshnew verstummte und betrachtete mich, als überlege er, welchen  
Eindruck seine Worte auf mich gemacht hatten.



Nach einer Auszeichnungsveranstaltung im Kreml 1979. Leonid Breshnew beim Gruppenfoto mit hohen Militärs, rechts neben ihm Armeegeneral Anatoli Gribkow.

In den heutigen Tagen, wo der «Führer der Stagnation» in Grund und Boden kritisiert worden ist, dürfte mancher Leser vielleicht auch mich verurteilen, weil ich so über Breshnew schreibe. Man darf jedoch keine voreiligen Schlüsse ziehen. Damals sprach mit mir der erste Mann der Partei und des riesigen Landes, der Oberste Befehlshaber der Streitkräfte, und nicht jener Breshnew, wie ihn «tapfer gewordene Patrioten», die ihn noch gestern bejubelt haben, heute gern darstellen. Das darf ich nicht unberücksichtigt lassen, und ich will es auch nicht. Aber das, was wir heute über Breshnew und seine Umgebung wissen, war damals für mich ein Geheimnis mit sieben Siegeln.

«Sobald ich die Zustimmung der Teilnehmerstaaten erhalte, nehmen Sie Kontakt zu den Verteidigungsministern und Generalstäben auf. Aber erst

studieren Sie gut alle Dokumente über die militärische Organisation des Warschauer Pakts. Ich denke, die Zustimmung kommt sehr bald.»

«Sie ist schon da», fiel Sawinkin ein. «Es fehlt nur noch die Antwort aus Rumänien.»

«Das ist ja grossartig. Wenn Sie keine Fragen haben, sind wir fertig. Ich wünsche Ihnen Erfolg, Genosse Gribkow.» Breshnew erhob sich und drückte mir die Hand.

Am 13. Oktober 1976 war in den Zeitungen zu lesen, dass ich zum Stabschef der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Pakts ernannt worden war. An diesem Tag beglückwünschte mich Verteidigungsminister Ustinow zur neuen Dienststellung und befahl Kulikow, dem Chef des Generalstabs, mir den Stab der Vereinten Streitkräfte vorzustellen. Gleichzeitig wurde ich zum ersten Stellvertreter des Chefs des Generalstabs der sowjetischen Streitkräfte ernannt.

Heute existiert der Warschauer Pakt nicht mehr. Bei allen seinen Mängeln, besonders organisatorischen, hat er doch eine positive Rolle gespielt, er erfüllte eine historische Aufgabe, denn seine gesamte Tätigkeit diente dem Frieden und der Stabilität in den internationalen Beziehungen.

Ich erlaube mir, den Leser kurz an die wichtigsten Daten bei der Gründung des Warschauer Pakts zu erinnern.

Im Mai 1948, das heisst ungefähr ein Jahr vor Gründung der NATO, schlug die sowjetische Regierung den USA Gespräche über internationale Fragen vor. Die führenden Kreise der USA lehnten jedoch diesen Vorschlag ab.

Zu Beginn des Jahres 1949 ergriff die Sowjetunion erneut die Initiative und schlug den USA eine gemeinsame Erklärung über Gewaltverzicht vor. Es sollte ein Friedenspakt geschlossen und mit der stufenweisen Abrüstung begonnen werden.

Die Annahme der sowjetischen Vorschläge hätte zu einer grundlegenden Verbesserung der internationalen Lage geführt. Auch dieses Mal lehnten die USA die sowjetischen Vorschläge ab, weil die Normalisierung der Lage nicht in ihre Pläne passte.

Am 31. März 1949 veröffentlichte die sowjetische Regierung ein Memorandum, das an die Regierungen der USA, Grossbritanniens, Frankreichs, Belgiens, der Niederlande, Luxemburgs und Kanadas gerichtet war. Darin wurde der zur Unterschrift vorbereitete Nordatlantikpakt ausführlich bewor-

tet. Es hiess unter anderem: «Der Nordatlantikpakt hat nichts gemein mit dem Ziel der Selbstverteidigung der Paktstaaten, die niemand bedroht und die niemand angreifen will. Im Gegenteil, dieser Pakt hat deutlich aggressiven Charakter und ist gegen die UdSSR gerichtet, was sogar offizielle Vertreter der Teilnehmerstaaten in ihren öffentlichen Erklärungen nicht bestreiten.»

Die führenden Kreise der USA und anderer westlicher Mächte hörten jedoch erneut nicht auf die Stimme der Vernunft und schmiedeten in Eiltempo den Militärblock. Sehr wichtig ist auch die Tatsache, dass es bei der Beitrittsprozedur zwischen NATO und Warschauer Pakt einen prinzipiellen Unterschied gab.

Während friedliebende europäische Staaten ohne Weiteres dem Warschauer Pakt beitreten konnten, denn er war offen für alle Länder, war der Nordatlantikpakt für alle Staaten sozialistischer Orientierung verschlossen. Artikel 10 des NATO-Vertrags schliesst faktisch die Möglichkeit aus, dass ein Staat mit einer anderen Gesellschaftsordnung beitreten kann.

Die Ablehnung der USA und ihrer Partner im Jahre 1954, den Eintritt der UdSSR in den Nordatlantikpakt zu erörtern, bestätigte den geschlossenen Charakter dieses Pakts und sein aggressives Wesen. Er war gegen die Sowjetunion und ihre ehemaligen Verbündeten gerichtet.

Auf diese Weise zeichneten sich schon in den ersten Nachkriegsjahren zwei Kurse ab – die Politik der Sowjetunion, die für die Festigung der europäischen Sicherheit und die Entwicklung einer friedlichen Zusammenarbeit zwischen Staaten mit unterschiedlichen sozialen Systemen eintrat, und die Politik der Westmächte, die auf den Kampf gegen die Sowjetunion und die osteuropäischen Länder, auf die Spaltung Europas ausgerichtet war.

Die weitere Entwicklung der internationalen Ereignisse hat das eben Gesagte bestätigt. Hinter welchen Phrasen sie sich auch verbirgt, die Politik und die Militärdoktrin der NATO war und ist bis heute aggressiv. Das gesamte politische und ökonomische System, das sich auf die militärische Macht des Bündnisses stützt, entwickelt sich in dieser Richtung und will internationale Fragen von der Position der Stärke aus entscheiden.

Die Sowjetunion und die osteuropäischen Staaten waren gezwungen, für die Sicherheit ihrer Länder und Völker zu sorgen. Es war deutlich geworden,

dass unter diesen Bedingungen zweiseitige Bündnisverträge, die während des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren geschlossen worden waren, nicht mehr ihre Sicherheit gewährleisten konnten, weil die Bedrohung seitens des NATO-Blocks nicht berücksichtigt wurde, weil keine kollektiven Handlungen für den Fall einer Aggression vorgesehen waren.

Am 14. Mai 1955 unterschrieben die Regierungschefs von Albanien, Bulgarien, Ungarn, der DDR, Polen, Rumänien, der UdSSR und der Tschechoslowakei den Bündnisvertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitige Hilfe, der als Warschauer Pakt in die Geschichte eingegangen ist. (Seit 1962 beteiligte sich Albanien nicht mehr an der Arbeit des Warschauer Pakts, und 1968 trat es aus.)

Ich möchte nicht mit westlichen Autoren polemisieren, von denen die Ziele des Warschauer Pakts verzerrt dargestellt wurden. Man braucht nur den Vertragstext zu lesen, wo in der Präambel das Ziel sehr deutlich formuliert ist. Es heisst, dass die Vertrags Staaten erneut ihr Streben nach Schaffung eines Systems der kollektiven Sicherheit in Europa bekräftigen, das auf der Teilnahme aller europäischen Staaten beruht, unabhängig von deren gesellschaftlicher und staatlicher Ordnung. Überzeugt von der Notwendigkeit, entsprechende Massnahmen zur Garantie ihrer Sicherheit zu unternehmen und im Interesse der Erhaltung des Friedens in Europa, haben diese Staaten den Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitige Hilfe geschlossen. Diesen Zielen entsprachen auch die konkreten Verpflichtungen der Vertragsteilnehmer. Deutlicher kann man es wohl nicht sagen.

Dass die Völker Europas über fünfundvierzig Jahre in Frieden gelebt haben und dass mit der Bildung des Warschauer Pakts der tragische Zyklus ständiger Kriege unterbrochen werden konnte, ist ein unschätzbare Verdienst der Staaten, die im Warschauer Pakt vereint waren.

Über den Warschauer Pakt wird in der Sowjetunion und im Ausland viel geschrieben. Ich beabsichtige, über unbekannte oder wenig bekannte Seiten seiner militärischen Organisation zu berichten.

Oberstes Organ des Warschauer Pakts war der Politische Beratende Ausschuss, der in der Regel einmal jährlich tagte, um über wichtige internationale Fragen zu sprechen. Er nahm auch den Bericht des Oberkommandie-

renden über den Zustand der Vereinten Streitkräfte entgegen und beschloss Massnahmen zu ihrer Entwicklung und Vervollkommnung.

Im Vertrag hiess es, dass zu den Ausschussberatungen jeder Staat ein Regierungsmitglied oder einen besonders ernannten Vertreter entsendet. In der Praxis, beginnend mit der ersten Beratung im Jahre 1956, waren bis 1968 die Delegationsleiter jedes Landes die Generalsekretäre der Kommunistischen und Arbeiterparteien. Delegationsmitglieder waren die Regierungschefs, die Aussenminister und die Verteidigungsminister. An allen Beratungen nahmen auch der Oberkommandierende und der Stabschef der Vereinten Streitkräfte teil.

Die Beratungen fanden in den Hauptstädten der Bündnisstaaten statt, sie wechselten in alphabetischer Reihenfolge. Beim Vorsitz galt das ebenfalls, er wechselte innerhalb der Zwischenzeiten. Ein solches Verfahren sicherte die Gleichberechtigung aller Staaten.

Der gesamte Schriftverkehr wurde in russischer Sprache geführt. Die Beratungsteilnehmer sprachen in ihrer Muttersprache oder russisch.

Generalsekretär des Ausschusses war zu jener Zeit der stellvertretende sowjetische Aussenminister N.P. Firjubin. Zu seinen Pflichten gehörte es, gemeinsam mit den Aussenministern der Paktstaaten alle politischen Entscheidungen vorzubereiten, die vom Ausschuss beschlossen werden sollten. Später wurde der Vorschlag gemacht, dass die Pflichten des Generalsekretärs ebenfalls von Vertretern der Staaten in alphabetischer Reihenfolge ausgeübt werden sollten, da das Land, wo die Sitzung stattfand, sowieso für die Vorbereitung verantwortlich war. Deshalb war seit 1983 der Generalsekretär abwechselnd ein stellvertretender Aussenminister jenes Landes, in dem die nächste Sitzung stattfinden sollte. Es gab also eine jährliche Rotation. Diese Lösung war demokratischer und bot die Möglichkeit, alle Fragen bei der Vorbereitung und Durchführung der Sitzungen flexibel zu lösen.

Um zu zeigen, wie Sitzungen des Politischen Beratenden Ausschusses aussahen, berichte ich über eine militärische Frage, die 1976 in Bukarest behandelt werden sollte. Ich erinnere mich genau an alles, da es für mich gewissermassen die erste Bewährungsprobe auf höchster Ebene war.

Als ich in den Stab kam, war der Bericht des Oberkommandierenden der Vereinten Streitkräfte im Wesentlichen fertig, und innerhalb von drei Tagen

musste man sich nun damit befassen. Damals war es üblich, dass alle Berichte und Projekte des Oberkommandierenden im Politbüro des ZK der KPdSU erörtert und bestätigt wurden, bevor man sie zur Abstimmung an die Staaten des Warschauer Pakts sandte.

Als man die Dokumente im Politbüro behandelte, wurde ich zur Sitzung geladen. Ich fuhr gemeinsam mit Ustinow in den Kreml. Er ging gleich in den Sitzungssaal, ich blieb in einem grossen Raum, der gewöhnlich «Predbannik» genannt wurde, wie der An- und Auskleideraum einer Sauna.

Dort warteten ungefähr zehn mir unbekannte Männer. Ich beobachtete unwillkürlich die Geladenen. Sie benahmen sich unterschiedlich, die meisten blätterten eifrig in den Unterlagen und machten Anmerkungen. Es war leicht zu erraten, dass sie nicht hergebeten worden waren, um Lob für ihre Arbeit zu hören. Ein stämmiger Mann in einem vorzüglich gebügelten Anzug trank Wasser aus einer Karaffe, vor jedem Glas versuchte er, die ihn sichtlich würgende Krawatte zu lockern.

Da wurde die Tür zum Sitzungssaal des Politbüros geöffnet, ein Mitarbeiter kam heraus und sagte: «Die Genossen, die zur Beratung der ersten beiden Tagesordnungspunkte geladen sind, bitte eintreten. Mitglieder und Kandidaten des ZK können an der Beratung aller Fragen teilnehmen.»

Ich war Kandidat des ZK und ging deshalb ebenfalls hinein. Kaum hatte ich die Schwelle überschritten, sah ich, dass der Verteidigungsminister für mich auf einen freien Stuhl an dem langen Tisch deutete, an dem die Mitglieder und Kandidaten des Politbüros und die ZK-Sekretäre sassen. Die Geladenen wurden an kleine Tische plaziert, die an der Wand standen. Aus Ustinows Geste entnahm ich, dass ich in seiner Nähe sein sollte, damit er mich notfalls konsultieren konnte.

An der Stirnseite des langen Tisches präsierte Leonid Breshnew. Rechts von ihm, den Kopf über die Tischplatte gebeugt, in Akten vertieft, sass Suslow, es folgten Kirilenko und andere Mitglieder des Politbüros. Links vom Generalsekretär sass Andrej Gromyko. In einer Ecke, an einem einzelnen Tisch mit vielen Aktendeckeln, sass Konstantin Tschernenko, der damals Leiter der Allgemeinen Abteilung des ZK war.

Niemand aus dem Politbüro beachtete die Eintretenden. Die einen unter-

hielten sich, andere studierten Akten. Nach den Stößen zu urteilen, hatten die Sitzungsteilnehmer für einen Tag genug zu tun.

Ich war zu Punkt fünf der Tagesordnung geladen, und solange ich nicht an der Reihe war, konnte ich beobachten, was in diesem «Allerheiligsten» der Partei, wo die wichtigsten Fragen der Innen- und Aussenpolitik entschieden wurden, vor sich ging.

«Wir beginnen mit der Arbeit, Genossen», erklang die wohlvertraute heisere Stimme des Generalsekretärs. «Zur Information zu Punkt eins hat das Wort Genosse ...»

Ein Minister, dessen Name mir leider entfallen ist, berichtete über den Maschinenbau. Übrigens schauten nicht alle den Redner an. Suslow, «der zweite Mann» in der Partei, las weiterhin in seinen Akten. Was mir auffiel, war sein grauer, durchaus nicht neuer Anzug, in dem er im Unterschied zu anderen Politbüromitgliedern überaus bescheiden wirkte.

Ich möchte nicht den ganzen Sitzungsverlauf schildern. Mit Ungeduld wartete ich darauf, dass man mir das Wort erteilte, deshalb war ich erklärlicherweise aufgeregt, ich blätterte immer wieder den Bericht durch und sah auf das Konspekt.

Im Saal erschien ein junger Mann, der einen schwarzen Anzug und eine Fliege trug, und servierte Tee in Gläsern. Auf dem Tisch standen Teller mit belegten Broten und Gebäck, jeder konnte sich bedienen. Der Tee war stark und duftete angenehm, aber im Unterschied zu den «Alteingesessenen» in diesem Saal wagte ich nicht, auch nur einen Schluck zu nehmen. Dabei verlangte mich danach.

Der fünfte Tagesordnungspunkt war an der Reihe. Inzwischen hatte ich mich ein bisschen beruhigt, da eine wohlwollende Atmosphäre herrschte, niemand wurde hier «fertiggemacht», man gab Ratschläge, was und wie etwas zu tun sei. Allerdings wunderte ich mich, dass man Entscheidungen für alle Bereiche traf: für den Obersten Sowjet, für den Ministerrat, für die Gewerkschaften und andere Institutionen. Wie diese Beschlüsse ausgeführt wurden, haben wir leider erst viele Jahre später erfahren.

«Genossen», begann L.I. Breshnew, «zuerst gestattet, dass ich euch den neuen Stabschef der Vereinten Streitkräfte vorstelle, Generaloberst Anatoli Iwanowitsch Gribkow.»

Ich erhob mich und spürte die Blicke aller auf mir. Im Unterschied zu den Genossen, die bisher einen Bericht abgegeben hatten, war ich hier neu,

und das Interesse an meiner bescheidenen Person war erklärlich.

«Wir erteilen ihm das Wort für eine kurze Information. Die Berichte des Oberkommandierenden und die Beschlüsse haben Sie, und Sie konnten sich damit vertraut machen.»

Meine Information war tatsächlich kurz, es folgten keine Fragen, nur ein Vorschlag Gromykos, dem alle zustimmten.

Dabei ging es darum, dass im Bericht die Zahl der Panzer und Flugzeuge genannt wurde. Es waren sehr viele, aber alte Modelle: Panzer T-34 und Flugzeuge MIG-15 und MIG-17. Bei so viel veralteter Kriegstechnik sahen unsere Armeen Ende der siebziger Jahre nicht gut aus, deshalb schlug der erfahrene Diplomat Gromyko vor, die absoluten Zahlen durch relative zu ersetzen, gemessen an neuer Technik. Es war nämlich nicht auszuschliessen, dass der potentielle Gegner die absoluten Ziffern erfuhr.

Ustinow gab mir durch Kopfnicken zu verstehen, dass ich gehen könne, dann sagte er leise, ich solle im Verteidigungsministerium auf ihn warten. Als ich in den Vorraum kam, atmete ich auf. Unwillkürlich dachte ich, dass mein erster Auftritt auf höchster Ebene gelungen war.

Bei der nächsten Sitzung des Politbüros, auf der die präzisierten und ergänzten Dokumente der bevorstehenden Sitzung in Bukarest behandelt wurden, fühlte ich mich schon sicherer, ich trank sogar Tee.

Zwei Tage vorher war ich zum Armeegeneral befördert worden, man beglückwünschte mich dazu.

In der neuen Form wurden beide Dokumente gebilligt, aber es ergab sich die Frage: Wer sollte den Bericht auf der Ausschusssitzung vortragen?

Ustinow informierte das Politbüro über Jakubowskis schlechten Gesundheitszustand. Breshnew wandte sich an mich und sagte: «Offenbar müssen Sie berichten, Genosse Gribkow. Was meint das Politbüro?» Alle stimmten natürlich zu.

Mit dem Gefühl grosser Befriedigung und im Bewusstsein der Verantwortung, die auf mir lag, bereitete ich mich auf die Reise nach Rumänien vor, um die Dokumente endgültig mit der dortigen Führung abzustimmen. Ausserdem mussten einige organisatorische Fragen beraten werden. Ich bat meine Stellvertreter aus den verbündeten Armeen in mein Zimmer und bestimmte die Zusammensetzung der kleinen Arbeitsgruppe. Nach Bukarest

nahm ich zwei operative Offiziere mit – General M. G. Titow und Oberst J.M. Gretschicho.

In dieser Situation verhielt sich mein erster Stellvertreter, Generalleutnant K K Paschuk, völlig unverständlich. Anstatt mir aufgrund der eigenen Erfahrung gute Ratschläge zu geben, «ermutigte» er mich auf seltsamste Weise.

«Wissen Sie, was das ist – ein Bericht vor dem Politischen Beratenden Ausschuss? Das ist kein Auftritt in einer Parteigruppe. Das ist ein Bericht auf höchster Ebene, in Anwesenheit der politischen und staatlichen Führungen aller Paktstaaten. Sogar Marschall Jakubowski, ein Mann mit starkem Willen, vor zehn Jahren muss das gewesen sein, sogar er konnte nicht ein Händezittern unterdrücken, als er berichtete. Er fing sogar an zu stottern.»

Das sagte ein Mann, der sein Leben in den «Korridoren der Macht» bei den Stäben zugebracht hatte. Ich entgegnete: «Danke für diese Ermutigung. Soll ich etwa gleich in Ohnmacht fallen, ohne die Sitzung abzuwarten? Sie können beruhigt sein, der Bericht wird so gehalten, wie es sich gehört, und Ihre ‚Hilfe‘ bestätigt mich noch einmal in meiner Entscheidung, Sie nicht in die Delegation des Vereinten Kommandos aufzunehmen.»

Drei Tage vor der für mich denkwürdigen Sitzung des Politischen Beratenden Ausschusses fand der offizielle Besuch einer sowjetischen Parteidelegation unter L.I. Breshnew in Rumänien statt. Die Delegation wurde sehr herzlich begrüßt, mit Musik und Tanz auf den Plätzen, mit Trinksprüchen auf die sowjetisch-rumänische Freundschaft. Wieweit das alles aufrichtig war, sei dahingestellt. Aber alles verlief so. Breshnew sollte auch mit einem hohen rumänischen Orden ausgezeichnet werden.

In diesen Tagen hielt ich mich bereits in Bukarest auf, um die Dokumente endgültig mit der rumänischen Führung abzustimmen. Bis zum Sitzungsbeginn blieben zwei Tage. Mein Verhandlungspartner war der rumänische Verteidigungsminister. Mit den Verteidigungsministern der anderen verbündeten Staaten war schon alles geregelt. Im Laufe von zwei Tagen wurden auch mit dem rumänischen Verteidigungsminister alle wesentlichen Fragen abgestimmt, über einen Punkt konnten wir uns jedoch nicht einigen.

Ich fuhr in die Residenz zu Breshnew, um Rat zu holen. Dort begegnete ich Tschernenko und teilte ihm mit, dass wir uns in einer Frage mit den Ru-

mänen nicht einigen könnten. Wir gingen zu Breshnew. Er fragte mich: «Wie stehen die Dinge?» Ich erklärte ihm die Position des rumänischen Verteidigungsministers und die Position, die vorher alle übrigen Verteidigungsminister der Paktstaaten eingenommen hatten. Breshnew befahl, die abgestimmte Position zu verteidigen und keinerlei Zugeständnisse zu machen.

Ich fuhr wieder ins rumänische Verteidigungsministerium. Die Unterredungen wurden fortgesetzt, das Ergebnis blieb das gleiche. Offenbar hatte der Verteidigungsminister von N. Ceausescu (ebenso wie ich von Breshnew) den Befehl bekommen, auf der eigenen Meinung zu beharren. Ich sagte zu ihm: «Da wir Militärs uns nicht einigen können, überlassen wir das unseren politischen Führungen. Ich habe eine Einladung Ihres Präsidenten zu dem Empfang, auf dem Generalsekretär Breshnew ausgezeichnet werden soll, deshalb bleibt keine Zeit zu weiteren Beratungen. Ich bitte darum, unser Gespräch zu beenden.»

Worum ging es eigentlich? Die rumänische Seite war dagegen, dass in allen Armeen der Paktstaaten spezielle Einheiten geschaffen werden sollten, die mit neuester Kriegstechnik und Bewaffnung ausgerüstet waren, um rechtzeitig Kader für jene Zeiten auszubilden, wenn alle Armeen neue Technik und Bewaffnung erhielten. Das war das eine. Zweitens waren die Rumänen gegen eine Strukturverbesserung bei der Leitung der Vereinten Streitkräfte, gegen die Vergrößerung der Stäbe, wie es die Umstände erforderten.

Abends im Saal, wo der Orden verliehen werden sollte, standen die Rumänen auf der einen und wir auf der anderen Seite. Zu unserer Delegation gehörten ausser L.I. Breshnew A.N. Kossygin als Vorsitzender des Ministerrats, A.A. Gromyko als Aussenminister und K.F. Katuschew als Sekretär des ZK der KPdSU. Ausserdem waren andere Teilnehmer der Ausschussberatung anwesend.

Wir warteten darauf, dass Ceausescu und Breshnew erschienen. Während wir so dastanden, deutete der rumänische Aussenminister auf Katuschew und mich, wobei er die Hände faltete. Katuschew fragte, ob ich die Geste verstanden hätte. Ich antwortete, dass die Rumänen offenbar ihre Einwände zurücknehmen würden. Er war auch dieser Meinung.

Bei der Zeremonie wurde allen Champagner gereicht. Der Reihe nach beglückwünschten wir Breshnew, danach ging ich zur rumänischen Delega-

tion. Man war mit den Projekten einverstanden und schlug vor, darauf zu trinken.

Mir wurde leichter zumute, alles deutete darauf hin, dass ein Erfolg erzielt und die militärische Frage positiv entschieden würde.

Der Politische Beratende Ausschuss besprach wichtige Fragen von internationaler Bedeutung. Das Ergebnis war die Deklaration «Für neue Ziele in der internationalen Entspannung, für die Festigung der Sicherheit und die Entwicklung der Zusammenarbeit in Europa». Ausserdem billigte man den Vertrag zwischen den Teilnehmerstaaten der Helsinki-Konferenz. Niemand würde zuerst Atomwaffen anwenden.

Am zweiten Tag hielt ich meinen Bericht, für den fünfundvierzig Minuten vorgesehen waren. Die Sitzung wurde von Erich Honecker geleitet. Es war üblich, im Sitzen zu sprechen, aber ich als Militär stand auf. Ich schaltete das Mikrofon ein und begann zu sprechen. Offenbar deshalb, weil ein neuer Stabschef der Vereinten Streitkräfte auftrat, hörten alle aufmerksam zu, und die Mitglieder der sowjetischen Delegation drehten sich sogar wie auf Kommando zu mir um. Sie schienen mehr um mich zu bangen als ich selber. Das ermutigte mich.

Ich bemerkte, dass plötzlich Katuschew die Hand über der Tischplatte hob und senkte, wobei er die Bewegungen verlangsamte. Es war ein Zeichen, dass ich langsamer sprechen sollte, da gedolmetscht wurde. Ich verminderte das Tempo, und er nickte, weil ich ihn richtig verstanden hatte. Mein Bericht dauerte fünfzig Minuten. Als ich geendet hatte, dankte der Vorsitzende und forderte die Anwesenden auf, Fragen zu stellen. Es gab keine.

Dann wurde das Projekt beschlossen, und wie üblich liess ich die Delegationsleiter in alphabetischer Reihenfolge unterschreiben. Danach war eine Pause. Alle Leiter und Mitglieder der Delegationen (ausser N. Ceausescu und seiner Delegation) kamen zu mir und beglückwünschten mich.

Nach der Rückkehr fand in Moskau eine Politbürositzung statt, auf der Breshnew über den offiziellen Besuch in Rumänien und die Ergebnisse der Ausschusstagung berichtete. Zu dieser Sitzung war auch ich geladen. Als die anderen Fragen besprochen waren, befasste sich Breshnew speziell mit militärischen Problemen. Am Schluss sagte er:

«Genosse Gribkow hat den Bericht gut und sicher vorgetragen, aber man

spürte, dass er sehr aufgeregt war. Allerdings hat er versucht, sich das nicht anmerken zu lassen.»

Die Anwesenden lächelten und blickten mich an: Sie verstanden ausgezeichnet die Situation. Ich lächelte auch über eine solche Beurteilung und dachte: Wer wäre nicht aufgeregt gewesen? Anderen erging es in ähnlichen Situationen ebenso. Und wenn jemand aufgeregt ist, bedeutete das, dass er Verantwortung spürt.

Ich schreibe so ausführlich darüber, weil diese Ausschusssitzung für mich eine grosse Prüfung in jeder Hinsicht war. Für Leser, besonders Militärs, dürfte es nicht uninteressant sein, den ganzen Hintergrund zu kennen. Denn heute ist das alles schon Geschichte.

Im Laufe von zwölf Jahren nahm ich an fast allen Tagungen des Politischen Beratenden Ausschusses teil. Verliehen alle glatt, wurden alle Probleme einmütig gelöst? Ich bringe einige Beispiele dafür, dass nicht immer Einigkeit herrschte.

Ein Dokument, das bestimmt hätte, wer in Kriegszeiten die Vereinten Streitkräfte führt, gab es nicht. Übrigens war in der NATO diese Frage schon bei der Gründung entschieden worden.

Ich erklärte Ustinow, dass in allen Streitkräften vom Soldaten bis zum Verteidigungsminister jeder wisse, was im Kriegsfall zu tun sei, während das Oberkommando und der Stab der Vereinten Streitkräfte keine bestimmten Pflichten hätten. Niemanden kümmere, wie die Leitung der Vereinten Streitkräfte aufgebaut sei. Er sah mich erstaunt an und sagte, dass man mit der praktischen Lösung dieser Frage beginnen müsse.

Vom Stab wurde gemeinsam mit den Generalstäben der Paktstaaten ein Dokument ausgearbeitet, das die Vereinten Streitkräfte und ihre Führung zu Kriegszeiten betraf, und dem Politischen Beratenden Ausschuss zur Beratung und Bestätigung vorgelegt. Die Sitzung fand im März 1980 in Moskau statt.

Das Dokument bestimmte genau die Aufgaben der Führung der Vereinten Streitkräfte in Kriegszeiten, ausserdem ging es um die Entwicklung der Streitkräfte, die Gefechtsbereitschaft, die verbesserte operative Ausbildung der Stäbe, Truppen und Flotten. Bei der Beratung des Dokuments hätte man sich bald einigen können, aber man musste sich lange mit der Haltung der rumänischen Delegation beschäftigen, die es nicht unterschreiben wollte.

Als diese Frage behandelt wurde, leitete Gustav Husak, der Chef der tschechoslowakischen Delegation, die Sitzung. Ceausescu brachte seine

Einwände vor, aber kein Delegationschef versuchte wirklich, diese als nicht stichhaltig zu widerlegen, alle gaben nur zu verstehen, dass man den Beschluss unterschreiben müsse. Wer nicht unterschreibe, könne ihn nicht erfüllen.

Ceausescu schlug eine Pause vor, um danach die Beratung fortzusetzen, man hörte jedoch nicht auf ihn, Breshnew drängte, den Beschluss zu unterschreiben. Ich nahm das Dokument und ging zu den Delegationsleitern, damit sie ihre Unterschrift daruntersetzten. Als ich zu Ceausescu trat, gab er mir mit einer Geste zu verstehen, dass er nicht unterschreibe.

Dann kam ich zu Breshnew. Während er unterschrieb, fragte er mich: «Hat denn Ceausescu nicht unterschrieben?»

«Nein, Leonid Iljitsch.»

Breshnew brummte etwas vor sich hin, um seinen Unmut zu äussern, und unterschrieb. Diesmal war die rumänische Seite dagegen, dass bei militärischen Handlungen der Oberkommandierende der Vereinten Streitkräfte auf dem Kriegsschauplatz den Truppenteilen und Verbänden der rumänischen Armee direkt Befehle erteilen durfte. Diese Befehle könne nur er selber als Oberbefehlshaber geben, sagte N. Ceausescu. Mit anderen Worten: Streitkräfte, die zum Vereinten Kommando gehörten, müssten Befehle der nationalen Führung ausführen.

Übrigens verfuhr man auch so bei einer gemeinsamen Übung. Ein Befehl des Oberbefehlshabers der Südwestlichen Gruppe ging erst an den Generalstab der rumänischen Armee, dann zu ihrem Oberbefehlshaber. Dabei wurde der Befehl so verändert, dass er jeden Sinn verlor.

Hätte man eine Pause gemacht und noch einmal überzeugend die Notwendigkeit bewiesen, das Dokument in der vorliegenden Form anzunehmen, wäre wohl Ceausescu einsichtig gewesen.

Ein zweites Beispiel. Die Verlängerung des Warschauer Pakts musste beschlossen werden. Diese Frage war qualvoll schwierig, es kostete viel Zeit, bis Übereinstimmung erzielt wurde.

Die rumänische Führung schlug vor, den Vertrag alle fünf Jahre zu verlängern. Damit waren die meisten Staaten nicht einverstanden. Nun nannte die rumänische Seite eine Frist von zehn Jahren. Das fand ebenfalls keine Mehrheit. Erst nach langen zwei- und mehrseitigen Gesprächen gelang es, den Warschauer Pakt um zwanzig Jahre und danach um zehn Jahre zu verlängern.

Ein drittes Beispiel. Es wurde eine allgemeine Militärdoktrin des Warschauer Pakts ausgearbeitet. Am Dokument «Die Militärdoktrin der Teilnehmerstaaten des Warschauer Pakts» wirkten die politischen und militärischen Führungen aller verbündeten Staaten mit.

Bevor man eine einheitliche Meinung fand, gab es mehrere Beratungen auf verschiedenen Ebenen, sowohl mehrseitige wie zweiseitige. Die Schwierigkeit bestand darin, dass jeder Staat seine nationale Doktrin hatte, seine Besonderheiten, speziell in militärischtechnischen Fragen.

Nach langer Vorbereitungsarbeit, wobei es manchmal zu scharfen Auseinandersetzungen kam, einigte man sich darauf, dass ein so wichtiges Dokument vom Politischen Beratenden Ausschuss behandelt und gebilligt werden müsse.

Auf Drängen der rumänischen Delegation, die von der ungarischen unterstützt wurde, war hinzugefügt worden, dass man sich bei der praktischen Tätigkeit nicht nur von der allgemeinen Doktrin des Warschauer Pakts, sondern auch von nationalen Doktrinen leiten lassen müsste.

Ich möchte unterstreichen, dass die Tagungen des Politischen Beratenden Ausschusses einen spürbaren Impuls für die Gesundung der internationalen Lage gaben, da ständig Vorschläge zur Festigung des Friedens gemacht wurden, gleichzeitig sorgte man für die Verteidigungsfähigkeit der verbündeten Länder, für den Schutz ihrer Interessen. Niemand, der Geschichte wahrheitsgemäss darstellt, wird behaupten, dass Ende der sechziger und in den siebziger Jahren die friedliebende Politik der Warschauer-Pakt-Staaten keine positiven Resultate gebracht hätte.

Jede Ausschusstagung war für mich eine grosse politische Schule. Die internationale Lage wurde in allen Nuancen allseitig und gründlich beurteilt, es wurden konkrete Massnahmen zur Entspannung und zu anderen wichtigen Fragen ausgearbeitet. Das bot mir die Möglichkeit, die Prozesse in der Welt und in jedem Land besser zu verstehen, mich bei der Entscheidung militärischer Fragen richtig zu orientieren, den Stab der Vereinten Streitkräfte auf die Lösung praktischer Probleme hinzulenken.

Sobald am 18. März 1980 vom Politischen Beratenden Ausschuss das Statut der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Pakts und ihrer Führungsorgane in Kriegszeiten bestätigt war, rief mich Verteidigungsminister Ustinow an und stellte mir die Aufgabe, eine Vorlage für das ZK der KPdSU zu

verfassen. Leonid Breshnew sollte zum Obersten Befehlshaber der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Pakts ernannt werden. Ustinow verwies auf Paragraph 10 des Beschlusses. Dieser lautete:

«Zur zentralen Führung der Vereinten Streitkräfte der Teilnehmerstaaten des Warschauer Pakts bei Kriegszeiten wird ein einheitliches Oberkommando geschaffen. Der Oberste Befehlshaber der Vereinten Streitkräfte wird ernannt, und die Zusammensetzung des Oberkommandos wird auf Beschluss der Teilnehmerstaaten des Pakts bestimmt. Führungsorgan des Oberkommandos der Vereinten Streitkräfte ist der Generalstab der Streitkräfte der UdSSR.»

So dezent wie möglich wandte ich ein, dass man nicht den Namen Breshnews nennen, sondern einfach schreiben sollte: «Zum Obersten Befehlshaber der Vereinten Streitkräfte der Teilnehmerstaaten des Warschauer Pakts wird der Oberste Befehlshaber der Streitkräfte der UdSSR ernannt.»

Und wer in Kriegszeiten Oberster Befehlshaber in der UdSSR war, der war auch Oberster Befehlshaber des Warschauer Pakts. Ich war so unvorsichtig zu bemerken, dass Breshnew nicht mehr jung sei. Ustinow blickte mich nur an, und ich begriff, dass ich einen Fauxpas begangen hatte.

«Schreiben Sie die Vorlage ans ZK», sagte er mit erhobener Stimme. «Leonid Iljitsch ist ein kluger und arbeitsfähiger Generalsekretär und unser Oberster Befehlshaber.»

Warum war ich so unvorsichtig, Breshnews Alter zu erwähnen?

Ich erinnerte mich ganz genau an den 8. Mai 1979, als er zur Feier des Sieges im Kreml hohen Militärs die Orden und Ernennungsurkunden zum Armeegeneral und zum Marschall aushändigte. Ausser Militärs erhielten noch drei weitere Männer einen Orden, darunter sein Sohn Juri.

Breshnew sah sehr krank aus, er befand sich in einem Erschöpfungszustand und konnte die Befehle nicht richtig lesen. Mehrmals musste ihm sein Sekretär Georgadse sagen, was er zu tun hatte. Der letzte Ausgezeichnete war sein Sohn, dem er den Orden der Oktoberrevolution verlieh. Dabei sagte er: «Da, Juri, dir habe ich den Orden der Oktoberrevolution verliehen, und ich, der Generalsekretär, habe noch keinen solchen Orden.» Auf diesen Satz reagierten die zuständigen Funktionäre schnell – Breshnew wurde im Laufe eines Jahres zweimal mit dem Orden der Oktoberrevolution ausgezeichnet,

wobei man das Statut verletzte. Mit diesem Orden darf man nur einmal ausgezeichnet werden. Offenbar mangelte es an Phantasie, man wusste nicht, mit welchen Orden man die Brust des Generalsekretärs noch schmücken sollte.

Vom genannten Paragraph 10 ausgehend, fragte ich auch, wer dem Oberkommando des Warschauer Pakts angehören sollte. Unsere Verbündeten interessierten sich dafür, welcher Platz in der Führung jedem Land zugewiesen werden sollte. Diese Frage wurde lange besprochen. Wir schlugen vor, ins Oberste Kommando der Vereinten Streitkräfte alle Oberbefehlshaber der Paktstaaten aufzunehmen.

Es gab auch den Vorschlag, die Verteidigungsminister aufzunehmen.

Weder der erste noch der zweite Vorschlag wurden gebilligt. In dem vom Politbüro des ZK der KPdSU bestätigten Dokument wurde zum Obersten Befehlshaber der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Pakts der Oberste Befehlshaber der Streitkräfte der UdSSR, Marschall der Sowjetunion Leonid Iljitsch Breshnew, ernannt. Marschall V.G. Kulikow sollte die Unterschriften einholen.

Am 30. April 1980 war der Beschluss unterschrieben von Todor Shiwkow, Janos Kadar, Erich Honecker, Edward Gierek, Leonid Breshnew und Gustav Husak. Es fehlte nur die Unterschrift von Nicolae Ceausescu.

Übrigens wurde auch nach Breshnews Tod dieser Beschluss bis zur Auflösung des Warschauer Pakts nicht aufgehoben.

Wir bemühten uns, den juristischen Fehler (die nicht vorhandene Unterschrift) zu korrigieren, aber unsere Führung schwieg, und die Frage wurde auf Eis gelegt.

Jetzt, wo es keine politische und militärische Organisation des Warschauer Pakts mehr gibt, ist alles Geschichte. Für den Leser ist es jedoch vielleicht nicht uninteressant zu wissen, wovon sich der Stab der Vereinten Streitkräfte in seiner praktischen Tätigkeit leiten liess.

In den siebziger und achtziger Jahren galten die grundlegenden Dokumente, die vom Politischen Beratenden Ausschuss 1969 angenommen worden waren. Im «Statut der Vereinten Streitkräfte und des Vereinten Kommandos der Teilnehmerstaaten des Warschauer Pakts» hiess es:

«Erfolgt ein bewaffneter Angriff in Europa auf einen oder mehrere Teilnehmerstaaten seitens eines Staates oder einer Staatengruppe, hat jeder Teil-

nehmerstaat des Pakts in Verwirklichung des Rechts auf individuelle oder kollektive Selbstverteidigung die Pflicht, dem Staat oder den Staaten, die einem solchen Angriff ausgesetzt sind, unverzüglich Hilfe zu leisten, und zwar einzeln und in Abstimmung mit anderen Teilnehmerstaaten des Pakts, mit allen Mitteln, die notwendig erscheinen, einschliesslich der Anwendung von Waffengewalt. Die Teilnehmerstaaten des Pakts müssen sich unverzüglich hinsichtlich angemessener Massnahmen, die notwendigerweise zur Wiederherstellung und Erhaltung des internationalen Friedens und der Sicherheit unternommen werden, konsultieren.»

Zu diesem Zweck wurden die Vereinten Streitkräfte geschaffen, es wurden notwendige Massnahmen zu ihrer Stärkung und zur ständigen Erhöhung der Gefechtsbereitschaft unternommen, und die Anstrengungen zur gemeinsamen Verteidigung wurden abgestimmt.

Zur Führung und Koordinierung der Vereinten Streitkräfte wurde das Vereinte Kommando gebildet. An der Spitze stand der Oberkommandierende der Vereinten Streitkräfte mit seinem Stab.

Zu den Vereinten Streitkräften des Warschauer Pakts gehörten nationale Truppenteile, Verbände, Vereinigungen aller Waffengattungen, Einheiten zur Sicherstellung, Organe der Verwaltung und der Rückwärtigen Dienste, die nach Beschlüssen der Regierung jedes Landes für die Durchführung gemeinsamer Kampfhandlungen bestimmt waren.

Land- und Seestreitkräfte, die in Friedenszeiten zu den Vereinten Streitkräften gehörten, blieben den Verteidigungsministerien der Paktstaaten direkt unterstellt, es galten die Gesetze und militärischen Vorschriften jedes Landes.

Dabei trugen die Verteidigungsministerien die volle Verantwortung für den Zustand, die Bewaffnung, die Versorgung, die Gefechtsbereitschaft sowie die militärische und politische Ausbildung ihrer Truppen und für die Bereitstellung der festgelegten Vorräte an materiell-technischen Mitteln.

Der Oberkommandierende der Vereinten Streitkräfte hatte nicht das Recht, den Truppen im Verbund der Vereinten Streitkräfte Befehle zu erteilen.

Für die gemeinsame Luftverteidigung der Paktstaaten wurde ein einheitliches System geschaffen. Die Leitung dieses Systems hatte auf Beschluss

des Politischen Beratenden Ausschusses das Oberkommando der sowjetischen Luftstreitkräfte.

Sollten Truppen, die zu den Vereinten Streitkräften gehörten, im Kriegsfall eingesetzt werden, wurde das von den Verteidigungsministern und Generalstäben geplant, wobei Empfehlungen des Oberkommandierenden der Vereinten Streitkräfte und Vorschläge des sowjetischen Generalstabs zu berücksichtigen waren. Einsatzpläne für Truppen jedes Landes im Kriegsfall wurden vom zuständigen Verteidigungsminister und dem Oberkommandierenden der Vereinten Streitkräfte unterschrieben und von den Regierungen bestätigt.

1969 schuf man auf Beschluss des Politischen Beratenden Ausschusses auch das Komitee der Verteidigungsminister, den Militärstab des Vereinten Kommandos und den Stab der Vereinten Streitkräfte.

Das Komitee der Verteidigungsminister wurde geschaffen, um abgestimmte Empfehlungen und Vorschläge zur Festigung der Verteidigungsbereitschaft der verbündeten Länder auszuarbeiten, um den Aufbau der Vereinten Streitkräfte zu beraten und um die Tagungen des Politischen Beratenden Ausschusses vorzubereiten. Zum Komitee gehörten alle Verteidigungsminister sowie der Oberkommandierende und der Stabschef der Vereinten Streitkräfte, insgesamt neun Personen.

Als ich aus Bukarest von der Tagung des Politischen Beratenden Ausschusses zurückgekehrt war, bereitete ich mich auf die Komiteesitzung vor, die zwanzig Tage später stattfinden sollte, um den militärischen Aufbau und einige Massnahmen der Vereinten Streitkräfte für das Ausbildungsjahr 1977 zu behandeln.

Ustinow sagte zu mir, dass wir beide zum ersten Mal an der Arbeit des Komitees teilnehmen würden, deshalb müssten wir die Erfahrung der früheren Sitzungen gut studieren, von der Prozedur bis zu allen Fragen, die auf die Tagesordnung kamen. Zwei Tage vor der Sitzung flog Ustinow nach Bulgarien zu einem offiziellen Besuch.

Die Dokumente, das heisst die Entwürfe aller Berichte und Projekte, hatten wir an alle Verteidigungsminister geschickt, danach befasste ich mich gründlich mit den bisherigen Beschlüssen. Ich musste wissen, was bis Ende 1977 an grundlegenden Massnahmen unternommen worden war.

Der Stab der Vereinten Streitkräfte war ein internationales Kollektiv, das aus sieben nationalen Gruppen von Generälen und Offizieren bestand. Er war verantwortlich für die Bestimmung und Einschätzung der militär-politischen und strategischen Lage, machte Vorschläge zur Gefechts- und Mobilmachungsbereitschaft, zur operativen und Gefechtsausbildung, zur Organisationsstruktur der Truppen, zur Bewaffnung und Ausrüstung, zur Infrastruktur der Kriegsschauplätze und zur Bevorratung. Der Stab untersuchte Angaben über den wahrscheinlichen Gegner, seine möglichen operativen Pläne, seine Organisation, Bewaffnung, Kriegstechnik, kurz gesagt alles, was sich auf die NATO bezog. Dabei arbeitete er eng mit den Generalstäben der Paktstaaten zusammen.

Der Chef des Stabes hatte Stellvertreter, die von den Verteidigungsministerien aller Paktstaaten ernannt wurden, es waren stellvertretende Chefs der Generalstäbe mit ständigem Aufenthalt im Stab der Vereinten Streitkräfte in Moskau. Diese hochrangigen Militärs sicherten die ununterbrochene Zusammenarbeit zwischen ihren Generalstäben und dem Stab der Vereinten Streitkräfte, sie beteiligten sich an der Planung des operativen Einsatzes ihrer Truppen. Die nationalen Gruppen waren zahlenmässig unterschiedlich, das hing vom prozentualen Beitrag ihres Landes zur Militärorganisation ab, ausserdem vom Bedarf des Stabs an Generälen und Offizieren und vom Budget.

Der Politische Beratende Ausschuss hatte für jedes Land eine Prozentzahl festgelegt: Bulgarien – 7%, Ungarn – 6%, DDR – 6%, Polen – 13,5%, Rumänien – 10%, UdSSR – 44,5%, Tschechoslowakei – 13%. Bei der praktischen Arbeit bemühten wir uns, diese Prozentsätze genau einzuhalten.

Aber kehren wir dazu zurück, wie eine Sitzung des Komitees der Verteidigungsminister vorbereitet wurde. Ich musste mit Hilfe meiner Stellvertreter und der Verwaltungschefs schnell die Vorlagen für diese Sitzung ausarbeiten. Alle wurden mit den Verteidigungsministern der Paktstaaten, die wichtigsten vorsorglich auch mit den politischen Führungen abgestimmt.

Das Komitee der Verteidigungsminister tagte ein- bis zweimal jährlich, rundum in alphabetischer Reihenfolge in den Hauptstädten der Paktstaaten. Die nächste Sitzung sollte wie gesagt in Sofia stattfinden. Für mich war es die erste, und ich musste lernen, sie zu organisieren, da der Stab der Verein-



Blick in den grossen Saal des Stabs der Vereinten Streitkräfte der Staaten des Warschauer Pakts in Moskau, während einer Beratung im Jahre 1982

ten Streitkräfte gleichzeitig ein Arbeitsorgan des Komitees der Verteidigungsminister war. Ausserdem kümmerte sich der Verteidigungsminister des Landes, in dem die Sitzung stattfand, um die Vorbereitung.

Grosse Hilfe erwiesen mir in jenen Tagen erfahrene Organisatoren: der bulgarische Verteidigungsminister, Armeegeneral D. Dschurow, und der Chef des Generalstabs, Generaloberst A. Semerdschiew. Mit ihnen konnte ich effektiv arbeiten, solange ich Stabschef war. Beide bulgarische Militärs waren im Zweiten Weltkrieg durch die Schule des Partisanenkampfes gegangen.

Die Abstimmung der Dokumente zu allen Fragen, die auf der Sitzung behandelt werden sollten, verlief normal. Vor Beginn musste ich mich mit allen Verteidigungsministern und Generalstabschefs treffen, um prinzipielle Fragen zu besprechen. Während dieser Treffen stellten mich die Verteidigungsminister ihrer politischen und staatlichen Führung vor. Solche Ereignisse vergisst man nicht, besonders wenn sie in herzlicher, kameradschaftli-

cher Atmosphäre stattfinden. Und ich wurde in allen Ländern herzlich aufgenommen, was mir Selbstsicherheit bei der Erfüllung meiner Pflichten verlieh.

Bei den Komiteesitzungen hatte der Verteidigungsminister des Gastlandes während der ganzen Zeit den Vorsitz. Die Reihenfolge der Redner wurde abgesprochen, oder man hielt sich an die alphabetische Ordnung (nach russischem Alphabet Bulgarien, Ungarn, DDR, Polen, Rumänien, UdSSR, CSSR). Jeder Redner konnte in seiner Landessprache oder russisch sprechen. Die Dokumente wurden in russischer Sprache ausgefertigt.

Die Mitglieder hatten das Recht, zu jedem Punkt ihren Vorbehalt protokollieren zu lassen. Dann brauchte das entsprechende Land diesen Punkt nicht zu erfüllen. In der Praxis nutzte dieses Recht nur die rumänische Delegation. Nach der Tagung ging der Vorsitz des Komitees auf den Verteidigungsminister über, der nach der alphabetischen Ordnung als nächster an der Reihe war.

Nach der Sitzung in Sofia empfing Todor Shiwkow alle Mitglieder des Komitees, man unterhielt sich über die behandelten Fragen.

Einige Worte über den ehemaligen Ersten Sekretär der Kommunistischen Partei Bulgariens und Staatsratsvorsitzenden Todor Shiwkow. Ich begegnete ihm fast jedes Mal, wenn ich mich mit V.G. Kulikow, dem Oberkommandierenden der Vereinten Streitkräfte, in Bulgarien befand.

Todor Shiwkow beteiligte sich aktiv an der Arbeit des Politischen Beratenden Ausschusses. Er kümmerte sich sehr um seine Volksarmee, kannte ihren Zustand genau und stellte oft Fragen zur Erhöhung ihrer Verteidigungsbereitschaft, zur Anschaffung neuer Waffen und moderner Kampftechnik. Er betrieb intensiv den Aufbau einer eigenen Rüstungsindustrie. Manchmal äusserte er sich unzufrieden über den Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe, der wichtige Wirtschaftsprogramme verzögere. Dem musste man zustimmen, weil der RGW wirklich schwerfällig arbeitete.

Seit in der Sowjetunion 1985 die Perestroika begonnen hatte, sagte Shiwkow manchmal, dass in Bulgarien schon längst Perestroika stattfindet, seit er in die Parteiführung gekommen sei, deshalb bestehe keine Notwendigkeit, die Vorgänge in der Sowjetunion zu kopieren.

Als Mensch war er zugänglich, gastfreundlich, immer lebensfroh. Mit ihm konnte man sich über jedes Thema unterhalten.



Begegnung des bulgarischen Staats- und Parteichefs Todor Shiwkow mit dem Oberkommandierenden des Warschauer Pakts, Marschall Kulikow, und dem Stabschef, Armeegeneral Gribkow.

Während meines Dienstes als Stabschef waren zwei Probleme am kompliziertesten. Das erste – sich mit den Generalstäben über einheitliche Fristen bei Massnahmen zu einigen, weil man in jedem Land auf eigene Weise plante, und zwar nicht nur das Militär, sondern auch Partei und Staat. Deshalb musste man immer eine Zeitspanne finden, die alle akzeptierten. Und das zweite Problem – die Projekte bei prinzipiellen Fragen rechtzeitig mit allen Paktstaaten abzustimmen. Das war nicht einfach, weil die Interessen aller Staaten und die nationalen Besonderheiten berücksichtigt werden mussten.

Im selben Jahr 1976 sollte der Militärtrat des Vereinten Kommandos tagen, um gemeinsame Massnahmen und Direktiven zur operativen und Gefechtsausbildung für das Ausbildungsjahr 1977 zu besprechen.

Die Bildung des Militärrates war 1969 vom Politischen Beratenden Ausschuss beschlossen worden. Er traf sich zweimal jährlich, um die Pläne zur operativen und Gefechtsausbildung und andere laufende Fragen zu beraten.

Die Sitzungen fanden in den Ländern des Warschauer Pakts in alphabetischer Reihenfolge statt. Den Vorsitz hatte der Oberkommandierende der Vereinten Streitkräfte. Durch die alphabetische Reihenfolge gab es für alle Teilnehmer gleiche Bedingungen.

Zum Militärerrat gehörten elf Personen: der Oberkommandierende der Vereinten Streitkräfte als Vorsitzender, der Stabschef als erster Stellvertreter des Oberkommandierenden, Vertreter der Verteidigungsminister aus jeder verbündeten Armee, der Befehlshaber der Luftstreitkräfte und der Chef des Technischen Komitees der Vereinten Streitkräfte. Später kamen noch zwei weitere Stellvertreter des Oberkommandierenden hinzu.

Bis Januar 1977 musste ich 16 bis 18 Stunden täglich ohne Oberkommandierenden arbeiten, da I.I. Jakubowski schwerkrank war. Ich bat Verteidigungsminister Ustinow um Hilfe, um die Sitzung des Militärrats besser vorbereiten und durchführen zu können. Ustinow riet mir, mich an V.G. Kulikow, den Chef des sowjetischen Generalstabs, zu wenden. Wir besprachen das Problem zu viert: V.G. Kulikow, die Marschälle der Sowjetunion K.S. Moskalenko (Mitglied des Militärats und Stellvertretender Oberbefehlshaber der sowjetischen Streitkräfte), P.F. Batizki (Befehlshaber der Luftstreitkräfte des Warschauer Pakts) und ich.

Kulikow fragte: «Was ist vorgesehen, wenn beim Militäratt der Vorsitzende fehlt?» Er meinte Jakubowski. Ich antwortete, es sei ebenso wie in anderen Militäräten. Dann leite die Sitzung der erste Stellvertreter.

Moskalenko bat mich, nicht beleidigt zu sein, und sagte, es sei unpassend, wenn in Anwesenheit zweier Marschälle der Sowjetunion die Sitzung von einem Armeegeneral geleitet werde. Kulikow schlug vor, dass ein Marschall der Sowjetunion, Moskalenko oder Batizki, den Vorsitz übernehmen sollte. Ich lehnte den Vorschlag kategorisch ab und berief mich darauf, dass es ausser der Subordination bei militärischen Rängen auch Subordination bei Dienststellungen gibt. Da meinte Moskalenko, Kulikow als Chef des sowjetischen Generalstabs solle die Sitzung leiten. Jetzt musste ich einwenden, dass man das einfach nicht verstehen würde, da Kulikow nicht einmal Mitglied des Militärats sei und nicht zum Vereinten Kommando gehöre.

Wir meldeten das Ustinow. Er riet uns, die Frage mit den Verteidigungs-

ministern zu besprechen und diesmal die Sitzung des Militärrats ausfallen zu lassen. Alle Mitglieder des Militärrats sollten gebeten werden, die vorbereiteten Dokumente durchzusehen und einzuschätzen. So wurde dann verfahren.

Die Mitglieder des Militärrats teilten ihr Einverständnis mit den Projekten mit, und man schickte die Dokumente ins Krankenhaus zum Oberkommandierenden der Vereinten Streitkräfte, I.I. Jakubowski, der sie dort unterschrieb.

Diese Episode über den Vorsitz im Militärtrat zeigt, wie einige Chefs die Ehre ihrer Uniform hochhalten, ohne an die Ehre der Uniform anderer zu denken, und vor allem an den Nutzen der Sache. Manchmal waren solche Ambitionen nicht mehr mit gesundem Menschenverstand zu begreifen.

Ich berichtete Jakubowski über die Tagung des Politischen Beratenden Ausschusses und des Komitees der Verteidigungsminister und über wichtige Massnahmen, die für das Ausbildungsjahr 1977 geplant waren.

Ins Krankenhaus schickte ich ihm handgeschriebene Zettel, um ihn nicht zu sehr zu belasten. Mehrmals vereinbarten wir über Ärzte, uns im Krankenhaus zu treffen, aber wenn der Termin gekommen war, verschob er ihn. Ustinow wollte ihn ebenfalls im Krankenhaus besuchen. Jakubowski erlaubte das nicht.

Das kann man mit zwei Gründen erklären: Der stolze Mann wollte dem Minister nicht zeigen, wie er von der schweren Krankheit gezeichnet war, zweitens war er Ustinow gram, weil ihn dieser nicht auf die Krim zur Kur hatte fahren lassen. Jakubowski kannte seine Krankheit, und die jährliche Kur in Jalta wirkte sich wohltuend aus. Seiner Frau und seiner Tochter, die Ärztin war, hatte er gesagt, dass der Krankenhausaufenthalt zu nichts Gutem führen würde.

Nach Jakubowskis Tod fuhren wir zu dritt – Ustinow, Jepischew und ich als Mitglieder der Regierungskommission für die Beisetzung – zur Familie, um unser Beileid auszusprechen und über die Zeremonie zu sprechen. Frau Jakubowski kam lange nicht zu uns heraus, bis man sie schliesslich überredete. Das erste, was sie sagte, war: «Sie, Genosse Ustinow, haben meinen Mann ins Grab gebracht, Sie haben ihn nicht zur Behandlung auf die Krim gelassen.» Das Gespräch war sehr peinlich, aber es wurde dann alles getan, worum die Witwe bat.

Bevor wir abfahren, sagte mir Jakubowskis Tochter, dass ihr Vater im Krankenhaus immer bedauert hatte, nicht mit dem neuen Stabschef arbeiten zu können. Er zeigte ihr meine Zettel, die er zusammengefasst aufhob und mehrmals gelesen hatte. Besonders diejenigen, auf denen ich ihn ermutigte und mitteilte, dass viel Arbeit sei, wir uns aber bemühten, das Beste zu leisten, und dass wir seine Rückkehr erwarten würden. Als er einen solchen Zettel las, so berichtete die Tochter, drehte er sich um, damit niemand seine Tränen sah, und weinte lange. Sie hatte ihn nie in einem solchen Zustand gesehen. Die Tochter sagte mir offen, dass ihr Vater sehr böse auf Ustinow war, der unmenschlich gehandelt habe, als er ihn ohne Grund nicht zur Kur fahren liess.

Beim Schreiben dieser Zeilen denke ich darüber nach, wie wir manchmal mit Kadern umgehen, verdienten Männern, die den «Karren» der Armee dreissig, vierzig, ja auch fünfzig Jahre gezogen und nicht nur einen Krieg mitgemacht haben.

Ich möchte über unzulässiges Verhalten mancher höherer Vorgesetzter berichten. Viele Generäle und Offiziere müssen buchstäblich um ihren Urlaub betteln, obwohl die Gesetze den Jahresurlaub und prophylaktische Kuren vorschreiben, und wenn sie statt der vorgeschriebenen 45 Tage schliesslich 20 erhalten, haben sie noch Glück. Einzelne Leiter handeln ständig gesetzwidrig, und niemand zieht sie zur Verantwortung.

Im Kollegium des Verteidigungsministeriums wurde einmal über die medizinische Betreuung der Generäle und Offiziere gesprochen. Ein von allen geachteter stellvertretender Minister äusserte sich so darüber: «Wir wetteifern miteinander, wer die wenigste Zeit im Urlaub verbringt. Er ist in den Augen des Vorgesetzten der Beste.»

Leider bürgerte sich ein unsinniger Arbeitsstil ein, besonders im zentralen Apparat. Abends sassen alle in ihren Büros, unabhängig davon, ob Arbeit vorhanden war oder nicht. Der oberste Chef war noch im Dienst, also blieben auch die Untergebenen. Alle warteten, bis das Signal gegeben wurde, dass der Minister und die anderen Leiter gegangen waren. Danach wurde die «sitzende Arbeit» sofort beendet, und man fuhr heim. Morgens wetteiferten sie miteinander, wer früher zur Arbeit kommt. Und wehe, wenn ein Untergebener später als der Chef erschien, wenn auch pünktlich.

Freie Tage gab es nicht. Sogar an staatlichen Feiertagen wurde meist ge-

arbeitet, obwohl das nicht erforderlich war. So wird die Gesundheit ruiniert, und wenn das Schlimmste eintritt, seufzen wir: «Noch so jung, und schon ein Herzinfarkt!» Bei uns, ich meine bei den sowjetischen Streitkräften, gibt es keine vernünftige Einteilung von Arbeit, Erholung und Vorsorge, es herrscht Willkür.

Auf Beratungen des Verteidigungsministeriums wurde ziemlich oft davon gesprochen, und es gab Befehle, dass Generäle und Offiziere einen geregelten Arbeitstag haben müssen, dass sie rechtzeitig Urlaub bekommen müssen, aber in der Praxis hat man kaum etwas dafür getan.

Es gibt einen guten Befehl des Verteidigungsministers zur physischen Ausbildung von Generälen und Offizieren. Dreimal wöchentlich sollen sie eine Stunde lang Frühsport treiben. Unter den Verteidigungsministern Shukow und Gretschko wurde dieser Befehl streng befolgt, später hielten sich viele nicht mehr daran, besonders in zentralen Apparaten, aber auch auf unteren Ebenen. Und warum? Die Ranghöheren gaben nicht nur kein Beispiel, sondern duldeten und unterstützten sogar die Zuwiderhandlung. In der Armee muss jeder Befehl befolgt werden, man darf Befehle nicht in wichtige und unwichtige einteilen. Deshalb kommt es nicht selten vor, dass Generäle oder Offiziere von vierzig Jahren, ja sogar jüngere, zwanzig bis dreissig Kilo Übergewicht von der sitzenden Tätigkeit haben, und das regt niemanden auf.

Übrigens hat man bei unseren ehemaligen Verbündeten, in den Armeen der Warschauer-Pakt-Staaten, solche Freiheiten und Dienstverletzungen nicht erlaubt. Der Arbeitstag eines Offiziers war genau geregelt, alle freien Tage wurden genommen, der Urlaub wurde vollständig genutzt, ausserdem gab es zusätzlich zehn bis fünfzehn Tage zur Rehabilitation. Mit anderen Worten – man verstand es zu arbeiten und sich zu erholen.

So endete für mich das Jahr 1976, ein Jahr voller wichtiger politischer und militärischer Massnahmen, die für mich in vieler Beziehung lehrreich waren, sie gaben mir mehr Selbstvertrauen in meiner Dienststellung.

Wenn ich schon über Urlaub spreche, möchte ich darüber erzählen, wie ich mit meinen Enkeln Sascha und Antoscha in mein Heimatdorf Duchowoje fuhr.



Die Enkelsöhne Sascha und Antoscha

Die Jungen hatten mich mehrmals gebeten, mit ihnen in das Dorf zu fahren, wo ich geboren wurde, denn ich hatte ihnen viel davon erzählt. Sie wollten auch unbedingt den herrlichen Don sehen, die Sandstrände an seinen Ufern und den Wald, in dem der Grossvater als Junge Pilze gesammelt hatte. Nach vielen Jahren beschloss ich, nun also mit meinen Enkeln die verlassenen Stätten meiner Kindheit aufzusuchen. Von nahen Verwandten wohnte niemand mehr im Dorf. Meine Mutter, die bei meiner Schwester gelebt hatte, war gestorben, mein Bruder Georgi und meine Schwester Polina waren längst aus dem Dorf fortgezogen. Auch mein Elternhaus stand nicht mehr.

Auf dem Bahnhof in Liski begrüsst mich Verwandte und die Rayonführung. Ihre Aufmerksamkeit mir gegenüber war nicht schwer zu erklären, es war ein Armeegeneral gekommen, ein Abgeordneter des Obersten Sowjets und ZK-Mitglied. Von Liski nach Duchowoje fuhren wir mit einem Dampfer. Als wir uns dem Dorf näherten, bemerkte ich am Hafen viele Menschen. Offenbar hatte jemand meine Ankunft mitgeteilt.

Die Begegnung war rührend. Die alten Männer und Frauen, die mich kannten, sprachen durcheinander: «Danke, Anatoli Iwanowitsch, dass Sie Ihr Heimatdorf nicht vergessen haben. Andere sind weggegangen und nie wiedergekommen.» – «Du bist kein häufiger Gast, Anatoli. Solange deine Mutter lebte, bist du gekommen, aber dann nicht mehr. Bist du ein grosser Chef geworden?»

Ich musste mich rechtfertigen und sagte, dass es nicht so sei, dass ich mich immer an mein Dorf erinnerte, sonst hätte ich nicht meine Enkel mitgebracht. Wir wohnten im Hause eines entfernten Verwandten, des pensionierten Kolchosbauern W.N. Gribkow. Er lebte dort allein mit seiner Frau. Als erstes fiel mir auf, dass es sogar das Dorf, das ich zuletzt im Jahre 1947 gesehen hatte, nicht mehr gab. Jetzt drängten sich nur noch zwei Dutzend Häuser am Ufer des Don. Das war das ganze Duchowoje, einst ein reiches und freies Dorf.

Abends versammelten sich alle Erwachsenen vor dem Haus, meist waren es Rentner. Sie hatten ihre besten Sachen angezogen. So ist es bei uns Sitte, man ging sozusagen zu Besuch. Die einen sassen auf der Bank oder einfach im Gras, andere standen. Sie erzählten von ihrem Leben in Duchowoje. «Siehst du, wie wir hier leben? Uns ist gar nichts geblieben. Alle haben uns

vergessen. Nur im Fernsehen sehen wir, was im Lande und auf der Welt geschieht. Radio kriegen wir hier ganz schlecht. Sie sagen, im Lande soll sich alles ändern, dabei ändert sich gar nichts. Warum? Warum gibt es bei uns in Duchowoje keine sowjetischen Behörden?»

«Wie soll ich das verstehen?»

«Das ist eben so. Es gibt keine. Angenommen, jemand ist gestorben. Seinen Tod registrieren, damit wir ihn auf dem Friedhof begraben können – dazu müssen wir zehn Kilometer fahren. Oder ein Kind wird geboren. Ich rede schon gar nicht davon, dass es hier keinen Arzt gibt und dass man keinen rufen kann, weil es auch kein Telefon gibt. Doch, es gibt ein staatliches Telefon, beim Förster, aber der lässt uns manchmal nicht anrufen, und dann müssen wir ihm das noch bezahlen.»

«Warum denn beim Förster?»

«Der Förster ist hier ein grosser Mann, er ist der Herr, er herrscht, und wir sind abhängig von ihm. Da sagt die Partei – kauft Kühe. Wir haben ein paar gekauft. Du hast bestimmt abends die Herde gesehen, es sind schon drei Dutzend, aber womit sollen wir sie im Winter füttern? Wir sind alle Rentner. Deshalb fragen wir den Förster, wo wir Heu machen dürfen. Wie wir das Heu einfahren sollen, wissen wir nicht, auf dem Rücken können wir nicht viel schleppen. Der Kolchos kümmert sich nicht um uns, weil wir nicht mehr arbeiten können. Früher, das weisst du selber, war der Kolchos zwar arm, aber er gehörte uns. Es gab eine Leitung und einen Klub, und Jugend war da. Und jetzt – nichts. Hier gibt es zwar einen Laden, aber er kriegt selten was geliefert, wir haben nichts zum Tee.»

Das lange Gespräch endete damit, dass ich versprach, mich um alles zu kümmern und meinen Landsleuten zu helfen. Am nächsten Tag kam das Wehrkreiskommando und schlug vor, den Rayon zu besichtigen. Kaum hatten wir das Dorf verlassen, sah ich ödes Land. Hier hinter den Gärten wuchsen früher Melonen, wurde Hafer und Buchweizen gesät. Jetzt erklärten die örtlichen Behörden, das sei unfruchtbarer, sandiger Boden. Saaten sahen wir nur dort, wo die Schwarzerde begann.

Wir fuhren ins Nachbardorf zur Kolchosleitung. Auf dem Druschplatz arbeiteten Frauen, drei Männer bargen das Korn. Sie erzählten, wie sie lebten, welche Probleme sie hatten. Der Kolchosvorsitzende erwies sich als

sympathischer junger Mann, der Landwirtschaft studiert hatte. Wir unterhielten uns, und er lud mich ein, die Milch zu kosten. Ich erzählte ihm, was hier früher alles wuchs, was für gute Ernten waren, dass wir den ganzen Bezirk mit Melonen versorgten, während jetzt die Menschen bis Liski wegen Melonen fahren mussten, die aus entfernten Gegenden hertransportiert wurden.

Am nächsten Tage kamen Rayon- und Gebietsfunktionäre nach Duchowoje. Ihren Worten entnahm ich, dass sie nur mit grosser Mühe mein Dorf gefunden hatten. Ich bewirtete die Gebiets- und Rayonführung mit einer Melone aus dem Gebietszentrum und berichtete, was ich gesehen und gehört hatte. Nach meinem Bericht fühlten sie sich unbehaglich, sie hatten sich vom Volk entfernt. Schon am nächsten Tag erschienen mehrere Autos im Dorf. Aus einem stiegen Telegrafearbeiter und Rundfunkspezialisten, dann brachte ein Lkw Waren für den Laden, schliesslich kamen einige Wagen und Fuhrwerke, um Heu einzufahren. Es war also alles da.

Leider dauerte diese Aktivität nicht lange. Nach meiner Abreise ging alles auf alte Weise weiter. Immerhin hatte nun der Laden ein Telefon. Ich verbrachte eine Woche mit meinen Enkeln im Dorf. Ihnen gefiel alles sehr.

Im Januar 1977 wurde Armeegeneral V.G. Kulikow, ein erfahrener Militär, zum Oberkommandierenden der Vereinten Streitkräfte ernannt. Bisher hatten wir nicht zusammengearbeitet, abgesehen davon, dass ich seit dem 13. Oktober 1976 gleichzeitig stellvertretender Chef des Generalstabs und Stabschef der Vereinten Streitkräfte war.

Für Kulikow war die Dienststellung in jeder Hinsicht neu, obwohl er fünf Jahre lang Chef des Generalstabs gewesen war und direkt mit dem Vereinten Kommando zu tun gehabt hatte. Wie kompliziert die Arbeit war, wusste er jedoch nicht, und er kannte ebenso wie ich anfangs nicht die Dokumente, die unsere gesamte Tätigkeit reglementierten. Auch er musste sich erst das Wissen über seine Aufgaben als Oberkommandierender, Mitglied des Komitees der Verteidigungsminister und Vorsitzender des Militärrats des Warschauer Pakts aneignen. Da er Erfahrung aus der Kriegs- und Nachkriegszeit besass, fand er sich bald zurecht.



Mit Marschall Kulikow während eines Fluges nach Bukarest, 1988

Wir wussten, was man wie machen musste. Anfangs gab es auch Reibungen, die sich allerdings nicht auf die Sache auswirkten. Kulikow begriff, dass er ohne Unterstützung des Stabs die Aufgaben allein schwerlich bewältigen konnte. Deshalb haben wir uns in kurzer Zeit aufeinander eingespielt und einander verstanden.

Wir untersuchten die Funktionen des Stabs, des Technischen Komitees und anderer Organe, die Organisationsstruktur und den Kadereinsatz. Dabei gelangten wir zu folgendem Schluss: Die Struktur entsprach nicht völlig der Bestimmung der Organe, besonders in Kriegszeiten. Man war von Aufgaben im Frieden ausgegangen, und die Kader waren meist aufgrund des Dienstaltes oder persönlicher Bekanntschaft ausgewählt worden, bei sowjetischen Offizieren zählte noch dazu, ob sie eine Wohnung in Moskau hatten.

Nachdem wir das Für und Wider untersucht hatten, arbeiteten wir Projekte aus, um den Stab, das Technische Komitee, die Verwaltungen und die Abteilungen neu zu organisieren, bei der Mitarbeiterzahl hielten wir uns an den entsprechenden Beschluss des Politischen Beratenden Ausschusses.

Die Organisationsstruktur entsprach nun den Aufgaben, die Stab und andere Leitungen nicht nur im Frieden, sondern auch im Krieg zu erfüllen hatten. Sie wurden den potentiellen Kriegsschauplätzen in Europa angepasst. Gleichzeitig wurde mit den Generalstäben der verbündeten Armeen auch das Statut des Stabs und anderer Führungsorgane präzisiert, wobei man neue Aufgaben und Bestimmungen im Krieg berücksichtigte.

Beide Projekte wurden in allen Verteidigungsministerien gründlich untersucht, den staatlichen Führungen der verbündeten Länder unterbreitet und dem Politischen Beratenden Ausschuss zur Beschlussfassung vorgelegt.

Ein grosser Fehler war gleich am Anfang im Jahre 1969 gemacht worden, als man den Stab und weitere Führungseinrichtungen schuf. Stellvertreter des Oberkommandierenden, der Chefs von Verwaltungen und Abteilungen des Stabs und des Technischen Komitees waren nur sowjetische Generäle, Admiräle und Offiziere, was einigen Ministerien und Generalstäben missfiel.

Vertreter des Vereinten Kommandos in den Ministerien, Generalstäben, Militärbezirken und Flotten der verbündeten Armeen waren ebenfalls nur sowjetische Generäle, Admiräle und Offiziere. Das wurde auch negativ ausgelegt.

Mehrmals wurde von rumänischer, polnischer und ungarischer Seite für den Oberkommandierenden der Vereinten Streitkräfte das Rotationsprinzip vorgeschlagen, aber vor allem die sowjetische Führung sperrte sich dagegen. Ein solcher Vorschlag war durch die Gleichberechtigung der Paktstaaten begründet. Generäle und Offiziere sollten vier bis sechs Jahre im Stab der Vereinten Streitkräfte dienen und nach Ablauf dieser Frist ausgetauscht werden. Die Anordnung wurde von einigen Verteidigungsministerien missachtet. Einige sowjetische und rumänische Generäle und Offiziere waren seit Bildung des Stabs, das heisst seit 1969, nicht abgelöst worden und blieben dort bis zur Auflösung im Jahre 1991.

Ich war über zwölf Jahre Chef des Stabs. Als 1982 meine Frist ablief, wurde sie auf sowjetischen Vorschlag von den Regierungen der Paktstaaten um vier bis sechs Jahre verlängert. Ich hatte kategorisch verlangt, darüber einen Beschluss zu fassen.

Noch in anderer Hinsicht waren der Oberkommandierende und der Stabschef der Vereinten Streitkräfte von der militärischen und politischen Führung der Sowjetunion abhängig. Der Oberkommandierende war nämlich

stets stellvertretender Verteidigungsminister, und der Stabschef erster stellvertretender Chef des Generalstabs. Deshalb konnten diese beiden Personen praktisch nicht völlig selbständig handeln, Initiativen wurden eingeengt, es war schwierig, gemeinsame Massnahmen abzustimmen, die alle Paktstaaten betrafen. Wir versuchten, Selbständigkeit zu erlangen, aber man gab uns zu verstehen, wem wir unterstellt waren.

Ich bringe ein Beispiel. Nach den abgestimmten und bestätigten Plänen wurden aktuelle Fragen mit den Chefs der Generalstäbe beraten. Aber die Chefs des sowjetischen Generalstabs – V.G. Kulikow, N.W. Ogarkow und S.F. Achromejew – haben kein einziges Mal an einer Beratung teilgenommen, sie schickten nur einen ihrer Stellvertreter.

Wenn die Beratung auf sowjetischem Territorium stattfand, wurde sie vom Chef des sowjetischen Generalstabs geleitet, wodurch der Stabschef der Vereinten Streitkräfte eine untergeordnete Stellung einnahm, obwohl in allen Plänen, auch in denen des sowjetischen Verteidigungsministeriums, geschrieben stand, dass der Stabschef der Vereinten Streitkräfte die Massnahmen durchführt.

Manchmal kam es bei der Abstimmung einer wichtigen Frage noch schlimmer. Der Oberkommandierende der Vereinten Streitkräfte forderte etwas anderes als der Chef des Generalstabs, und hier musste man unwillkürlich an die Worte des Bauern in dem Film «Tschapajew» denken: «Und wo soll ein armer Bauer hin?»

Es wird zum Beispiel eine operativ-strategische Übung mit den Stäben und Truppen mehrerer Armeen durchgeführt, darunter der sowjetischen. Leitender ist der Oberkommandierende der Vereinten Streitkräfte. Von Anfang an übernimmt jedoch der sowjetische Verteidigungsminister die Leitung der Übung, und der Oberkommandierende ist einer seiner Stellvertreter. Unsere ehemaligen Verbündeten bemerkten das alles, schwiegen aber und machten nur manchmal ironische Bemerkungen über den Oberkommandierenden oder den Stabschef der Vereinten Streitkräfte.

Wir bemühten uns sehr um die weitere Verbesserung der operativen und Gefechtsausbildung. Als wir die von den Vereinten Streitkräften durchgeführten Übungen «Sojus», «Schild», «Freundschaft», «Granit» und einige andere analysierten, kamen wir mit den Generalstäben der verbündeten



Manövervorbereitung im Stab der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Pakts, Moskau 1987

Staaten zum Schluss, dass viele Übungen rein demonstrativen Charakter hatten, sie brachten wenig Nutzen für die Ausbildung der Stäbe, Truppen und Flotten.

Ich könnte viele Beispiele für solche «Schaumanöver» anführen, die in verschiedenen Ländern veranstaltet wurden, beschränke mich aber auf das lehrreichste Beispiel – die grossen Manöver sowjetischer Streitkräfte in Belorussland und im Baltikum unter Leitung des Verteidigungsministers Ustinow. Zur Vorbereitung dieser Manöver benötigte man ungefähr zwei Jahre, es wurden riesige Mengen an Material verbraucht. Tausende Panzer, Geschütze, Schützenpanzerwagen und Kraftfahrzeuge wurden ins Gelände gebracht, Hunderte Flugzeuge stiegen auf, Dutzende Schiffe liefen aus.

Auf dem Übungsgelände wurden Beobachtungstürme errichtet, damit die Führung und die geladenen Gäste zwei bis drei Stunden die Truppenhand-

lungen betrachten konnten. Ein solcher Turm kostete beinahe so viel wie ein ganzes Wohnhaus. Bei der Vorbereitung und Durchführung der Manöver wurden Hunderte Tonnen Treibstoff verbraucht, Nachrichtenmittel usw. verschlungen Unsummen. Hätte jemand die Organisatoren dieser Manöver gefragt, wieviel das kostete, wäre er ohne Antwort geblieben, weil niemand die Kosten berechnete.

Einige Minister der verbündeten Länder, die an dieser Übung teilnahmen, äusserten sich dahingehend, dass sich solche Ausgaben wohl nur ein sehr reiches Land leisten könne. Aber das wesentliche ist, dass der Nutzen dieser Manöver für die Truppenausbildung geringfügig war und nicht den aufgewendeten materiellen Mitteln entsprach.

Am Schluss dieser Manöver wurden viele Genossen mit militärischen Orden ausgezeichnet, sogar mit Feldherrenorden (Suworow- und Kutusow-Orden), wobei gültige Gesetze und Bestimmungen verletzt wurden. Einige Chefs erhielten nur dafür einen Orden, dass sie an diesen Übungen als Beobachter teilgenommen hatten. Die zuständige Abteilung beim ZK, die von diesen Fragen wusste – verantwortlich war S.I. Sawinkin – und das Präsidium des Obersten Sowjets unternahmen nichts dagegen, weil sie den Zorn des Politbüromitglieds Ustinow fürchteten.

Übrigens gab es bei unseren ehemaligen Verbündeten keine solche Geldverschwendung. Vor einer Übung oder Massnahme berechneten die Stäbe detailliert die Kosten bis hin zu den Regimentern und erforschten, wo man Mittel und Zeit sparen konnte, und erst dann wurden die Pläne verwirklicht. Das war Ökonomie nicht mit Worten, sondern in der Tat.

Als wir mit Vertretern aller verbündeten Armeen untersuchten, wie die Ausbildungsmethodik und gemeinsame Übungen verbessert werden könnten, gelangten wir zum Schluss, dass eine grundlegende Veränderung notwendig war.

Wir waren allen Ministern und Generalstabschefs dankbar, dass sie unsere Vorschläge voll unterstützten. Die Stäbe, Truppen und Flotten sollten lernen, was man im realen Kampf braucht. Diese Frage sollte auch vom Komitee der Verteidigungsminister behandelt werden.

Oft kam es vor, dass es neue Modelle gab – Flugzeuge, Hubschrauber, Panzer oder Selbstfahrlafetten-, die jedoch auf dem Übungsgelände auf alte



Während eines Besuches in der DDR 1984. V. l.: Armeegeneral Heinz Hoffmann (Verteidigungsminister der DDR), Armeegeneral Gribkow (Stabschef des Warschauer Pakts), General Fritz Streletz (Chef der Nationalen Volksarmee) und Marschall Kulikow (Oberkommandierender des Warschauer Pakts).

Weise handelten, ohne die völlig neuen Kampfmöglichkeiten zu berücksichtigen. Das Vereinte Kommando und die nationalen Kommandos betrachteten die Anwendung moderner Kampftechnik nun als spezielle Übungsaufgabe.

In einigen Armeen verwandten höhere Vorgesetzte viel Zeit darauf, sich überflüssigerweise um Truppenkommandeure zu kümmern und das Befolgen von Befehlen und Anordnungen zu kontrollieren. Dahinter steckte oft Misstrauen; selbständiges Handeln der unterstellten Kommandeure und Stäbe wurde eingeschränkt. Nicht selten kam es vor, dass ein Regiment oder eine Division nach dem Übungsalarm zur Überprüfung der Gefechts- und Mobilmachungsbereitschaft von einer grossen Gruppe Generäle und Offiziere aus dem höheren Stab «umhegt» wurde, so dass man Kommandeure und Stäbe sogar bei der Arbeit störte.

Ich erinnere mich an eine Übung bei der Nationalen Volksarmee der DDR unter Leitung des Verteidigungsministers H. Hoffmann. Damals inte-



Begegnung in der DDR 1988. V.l.: Verteidigungsminister Heinz Kessler, Erich Honecker, Marschall Kulikow und Armeegeneral Gribkow.

ressierte ich mich für den Plan zur Kontrolle der Befehle und Anordnungen. Hoffmann wunderte sich über meine Frage und sagte: «Ein Befehl ist ein Befehl und muss befolgt werden, jeder muss genau seine Pflichten erfüllen, jede Sorge um Untergebene engt deren Initiative ein und enthebt sie in gewissem Grade der Verantwortung.»

Als wir gemeinsam zu Truppenteilen und Divisionen fuhren, überzeugten

wir uns, dass alle Befehle genau befolgt wurden. Überhaupt konnte man mit der Führung der NVA gut arbeiten, die Dokumente und die mündlichen Berichte waren genau vorbereitet, alles war gut organisiert. Die Generäle H. Hoffmann, H. Kessler und F. Streletz gaben ein gutes Beispiel. Vieles aus ihrer Erfahrung und von ihrem Arbeitsstil wurde vom Stab der Vereinten Streitkräfte übernommen.

Die genannten hohen Militärs der Deutschen Demokratischen Republik verband die ständige Sorge um ihre Streitkräfte und deren Kampffähigkeit. Sie kauften als erste neue Flugzeuge, Panzer, SFL-Artillerie sowie andere Waffen und Kampftechnik aus der Sowjetunion. Sie verdienen keinen Vorwurf wegen der ehrenvollen Ausübung ihrer Soldatenpflicht. Jeder von ihnen diente seinem Volk und führte die Beschlüsse seiner Staatsführung aus.

Nach der Einheit Deutschlands sollte sie der Staat allen anderen Militär-angehörigen gleichstellen, die in der Vergangenheit in einer Armee mit ideologischer Nuance dienten.

Ich traf oft mit dem Ersten Sekretär der SED und Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker zusammen. Er war häufiger Gast bei gemeinsamen Übungen von Armeen des Warschauer Pakts. Honecker war immer sehr aufmerksam, wenn das Vereinte Kommando Vorschläge zur Gefechtsbereitschaft und zum Aufbau der NVA machte. Ihm lag auch viel an einem guten Verhältnis zwischen der NVA und der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland. Dieses Verhältnis gründete sich auf gegenseitiges Vertrauen.

In den letzten Jahren, seit der zweiten Hälfte der achtziger Jahre, äusserte er sich unzufrieden über die Veränderungen in der Sowjetunion, besonders über unsere Presse, die alles vom sowjetischen Volk Erreichte verleumdete würde. Er verbot sogar die Verbreitung einiger sowjetischer Presseerzeugnisse.

E. Honecker sprach stolz über die Errungenschaften der DDR auf sozialem Gebiet und über die sportlichen Erfolge bei internationalen Wettkämpfen. Er sagte, die DDR sei ein kleines Land, aber bei Goldmedaillen könne sie sich mit den grössten Staaten messen. Trotz seines fortgeschrittenen Alters wirkte er frisch, akkurat und interessiert. Wie den meisten Staatsmännern mangelte es ihm an Selbstkritik.

Ich möchte dem fleissigen Volk des vereinten Deutschland Frieden und

Glück wünschen, damit niemand und nichts die freundschaftlichen Beziehungen zwischen unseren Ländern trübt.

Unwillkürlich denke ich auch an die dramatischen Ereignisse in der ersten Hälfte der achtziger Jahre in Polen.

Vor meinen Augen sehe ich vier Partei- und Staatsfunktionäre – Edward Gierek, Piotr Jaroszewicz, Stanislaw Kania und Wojciech Jaruzelski. Jeder von ihnen ist für Polen zu einer historischen Gestalt geworden.

In jenen Jahren kämpfte die Gewerkschaft «Solidarnosc», die der einfache Werftarbeiter Lech Walesa anführte, für mehr Rechte der Werktätigen. Ich will nicht diese spannungsreiche Zeit beschreiben, da das mehrere Bände füllen würde, sondern nur einige wenig bekannte Ereignisse schildern.

Die Staatsführer wechselten, aber der Führer der Gewerkschaft «Solidarnosc» blieb. Die Mehrheit des Volkes unterstützte die Gewerkschaftsforderungen. Die Lage im Lande war explosiv und unberechenbar geworden. Die katholische Kirche stand auf der Seite von «Solidarnosc».

Die polnische Führung äusserte den Wunsch, dass man wegen der komplizierten politischen und wirtschaftlichen Lage einen hochgestellten sowjetischen Vertreter im Range eines Politbüro- oder Regierungsmitglieds schicken möge, um über eine Stabilisierung zu beraten. In Polen weilten zu kurzen Arbeitsbesuchen der Vorsitzende des Staatlichen Plankomitees und andere hohe Funktionäre, die bei der Lösung einiger wirtschaftlicher Fragen halfen.

Anfang 1981 hielt ich mich in Legnica (Liegnitz) im Stab der Westgruppe der Streitkräfte auf, wo planmässig eine Stabsübung stattfand. Ich wurde von Ustinow beauftragt, mit Kania und Armeegeneral Jaruzelski über den Plan einer Begegnung mit Verteidigungsminister Ustinow und dem KGB-Chef Andropow auf sowjetischem Territorium im Rayon Brest zu sprechen. Dieses Treffen sollte dem Meinungsaustausch über die Lage in Polen dienen. Nach kurzem Überlegen stimmten Kania und Jaruzelski zu, obwohl sie erst den Wunsch geäussert hatten, das Treffen solle in der Nähe von Warschau stattfinden.

Zur Tarnung schlug ich vor, dass Kania und Jaruzelski mit ihrem Flugzeug aus Warschau zur Luftwaffenbasis Krzyw fliegen sollten, um dort in



Bei einer Begegnung mit Armeegeneral Wojciech Jaruzelski 1978

ein sowjetisches Flugzeug umzusteigen und nach Brest zu fliegen. Meine Gesprächspartner baten jedoch, ihnen einen Flug in einem sowjetischen Flugzeug vom Warschauer Flughafen Okęcie zu sichern. Um 20 Uhr Ortszeit geleitete ich sie zu einer TU-134 nach Brest. Ihre Stimmung war gedrückt. Um sie auf erfolgreiche Gespräche einzustimmen, wünschte ich einen guten Flug und sagte, dass ich sie am nächsten Tag in Okęcie erwarten würde.

Sie schienen an der schnellen Rückkehr zu zweifeln. Um 6.30 Uhr rief mich der Wachdienst aus Brest an, dass die Gäste zum Flugplatz gefahren seien. Ich begab mich sogleich nach Okęcie, um Kania und Jaruzelski zu begrüßen. Beide wirkten erleichtert, als sie aus dem Flugzeug stiegen, sie waren mit dem Treffen in Brest zufrieden. Jaruzelski sagte, dass die Begegnung mit Ustinow und Andropow sie politisch ermutigt hätte.

«Nicht nur politisch ermutigt», sagte Kania, «sondern insgesamt.» Aus diesen Bemerkungen und aus ihrer Stimmung schloss ich, dass die Gespräche fruchtbar gewesen waren.

Im Sommer 1981 mussten einige Generäle und Offiziere des Vereinten Kommandos auf Bitte Jaruzelskis dem polnischen Generalstab helfen, den Plan zur Verhängung des Kriegsrechts auszuarbeiten. Chef des polnischen Generalstabs war General Florian Siwicki. Als der Plan fertig war, gab es eine Überraschung – Oberst Kuklinski, der an der Ausarbeitung des Plans beteiligt gewesen war, flüchtete mit seiner Familie in den Westen. Deshalb musste der Generalstab den Plan verändern.

Bei der Verhängung des Kriegsrechts sollte die polnische Armee zum Schutz wichtiger Objekte eingesetzt werden, Kräfte der Staatssicherheit sollten die Aktivisten der «Solidarnosc» und die frühere Parteiführung von E. Gierek und P. Jaruzewicz internieren.

Die sowjetischen Truppen verhielten sich neutral. Ihnen wurde befohlen, in den militärischen Objekten zu bleiben und sich auf keinen Fall provozieren zu lassen. Einige Hitzköpfe, polnische wie sowjetische, wollten zur Stabilisierung der Lage sowjetische, tschechoslowakische und sogar deutsche Truppen nach Polen schaffen. Wäre das geschehen, hätte es schlimm ausgehen können. Aber die Vernunft siegte.

Man muss gerechterweise sagen, dass sich Jaruzelski auf die eigenen Kräfte verliess, um die innenpolitisch gefährliche Lage, die zum Bürgerkrieg führen konnte, zu stabilisieren. Am 13. Dezember 1981 wurde in ganz Polen der Ausnahmezustand verhängt. Die polnischen Truppen sicherten die vorgesehenen Objekte. Organe der Staatssicherheit internierten die Führung der Gewerkschaft «Solidarnosc».

Die polnische Armee und das Volk verhielten sich vernünftig zueinander, es gab keinen einzigen ernststen Zwischenfall. Die Armee genoss grosses Ansehen im Volk und verlor es auch nicht unter diesen besonderen Bedingungen.

Das Kriegsrecht löste nicht die sozialen, ökonomischen und politischen Probleme, und nach gewisser Zeit wurde es aufgehoben.

Das bestärkte mich in der Meinung, dass der Einmarsch von Truppen des Warschauer Pakts ein grosser politischer Fehler gewesen wäre, der unvorhersehbare Folgen im Weltmassstab haben konnte. Die Sowjetunion konnte in den Augen der ganzen Welt ihr Ansehen, das nach dem Truppenein-

marsch in Afghanistan ohnehin gelitten hatte, vollends verlieren. Es wäre ein viel gefährlicheres militärisch-politisches Abenteuer gewesen als der Einmarsch in Prag 1968 und später in Afghanistan.

Nun möchte ich noch über die Ausbildung militärischer Kader sprechen.

In den Nachkriegsjahren wurden in sowjetischen Militärhochschulen ungefähr zehntausend Generäle und Offiziere der verbündeten Armeen ausgebildet. Die meisten von ihnen bekleideten nach dem Studium hohe militärische und staatliche Posten.

Seit 1985 studierten sowjetische Offiziere auch an Militärakademien Bulgariens, Ungarns, der DDR, Polens und der Tschechoslowakei. Die Absolventen beherrschten die Sprache des Gastlandes. Die Ausbildung war in allen Akademien einheitlich, was Taktik und operative Kunst betraf, das Programm war aufgrund gemeinsamer Erfahrungen bei verschiedenen Übungen der Vereinten Streitkräfte und der nationalen Streitkräfte ausgearbeitet worden.

Das bot die Möglichkeit, Gefechts- und Felddienstvorschriften herauszugeben, wobei bei jeder Armee die nationalen Besonderheiten und der Kriegsschauplatz berücksichtigt wurden.

Rumänische Offiziere studierten auf Beschluss ihrer Staatsführung nur in ihren eigenen militärischen Lehranstalten, was die Ausbildung beeinträchtigte, denn ihnen fehlten die neuesten Kenntnisse in theoretischer und praktischer Hinsicht. An allen gemeinsamen Truppenübungen beteiligten sich nur rumänische Stäbe, zudem in reduzierter Form.

Die rumänische Bevölkerung unterstützte diese Absonderung nicht. Einfache Bürger wollten sich mit sowjetischen Menschen treffen und so ihre Sympathie für unser Land ausdrücken. Ich konnte offen und vertrauensvoll mit rumänischen Genossen sprechen, wenn wir unter vier Augen waren. Sobald jedoch ein Dritter hinzukam, stockte das Gespräch oder es brach ganz ab. Man merkte ihre Furcht, offen Sympathie für uns zu bekunden, weil sie dadurch in Ungnade fallen konnten. Beobachtung und Bespitzelung waren in Rumänien auf allen Ebenen üblich. Das zeigte sich auch im Stab der Vereinten Streitkräfte. Die rumänischen Offiziere und ihre Frauen sonderten sich ab, sie waren befangen und verschlossen, denn sie fürchteten den stellvertretenden Stabschef der Vereinten Streitkräfte, den rumänischen General D. Penescu.

Vertreter der Vereinten Kommandos in Bukarest durften nicht ohne Sondererlaubnis den Generalstab besuchen oder zu den Truppeneinheiten fahren. Die Wohn- und Diensträume der Generäle und Offiziere wurden abgehört.

Ich erinnere mich an eine Episode. In Rumänien fand eine Kartenübung unter Leitung des Oberkommandierenden der Vereinten Streitkräfte und des rumänischen Verteidigungsministers statt. Es war kurze Zeit nach den Feiern zum sechzigsten Geburtstag von Ceausescu. Marschall Kulikow und ich fuhren in einem Wagen in Begleitung eines rumänischen Generals. Ich schlug das rumänische Zentralorgan auf, betrachtete die vielen Fotos und begann darüber zu improvisieren, was in der Zeitung mitgeteilt würde. Kulikow erkundigte sich bei dem General, ob ich den Inhalt richtig wiedergebe. Dieser schaute nach und sagte, dass ich im Wesentlichen richtig übersetzt hätte.

Als wir im rumänischen Stab angekommen waren, warnte der General die rumänischen Militärs, dass ich Rumänisch könne und man bei Gesprächen vorsichtig sein müsse. In Wahrheit konnte ich auf rumänisch nur Guten Tag, Auf Wiedersehen und Danke sagen. Aber ich bemerkte, dass seitdem rumänische Generäle und Offiziere in meiner Anwesenheit nicht mehr über bestimmte Themen sprachen.

Während meines Dienstes als Stabschef der Vereinten Streitkräfte war die Zusammenarbeit mit der rumänischen Führung das Schwierigste von allem. Die Abstimmung von Dokumenten, die vom Politischen Beratenden Ausschuss, dem Komitee der Verteidigungsminister oder dem Militärtrat behandelt werden sollten, war immer sehr beschwerlich. Auf Sitzungen sonderte sich die rumänische Delegation ab. Einwände nahm sie sehr selten zurück, selbst wenn es nicht um Prinzipielles ging. Sie musste unbedingt erst telefonisch die Erlaubnis ihrer Führung erhalten. Manchmal teilte der Leiter der rumänischen Militärdelegation die Meinung der Mehrheit, aber er sagte offen, dass er an Anweisungen von oben gebunden sei.

Der Oberkommandierende und der Stabschef der Vereinten Streitkräfte durften nicht ohne schriftliche Erlaubnis auf einem rumänischen Flugplatz landen. Alle grossen Flugplätze waren immer von bewaffneten Truppen umgeben und mit Fliegerabwehrgeschützen und Maschinengewehren gesichert. Man meinte, auf einem Frontflugplatz zu landen.



Begegnung in Bukarest 1986: Nicolae Ceausescu, Marschall Kulikow und Armeegeneral Gribkow

Bei einem Besuch Ceausescus im Oberkommando stellten wir ihm mehrmals Fragen zur Verbesserung der operativen und Gefechtsausbildung, zum Truppeneinsatz in Kriegszeiten, zum einheitlichen System der Luftabwehr und zu anderen wichtigen Massnahmen. Im Prinzip stimmte er uns immer zu, in unserer Gegenwart erteilte er seinem Verteidigungsminister Anordnungen, und damit war alles beendet, denn in die Praxis wurden diese Anordnungen nicht umgesetzt, da er sie später wieder zurücknahm.

In diesem Zusammenhang bringe ich ein weiteres Beispiel. Im Jahre 1969 beschloss der Politische Beratende Ausschuss, ein einheitliches System der Luftverteidigung zu schaffen, in das die Kräfte und Mittel der Luft-

verteidigung mit den nationalen Kommandos und den Führungsstellen integriert werden sollten. Kommandierender der Luftverteidigung aller Paktstaaten wurde der Oberbefehlshaber der Luftstreitkräfte der Sowjetunion.

Es gab ein Netz von Führungsstellen und einen einheitlichen funktechnischen Dienst zur Aufklärung über die Luftwaffenobjekte des Gegners. Die Kräfte und Mittel der Luftverteidigung jedes Landes blieben jedoch dem nationalen Kommando unterstellt und sollten nach einem einheitlichen Plan Zusammenwirken, der vom Stab der Vereinten Streitkräfte gemeinsam mit den Generalstäben der verbündeten Länder ausgearbeitet wurde. Jährlich fanden Übungen zur Luftverteidigung unter der Tarnbezeichnung «Granit» oder «Zenit» statt.

Insgesamt hat sich dieses System bewährt, aber wegen der rumänischen Haltung ergaben sich Schwierigkeiten. Die Jagdfliegerkräfte der Nachbarstaaten durften nicht über rumänischem Territorium handeln. Mit anderen Worten, die Jagdflugzeuge konnten nicht in voller Reichweite operieren und auf rumänischen Flugplätzen zwischenlanden. Die rumänischen Jagdflieger blieben nur über ihrem Territorium.

Wenn wir Übungen vorbereiteten, mussten wir jedesmal der rumänischen Führung erklären, dass ihr Land dadurch in eine ungünstige Lage gerate. Wir haben mehrmals im Komitee der Verteidigungsminister und im Militärat darüber gesprochen. Auch Vertreter der verbündeten Armeen versuchten, die Notwendigkeit zu beweisen, dass sich die rumänischen Luftstreitkräfte an den gemeinsamen Übungen beteiligten, aber vergeblich. Marschall Kulikow und ich besprachen diese Frage zweimal mit Ceausescu. Er ordnete eine Untersuchung an, aber weiter gedieh die Sache nicht. Gleichzeitig benutzten die Rumänen aber sowjetische Übungsplätze und Ausbildungszentren.

Dasselbe kann man vom Einsatz ihrer Kriegsflotte beim Zusammenwirken der sowjetischen, bulgarischen und rumänischen Flotte im Schwarzen Meer sagen. Die Handlungen der rumänischen Flotte beschränkten sich auf die Verteidigung ihrer Küste.

Nicht unproblematisch war auch die Inspektion rumänischer und ungarischer Truppen durch den Stab der Vereinten Streitkräfte. Um die Gefechtsbereitschaft und -ausbildung von Truppenteilen und Verbänden, die zu den Vereinten Streitkräften gehörten, zu kontrollieren, wurde vom Stab der Ver-

einten Streitkräfte gemeinsam mit den Generalstäben der Teilnehmerstaaten ein Plan ausgearbeitet, der vom Oberkommandierenden der Vereinten Streitkräfte und den zuständigen Verteidigungsministern bestätigt wurde.

Der Stab der Vereinten Streitkräfte bildete eine Inspektionsgruppe aus Generälen und Offizieren verschiedener Länder, die jeweils in ein Land führen und gemeinsam mit dem nationalen Kommando den Ausbildungsstand der Truppen bewerteten. So wurden bulgarische, deutsche, polnische, sowjetische und tschechoslowakische Truppen inspiziert.

Die rumänische und die ungarische Führung erlaubten nicht die Inspektion ihrer Truppen durch den Stab der Vereinten Streitkräfte und beschränkten sich auf die Einladung von Beobachtern. Diese Beobachter sahen auf Übungsplätzen nur von weitem, wie die Einheiten vom nationalen Kommando kontrolliert wurden. Die ungarischen Genossen erklärten ihr Verhalten mit der Tradition, wonach niemand ausser der nationalen Führung das Recht habe, in inneren Angelegenheiten der Truppenteile und Verbände zu «schnüffeln». Und die Rumänen beriefen sich auf die Geheimhaltung und die Volksverteidigungsdoktrin ihres Landes.

Ich erinnere mich an die letzte Begegnung mit Ceaușescu im Jahre 1988. Er empfing Marschall Kulikow und mich in Anwesenheit des Verteidigungsministers. Wie immer bei Treffen mit Staatsführern der Paktstaaten berichteten wir über den Zustand der Vereinten Streitkräfte sowie über die Ereignisse in der Welt und in der Sowjetunion. Ceausescu hörte ohne besonderes Interesse zu, aber als die Sprache auf die Lage in unserem Lande kam, lächelte er boshaft und legte dann seine Gedanken dar.

«Ich bin gut über die Ereignisse in der Sowjetunion unterrichtet. Die sowjetischen Medien verleumden ihr Land und ihr Volk. Ihr heroisches Volk hat den grossen Sieg über den Faschismus errungen. Im Verlaufe des vierjährigen Krieges gab es in der Roten Armee keinen Mangel an Nahrungsmitteln, dank der Kolchosen und Sowchosen. Ihr Land hat im Jahre 1939 mit Weizen und Roggen gehandelt. Jetzt kaufen Sie im Ausland Getreide für Gold.»

Er schloss damit, dass dies unsere innere Angelegenheit sei. Die Rumänen würden mit allen Ländern der Welt Zusammenarbeiten, aber den Warschauer Pakt müsse man ernsthaft reorganisieren. Damit endete unsere letzte Begegnung mit dem Generalsekretär der Kommunistischen Partei und Prä-

sidenten Rumäniens, Nicolae Ceausescu. Er sah während des Gesprächs müde und blass aus, und wie immer verbesserte er den Dolmetscher, wenn dieser seine Worte ins Russische übersetzte.

Was bewog die rumänische Staats- und Militärführung, sich so argwöhnisch und misstrauisch gegenüber der Sowjetunion und der Führung des Vereinten Kommandos zu verhalten?

Alles hatte 1968 mit dem ungesetzlichen Einmarsch sowjetischer Truppen in die Tschechoslowakei begonnen. Da die rumänische Führung eine Wiederholung solcher militärischen Einmischung befürchtete, verlegte sie ihre Truppen innerhalb des Landes. Die kampffähigsten Verbände und Truppenteile wurden an der Grenze zur Sowjetunion und zu Bulgarien stationiert. Rumänien beteiligte sich nicht mehr an gemeinsamen Truppenübungen und anderen Massnahmen.

Ich habe viele Jahre in der Führung der Vereinten Streitkräfte und im sowjetischen Generalstab gearbeitet und weiss, dass es keine Pläne für eine militärische Aktion gegen Rumänien gab, an so etwas dachte niemand. Die rumänische Führung hat unnötigerweise Argwohn und Misstrauen gegen unser Land entfacht.

Mit dem Einmarsch sowjetischer Truppen in Afghanistan verstärkte sich das Misstrauen der Rumänen gegen unser Land weiter.

Da schon von Afghanistan die Rede ist, möchte ich die Position darstellen, die vom Generalstab eingenommen wurde, und über die Rolle von Verteidigungsminister Ustinow in dieser Frage sprechen.

Mir ist gut bekannt, dass der Generalstab kategorisch gegen den Einmarsch in Afghanistan war. Die Sowjetunion und Afghanistan lebten als Nachbarn seit jeher in Freundschaft miteinander, beide Völker achteten einander. Zwischen dem afghanischen Volk und den Völkern unserer mittelasiatischen Republiken gibt es viel Gemeinsames in Sitten, Kultur, Sprache und Religion, viele Familien haben verwandtschaftliche Beziehungen.

Der Generalstab berücksichtigte das alles und erklärte, dass die Lage in Afghanistan kompliziert, aber nicht aussichtslos sei. Man musste den Kämpfenden innerhalb des Landes mit Ratschlägen und Empfehlungen helfen, die Gegner an den Verhandlungstisch bringen. Nicht alle politischen und diplomatischen Hebel waren genutzt worden, um Frieden in dem schwergeprüften Land zu erreichen.

Buchstäblich wenige Stunden vor Beginn des Einmarsches sassen wir zu dritt – der Chef des Generalstabs N.W. Ogarkow, Marschall Kulikow und ich – in Ogarkows Zimmer und sprachen darüber, denn man hatte uns vor vollendete Tatsachen gestellt. Wir waren mit der Entscheidung der Staatsführung nicht einverstanden. Wir meinten, die afghanische Frage müsse auf politischem Wege gelöst werden, unsere militärische Einmischung würde die inneren Widersprüche in diesem Lande nur vertiefen.

Während unseres Meinungsaustauschs sagte ich zu Ogarkow und Kulikow, sie als Mitglieder des Verteidigungsrates hätten eine prinzipielle Haltung einnehmen müssen. Sie erwiderten, dass mehrmalige offene Gespräche mit Ustinow zu nichts geführt hätten, dass es unmöglich gewesen sei, diesem Manne, der von militärischen Dingen wenig verstand, die Fehlerhaftigkeit seiner Position zu beweisen. Seine Meinung hatte bei der politischen und staatlichen Führung des Landes die entscheidende Rolle gespielt. Ustinow hätte nicht zulassen dürfen, dass wir uns vor der ganzen Welt mit Schande beluden. Das Ergebnis dieses militärisch-politischen Abenteuers ist allen bekannt.

Um das Kommando der sowjetischen Truppen zu unterstützen und die Ausführung der Befehle zu kontrollieren, schickte Ustinow seine Stellvertreter und andere Mitarbeiter des Verteidigungsministeriums und des Generalstabs nach Afghanistan, auch Chefs von Militärbezirken, damit sie Kriegserfahrung lernten. Er selber geruhte jedoch kein einziges Mal, sich dorthin zu begeben, wo Blut vergossen wurde, wo unsere Soldaten dieses Abenteuer mit ihrem Leben bezahlten. Für uns Militärs, die über ein halbes Jahrhundert in der Armee gedient und den schweren Weltkrieg mitgemacht hatten, war ein solches Verhalten des Ministers unverständlich.

Unverständlich war auch, wie Leonid Breshnew gepriesen, mit Sternen und dem Siegesorden geschmückt und zum Marschall ernannt wurde. Das wurde vor allem von Ustinow betrieben. Ich war mehrmals Zeuge, als man Marschall Kulikow Anträge des Verteidigungsministeriums zur Unterschrift gab, die dann ans ZK geschickt wurden. Es ging darum, Breshnew wieder einmal zum Helden der Sowjetunion zu machen, ihn zum Marschall der Sowjetunion zu befördern, ihm sogar den höchsten Feldherrnorden, den Siegesorden, zu verleihen.

Das Verfahren war ganz einfach. Ustinow, der seine Stellung als Vertei-

digungsminister und Mitglied des Politbüros nutzte, ergriff die speichellekerische «Initiative». Das Gesuch wurde im ZK verfasst und dann den Marschällen der Sowjetunion Moskalken, Batizki und Kulikow, ihren Stellvertretern sowie dem Chef der Politischen Hauptverwaltung der Sowjetarmee, General Jepischow, zur Unterschrift vorgelegt. Danach wurde dieses Gesuch, ergänzt durch eine Beschreibung unverdienter Verdienste des Generalsekretärs, wieder ans ZK geleitet. Bei diesem System und der Lage, die in der Führung des Landes entstanden war, wandte niemand etwas gegen ein solches «Gesuch» ein. Ebenso wurden auch die Anordnungen des obersten Machtorgans automatisch gebilligt. Hätte Breshnew in jenem Jahr den Tag des Sieges erlebt, wäre er bestimmt Generalissimus geworden. Ich habe an einigen Feiern anlässlich Auszeichnungen und Jubiläen «unseres teuren Leonid Iljitsch» teilgenommen. Gemeinsam mit anderen habe ich Beifall geklatscht und gratuliert. Heute empfinde ich Scham, wenn ich daran denke.

Hier ist es am Platz, meine Meinung über D.F. Ustinow zu sagen. Er war ein vorzüglicher Ingenieur, ein grossartiger Organisator der Rüstungsindustrie, der viel zum Sieg unseres Volkes im Grossen Vaterländischen Krieg beigetragen hatte. In der Nachkriegsperiode erreichte die Sowjetunion durch seinen persönlichen Einsatz die Parität mit den USA bei der Entwicklung strategischer Raketenwaffen und anderer Kampftechnik. Diese Verdienste kann ihm niemand nehmen.

Er war fürsorglich und kümmerte sich um andere. Ohne seine nicht allzu kräftige Gesundheit zu schonen, arbeitete er 16 – 18 Stunden am Tage, Feiertage kannte er nicht. Einen solchen Arbeitsstil verlangte er auch von seinen Stellvertretern, dem Generalstab, ja vom gesamten zentralen Apparat, obwohl das die Umstände gar nicht erforderten. Er hielt sich an den Arbeitsstil, der unter Stalin galt.

Ustinow war im Warschauer Pakt sehr aktiv, besonders bei der Entwicklung der Rüstungsindustrie in den verbündeten Ländern. Ihm gebührt das Verdienst, dass mit sowjetischer Lizenz die Tschechoslowakei und Polen moderne Panzer und Schützenpanzer produzierten, Bulgarien und Ungarn SFL-Artillerie und Nachrichtenmittel, die DDR Raketenschnellboote und optische Geräte, Rumänien Schützenpanzerwagen. Diese Waffen und diese

Kampftechnik wurden nicht nur innerhalb des Warschauer Pakts genutzt, sondern auch an dritte Länder verkauft.

Man hätte ihm jedoch nicht die Leitung des Verteidigungsministeriums anvertrauen dürfen. Wegen seiner Inkompetenz in militärischen Dingen wurden viele Fehler beim Aufbau der Streitkräfte gemacht, die Oberkommandierenden der Teilstreitkräfte und die Chefs der Militärbezirke und der Flotten hatten nun geringere Befugnisse. Den Generalstab betrachtete Ustinow als sein Büro, er wechselte dreimal den Chef aus.

Ustinow war Verteidigungsminister und das für die Rüstungsindustrie verantwortliche Mitglied des Politbüros. Dies schadete den Streitkräften, denn er war somit zugleich Auftraggeber und Lieferant von Waffen. Deshalb kam es nicht selten vor, dass Waffen und Kampftechnik unvollständig geliefert wurden, zum Beispiel Kriegsschiffe und Flugzeuge ohne Waffen und Funkausrüstung.

Das geschah gewöhnlich am Jahresende, wenn die Industrie die Übererfüllung des Plans melden musste, um Prämien zu erhalten.

Juri Andropow nahm am politischen Leben des Warschauer Pakts kaum teil, trotzdem darf ich ihn nicht unerwähnt lassen. Zu meinem grossen Bedauern war Andropow kaum länger als ein Jahr Generalsekretär der Partei, trotzdem hat er in der kurzen Zeit viel getan, so dass ihm das sowjetische Volk ein gutes, würdiges Andenken bewahrt. Persönlich lernte ich ihn bei der Prager Sitzung des Politischen Beratenden Ausschusses im Januar 1983 kennen. Vorher hatte ich ihn bei Plenarsitzungen des ZK (er war damals KGB-Chef und Mitglied des Politbüros) gesehen. Nach Breshnews Tod wurde er einstimmig zum Generalsekretär gewählt. Ich erinnere mich gut an die erste Plenarsitzung unter seiner Leitung (damals war ich ZK-Mitglied). Er wirkte krank, sprach ruhig und leise, aber mit fester Stimme.

Andropows Wahl wurde in der Partei und im Volk begrüsst. Ohne Lärm und Geschrei schuf er mit harter Hand Ordnung im Land und in der Partei, das begann mit der Disziplin. Wäre er am Leben geblieben, wäre sicher die einheitliche Sowjetunion erhalten worden.

Ende 1982 wurde wieder eine turnusmässige Sitzung des Politischen Beratenden Ausschusses vorbereitet, auf der zwei Fragen behandelt werden sollten: erstens die politische (die Einschätzung der internationalen Lage



1976 auf der Prager Burg: Begegnung mit dem Präsidenten der CSSR, Gustav Husak

und Massnahmen zur Erhaltung des Friedens), zweitens die militärische (Berichte des Oberkommandierenden über den Zustand der Vereinten Streitkräfte und notwendige Massnahmen zur weiteren Erhöhung der Verteidigungsfähigkeit, der Kampfkraft und der Gefechtsbereitschaft der Vereinten Streitkräfte).

Vom Stab der Vereinten Streitkräfte war mit den Verteidigungsministern ein Entwurf vorbereitet worden, der mit den militärischen und staatlichen Führungen der Verbündeten abgestimmt werden musste. Die Zeit war knapp, Marschall Kulikow und ich teilten uns die Arbeit, jeder übernahm drei Länder.

Eines war die Tschechoslowakei. Die Arbeit in Prag verlief erfolgreich, das war Verteidigungsminister Armeegeneral Martin Dzur zu verdanken. Er akzeptierte stets die Meinung der Stäbe und vergeudete keine Zeit mit Kleinigkeiten. Der tschechoslowakische Präsident Gustav Husak als Gastgeber der bevorstehenden Sitzung äusserte den Wunsch, sich mit mir zu treffen. Das Gespräch wurde wie immer in sachlichem Ton geführt. Er billigte alle unsere Vorschläge und wünschte einen erfolgreichen Verlauf der Beratung.

Jetzt, wo ich mich an diese Begegnung erinnere, brachte der Rundfunk die Meldung, dass Gustav Husak nach schwerer Krankheit gestorben ist. Das hat mich erschüttert. Ich bin diesem bemerkenswerten Mann vielmals begegnet. Schon bei unserer ersten Begegnung im Jahre 1976 konnte ich mich davon überzeugen, wie gründlich er alle Fragen bedachte. Am besten gefiel mir an ihm, wie er sich als Oberster Befehlshaber um seine Armee kümmerte, um die Führungskader, um die Ausrüstung. G. Husak erwies sich in seinen Urteilen über militärische Angelegenheiten als kenntnisreicher Mann. Er war gebildet, ein Kenner der Geschichte, einer der Führer des slowakischen Volksaufstandes im Jahre 1944, der aus eigener Erfahrung wusste, was die Armee für ein Land bedeutet. Ich erinnere mich an keine grosse militärische Übung in der Tschechoslowakei, an der er nicht teilgenommen hätte. Der militärischen Führung des Warschauer Pakts begegnete er mit grosser Achtung. Im Politischen Beratenden Ausschuss hatten seine Beiträge stets analytischen Charakter, und seiner Meinung schlossen sich viele an.

Am 4. und 5. Januar 1983 tagte der Politische Beratende Ausschuss in Prag. Die sowjetische Delegation wurde von Juri Andropow geleitet. Die Teilnehmer wohnten auf dem Prager Hradshin, dort fand auch die Sitzung statt. Am späten Abend des ersten Sitzungstages brachte die rumänische Delegation unerwartet Einwände gegen zwei Punkte des militärischen Dokuments vor. Alle unsere Bemühungen, das Projekt in der vorbereiteten Form zu belassen, hatten keinen Erfolg.

Am nächsten Morgen vor Sitzungsbeginn berichteten wir Ustinow über die Einwände der rumänischen Delegation und äusserten auch unsere Meinung – den Änderungen zustimmen. Ustinow schlug vor, sich darüber mit Gromyko zu beraten, der jedoch auch keine Verantwortung übernehmen wollte. Also begaben wir uns zu viert ins Appartement von Andropow. Er knöpfte sich gerade die Hemdsärmel zu und schaute verwundert auf unsere besorgten Gesichter. Nachdem Ustinow den Kern der Frage dargelegt hatte, musste ich erklären, worum es sich konkret handelte. Andropow hörte aufmerksam zu und sagte: «Genossen! Warum streitet ihr euch bei nebensächlichen Fragen? Die politische Hauptfrage ist doch entschieden, und diese unwesentlichen rumänischen Änderungen kann man akzeptieren, sie haben doch keinen prinzipiellen Charakter.»

Wir atmeten erleichtert auf. Bei einem Dokument, das unser ZK gebilligt

hatte, wollte niemand die Verantwortung für Korrekturen übernehmen, selbst wenn sie vernünftig waren. Alle waren von der Zentrale abhängig, so dass kein Recht für eigene Entscheidungen blieb.

Als wir Andropows Zimmer verliessen, dachte ich: Warum belästigen wir mit solchen nebensächlichen Fragen einen kranken Mann? Er sah wirklich schlecht aus, das abgemagerte, gelbliche Gesicht zeigte weisse Flecke.

Im Verlaufe der Sitzung liess sich Andropow die Krankheit nicht anmerken. Ich beobachtete, wie achtungsvoll sich ihm gegenüber die Delegationsleiter der Verbündeten verhielten. Leider waren ihm nur noch wenige Monate Leben vergönnt.

In diesem Kapitel habe ich mehr oder weniger kurz über die Staats- und Militärführer des Warschauer Pakts geschrieben.

Der Bericht wäre unvollständig, wenn ich nicht auch einige Worte über Konstantin Tschernenko und Michail Gorbatschow sagte.

Tschernenko konnte wegen seiner Krankheit und der kurzen Zeit als Generalsekretär nicht an Sitzungen des Politischen Beratenden Ausschusses teilnehmen. Schon vor seiner Wahl zum Generalsekretär war er ernstlich krank. Ich erinnere mich an den XXVI. Parteitag der KPdSU, als er die Liste der zur Wahl gestellten Mitglieder und Kandidaten des ZK der KPdSU vorlas.

Schon damals vermochte er viele Namen gar nicht richtig zu lesen. Der ganze Saal war davon peinlich berührt und sichtlich unzufrieden. Nicht zufälligerweise erhielt Tschernenko bei der geheimen Wahl die wenigsten Stimmen.

Als er nach Andropows Tod auf dem ZK-Plenum zum Generalsekretär vorgeschlagen wurde, waren wir alle konsterniert. In allen seinen bisherigen Stellungen brauchte Tschernenko kaum selbständig zu arbeiten. Ausserdem war allen ZK-Mitgliedern bekannt, dass er ein sehr kranker Mann war.

Aber es war eben so üblich: Wenn das Politbüro einen Kandidaten als Generalsekretär vorschlug, wandte kein ZK-Mitglied etwas dagegen ein. Gegenkandidaten wurden niemals aufgestellt. Die ZK-Mitglieder beteiligten sich eigentlich rein formal an der Wahl des Generalsekretärs. Ich weiss das, weil ich als langjähriges ZK-Mitglied an der Wahl der Generalsekretäre Breshnew, Andropow, Tschernenko und Gorbatschow teilgenommen habe.



1987 im Kreml: Michail Gorbatschow empfängt die Verteidigungsminister der Staaten des Warschauer Pakts. 2.v.r. Stabschef Gribkow.

Nach Tschernenkos Tod wurde unter Kommunisten, ja auch im Volk viel darüber geredet, wer Generalsekretär würde, und ob es wieder ein greiser Mann aus Breshnews Riege sei. Danach zu urteilen, wie sich W.W. Grischin, Politbüro-Mitglied und Erster Sekretär des Moskauer Stadtkomitees, bei Lebzeiten Tschernenkos verhalten hatte, war offensichtlich seine Kandidatur vorgesehen. Das sieht sogar ein Blinder, hiess es überall. Mit wem ich auch sprach, alle sagten: Nur nicht Grischin! (Dessen Bildung sich auf das «Kulinarische Technikum» beschränkte.)

Zu uns drangen Gerüchte, dass im Politbüro offen und hinter den Kulissen darum gekämpft wurde, wer Generalsekretär werden sollte.

Wir sagten damals unter uns: Warum versammelt man nicht die ZK-Mitglieder, damit sie gemeinsam mit dem Politbüro beraten? Aber offenbar passte das jemandem nicht. Dann kam der Tag, an dem die Plenarsitzung des ZK eröffnet wurde. Es war der 11. März 1985.

Im Saal wurde es still, alle flüsternten nur und warteten darauf, wann die Mitglieder des Politbüros erscheinen würden.

Als sie sich gesetzt hatten, sagte ich erleichtert zu meinen Nachbarn: «Grischin ist es nicht, seht mal, was er für ein saures Gesicht macht. Es wird Gorbatschow, er hat sich bescheiden auf seinen Platz gesetzt.»

Das Wort erhielt Gromyko, der Saal verstummte in der Erwartung, welchen Namen er nennen würde. Und als er sagte, das Politbüro schlage M. S. Gorbatschow vor, atmeten alle erleichtert auf. Tatsächlich war er ein würdiger Kandidat. Er war jung, hatte eine gute praktische Schule im Stawropolker Bezirk durchgemacht, hatte Jura und Landwirtschaft studiert, besass Erfahrung in der Arbeit im zentralen Apparat.

Das Plenum stimmte einmütig für Michail Gorbatschow.

Ich begegnete ihm nur bei offiziellen Anlässen. Zweimal nahm ich an der Arbeit des Politischen Beratenden Ausschusses teil, als Gorbatschow die sowjetische Delegation leitete, und ich war 1987 auf einem Empfang nach der Sitzung des Komitees der Verteidigungsminister in Moskau anwesend.

Ausserdem nahm ich an den Plenartagungen des ZK teil, die er als Generalsekretär leitete. Eine Bewertung dieser aussergewöhnlichen Persönlichkeit zu geben, wäre unbescheiden, da man Gorbatschow nicht nur in unserem Land, sondern in der ganzen Welt kennt.

Das sowjetische Volk und die Partei nahmen sein Programm der Perestroika mit Begeisterung auf. Endlich war ein Mann mit neuen Ideen an die Führung des grossen Landes gelangt.

Im Mai 1987 tagte der Politische Beratende Ausschuss in Berlin, die Hauptfrage war die Militärdoktrin des Warschauer Pakts. Ich habe schon berichtet, wie dieses äusserst wichtige Dokument abgestimmt und angenommen wurde. Alle Teilnehmer waren sich darin einig, dass die Länder des Warschauer Pakts unbedingt eine einheitliche Militärdoktrin haben müssten. Das Dokument wurde mit den Ergänzungen angenommen, die von der rumänischen und ungarischen Delegation vorgeschlagen worden waren. Es ging darum, dass es ausser der gemeinsamen Militärdoktrin auch nationale Doktrinen geben müsse.

Gorbatschow erklärte auf der Sitzung überzeugend: Die Zeit ist gekommen, um der ganzen Welt zu zeigen, dass die Länder des Warschauer Pakts

niemanden angreifen werden, sie sind für eine Welt ohne Kriege, unsere Doktrin beschränkt sich deutlich auf Verteidigung.

Im Verlaufe dieser Sitzung kam eine unangenehme Nachricht aus Moskau. Der deutsche Pilot Rust war auf dem Roten Platz gelandet. Diese Mitteilung wirkte auf uns wie ein Schock. Wir wollten nicht glauben, dass das geschehen konnte. Es war eine Schmach vor der ganzen Welt. Gorbatschow erhielt alle in Moskau gesammelten Informationen über diesen Vorfall, und er musste sogleich in Berlin als Delegationschef über diesen Vorfall berichten. Natürlich waren wir bedrückt, als Gorbatschow die Luftabwehr tadelte, die ein Flugzeug bis in die Hauptstadt hatte eindringen lassen. Wir alle flogen mit äusserst unangenehmen Gefühlen zurück. Bei den Kadern und beim System der Luftabwehr wurden Konsequenzen gezogen.

Das zweite Mal begegnete ich Gorbatschow 1987 im Kreml, als er das Komitee der Verteidigungsminister nach der Sitzung empfing. Dort sagte Gorbatschow, dass manche meinten, er beachte die Armee zu wenig. Um das zu widerlegen, berichtete er ausführlich über Sitzungen des Verteidigungsrates, bei denen viele Probleme der Streitkräfte besprochen und entschieden würden, auch die Waffentechnik, und er sagte, was in den letzten zwei, drei Jahren getan wurde, um den Dienst und das Leben der Armeeangehörigen zu erleichtern. Keine Frage, die das Verteidigungsministerium ihm und der Regierung stelle, bleibe unbeantwortet.

Ich sass da und dachte: Wie schön, wenn das immer so gewesen wäre, aber leider hat man in den letzten Jahren nichts dagegen unternommen, dass die Armee in schlechten Ruf geraten ist, und die Armeeangehörigen sind dem schutzlos ausgeliefert. In den Medien wird die Armee mit Schmutz beworfen, man treibt einen Keil zwischen Soldaten und Offiziere, zwischen Offiziere und Generäle. General ist in den sowjetischen Medien ein Schimpfwort geworden.

Das alles geschieht mit der Absicht, das Ansehen der Streitkräfte zu untergraben, die Armee als einheitliche organisierte Kraft zu zersetzen, sie gewaltsam in nationale Armeen zu zerstückeln. Sogar unsere ehemaligen Gegner sagen, es komme einem Selbstmord gleich, wenn man mit den Streitkräften so verfährt.

Eines kann ich als Militär feststellen: Ausser einer guten strategischen

Idee muss man auch einen genau ausgearbeiteten Handlungsplan haben, auf politischem, ökonomischem, ideologischem, militärischem und aussenpolitischem Gebiet. Es hätten nahe und ferne Ziele und das Endziel der Perestroika dargelegt werden müssen.

Offensichtlich gab es keinen solchen strategischen Plan. Während in den ersten zwei, drei Jahren die Perestroika noch positive Resultate brachte, lockerte sich dann die Disziplin auf allen Ebenen, alles war erlaubt, die Produktion sank, es herrschte ideologisches Chaos, Demokratie grenzte an Anarchie, in einigen Republiken flammte der Nationalismus auf, das brachte das Land an den Rand der politischen und wirtschaftlichen Katastrophe. Es wurde unregierbar. Der Warschauer Pakt zerfiel, und schliesslich begann der Zerfall der grossen Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, während zu gleicher Zeit im Westen die politische, ökonomische und militärische Annäherung immer mehr fortschreitet.

Der Warschauer Pakt wurde aufgelöst, als in den osteuropäischen Ländern, darunter in der Sowjetunion, grundlegende Veränderungen in Politik und Ideologie vor sich gingen, in der staatlichen und militärischen Führung, beim Aufbau der Streitkräfte.

Es ist schwierig, die vielen Begegnungen, die in meinem Gedächtnis geblieben sind, zu bewerten. Aber eines kann ich sagen: Bei allen positiven oder negativen Zügen der ehemaligen Staats- und Militärführer stand die Sorge um die Verteidigungsfähigkeit ihrer Länder an erster Stelle, und darin muss man ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ich werde nie vergessen, was Janos Kadar bei einer Begegnung gesagt hatte: «Alles, was zur Erhöhung der militärischen Schlagkraft der Ungarischen Volksarmee notwendig ist, werden wir tun, und wir finden dafür die Mittel, selbst wenn wir in Fusslappen laufen müssen.» Und tatsächlich, die Armee war klein wie das ganze Land, aber sie war technisch gut ausgerüstet, und sie war würdig im gemeinsamen Verband des Warschauer Pakts vertreten.

In diesen Jahren konnte ich erfolgreich mit vielen Verteidigungsministern und Generalstabschefs arbeiten, die alles taten, um die Verteidigungsfähigkeit ihrer Länder zu erhöhen. Ich bin den Generälen, Offizieren und Zivilbeschäftigten des internationalen Stabs der Vereinten Streitkräfte dankbar für die tägliche Hilfe bei der Erfüllung meiner Pflichten.

Dankbar für die gemeinsame Arbeit bin ich auch Marschall der Sowjet-



Begegnung mit Janos Kadar, Budapest 1979

union Viktor Georgijewitsch Kulikow, mit dem ich zwölf Jahre lang meine nicht leichte militärische Pflicht erfüllt habe.

Am Schluss meines Berichts möchte ich dem Leser sagen, dass der Warschauer Pakt seine historische Aufgabe erfüllt hat. In vielem verdanken wir es ihm, dass die Völker Europas seit den Maitagen des Jahres 1945 ohne Krieg gelebt haben.

So liegen über fünfzig Jahre Dienst in den Streitkräften der UdSSR hinter mir. Ich hoffe, der Leser hat sich davon überzeugt, dass ich die Leiter bis zur Spitze nicht leicht erklommen habe. Es war schwer, manchmal stand ich lange auf einer Stufe. Ich habe vieles erlebt und durchlebt.

Ich bereue es nicht, dass ich einen solchen schwierigen Weg gewählt habe, um meiner Heimat zu dienen. Dafür haben mich sogar mein Vater und meine Mutter gesegnet, als sie erfuhren, dass ich Offiziersschüler geworden war. Und wenn mich das Schicksal diesen Weg wiederholen liesse, würde ich es ohne zu überlegen tun.

Denn ich begegnete dabei Menschen, von denen viele in die Geschichte unseres Vaterlandes eingegangen sind. Sie waren meine Lehrer im tiefsten Sinne des Wortes. Dafür bin ich dem Schicksal unendlich dankbar.

**Dokumentenanhang**  
**zur**  
**Kubakrise**  
**im Jahre 1962**

# 1. Austausch von Botschaften zwischen Nikita Chruschtschow und Fidel Castro

*Schreiben des Ministerpräsidenten der Revolutionären Regierung der Republik Kuba **F. Castro** an den Vorsitzenden des Ministerrats der UdSSR **N.S. Chruschtschow**  
27. Oktober 1962*

Lieber Genosse Chruschtschow!

Bei der Analyse der entstandenen Lage und aufgrund der uns zur Verfügung stehenden Informationen meine ich, dass eine Aggression in den nächsten 24 - 72 Stunden fast unausbleiblich ist.

Möglich sind zwei Varianten dieser Aggression:

1. Am wahrscheinlichsten ist ein Angriff aus der Luft auf bestimmte Objekte, wobei nur deren Zerstörung beabsichtigt ist.
2. Weniger wahrscheinlich, allerdings auch möglich ist ein direktes Eindringen ins Land. Ich denke, dass die Verwirklichung dieser Variante eine grosse Zahl von Kräften erfordert, und das kann die Aggressoren davor zurückhalten, ausserdem würde eine solche Aggression in der Weltöffentlichkeit auf Empörung stossen.

Sie können versichert sein, dass wir fest und entschlossen Widerstand leisten werden, wie die Aggression auch aussehen möge.

Der Widerstandswillen des kubanischen Volkes ist ungewöhnlich gross, das Volk wird heroisch dem Aggressor begegnen.

Jetzt möchte ich in einigen Worten meine ganz persönliche Meinung zu den bevorstehenden Ereignissen ausdrücken.

Wenn die Aggression nach der zweiten Variante geschieht und die Imperialisten Kuba überfallen, um es zu okkupieren, dann ist die Gefahr, die in einer solchen aggressiven Politik steckt, so gross für die gesamte Menschheit, dass die Sowjetunion danach unter keinen Umständen die Schaffung

solcher Bedingungen zulassen darf, dass die Imperialisten als erste einen Atomschlag gegen die UdSSR führen.

Ich sage das, weil ich denke, dass die Aggressivität der Imperialisten äusserst gefährlich geworden ist.

Wenn sie Kuba überfallen, ist das ein barbarischer, ungesetzlicher und unmoralischer Akt, so dass unter diesen Bedingungen der Moment gekommen wäre, das legitime Recht auf Selbstverteidigung zu nutzen und an die Beseitigung einer solchen Gefahr für immer zu denken. Wie schwer und schrecklich diese Entscheidung auch wäre, aber einen anderen Ausweg gibt es nicht. Meine Überzeugung beruht auf der Entwicklung der aggressiven Politik, da die Imperialisten weder die öffentliche Meinung noch irgendwelche Prinzipien und das Recht beachten: Sie blockieren die Meere, verletzen den Luftraum und bereiten einen Überfall vor, und andererseits vereiteln sie jegliche Möglichkeit zu Verhandlungen, obwohl ihnen die Ernsthaftigkeit der Folgen bekannt ist.

Sie waren und bleiben ein unermüdlicher Verteidiger des Friedens, und ich verstehe, wie bitter diese Stunden sind, wo die Früchte Ihrer übermenschlichen Anstrengungen im Kampf um den Frieden einer ernststen Bedrohung ausgesetzt sind.

Bis zur letzten Minute werden wir jedoch hoffen, dass der Frieden erhalten bleibt, und wir werden dafür alles tun, was in unseren Kräften steht. Gleichzeitig aber beurteilen wir real die Lage und sind bereit, mit Entschlossenheit jeder Prüfung zu begegnen.

Ich drücke noch einmal die unendliche Dankbarkeit und Hochachtung unseres ganzen Volkes gegenüber dem sowjetischen Volk aus, das so brüderlich grosszügig zu uns war. Ich empfinde auch Begeisterung und tiefe Dankbarkeit für Sie persönlich und wünsche Ihnen Erfolg bei Ihrem gewaltigen und verantwortungsvollen Werk.

Mit brüderlichem Gruss

Fidel Castro

*Schreiben des Vorsitzenden des Ministerrats der UdSSR N.S. Chruschtschow an den Ministerpräsidenten der Revolutionären Regierung der Republik Kuba F. Castro 28. Oktober 1962*

Lieber Genosse Fidel Castro!

Unsere Botschaft an Präsident Kennedy vom 27. Oktober bietet die Möglichkeit, die Frage zu Ihren Gunsten zu regeln, Kuba vor einer Invasion, vor einem Krieg zu bewahren. Kennedys Antwort, die Sie offenbar ebenfalls kennen, enthält die Versicherung, dass die USA nicht gewaltsam in Kuba einfallen werden, nicht nur mit ihren Kräften, sondern sie werden auch ihre Verbündeten vor einer Invasion zurückhalten; damit antwortet der Präsident der USA mit Zustimmung auf meine Schreiben vom 26. und 27. Oktober 1962.

Wir haben jetzt unsere Erwiderung auf das Antwortschreiben des Präsidenten verfasst. Ich werde sie Ihnen nicht darlegen, da Sie den Text kennenlernen werden, der jetzt per Rundfunk übertragen wird.

Im Zusammenhang damit möchten wir Ihnen jetzt empfehlen, in einem solchen kritischen Moment der Wende sich nicht von Gefühlen leiten zu lassen und Zurückhaltung zu zeigen. Wir verstehen Ihre Entrüstung über die aggressiven Handlungen der USA und die Verletzungen der elementaren Normen des internationalen Rechts. Aber jetzt handelt es sich weniger um Recht als um die Unvernunft der Militaristen im Pentagon. Jetzt, wo sich ein Vertrag abzeichnet, sucht das Pentagon eine Gelegenheit, um dieses Übereinkommen zu vereiteln. Deshalb organisiert es provokatorische Flüge. Gestern haben Sie ein Flugzeug abgeschossen\*, während Sie früher, als Flugzeuge über Ihrem Territorium flogen, keines abgeschossen haben. Ein solcher Schritt wird von den Aggressoren zu ihren Zwecken ausgenutzt werden.

Deshalb möchten wir Ihnen freundschaftlich raten: üben Sie sich in Geduld und Zurückhaltung, vor allem in Zurückhaltung. Natürlich, wenn es eine Invasion gibt, wird man sie mit allen Mitteln zurückschlagen müssen.

\* Wie später bekannt wurde, wurde das Flugzeug von einer sowjetischen Flakrakete auf Befehl des Kommandierenden der Luftabwehr der Gruppe sowjetischer Truppen auf Kuba abgeschossen. (A. Gribkow)

Aber man darf sich nicht provozieren lassen, weil die zügellosen Militari-  
sten im Pentagon offenbar jetzt, wo sich die Beseitigung des Konflikts an-  
deutet, was Ihnen nutzt, da eine Garantie gegen eine Invasion Kubas ge-  
schaffen wird, diesen Vertrag vereiteln und Sie zu Handlungen provozieren  
wollen, die man gegen Sie ausnützen könnte. Wir möchten Sie bitten, keinen  
Anlass dazu zu geben.

Wir unsererseits tun alles, um die Lage Kubas zu stabilisieren, Kuba vor  
einer Invasion zu bewahren und Ihnen die Möglichkeit eines friedlichen  
Aufbaus einer sozialistischen Gesellschaft zu geben.

Ich grüße Sie und Ihr gesamtes Führungskollektiv.

N. Chruschtschow

*Schreiben des Ministerpräsidenten der Revolutionären Regierung der  
Republik Kuba F. Castro an den Vorsitzenden des Ministerrats der  
UdSSR N.S. Chruschtschow*

*28. Oktober 1962*

Lieber Genosse Chruschtschow!

Eben habe ich Ihren Brief erhalten.

Die Position unserer Regierung zu den von Ihnen berührten Fragen ist in  
unserer heutigen Erklärung enthalten, deren Text Ihnen schon bekannt sein  
dürfte.

Ich möchte Ihnen etwas erklären, was unsere Luftverteidigung betrifft.

Sie sagen: «Gestern haben Sie ein Flugzeug abgeschossen, während Sie  
früher, als Flugzeuge über Ihrem Territorium flogen, keines abgeschossen  
haben.»

Früher gab es sporadische Verletzungen ohne bestimmte militärische  
Ziele, oder diese Flüge stellten keine reale Gefahr dar. Jetzt ist das eine ganz  
andere Sache. Es besteht die Gefahr eines plötzlichen Angriffs auf be-  
stimmte militärische Objekte. Wir haben beschlossen, dass wir nicht länger  
die Hände in den Schoß legen werden, denn ein plötzlicher Überfall, bevor  
das Radarsystem funktioniert, und ungestraft fliegende Flugzeuge mit po-  
tentiell aggressiven Absichten könnten zur völligen Vernichtung dieser Ob-  
jekte führen.

Wir meinen, dass wir nach den grossen Aufwendungen und Anstrengungen das nicht zulassen dürfen, ausserdem würde uns das sowohl unter militärischen wie auch moralischen Gesichtspunkten schwächen.

Im Zusammenhang damit haben die kubanischen Streitkräfte am 24. Oktober dieses Jahres aus ihrer Reserve 50 Fliegerabwehrbatterien mobilisiert, um die Verteidigung der sowjetischen Objekte zu unterstützen.

Da wir uns nicht dem Risiko eines plötzlichen Überfalls aussetzen wollten, musste den Artilleristen der Befehl zur Feuereröffnung erteilt werden. Das sowjetische Militärkommando kann Ihnen ergänzende Angaben darüber machen, wie das Flugzeug abgeschossen wurde. Früher geschah die Verletzung des Luftraums heimlich, ohne juristische Begründungen. Gestern hat jedoch die Regierung der USA versucht, auf alte Weise das Recht auf Verletzung unseres Luftraums zu beliebiger Tages- und Nachtzeit juristisch zu begründen. Das können wir nicht akzeptieren, da es bedeuten würde, auf unsere souveränen Rechte zu verzichten. Wir sind jedoch damit einverstanden, Zwischenfälle zu vermeiden, besonders jetzt, da sie den Verhandlungen sehr schaden können, und im Zusammenhang damit werden wir den kubanischen Batterien die Instruktion geben, nicht das Feuer zu eröffnen, aber nur für die Zeit während der Verhandlungen und ohne unsere gestern in der Presse veröffentlichte Entscheidung über die Verteidigung unseres Luftraums zu verändern.

Gleichzeitig ist die Gefahr in Betracht zu ziehen, dass bei der gegenwärtigen gespannten Lage sich Zwischenfälle zufällig ergeben können.

Ich möchte Ihnen auch mitteilen, dass wir im Prinzip Gegner einer Inspektion unseres Territoriums sind.

Ich schätze hoch die Anstrengungen, die Sie in der Sache der Erhaltung des Friedens unternommen haben, und wir sind völlig damit einverstanden, dass man unbedingt für dieses Ziel kämpfen muss. Wenn es gelingt, einen gerechten, festen und endgültigen Frieden zu erreichen, wird das ein unschätzbare Dienst an der Menschheit sein.

Mit brüderlichem Gruss

Fidel Castro

*Schreiben des Vorsitzenden des Ministerrats der UdSSR N.S. Chruschow an den Ministerpräsidenten der Revolutionären Regierung Kuba F. Castro 30. Oktober 1962*

Lieber Genosse Fidel Castro!

Wir haben Ihren Brief vom 28. Oktober und die Berichte über die Gespräche, die Sie und auch Präsident Dorticôs mit unserem Botschafter geführt haben, erhalten.

Wir verstehen Ihre Lage und berücksichtigen die Schwierigkeiten, die Sie jetzt haben, in der ersten Übergangsetappe nach der Beseitigung der höchsten Spannung, die durch den drohenden Überfall seitens der amerikanischen Imperialisten, den Sie von Stunde zu Stunde erwartet hatten, entstanden war.

Wir verstehen, dass für Sie bestimmte Schwierigkeiten entstanden sind, da wir der Regierung der USA zugesagt haben, die Raketen als Angriffswaffe aus Kuba abzuziehen, im Tausch gegen die Verpflichtung der USA, auf eine Invasion Kubas durch Truppen der USA und ihrer Verbündeten in der westlichen Hemisphäre zu verzichten sowie die sogenannte «Quarantäne» aufzuheben, das heisst die Blockade Kubas zu beenden. Das führte zur Beendigung des Konflikts in der Zone des Karibischen Meers, der, wie Sie gut verstehen, die Gefahr des Zusammenstosses zweier Grossmächte und des Umschlagens in einen Weltkrieg mit Atomraketen in sich barg.

Wie wir unseren Botschafter verstanden haben, gibt es unter kubanischen Genossen die Meinung, das kubanische Volk hätte eine andere Erklärung gewünscht, jedenfalls keine Erklärung über den Raketenabzug. Möglicherweise gibt es solche Stimmungen im Volk. Aber wir Politiker und Staatsmänner sind Führer des Volkes, das nicht alles weiss und nicht gleich alles begreifen kann, was die Führer begreifen müssen. Deshalb müssen wir das Volk führen, dann wird uns das Volk folgen und achten.

Wenn wir, Stimmungen im Volk nachgebend, uns an der Leine einiger aufgebrachteter Bevölkerungsschichten führen liessen und uns geweigert hätten, ein vernünftiges Abkommen mit der Regierung der USA zu schliessen, hätte wahrscheinlich ein Krieg angefangen, in dessen Verlauf Millionen Menschen umgekommen wären, und die am Leben Gebliebenen würden sa-

gen, dass die Führer daran schuld seien, die keine notwendigen Massnahmen zur Verhütung dieses vernichtenden Krieges unternommen hätten.

Diese Verhütung des Krieges und des Überfalls auf Kuba hing nicht nur von Massnahmen ab, die unsere Regierungen ergriffen haben, sondern auch von den Handlungen feindlicher Kräfte, die sich in Ihrer unmittelbaren Nähe befinden. Deshalb musste man die Lage insgesamt berücksichtigen.

Ausserdem gibt es Aussagen, wir hätten uns mit Ihnen in diesen Fragen nicht konsultiert, bevor wir die Ihnen bekannte Entscheidung gefällt haben.

Dazu müssen wir erwidern: Wir haben uns mit Ihnen konsultiert, lieber Genosse Fidel Castro, als Sie uns Telegramme schickten, eines alarmierender als das andere, und schliesslich das letzte Telegramm von 27. Oktober\*, in dem Sie sagten, Sie seien fast davon überzeugt, dass der Überfall auf Kuba stattfinden würde. Sie meinten, das sei nur eine Frage der Zeit: Überfall innerhalb von 24 Stunden oder innerhalb von 72 Stunden. Nachdem wir von Ihnen dieses alarmierende Telegramm erhalten hatten, und da wir Ihren Mut kennen, meinten wir, das sei ein völlig begründeter Alarm.

War das keine Konsultation Ihrerseits mit uns? Wir haben das als äusserstes Alarmsignal aufgefasst. Unter den entstandenen Bedingungen, und da wir auch Information darüber hatten, dass zügellose Militaristen der USA die entstandene Situation ausnutzen und Kuba überfallen wollten, hätten wir Zeit verloren, wenn wir uns mit Ihnen weiterhin konsultiert hätten, und dieser Schlag wäre erfolgt.

Bei uns hatte sich die Meinung gebildet, dass die Imperialisten wie gebannt auf unsere strategischen Raketen auf Kuba starteten: Sie waren erschrocken, und aus Furcht, dass diese Raketen abgeschossen würden, konnten sie darauf verfallen, die Raketen durch ein Bombardement unbrauchbar zu machen oder die Invasion Kubas zu unternehmen. Und man muss sagen, dass sie die Raketen unbrauchbar machen konnten. Deshalb, so wiederhole ich, war Ihr Alarm völlig begründet.

Im Telegramm vom 27. Oktober haben Sie uns vorgeschlagen, als erste

\* Dieser Satz wurde der kubanischen Seite in folgender Fassung übermittelt: «... lieber Genosse Fidel Castro, als wir Ihre Telegramme erhielten, eines feierlicher als das andere, und schliesslich Ihr Telegramm vom 27. Oktober ...» (A. Gribkow)

einen Schlag mit Kernwaffen auf das Territorium des Gegners zu führen. Sie verstehen natürlich, welche Folgen das gehabt hätte. Es wäre nicht einfach ein überraschender Angriff gewesen, sondern der Beginn eines atomaren Weltkriegs.

Lieber Genosse Castro, ich halte diesen Vorschlag für falsch, obwohl ich Ihre Beweggründe verstehe.

Wir haben äusserst verantwortungsvolle Stunden durchlebt, da ein atomarer Weltkrieg beginnen konnte. Natürlich hätten wir den USA in diesem Falle riesige Verluste beigebracht, aber auch die Sowjetunion und das ganze sozialistische Lager hätten schwer gelitten. Was Kuba betrifft, das kubanische Volk, so ist es sogar schwer zu sagen, wie alles enden konnte. Kuba wäre zuerst im Feuer des Krieges verbrannt. Es gibt keinen Zweifel, dass das kubanische Volk heroisch gekämpft hätte, aber dass es heroisch umgekommen wäre, daran ist auch nicht zu zweifeln. Wir führen jedoch den Kampf gegen die Imperialisten nicht, um zu sterben, sondern um alle unsere Möglichkeiten zu nutzen, in diesem Kampf weniger zu verlieren und mehr zu gewinnen, um zu siegen, um den Sieg des Kommunismus zu erringen.

Jetzt haben wir als Ergebnis der durchgeführten Massnahmen das Ziel erreicht, das wir uns gesetzt hatten, als wir mit Ihnen vereinbarten, Raketen auf Kuba zu stationieren. Wir haben die verpflichtende Erklärung der USA, nicht selber auf Kuba einzudringen und auch ihre Verbündeten aus den Ländern Lateinamerikas davor zurückzuhalten. Alles das haben wir ohne Atomschlag erzwungen.

Wir meinten, dass man alle Möglichkeiten nutzen musste, um Kuba zu verteidigen, um die Unabhängigkeit, die Souveränität Kubas zu festigen, eine militärische Aggression unmöglich zu machen und einen atomaren Weltkrieg in der gegebenen Etappe auszuschliessen.

Das haben wir erreicht.

Hier haben wir natürlich Zugeständnisse gemacht, einen Kompromiss geschlossen; wir haben nach dem Prinzip Zugeständnis für Zugeständnis gehandelt. Die USA haben ebenfalls ein Zugeständnis gemacht, sie haben vor der ganzen Welt die Verpflichtung abgegeben, Kuba nicht anzugreifen.

Wenn man also vergleicht: Aggression seitens der USA und ein atomarer Krieg oder der Kompromiss, Zugeständnis für Zugeständnis, Unantastbar-

keit der Kubanischen Republik und Verhütung eines Weltkriegs – ich denke, dass die Bilanz eines solchen Vergleichs völlig eindeutig ist.

Natürlich können wir uns bei der Verteidigung Kubas wie auch anderer sozialistischer Staaten nicht auf Erklärungen der Regierung der USA verlassen. Wir treffen weiterhin alle Massnahmen, um unsere Verteidigungskraft zu stärken und unsere Kräfte zu vergrössern für den Fall eines notwendigen Gegenschlags.

Jetzt ist Kuba im Ergebnis unserer Waffenstationierung so gefestigt wie nie zuvor. Kuba besitzt auch nach der Demontage der Raketenanlagen mächtige Waffen zur Abwehr des Feindes, auf dem Lande, in der Luft, auf dem Meer und bei den Zugängen zur Insel. Gleichzeitig, wie Sie sich erinnern, haben wir in unserem Schreiben vom 28. Oktober an den Präsidenten der USA gesagt, dass «wir uns nicht der Verantwortung entziehen, dem kubanischen Volk Hilfe zu erweisen». Allen ist bekannt, dass das eine ernsthafte Warnung des Gegners ist.

Sie sagen, auch auf Meetings, dass man Amerika nicht glauben dürfe. Das ist natürlich richtig. Ihre Erklärungen anlässlich der Bedingungen bei den Verhandlungen mit den USA halten wir auch für richtig. Dass über Kuba ein amerikanisches Flugzeug abgeschossen wurde, erwies sich als nützliche Massnahme, da diese Operation gelungen war. Das ist eine Lehre für die Imperialisten.

Natürlich werden unsere Feinde die Ereignisse auf ihre Weise interpretieren. Die kubanische Konterrevolution wird auch versuchen, ihr Haupt zu erheben; aber wir denken, dass Sie mit dem inneren Feind auch ohne unsere Hilfe fertigwerden. Das Wesentliche, das wir erreicht haben, ist die Verhütung einer Aggression seitens des äusseren Feindes zur gegebenen Zeit.

Wir meinen, dass wir dem Aggressor eine Niederlage beigebracht haben. Er hatte sich darauf vorbereitet, Kuba zu überfallen, wir haben ihn davor zurückgehalten und zwingen ihn, vor der Weltöffentlichkeit zu erklären, dass er das in dieser Etappe nicht tun wird. Wir schätzen das als grossen Sieg ein. Die Imperialisten verzichten natürlich nicht auf den Kampf gegen den Kommunismus. Aber wir haben auch unsere Pläne und werden unsere Massnahmen treffen. Dieser Prozess des Kampfes wird andauern, solange es in der Welt zwei sozial-politische Systeme gibt, solange eines von ihnen – und wir wissen, dass das unser kommunistisches System ist – nicht in der ganzen Welt siegt und triumphiert.

Genosse F. Castro, wir haben beschlossen, Ihnen diese Antwort möglichst schnell zu schicken. Eine ausführliche Analyse all dessen, was geschehen ist, werden wir Ihnen in einem Brief geben, den wir in nächster Zeit absenden. Dort wird eine Analyse der Lage und unsere Bewertung der Konfliktlösung enthalten sein.

Jetzt, wo die Verhandlungen zur Konfliktregelung begonnen haben, bitten wir Sie, uns Ihre Gedanken mitzuteilen. Unsererseits werden wir Sie über den Verlauf dieser Verhandlungen unterrichten und die unumgänglichen Konsultationen durchführen.

Wir wünschen Ihnen, Genosse Fidel Castro, mit Ihrem ganzen Führungskollektiv Erfolge. Diese Erfolge wird es zweifellos geben. Es wird noch Ränke gegen uns geben, aber wir werden gemeinsam mit Ihnen alle Massnahmen ergreifen, um diese Ränke zu paralisieren und die Festigung und Entwicklung der kubanischen Revolution zu unterstützen.

N. Chruschtschow

*Schreiben des Ministerpräsidenten der Revolutionären Regierung der Republik Kuba F. Castro an den Vorsitzenden des Ministerrats der UdSSR N.S. Chruschtschow*  
31. Oktober 1962

Lieber Genosse Chruschtschow!

Ich habe Ihren Brief vom 30. Oktober erhalten. Sie meinen, dass Sie sich mit uns vor der Entscheidung über den Abzug der strategischen Raketen konsultiert haben. Sie berufen sich auf die alarmierenden Nachrichten, die, wie Sie sagen, aus Kuba kamen, und schliesslich auf mein Telegramm vom 27. Oktober. Ich weiss nicht, welche Nachrichten Sie erhalten haben; ich antworte nur auf das Schreiben, das in der Nacht des 26. Oktober an Sie gerichtet wurde und das Sie am 27. Oktober erhalten haben.\*

Angesichts der Ereignisse hatten wir uns auf den Kampf vorbereitet, und wir waren dazu bereit, Genosse Chruschtschow. Auf Kuba gab es nur eine Art

\* So im Text. Das Telegramm wurde aus Havanna erst am 27. abgesandt und in Moskau in der Nacht zum 28. Oktober empfangen. (A. Gribkow)

von Alarm: Gefechtsalarm. Als nach unserer Meinung ein imperialistischer Angriff unausweichlich erschien, hielt ich es für zweckmässig, Sie darüber zu unterrichten und sowohl die sowjetische Regierung wie auch die militärische Führung – sofern es sich um sowjetische Streitkräfte handelte, die verpflichtet waren, gemeinsam mit uns zur Verteidigung der Republik Kuba gegen einen Aggressor zu kämpfen – zur Wachsamkeit aufzurufen im Zusammenhang mit der Möglichkeit eines Angriffs, den wir nicht zu verhindern vermochten, dem wir aber Widerstand leisten konnten.

Ich habe Ihnen mitgeteilt, dass die Kampfbereitschaft unseres Volkes sehr hoch war und dass eine Aggression auf heroischen Widerstand stossen würde. Am Schluss des Schreibens habe ich Ihnen erneut wiederholt, dass wir die Ereignisse in Ruhe abwarten.\*

Die Gefahr konnte uns nicht aufregen, da wir den Druck auf unser Land schon längere Zeit gespürt und uns in gewissem Masse daran gewöhnt hatten.

Die sowjetischen Menschen, die sich bei uns befinden, wissen, wie bemerkenswert das Verhalten unseres Volkes in dieser Krisenperiode war und welch tiefe Brüderschaft zwischen den Menschen beider Völker in den entscheidenden Stunden entstand. Viele Menschen, kubanische und sowjetische, die bereit waren, mit höchster Würde zu sterben, vergossen Tränen, als der plötzliche, unerwartete und praktisch bedingungslose Waffenabzug bekannt wurde.

Sie wissen möglicherweise nicht, bis zu welchem Grade das kubanische Volk bereit war, seine Pflicht gegenüber der Heimat und der Menschheit zu erfüllen.

Ich nahm an, als ich Ihnen das schrieb, dass die Worte, die in meinem Brief enthalten sind, von Ihnen falsch interpretiert werden könnten. So ist das auch geschehen, vielleicht wegen der Übersetzung, vielleicht deshalb, weil ich viel mit wenig Worten sagen wollte. Ich habe jedoch nicht geschwankt, das zu tun. Meinen Sie nicht, Genosse Chrustschow, dass wir egoistisch von uns gedacht haben, von unserem hochherzigen Volk, das bereit war sich zu opfern, und nicht auf unbewusste Weise, sondern im vollen Bewusstsein der Gefahr, der es sich aussetzte?

\* Die Worte «die Ereignisse in Ruhe abwarten» entfielen bei der Übersetzung des Schreibens ins Russische. (A. Gribkow)

Nein, Genosse Chrustschow, es gab wenige solche Fälle in der Geschichte – und man kann sogar sagen, es gab keinen einzigen, weil niemals eine solche riesige Gefahr über einem Volk schwebte –, dass ein Volk bereit war, in einem so umfassenden Bewusstsein seiner Pflicht zu kämpfen und zu sterben.

Wir wussten, und nehmen Sie nicht an, wir hätten das nicht berücksichtigt, dass wir, wie in Ihrem Brief angedeutet wird, im Falle eines Atomkriegs vernichtet worden wären. Aber aus diesem Grunde haben wir Sie nicht gebeten, die Raketen zu entfernen, aus diesem Grunde haben wir Sie nicht gebeten zurückzuweichen. Denken Sie vielleicht, wir wollten diesen Krieg? Aber wie sollte man ihn vermeiden, wenn die Aggression bevorstand? Es war gerade davon die Rede, dass dieser Akt möglich war, dass der Imperialismus jede Lösung blockierte, und wir hielten es für unmöglich, dass seine Forderungen von der UdSSR und Kuba angenommen werden könnten.

Und wenn dieser Akt geschehen wäre, was tun mit diesen Wahnsinnigen, die einen Krieg entfesselt haben? Sie, Genosse Chrustschow, haben selber mehrmals erklärt, dass unter den gegenwärtigen Bedingungen ein Krieg unvermeidlich schnell in einen Atomkrieg übergeht.

Ich meine, dass im Falle einer Aggression den Aggressoren nicht ausserdem noch das Privileg eingeräumt werden darf, zu entscheiden, wann man Atomwaffen anwendet.

Die Zerstörungskraft dieser Waffen ist so gross und die Geschwindigkeit der Raketen ist so hoch, dass der Aggressor einen bedeutenden Vorteil erringt.

Ich habe Sie nicht dazu ermuntert, Genosse Chrustschow, dass die UdSSR zum Aggressor werden sollte, weil das mehr als falsch wäre, das wäre amoralisch und unwürdig von meiner Seite; ich habe davon gesprochen, dass in dem Moment, an dem der Imperialismus Kuba und die auf Kuba stationierten Luftstreitkräfte\* der UdSSR, die dafür bestimmt waren, unsere Verteidigung im Falle eines Angriffs von aussen zu unterstützen, überfallen hätten, die Imperialisten zum Aggressor gegen Kuba und die UdSSR geworden wären, und dann hätte ein vernichtender Gegenschlag folgen müssen.

\* So im Text. Es muss heissen: «Streitkräfte». (A. Gribkow)

Jeder hat seine eigenen Ansichten, und ich halte mit meinen nicht zurück, was die Gefährlichkeit der aggressiven Kreise des Pentagon und einen von ihnen geplanten Präventivschlag betrifft. Ich habe Sie, Genosse Chrustschow, nicht dazu ermuntert, dass in der Krise die Sowjetunion einen Angriff beginnt, wie das wohl aus dem hervorgeht, was Sie mir in Ihrem Brief sagen, sondern dass nach einem imperialistischen Angriff die UdSSR ohne zu zögern handelt und auf keine Weise den Fehler macht, eine Lage zuzulassen, bei der die Feinde den ersten Atomschlag auf sie führen.

Und in diesem Sinne, Genosse Chrustschow, beharre ich auf meinem Standpunkt, da ich meine, dass das eine reale und richtige Einschätzung einer bestimmten Situation war. Sie können mich davon überzeugen, dass ich mich irre, aber Sie können mir nicht sagen, dass ich irre, ohne überzeugt zu sein.

Ich weiss, dass dieses Thema so heikel ist, dass man nur unter ähnlichen Umständen und in einem ganz persönlichen Schreiben darüber sprechen kann.

Sie werden sich fragen, welches Recht ich hatte, das zu tun. Ich habe das angesprochen, ohne dem Bedeutung beizumessen, wie böartig\* ich erscheine, und folgte dem Befehl meines Gewissens, was die Pflicht eines Revolutionärs ist. Ich war geleitet vom uneigennützigem Gefühl der Liebe zur UdSSR, von der Begeisterung darüber, was sie für die künftige Menschheit darstellt, und von der Sorge, dass die Sowjetunion wieder ein Opfer von Treuebruch und Verrat seitens der Aggressoren würde, wie im Jahre 1941, was so viele Millionen Menschenleben und so gewaltige Zerstörungen gekostet hat. Ausserdem war derjenige, der mit Ihnen gesprochen hat, kein Kriegshetzer, sondern ein Kämpfer im gefährlichsten Frontabschnitt.

Ich sehe nicht, wie man behaupten kann, dass Sie sich über die von Ihnen getroffene Entscheidung mit uns konsultiert haben.

Ich kann in diesem Moment nichts mehr hoffen, als mich zu irren. Mögen Sie es sein, der völlig recht hat.

Nicht einzelne, wie man Sie informiert hat, sondern viele Kubaner erleben jetzt Augenblicke unbeschreiblicher Bitterkeit und Trauer.

\* So im russischen Text. Im spanischen Original: «... ohne dem Bedeutung beizumessen, wie heikel dieses Thema ist.» (A. Gribkow)

Die Imperialisten sprechen schon wieder von einer Invasion unseres Landes, wodurch sie beweisen, dass ihre Versprechungen schnell vergänglich und kaum vertrauenswürdig sind. Unser Volk bewahrt jedoch seinen unbeugsamen Willen zum Widerstand gegen die Aggressoren, und wohl stärker als jemals muss es auf sich selber und auf diesen Willen zum Kampf vertrauen.

Wir werden mit den ungünstigen Umständen kämpfen, werden die jetzigen Schwierigkeiten überwinden und schreiten vorwärts, nichts kann die Bande der Freundschaft zwischen unseren Völkern und unserer ewigen Dankbarkeit gegenüber der UdSSR zerstören. Mit brüderlichem Gruss

Fidel Castro.

*Schreiben des Vorsitzenden des Ministerrats der UdSSR N.S. Chruschow an den Ministerpräsidenten der Revolutionären Regierung der Republik Kuba F. Castro*  
31. Oktober 1962

Lieber Genosse Fidel Castro!

Gestatten Sie, Ihnen zu einem grossen Sieg zu gratulieren – ich wiederhole, zu einem grossen Sieg.

Wir haben soeben einen äusserst heftigen Konflikt mit den amerikanischen Imperialisten erlebt, sechs Tage, von denen man wirklich sagen kann, dass sie die Welt erschütterten. Lassen Sie uns betrachten, was sich ergeben hat, ziehen wir Bilanz, wägen wir ab, wie die Ergebnisse dieses in den letzten Jahren ernstesten Konflikts zwischen den Kräften des Sozialismus und des Imperialismus sind.

Das muss man tun, damit alle Genossen richtig verstehen, was bei diesem Konflikt revolutionärer marxistisch-leninistischer Kräfte mit den reaktionärsten imperialistischen Kräften passiert ist.

Stellen wir zuerst die Frage, welche Ziele die eine und die andere Seite verfolgt haben. Nicht die Frage, wie die Ereignisse verlaufen sind, sondern welche Ziele verfolgt wurden und womit alles geendet hat. Das ist die Hauptsache.

Das Ziel der Vereinigten Staaten von Amerika war die Liquidierung der kubanischen Revolution, der Sturz der revolutionären Regierung und die Wiederherstellung der Positionen amerikanischer Monopole auf Kuba, um

so die Herrschaft der USA-Monopolisten in allen lateinamerikanischen Ländern zu festigen. Die USA wollen möglichst bald Kuba vernichten, weil es eine Quelle revolutionärer Ideen ist, ein marxistisch-leninistischer Bazillus, der sich in ganz Lateinamerika ausbreitet, wobei er die Herrschaft des Monopolkapitals zersetzt. Kuba ist ein Knochen, der in der Kehle des amerikanischen Raubtiers steckengeblieben ist, und dieses kann sich nicht damit abfinden. Es möchte den Knochen herausreißen, um die Kehle zu befreien und weiterhin die Arbeit von Millionen Lateinamerikanern zu verschlingen, die auf Plantagen und in Unternehmen arbeiten, die dem Kapital der USA gehören. Das war also das Ziel, das sich die Vereinigten Staaten von Amerika, die Imperialisten, gestellt hatten.

Und welches Ziel verfolgten wir? Unser Hauptziel war und ist – das revolutionäre Kuba zu erhalten, seine Unabhängigkeit zu bewahren, der kubanischen Revolution die Möglichkeit zu geben, sich so zu entwickeln, wie es das Volk Kubas für notwendig hält, d.h. in Richtung des Aufbaus des Sozialismus. Das ist die Hauptsache.

Man muss sagen, dass in diesem Wettstreit die Kräfte des Sozialismus ungünstige Positionen hatten. Kuba hat ein kleines Territorium, geographisch ist es von der Sowjetunion weit entfernt, die Seewege, die unsere Länder verbinden, sind sehr lang, und Luftwege fehlen praktisch, da sowjetische Flugzeuge keine Erlaubnis für den Flug nach Kuba erhalten. Deshalb waren die Bedingungen dafür, dass die Sowjetunion der kubanischen Revolution die notwendige Hilfe erweist, falls die Imperialisten einen Krieg entfesseln, ausserordentlich schwierig. Hilfe erschien unwahrscheinlich, sogar unmöglich, wenn man von der äussersten Massnahme, von einem Atomschlag gegen die USA, absieht. Aber zu dieser äussersten Massnahme konnte man nur greifen, nachdem man nüchtern und sorgfältig alles abgewogen hatte, da sie einen atomaren Weltkrieg ausgelöst hätte. Ungeachtet dessen, dass alle diese äusserst wichtigen Faktoren für uns ungünstig waren, haben die Pläne, die wir mit Ihnen erwogen und verwirklicht haben, ihr Ziel erreicht.

Als wir mit Ihnen vereinbarten, sowjetische Atomraketen auf Ihrer Insel zu stationieren, haben wir vorausgesehen, wie schwierig es sein würde, die Stationierungsorte dieser Waffen vor den Amerikanern geheimzuhalten. Und als wir unsere militärischen Spezialisten schickten, forderten wir vor

allem von ihnen, solche Orte für die Stationierung der strategischen Raketen auszuwählen, die eine volle Garantie böten, dass die Raketenanlagen nicht entdeckt würden. Nur so können die Raketen eine bedrohliche Waffe sein, und man kann sie anwenden, wenn der Gegner die revolutionären Kräfte zu solchen Handlungen zwingt. Auf Kuba konnten die Raketen nur auf provisorischen Anlagen im Gelände, also offen, stationiert werden, und nicht so, wie man üblicherweise heute Raketen stationiert – man versenkt sie in der Erde, damit sie nicht von einer Detonationswelle funktionsuntüchtig gemacht werden.

Sie können sich vorstellen, welche Schwierigkeiten entstanden, als wir erfuhren, dass die Amerikaner tatsächlich die Raketenstellungen fotografiert hatten und genau kannten. Unter diesen neuen Bedingungen konnten unsere Raketen nicht mehr die Aufgaben erfüllen, für die sie gedacht waren. Im Gegenteil, die Anwesenheit der Raketen konnte Angst erzeugen und Amerikas reaktionäre Kräfte dazu treiben, den Ereignissen zuvorzukommen und die Raketen unschädlich zu machen, um die mögliche Anwendung zu verhindern. Um sie unschädlich zu machen, liebe Freunde – wir wissen das sehr genau –, verfügten die Amerikaner über alle Möglichkeiten. Denn Ihre Insel ist so schmal, dass Raketen jeden Punkt erreichen, sie brauchen nicht einmal von Flugzeugen abgeschossen zu werden, es genügen Schiffe. Man brauchte nur einige Raketen mit konventioneller Munition abzuschossen, und die Detonationswelle hätte unsere Anlagen zerstört, unsere Raketen wären nicht mehr einsatzfähig gewesen. Das wussten wir alles, aber Ihnen war das offenbar nicht umfassend bekannt. Wir haben Ihre Aufregung verstanden, als Sie mitteilten, dass Sie einen Bombenangriff oder eine Invasion im Laufe von 24-72 Stunden erwarten und dass man vor allem wahrscheinlich die Orte bombardieren würde, wo Raketen stationiert sind.

Wir bemühten uns, alles zu tun, um einen solchen Gang der Ereignisse abzuwenden. Damals stellten wir uns die Aufgabe, für unsere Zugeständnisse gleichwertige Zugeständnisse vom Gegner zu erhalten. Und das haben wir erreicht.

Wie kann man also die Resultate des Zusammenstosses mit dem Imperialismus bewerten, mit dem Anführer des imperialistischen Lagers, mit dem mächtigsten und aggressivsten imperialistischen Staat, der sich als Weltgendarm aufspielt?

Wir haben der Regierung der USA die öffentliche Erklärung abgerungen, die in der UNO schriftlich niedergelegt wird, dass die Vereinigten Staaten von Amerika auf eine Invasion Kubas verzichten und ihre Verbündeten davon zurückhalten werden. Die genaue Formulierung einer solchen Verpflichtung – das ist schon die nächste Etappe, die Aufgabe von Diplomaten in New York.

Wir schätzen dieses Ergebnis sehr hoch ein. Das Ziel, das wir uns stellten, als wir mit Ihnen die Stationierung vereinbarten, bestand eben darin, dass das revolutionäre Kuba auf seinem Territorium solche Mittel haben sollte, die einen Aggressor von einer Invasion zurückhalten; das war die Hauptaufgabe – und das haben wir erreicht.

Unsere Raketen, die auf Kuba stationiert waren, hätten natürlich in der allgemeinen Strategie eine Rolle gespielt. Aber nur eine Nebenrolle, da die Zahl an Raketen, die wir auf Kuba stationiert hatten, keine entscheidende Bedeutung besass und auch keine solche Bedeutung besitzen konnte. Man kann nicht die Hauptkräfte in allernächster Nähe des Gegners stationieren und zudem unter solchen geographischen Bedingungen, die es schwierig machen, die Stationierungsorte der modernsten Waffenarten geheimzuhalten und folglich überhaupt diese Waffen anzuwenden. Es ist deshalb natürlich, dass die Hauptkräfte der Sowjetunion, die Waffen von strategischer Bedeutung – Interkontinentalraketen – auf sowjetischem Territorium stationiert waren und bleiben.

Es ergibt sich folgende Frage: Vielleicht hätten wir nicht vereinbaren sollen, Atomraketen nach Kuba zu schaffen, dann hätte es keine Krise gegeben, und man könnte ruhiger leben. Das ist natürlich ein Trugschluss. Alles spricht dafür: Wenn wir diese Massnahmen nicht ergriffen hätten, würde Kuba einem Frosch ähneln, es würde ruhig abwarten, bis der Storch zuschnappt. Damit sich Kuba verteidigen konnte, musste man das also tun.

Sie und ich, wir haben jeden Tag eine Invasion Kubas erwartet. Die bewaffnete Intervention, die im vorigen Jahr gegen Ihr Land unternommen wurde, war nur eine Probe, und dazu noch von schlechten Regisseuren geleitet. Sie endete mit der militärischen und vor allem der moralischen Niederlage des amerikanischen Imperialismus. Deshalb hörte er jedoch nicht auf, an Kuba zu denken, er wollte es nicht in Frieden lassen; im Gegenteil, der völlige Misserfolg des Abenteuers bei Playa Giron zwang die Imperialisten, sich sorgfältiger vorzubereiten und den Zeitpunkt für einen Überfall

auf Kuba und die Zerschlagung der revolutionären Kräfte besser zu wählen.

Hätten die Imperialisten der Vereinigten Staaten diesen Plan verwirklichen können? Unserer Meinung nach konnten sie es. Und Sie haben das ebenso eingeschätzt, als wir darüber sprachen.

Anfang Oktober erklärte das Pentagon, dass im Karibischen Meer grosse Militärmanöver stattfinden würden, an der Flotte, Luftwaffe und Landeeinheiten der Marineinfanterie teilnahmen. Im Verlaufe dieser «Manöver», wie es die Amerikaner nannten, war auch eine Landungsoperation auf der Insel «Wekes» vorgesehen, zwischen den Zeilen musste man lesen – auf Kuba. Als Ziel der Operation wurde offen die Beseitigung der «Diktatur Ortsacs» genannt, das heisst – der revolutionären Regierung Kubas unter F. Castro. Um das zu verschleiern, bezeichnete man die Operation mit der Chiffre «Ortsac» (Name Castro rückwärts gelesen). Plötzlich wurde die Operation abgesagt.

Warum verzichteten die USA darauf? Sie begründeten es damit, dass ein Hurrikan ihre Schiffe abgetrieben habe. Wer etwas von Hurrikanen und von Kriegsschiffen versteht, weiss, dass diese Begründung nicht stichhaltig ist. Kein Hurrikan bringt moderne Kriegsschiffe auf See so durcheinander, dass man die Ordnung nicht wiederherstellen könnte. Übrigens haben die Amerikaner nicht erklärt, dass ein Schiff eine Havarie habe oder gesunken sei.

Was hat sie also zurückgehalten? Zurückgehalten hat sie die Meldung ihrer Aufklärer, dass auf Kuba ballistische Raketen mit Atomsprengköpfen stehen. Ein solcher «Hurrikan» hatte die amerikanischen Schiffe durcheinandergebracht. Die Führer der USA mussten auf den Plan verzichten, in Kuba einzudringen und die revolutionären Errungenschaften des kubanischen Volkes zu beseitigen. Sie begriffen, dass Kuba ein stählerner Igel ist, den man nicht verschlingen und auf den man sich nicht setzen kann. Deshalb zügelten sie sich, obwohl sie vor der ganzen Welt ihre ziemlich dreiste Aggressivität gezeigt hatten.

Nun wählte die Regierung der USA einen anderen Weg. Die Kubafrage wurde aus den Händen des Pentagon in die Hände von Diplomaten gelegt. Die USA zogen auch die UNO in die Angelegenheit hinein. Folglich war die Richtung schon eine ganz andere.

Was war das – eine Eingebung von oben, die Kennedy hatte, als er, wie

mitgeteilt wurde, in die Kirche beten ging? Nein, es waren die Raketen, die von den Amerikanern auf Kuba entdeckt wurden.

Also, liebe Freunde, das Spiel war der Mühe wert, so sagt man bei uns. Die Idee, Kuba zu verteidigen, indem man Raketen auf kubanischem Territorium stationiert, hat gewirkt. Die Raketenwaffen haben geholfen, sie haben den amerikanischen Imperialismus abgeschreckt, haben ihn gezwungen, auf eine direkte Invasion zu verzichten und, wie schon oben gesagt, den Kampf in die Sphäre der Diplomatie zu verlegen, eine direkte Korrespondenz zwischen dem Präsidenten der USA und dem sowjetischen Regierungschef zu beginnen, an die UNO zu appellieren.

Wir haben Sie noch nicht über die Gespräche informieren können, liebe Freunde, die Aussenminister Gromyko in den USA mit Präsident Kennedy und Staatssekretär Rusk direkt vor der Krise geführt hat. Wir hatten dazu keine Möglichkeit. Rusk hat bei dem Gespräch mehrmals Gromyko erklärt, dass Kuba für Amerika dasselbe sei wie Ungarn für die Sowjetunion. Dasselbe hatte Kennedy schon früher zu Adshubej gesagt, worüber wir Sie informiert haben. Kurz, sie wollten uns einreden, dass sie kein revolutionäres Kuba dulden könnten, wie wir kein konterrevolutionäres Ungarn geduldet haben. Und jetzt haben wir der Regierung der USA die Versicherung abgerungen, auf eine Invasion Kubas zu verzichten.

Das ist ein grosser Sieg. Aus der Auseinandersetzung mit den USA sind wir als eindeutiger Gewinner hervorgegangen.

Kurzsichtige Menschen, die nicht zu analysieren und die Perspektive des Kampfes nicht zu sehen vermögen, können sagen: Wieso, ihr seid abgezogen und sagt, dass ihr einen Sieg errungen habt, ihr wart doch damit einverstanden, die Atomraketen aus Kuba abzuziehen, was soll das für ein Sieg sein? Jetzt geht es jedoch nicht mehr um Anwesenheit oder Abwesenheit von Raketen auf Kuba. Der Gegner brauchte nur zu erfahren, dass Raketen auf Kuba sind, brauchte nur die Stationierungsorte zu erkunden, und diese Raketen haben ihre Bedeutung verloren, da man sie nicht unverhofft anwenden kann. Und das hatten wir natürlich nicht im Sinn.

Der Gedanke wäre lächerlich, dass wir die Raketen aus Kuba dem Imperialismus zuliebe abziehen. Nein, wir haben diesen Schritt getan, weil die Raketen ihre Aufgabe erfüllt hatten, ohne abgeschossen zu werden. Darin liegt die Stärke unserer Aktion. Wenn man das bildlich ausdrücken will, so

haben wir dem amerikanischen Imperialismus nur die Faust gezeigt, und er hat gleich das Recht Kubas auf Unabhängigkeit anerkannt, hat die Versicherung abgegeben, dass er Kuba nicht angreift und seine Verbündeten davon abhalten wird.

Ist das etwa eine Niederlage? Nein, liebe Freunde!

Natürlich werden die Imperialisten in Zeitungen das Gegenteil behaupten. Aber das werden sie tun, um ihr Gesicht zu wahren. Und wenn man das Wesen der Sache betrachtet, dann ist unsere Einschätzung das einzig Richtige.

Die Stationierung der Raketen war ein Mittel, um ein Ziel zu erreichen. Mit der Zustimmung zum Abzug der Raketen haben wir die kubanische Revolution in einer Weltkrise gerettet und die Gefahr eines atomaren Weltkriegs abgewendet. Mit dem Waffenabzug haben wir Kuba als unabhängige Republik gestärkt, haben keine Einmischung in seine inneren Angelegenheiten zugelassen und das Lebensrecht der kubanischen Revolution verteidigt, wir haben die internationale Anerkennung dieses Rechts in der Organisation der Vereinten Nationen erreicht.

Die Stationierung ballistischer Raketen war verständlicherweise ein aufgezwungenes Mittel, um das Hauptziel zu erreichen. Hätten wir die heutigen Versicherungen der USA, Kuba nicht anzugreifen, vor der Raketenstationierung gehabt, wäre die Frage der Stationierung gar nicht entstanden. Aber als wir mit Ihnen über diese Raketen verhandelten, waren wir der Meinung, dass man solche Versicherungen nicht erwarten konnte. Im Gegenteil, alles sprach dafür, dass die Invasion in naher Zukunft stattfinden würde. Deshalb haben wir uns auch beeilt. Und wir meinen, dass wir die Lage richtig eingeschätzt haben, wir konnten dem Gegner zuvorkommen, seine Invasionspläne vereiteln.

Wichtig war, die Verteidigung Kubas zu stärken, damit es nicht von den amerikanischen Aggressoren zermalmt würde.

Der Konflikt begann eher, als wir angenommen hatten. Aber das hatte keine Bedeutung. Wenn der Konflikt sogar später, als wir dachten, begonnen hätte, wäre der Prozess ebenso verlaufen.

Kann denn jemand denken, wir hätten die Raketen auf Kuba stationiert, um die USA anzugreifen, d.h. für den entscheidenden Kampf mit dem amerikanischen Imperialismus? So kann nur ein Wahnsinniger denken oder jemand, der unsere Ziele verzerren will, um zugunsten der Imperialisten zu urteilen.

Kuba ist wegen seiner geographischen Gegebenheiten, worüber schon gesprochen wurde, als Aufmarschgebiet für Angriffshandlungen völlig ungeeignet. Was ist das für eine Basis in einem modernen Krieg und zumal gegen einen so starken, aggressiven Staat wie die Vereinigten Staaten von Amerika, die nur wenige Dutzend Kilometer breit und leicht von allen Seiten zu überschauen ist?

Unser Ziel war nur Schutz, Verteidigung. Auf Kuba wurden einige Raketen stationiert, die nach den Worten von Dulles ein Mittel zur Abschreckung und Zügelung eines Aggressors waren. Und diese Raketen haben ihre Aufgabe erfüllt.

Nach dem Schock bei dem Gedanken, dass ein Atomkrieg auf eigenem Territorium zu befürchten ist, war die Regierung der USA gezwungen, Kuba nicht anzugreifen, trotz der Raserei des Pentagon und aller aggressiven Kreise.

Liebe Freunde, der Heroismus des kubanischen Volkes wird in die Geschichte eingehen, und Ihr Mut unterliegt bei keinem Volk einem Zweifel. Aber weder Mut noch Heroismus hätten Ihnen geholfen, wenn sich die Vereinigten Staaten auf Kuba gestürzt hätten, weil die Kräfte zu ungleich sind. Die Kubaner hätten heroisch gekämpft, aber die Revolution wäre zerschlagen worden, und das wäre wirklich eine ernste Niederlage der revolutionären Kräfte gewesen, weil die kubanische Revolution in der Geschichte des revolutionären Kampfes, des Kampfes für den Sozialismus, nicht nur an sich von Bedeutung ist, sie ist auch der Katalysator der revolutionären Bewegung in den lateinamerikanischen Ländern und den Ländern Asiens und Afrikas. Deshalb richtet der amerikanische Imperialismus auch seinen Unmut gegen Kuba, er will sich mit der Lage, die auf Kuba entstanden ist, nicht abfinden. Nicht allein Kuba ängstigt ihn – Kuba ist stark durch sein Beispiel, durch seinen marxistisch-leninistischen Geist, der Lateinamerika revolutioniert.

Von diesen Positionen aus muss man die Ergebnisse des Zusammenstoßes mit dem Imperialismus bewerten. Wir haben in diesem Kampf hundertprozentig gesiegt. Wir haben Waffen zur Verteidigung gegen eine Aggression auf Kuba stationiert. Die Vereinigten Staaten planten einen Überfall, aber sie haben Kuba nicht überfallen, und nicht nur das, sie haben sogar die Verpflichtung abgegeben, dass sie Kuba nicht angreifen werden, weder jetzt noch in Zukunft, und dass sie auch ihre Verbündeten in der westlichen Hemisphäre davon zurückhalten werden. Wer ist also zurückgewichen und wer

hat gewonnen? Zurückgewichen ist der Aggressor, der Imperialismus, und gewonnen haben die internationalen revolutionären Kräfte und vor allem die kubanische Revolution.

Wir waren damit einverstanden, die Raketen aus Kuba unter der Bedingung abziehen, dass die USA erklären, Kuba nicht anzugreifen. Die Regierung der USA ist darauf eingegangen, sie hat unsere Bedingungen akzeptiert und schon eine solche Erklärung abgegeben.

Jetzt kann man fragen, ob die USA Wort halten werden. Aber das wird die Zukunft zeigen. Jedenfalls haben wir den USA eine solche Erklärung abgerungen, und die kriegerischen Kräfte der Vereinigten Staaten von Amerika ärgern sich über den Misserfolg. Natürlich gibt es keine ewigen Verpflichtungen. Deshalb dürfen die abgegebenen Versicherungen nicht zu Selbstzufriedenheit verführen, unsere Sorge um die Stärkung der Verteidigung mindern, unsere Wachsamkeit einschläfern. Einem Gegner darf man niemals aufs Wort glauben. Aber das, was vom Gegner erklärt wurde, bindet ihm die Hände, umso mehr, als das öffentlich, über die UNO, geschah.

Ausserdem ist Kuba jetzt militärisch viel stärker als vor der Stationierung, sogar wenn wir die Raketen abziehen. Dabei musste selbst der Präsident der Vereinigten Staaten akzeptieren, dass diese Waffen legitime Mittel zur Verteidigung sind. Sie wissen selbst, dass bei der Verteidigungskraft, über die Kuba jetzt verfügt, kein lateinamerikanisches Land ohne direkte Hilfe der USA Ihr Land bezwingen kann. Mit diesen Waffen ist Kuba in der Verteidigung stärker als alle zusammengenommen.

Indem wir dem Abzug der atomaren Waffen aus Kuba zustimmten, haben wir auch in militärisch-strategischer Hinsicht nichts verloren. Die Raketen werden auf sowjetischem Territorium stationiert. Folglich ist das nur ein Wechsel der Stationierungsorte, aber die Summe, die Schlagkraft, ändert sich nicht. Während früher diese Raketen in unmittelbarer Nähe der USA standen, werden sie jetzt bei uns stehen und auf die Verbündeten dieses Hauptaggressors, des Führers der imperialistischen Staaten, gerichtet sein. Es dürfte kaum eine grosse Freude für die Türkei, Italien, England oder Westdeutschland sein, dass im Kriegsfall diese Raketen nicht in den USA explodieren, sondern vor allem gegen sie angewandt werden. Die USA selbst sind auch nicht der Gefahr eines atomaren Gegenschlags entronnen,

weil Raketen mit ebensolchen Sprengköpfen, aber grösserem Aktionsradius, hier stationiert sind, auf unserem Territorium. Jetzt wird der Kampf auf diplomatische Geleise gelenkt.

Man muss alles zur Festigung des Sieges tun. Der Imperialismus ist nicht endgültig zurückgewichen, er verstärkt jetzt seine Mittel, die Basen gegen Kuba, und wird versuchen, die revolutionären Kräfte hauptsächlich von innen heraus zu zersetzen, er wird Wirtschaftssabotage betreiben usw. Kurz, der Feind hat sich jetzt die Aufgabe gestellt und spricht schon direkt darüber, Kuba auszuhungern und alles zu tun, damit die Hilfe für Kuba die Sowjetunion auszehrt. Das ist ihr Plan. Deshalb ist es wichtig, dass die Menschen nicht gleich, aber nach einer gewissen Zeit, ohne zu zögern zur Arbeit in die Fabriken und auf die Plantagen zurückkehren. Denn man muss die Menschen ernähren.

Wir verstehen, dass Ihr Beschluss, das Volk zu bewaffnen, notwendig und richtig war. Aber jetzt ändert sich die Lage. Und wir meinen, dass man sich jetzt hauptsächlich dem wirtschaftlichen Aufbau zuwenden muss. Natürlich muss die Verteidigung auch weiterhin verstärkt werden, weil Rückfälle der Aggression möglich sind. Wenn wir, als wir uns seinerzeit in kapitalistischer Umkreisung befanden, nur an die Verteidigung gedacht und nicht die Wirtschaft entwickelt hätten, dann hätte unser Land natürlich nicht im Wettbewerb mit dem Kapitalismus überlebt und wäre zusammengebrochen. Das ist richtig auch in Bezug auf Kuba, das sich in einer besseren Lage befindet, da es heute in der Welt das mächtige Lager des Sozialismus gibt, das Ihre Verteidigung sichert und Ihnen die notwendige Hilfe erweist.

Das revolutionäre Beispiel wird seine Wirkung auf die Völker Lateinamerikas in dem Masse verstärken, wie sich der Lebensstandard, die Kultur, der Wohlstand des kubanischen Volkes erhöhen, und das erreicht man mit beharrlicher Arbeit. Sie als Marxisten-Leninisten verstehen das gut. Eine solche Aufgabe steht nicht nur vor Ihnen, sondern vor allen sozialistischen Ländern. Auch das sowjetische Volk spannt jetzt alle Kräfte an, um das wirtschaftliche Potential zu heben, es grösser als das aller kapitalistischen Länder zu machen, den höchsten Lebensstandard auf der Welt zu sichern. Das wird der anschauliche Beweis dafür sein, dass die Lehre des Marxismus-Leninismus richtig ist. Einen anderen Massstab gibt es nicht.

Sie haben gefordert, die amerikanische Marinebasis Guantanamo zu räumen und das kubanische Territorium, das von den USA okkupiert ist, zurückzugeben. Wir haben Ihnen schon gesagt, dass wir Ihre Haltung billigen und diese Forderung unterstützen. Allerdings bestehen jetzt nur schwache Hoffnungen, dass die USA auf ihre Basis verzichten und ihre Truppen von dort abziehen. Wir verfügen jedoch über Nachrichten, dass die Amerikaner jene Truppenteile aus Guantanamo zurückziehen, die im Zusammenhang mit der Krise dorthin gebracht worden sind.

Die Ereignisse um Kuba waren eine grosse Prüfung für die Imperialisten. Wir kennen gut unsere Schwierigkeiten, aber für den Imperialismus waren die Schwierigkeiten nicht geringer, sondern grösser. Kuba kennt aus eigener Erfahrung die Dreistigkeit des amerikanischen Imperialismus. Trotzdem hat er das kleine Kuba nicht überfallen. Hat ihn vielleicht Vernunft zurückgehalten? Nein. Wir haben erfahren, dass die amerikanischen Imperialisten sehr nervös waren und besorgt überlegten: In Kuba sind russische Offiziere, bei einem Überfall würde es natürlich Opfer unter ihnen geben, dann würde die Sowjetunion mit einem Schlag auf die europäischen Basen der amerikanischen Streitkräfte und auf die Vereinigten Staaten von Amerika selbst antworten.

Als wir uns bereit erklärten, unsere Atomraketen aus Kuba abzuziehen, haben wir die USA gewarnt, dass wir unsere Hilfe nicht einstellen und dass wir weiterhin die Kubanische Republik verteidigen werden. Das ist auch ein Aktivposten für Kuba.

Wir haben die Vereinigten Staaten von Amerika zur Einsicht gezwungen, dass ein Überfall auf Kuba für sie, für das ganze imperialistische Lager nicht ungestraft bliebe. Sie konnten sich mit eigenen Augen davon überzeugen, dass das revolutionäre Kuba jetzt nicht allein ist und dass auf seiner Seite die mächtigen Kräfte der Sowjetunion stehen, der Länder des sozialistischen Lagers, aller friedliebenden Staaten und Völker, die in Bewegung gerieten, wenn die Imperialisten versuchten, Kuba zu überfallen. Der Verlauf der Ereignisse hat gezeigt, dass unsere Massnahmen zur Beendigung des Konflikts, der im Ergebnis unvernünftiger Handlungen imperialistischer Kreise der USA entstanden war, völlig richtig waren.

Einige Hitzköpfe können allerdings sagen: Trotzdem war die Sowjetunion gezwungen, ihre Raketen von kubanischem Territorium abzuziehen. Stellen wir uns aber vor, was geschehen konnte, hätten wir das nicht getan.

Jedermann weiss, dass es bei den imperialistischen Kräften der USA zwei Lager gibt, zwei Richtungen in der Politik – ein Lager mehr oder weniger Gemässigter und ein Lager, ich würde sagen, tollwütiger Politiker. Gerade diese tollwütigen Politiker forderten schon lange und sie fordern weiter, möglichst bald einen Krieg gegen die Sowjetunion und die Länder des sozialistischen Lagers zu beginnen. Sie begreifen, dass die Zeit gegen das Lager des Imperialismus arbeitet, und sie beeilen sich, einen Krieg zu entfesseln, da mit der Zeit ihre Chancen auf einen Sieg immer kleiner werden. Deshalb sahen sie auch in der Kubakrise eine günstige Gelegenheit, die Welt in eine atomare Katastrophe zu stürzen. Aber sie irren sich auch jetzt, weil die Kräfte der Sowjetunion und anderer Länder des Sozialismus schon die Kräfte des imperialistischen Lagers übertreffen.

Wäre es vorteilhaft für uns gewesen, diese Krise auszunutzen und zuzulassen, dass sie in einen atomaren Weltkrieg ausartet? Ich denke, auf diese Frage braucht man gar nicht zu antworten. Die Antwort ist klar, und es kann nur eine Antwort geben: Wir brauchen keinen Krieg. Die aggressiven Kräfte brauchen ihn, die Wahnsinnigen, die jede Aussicht auf einen Sieg im friedlichen Wettbewerb mit dem Sozialismus verloren haben. Deshalb denken sie auch: Wenn sie sowieso sterben müssen, dann mit Musik, wie man sagt, obwohl diese Musik aus Explosionen von Atombomben bestünde.

Wir allerdings, wir Menschen, die eine helle Zukunft für die Menschheit bauen – den Kommunismus, gedenken weder mit Musik noch ohne Musik zu sterben.

Wir müssen leben, damit wir die Sache des Kommunismus bis zum endgültigen Sieg führen. Natürlich wird es noch manche Gefechte mit den Kräften des Imperialismus geben, denn die Imperialisten wissen, dass unser System der Totengräber des Kapitalismus ist. Aber in diesem Kampf müssen wir vernünftig handeln und als gute Strategen die Gefechte führen, um vorwärtszumarschieren. Kein kluger Heerführer rückt auf direktem Wege voran. Nur die Krähe fliegt geradeaus, und im Volk sagt man: Sie fliegt geradeaus, aber kommt nicht nach Haus. Vernünftige Strategie und Taktik heisst, die Lage zu studieren und zu verstehen. Kampftaktik erfordert auf jeder Etappe neue Mittel zur Erreichung des Hauptziels. Und der Weg zum Ziel – das ist nicht die gerade Linie zwischen zwei Punkten. Nein, das ist ein gewundener Weg.

Im Kampfverlauf muss man, je nach der Lage, von einem Mittel zum anderen übergehen, vom direkten Sturmangriff zur längeren Belagerung, man muss Umwege wählen. W.I. Lenin hat gesagt: «Unsere Pflicht als Kommunisten besteht darin, alle Formen zu beherrschen, mit maximaler Geschwindigkeit eine Form durch eine andere zu ersetzen, mit einer anderen zu ergänzen, unsere Taktik an jede Veränderung, die nicht durch unsere Klasse oder unsere Anstrengungen entstanden ist, anzupassen.»

Unser Ziel ist der Kommunismus, und wir schreiten überzeugt auf dieses Ziel zu. Aber auf dem Wege dorthin müssen wir Hindernisse und Schwierigkeiten überwinden, Gefechte mit imperialistischen Kräften führen, die unsere Vorwärtsbewegung stören wollen. Der Konflikt um Kuba – das ist ein solches Gefecht, das die Kräfte der Aggression uns aufzwingen wollten.

Wir meinen, dass wir in diesem Konflikt alles genutzt haben, was möglich war. Und wir haben diese Schlacht gewonnen.

Wir haben einen grossen moralisch-politischen Sieg errungen. Die Völker haben wiederum gesehen, dass die Kräfte des Sozialismus, die Kräfte der Kämpfer für den Frieden imstande sind, die Kräfte des Krieges und der Aggression aufzuhalten. Und das beunruhigt jetzt die Aggressoren. Die imperialistischen Kräfte der Vereinigten Staaten haben im Konflikt mit Kuba eine ernste moralische Niederlage erlitten. Sie haben sich vor der ganzen Welt als Aggressoren erwiesen, die die Gefahr eines neuen Weltkriegs schaffen. Die Völker aller Länder verurteilen die aggressiven Handlungen der Vereinigten Staaten, die in eine immer grössere moralische Isolation geraten. Sogar die Regierungen ihrer Verbündeten in der NATO und in anderen Militärblöcken unterstützen eine solche Politik nur formal und verschämt, obwohl sie eigentlich auf Seiten der USA, auf Seiten des Aggressors sind.

Wir haben fest auf den Positionen der Verteidigung der Kubanischen Republik gestanden, wobei wir in taktischen Fragen Vernunft und Zurückhaltung gezeigt haben.

Kuba war in dieser Krise im Brennpunkt, es spielte eine bestimmte Rolle. Der Streit ging nicht nur um Kuba, und er ging über den Rahmen Kubas hinaus. Die Frage lautete: Siegen die Kräfte des Friedens oder die Kräfte des Krieges? Jetzt kann man sagen, dass die revolutionären Kräfte, die Kräfte des Friedens gesiegt haben und gestärkt aus dieser Krise hervorgegangen sind.

Die Kräfte des amerikanischen Imperialismus, ja des amerikanischen, am meisten kriegslüsternden Imperialismus, sind zurückgewichen. Sie sind jetzt durch die Entwicklung der revolutionären Kräfte eingeschüchtert und haben begriffen, dass diese Kräfte auch weiterhin erstarken werden.

Zum ersten Male in der Geschichte spürten die Vereinigten Staaten von Amerika die Gefahr eines Atomkrieges direkt auf ihrem Territorium. Die heutige Generation von Amerikanern kennt nicht die Schrecken des Krieges im eigenen Land. Schliesslich gibt es schon ungefähr hundert Jahre, seit dem Bürgerkrieg, auf dem Territorium der USA keine Kriege. Jetzt merken sie, dass der Ozean die USA nicht schützt und dass ein atomarer Krieg auch auf die Vereinigten Staaten übertragen wird, wenn ihn die amerikanischen herrschenden Kreise entfesseln.

Dabei spielten die sowjetischen Raketen eine Rolle. Man kann mit vollem Recht sagen, dass bei der Regelung des Konflikts um Kuba nicht die Vernunft der amerikanischen Imperialisten, sondern ihre Furcht vor den Kräften der Sowjetunion, vor unseren Atomwaffen eine Rolle spielte, die Furcht vor den revolutionären Kräften des kubanischen Volkes, das bereit war, seine gerechte Sache bis zum Ende zu verteidigen. Das alles muss man bedenken.

Der erfolgreiche Kampf für die Bewahrung der Unabhängigkeit Kubas, unser unbezweifelbarer Sieg in dieser Schlacht zwingt viele Menschen, die internationale Lage und das Kräfteverhältnis in der internationalen Arena anders als bisher zu sehen. Sie werden sich jetzt die Möglichkeit eines katastrophalen Atomkriegs realer vorstellen. Obwohl Diplomaten und Politiker bürgerlicher Staaten bei Verhandlungen über Abrüstung und andere Fragen gewöhnlich streiten, werden sie jetzt diese Fragen feinfühlicher behandeln, weil die Ereignisse um Kuba gezeigt haben, dass ein Atomkrieg wegen unvernünftiger Handlungen imperialistischer Kräfte eine reale Bedrohung geworden ist. Das versteht man jetzt auch im Westen deutlicher, und nicht zufälligerweise hat Kennedy selbst vom Abschluss eines Nichtangriffspakts zwischen den Ländern der NATO und des Warschauer Vertrages gesprochen.

Natürlich denke ich nicht, dass wir uns nach alledem gleich an einen Tisch setzen und einen Abrüstungsvertrag unterschreiben. Die Imperialisten gehen jetzt offensichtlich noch nicht darauf ein. Die Krise um Kuba zwingt sie jedoch, irgendwelche unbestimmten Lösungen für eine nach ihrem Ver-

ständnis kontrollierte Abrüstung zu suchen. Auf eine allgemeine und vollständige Abrüstung, die wir vorschlagen, gehen sie nicht ein, weil sie über das Anwachsen revolutionärer Kräfte zu erschrocken sind, und im Erhalt der Waffen sehen sie ein Mittel zur Einschüchterung der Völker. Auf Waffen werden sie natürlich nicht verzichten. Aber die Völker, die einfachen Menschen, werden diese Bedrohung stärker spüren und verstehen und Druck auf die aggressiven Kräfte ausüben, sie werden ein Abrüstungsabkommen fordern. Und das ist für uns von grossem Wert. Das geht zu unseren Gunsten. Unsere Stimme wird im Kampf um Frieden und Abrüstung immer lauter erklingen. Und immer mehr wird man uns zuhören, und gegenüber den aggressiven Kräften, den Kräften des imperialistischen Lagers, wird das Misstrauen immer mehr wachsen. Das ist auch unser Sieg im Kampf um den Menschen. Auch hier, das wiederhole ich, sind wir Sieger, ohne in der Hauptsache nachzugeben: in der Bewahrung der revolutionären Errungenschaften auf Kuba, in der Verhütung eines Atomkriegs. Das war ein Test, geprüft wurden Festigkeit und Möglichkeiten zweier Lager – des Lagers des Friedens und des Lagers des Krieges. Wir, das sozialistische Lager, haben diese Prüfung bestanden.

Manche werden sagen, Kennedy habe gewonnen. Sie behaupten das, weil sie die wirkliche Lage nicht verstanden haben. Andere werden das absichtlich sagen, um zu versuchen, einen Schatten auf den Sieg zu werfen, den das sozialistische Lager errungen hat.

Zweifellos werden Kennedy und die Demokratische Partei alles tun, um Vorteile aus dem Geschehen zu ziehen und bei den bevorstehenden Kongresswahlen in den USA ihre Positionen zu festigen. Möglicherweise hat Kennedy auch die Krise um Kuba absichtlich vor den Wahlen entfacht. Wir brauchen natürlich nicht die Niederlage der Republikanischen Partei zu beweinen oder uns über den Sieg der Demokratischen Partei zu freuen. «Wohltaten» haben wir weder von der einen noch der anderen Partei zu erwarten. Sowohl die Demokraten wie die Republikaner verfolgen eine zügellose aggressive Politik. Beide Parteien tragen in gleichem Masse die Verantwortung für die Kubakrise.

Der Gerechtigkeit halber muss man jedoch sagen, dass es in den führenden Kreisen der USA, die vom Kriegsrausch erfasst sind, auch Menschen gibt, die das Kräfteverhältnis nüchterner beurteilen. Das bedeutet nicht, dass

diese Leute weniger aggressiv wären, aber indem sie das Kräfteverhältnis in der internationalen Arena real einschätzen, ziehen sie den richtigen Schluss, dass die USA einen Krieg, den sie entfesseln, nicht gewinnen und somit nicht ihr Ziel erreichen. Die USA würden auch riesige Verluste erleiden, obwohl sie die Möglichkeit haben, den Ländern, gegen die ihre Waffen gerichtet sind, grossen Schaden zuzufügen.

Unserer Meinung nach gehört zu dieser Gruppe auch J.F. Kennedy, und er wollte offenbar keine Eskalation, so dass wir uns einigen und die Krise mit Kompromissen beenden konnten, die zu unseren Gunsten, zugunsten der Bewahrung des Friedens ausgingen. Jede Seite wird natürlich ihre eigene Auffassung darüber haben, wessen Schritte die Beendigung des Konflikts ermöglicht haben. Aber die Geschichte ist unerbittlich. Sie wird ihre Bilanz ziehen. Das wichtigste Ergebnis besteht darin, dass die Unabhängigkeit des revolutionären Kuba erhalten blieb und der Frieden gesiegt hat, worüber sich alle Völker freuen können.

Es war eine Krise, die tatsächlich die Welt an den Rand eines zerstörerischen Atomkriegs geführt hat. Wie haben wir ihn vermieden? Wir sind auf einen Kompromiss eingegangen, auf Zugeständnisse. Die andere Seite hat auch Zugeständnisse gemacht. Der Gegner hat gespürt, dass die Kräfte mindestens gleich stark sind. Wir meinen jedoch, dass unsere Kräfte stärker sind als die des Imperialismus.

Worin bestanden die gegenseitigen Zugeständnisse? Um einen Angriff auf Kuba auszuschliessen, um die Unabhängigkeit und die Errungenschaften Kubas zu bewahren, erklärten wir die Bereitschaft, unsere Waffen, die von den USA als Angriffswaffen bezeichnet wurden, abzuziehen. Wir taten das jedoch unter der Bedingung, dass die Vereinigten Staaten durch den Mund ihres Präsidenten erklären, auf eine Invasion Kubas zu verzichten, die Souveränität Kubas anzuerkennen und ihre Verbündeten von einer Invasion abzuhalten. Unsere Bedingungen wurden vom Präsidenten der USA angenommen. Auf diese Weise haben wir unser Ziel erreicht, und zwar hundertprozentig. Denn gerade dieses Ziel – der Schutz Kubas vor einer Invasion und die Bewahrung der Unabhängigkeit – hatten wir uns auch damals gestellt, als wir unsere atomaren Raketen auf Kuba stationierten.

Wenn man eine Gesamtbilanz zieht, wird deutlich, dass derjenige verlo-

ren hat, der einen Überfall auf Kuba plante, der die revolutionären Errungenschaften des kubanischen Volkes liquidieren und die Herrschaft der amerikanischen Monopole wiedererrichten wollte. Folglich haben die USA, als sie den Verzicht auf die Invasion Kubas erklärten, das wesentliche Zugeständnis gemacht. Wir haben ein taktisches Zugeständnis gemacht, einen taktischen Kompromiss geschlossen, und wir meinen, dass die Kräfte des Sozialismus, die Kräfte des Friedens daraus gewonnen haben.

Kommunisten dürfen in notwendigen Fällen nicht Kompromisse ablehnen. Dazu hat W.I. Lenin gesagt:

«Man darf Kompromisse nicht grundsätzlich ablehnen. Es geht darum, dass man trotz aller Kompromisse, die manchmal durch die Kraft der Umstände sogar der revolutionärsten Partei, sogar der revolutionärsten Klasse aufgezwungen werden, dass man trotz aller Kompromisse die revolutionäre Taktik und Organisation, das revolutionäre Bewusstsein, die Entschlossenheit und die Bereitschaft der Arbeiterklasse und ihrer organisierten Avantgarde, der Kommunistischen Partei, bewahrt, festigt, stählt, entwickelt...

Der Schluss ist klar: Es ist ebenso unsinnig, jegliche Abkommen oder Kompromisse mit Räubern abzulehnen, wie man auch die Beteiligung am Banditentum nicht aus der abstrakten Haltung rechtfertigen kann, dass, allgemein gesprochen, Abkommen mit Räubern manchmal zulässig und notwendig sind.»

Es wäre natürlich dumm, wenn man sagte: Nein, es war nicht nötig, in einen Kompromiss einzuwilligen. Heisst das, wir hätten einen Krieg in Kauf nehmen müssen? Was wäre geschehen, wenn wir einen Krieg ausgelöst hätten? Unser Land hätte überlebt. Aber Kuba hätte aufgehört zu bestehen, es hätte einen Atomschlag nicht überlebt. Welche Leiden hätten die Überlebenden zu erdulden? Nur ein Unwissender auf dem Gebiet des Marxismus-Leninismus kann unvernünftig handeln nach dem Prinzip, wenn man schon sterben müsse, dann sei das schön. Das ist die Psychologie eines Selbstmörders.

Wir haben den Frieden erhalten, folglich haben wir uns die Möglichkeit bewahrt, unsere Kräfte weiter zu entwickeln. Und unsere Perspektiven sprechen von unseren grossen Möglichkeiten, davon, dass die Zukunft uns gehört.

Die Ereignisse, die durch die aggressiven Handlungen des amerikanischen Imperialismus gegen das revolutionäre Kuba hervorgerufen wurden,

waren in der Nachkriegsperiode der erste direkte Zusammenprall der Kräfte des Kapitalismus mit den Kräften des Sozialismus, als sich die Frage nach einer möglichen Anwendung von Atomraketen ergab.

Dieser Zusammenprall war ein erster Test für beide Systeme, eine Überprüfung ihrer Positionen, eine Kraftprobe. Und diesen Test hat das sozialistische System siegreich bestanden. Die Aggression des amerikanischen Imperialismus gegen das revolutionäre Kuba wurde vereitelt.

Dieses Ergebnis spricht von der Richtigkeit unserer Linie, der Linie der weltweiten kommunistischen Bewegung, von der die Besonderheiten der gegenwärtigen Epoche richtig eingeschätzt werden, wie man es in der Deklaration auf der Beratung von Vertretern von Arbeiter- und Kommunistischen Parteien aus dem Jahre 1957, in der Erklärung von 81 Parteien aus dem Jahre 1960 sowie in den Beschlüssen des XX. und XXII. Parteitags und im Programm der KPdSU lesen kann. Es wird vor allem die Schlussfolgerung bestätigt, dass es in unserer Epoche keine schicksalhafte Unvermeidlichkeit des Krieges gibt, dass seine Verhütung möglich ist. Und das nicht deshalb, weil der Imperialismus «zahn» geworden ist und niemanden mehr überfallen will. Nein, die Imperialisten trachten nach einem Krieg gegen das sozialistische Lager. Aber wir leben in einer Zeit, wo der Imperialismus längst nicht mehr allmächtig ist. Er ist jetzt nicht imstande, nach seinem Willen die Richtung und den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse zu bestimmen. Jetzt hängt die Entscheidung über Krieg oder Frieden nicht nur von den aggressiven Kräften ab. Den aggressiven Kräften stehen die Kräfte des Friedens und des Sozialismus gegenüber, sie können die Aggressoren zügeln. Das konnte nicht besser demonstriert werden als im Verlauf der Kubakrise. Das kleine Kuba befindet sich in unmittelbarer Nähe eines imperialistischen Raubtiers – der Vereinigten Staaten von Amerika. Das Raubtier hat seinen Rachen aufgesperrt, hat seine Zähne gebleckt, aber dann hat es sich von Kuba davongeschlichen. Nicht Vernunft hat den Räuber vertrieben, sondern die Furcht vor der Stärke der globalen revolutionären Bewegung, vor der Stärke des sozialistischen Lagers, und niemand wird uns der Prahlerei bezichtigen, wenn wir sagen: in erster Linie vor der Kraft und Stärke der Sowjetunion.

Dieser Sieg ist durch hervorragende Leistungen unseres Landes auf dem

Gebiet von Wissenschaft und Technik vorbereitet worden, von den Flügen unserer Raumschiffe, von den erstaunlich genauen Treffern mächtiger ballistischer Raketen. Diese Erfolge beruhen auf dem stürmischen Wachstum der sozialistischen Wirtschaft, auf der Überlegenheit des sozialistischen Wirtschaftssystems über das kapitalistische. Während sich in den kapitalistischen Ländern wieder die ökonomischen Schwankungen verstärken, während man in den USA einen neuen Produktionsrückgang verzeichnet, ist für die sozialistischen Länder das gleichmässige Ansteigen der ökonomischen Entwicklung charakteristisch. Das alles zusammen hat solche Bedingungen geschaffen, unter denen sich der Imperialismus schon zu fürchten beginnt, einen Krieg zu entfachen. Er hat alle seine Kräfte gegen Kuba mobilisiert, aber den Angriff nicht gewagt.

Man kann ohne Weiteres sagen, dass sich in diesem Fall die Ereignisse so entwickelten, wie das in der Erklärung, die 1960 auf der Beratung von Vertretern von Kommunistischen und Arbeiterparteien angenommen wurde, dargelegt wird:

«Die aggressive Natur des Imperialismus hat sich nicht verändert. Es sind jedoch reale Kräfte entstanden, die fähig sind, seine aggressiven Pläne zu vereiteln. Schicksalhafte Unvermeidlichkeit eines Krieges gibt es nicht. Ginge es nach dem Willen der Imperialisten, hätten sie die Menschheit schon in den Abgrund von Elend und Schrecken eines neuen Weltkriegs gestürzt. Aber die Zeit ist vorbei, als die Imperialisten die Möglichkeit hatten, nach ihrer Willkür zu bestimmen, ob es einen Krieg geben soll oder nicht...

Es ist eine Zeit gekommen, wo man die Versuche der imperialistischen Aggressoren, einen Weltkrieg zu entfesseln, durchkreuzen kann. Mit den vereinten Anstrengungen des sozialistischen Weltlagers, der internationalen Arbeiterklasse, der nationalen Befreiungsbewegungen aller Länder, die gegen den Krieg auftreten, und aller friedliebenden Kräfte kann man einen Weltkrieg verhüten.»

Der Rückzug der Kräfte des amerikanischen Imperialismus während der kubanischen Ereignisse bestätigt so deutlich wie nie zuvor, dass das Kräfteverhältnis zwischen Sozialismus und Kapitalismus in unserer Epoche nicht zugunsten des Kapitalismus ist und dass das sozialistische Weltsystem eine entscheidende Kraft bei der Entwicklung der ganzen menschlichen Gesellschaft werden wird.

Die gegenwärtige Epoche ist die Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus. Versuche der Imperialisten, einzelne Länder vom so-

zialistischen System abzuspalten, können mit Erfolg zurückgeschlagen werden, wenn die Kräfte des Sozialismus und des Friedens organisiert und klug handeln. Am Beispiel des Scheiterns der aggressiven Pläne der USA in Bezug auf Kuba wurde die Lebenskraft der Erklärung von 1960 demonstriert, dass die kommunistischen Parteien «... es für ihre internationale Pflicht halten, die Völker aller Länder aufzurufen, sich zusammenzuschließen, alle ihre inneren Kräfte zu mobilisieren, aktiv zu handeln und, auf die Stärke des globalen sozialistischen Systems gestützt, die Einmischung der Imperialisten in die Angelegenheiten eines Volkes, das sich zu einer Revolution erhebt, zu verhüten oder dagegen entschiedenen Widerstand zu leisten.»

Wir meinen, dass die Sowjetunion im Falle Kuba würdig diese internationale Pflicht erfüllt hat. Der Export der Konterrevolution wurde zu gegebener Zeit verhindert.

Das wird das Ansehen der sozialistischen Länder in der Welt weiter erhöhen, wird die Anziehungskraft des Sozialismus auf die Menschen steigern. Was Kuba betrifft, so erhält es die Möglichkeit, auch weiterhin die Rolle des Leuchtturms der Revolution auf dem amerikanischen Kontinent zu spielen. Die Verhütung eines von den amerikanischen Imperialisten entfesselten Krieges, das Scheitern der geplanten militärischen Intervention der USA in Kuba bedeutet einen Sieg des Prinzips der friedlichen Koexistenz.

Die friedliche Koexistenz zweier Systeme, das ist auch ein Kompromiss, auch ein gegenseitiges Zugeständnis. Die sozial-ökonomischen Systeme der beiden Lager, des sozialistischen und des kapitalistischen, sind direkt gegensätzlich, antagonistisch. Wenn wir jetzt leben und das Leninsche Prinzip der Koexistenz anwenden, ist das auch ein Kompromiss, ein gegenseitiges Zugeständnis, das darin besteht, dass sie unser System dulden müssen, dass sie damit rechnen müssen, während umgekehrt auch wir ihr System dulden und damit rechnen müssen. Das Prinzip der friedlichen Koexistenz ist von W.I. Lenin deklariert worden. Jetzt hat es der Sozialismus der ganzen Menschheit als einzig vernünftiges Prinzip der Beziehungen zwischen Staaten mit unterschiedlichen sozial-ökonomischen Systemen vorgeschlagen. Das heisst, die Imperialisten sind gezwungen, dieses Prinzip sogar gegen ihren Wunsch zu akzeptieren. Damit wird bestätigt, was im Programm der KPdSU steht:

«Unter Bedingungen, wenn der Imperialismus nicht mehr die dominie-

rende Rolle in den internationalen Beziehungen spielt und das sozialistische System immer grössere Bedeutung gewinnt, wenn in der Weltpolitik der Einfluss von Staaten, die ihre nationale Unabhängigkeit erkämpft haben, und der Volksmassen der kapitalistischen Länder stark gewachsen ist, entsteht die reale Möglichkeit, dass neue Prinzipien, die vom Sozialismus hervorgebracht wurden, den Sieg über Prinzipien der aggressiven imperialistischen Politik erringen.»

Wir meinen, dass die Kräfte des Sozialismus, die Kräfte des Friedens in dieser Schlacht gewonnen haben. Und wie wird sich die Lage in Zukunft gestalten? Im Weiteren werden wir mit der Entwicklung unserer Wirtschaft unsere Kräfte verstärken, und wenn der Imperialismus durch seine Handlungen wieder eine Krise in irgendeinem Gebiet der Welt hervorruft, werden wir diese Kräfte nutzen – nicht nur die Kräfte, sondern auch alle Mittel, diplomatische, politische und Mittel der öffentlichen Entwicklung, um die Handlungen der Aggressoren zu paralisieren und keinen Krieg zuzulassen. Sollte man uns trotzdem einen Krieg aufzwingen, dann werden wir alles tun – und wir werden es tun, um den Aggressoren mit einem mächtigen Gegenschlag zu antworten.

Das ist die Zeit, in der wir leben. Das ist das reale Kräfteverhältnis. Das sind die Analyse und unsere Schlussfolgerungen, wie die Kubakrise gelöst wurde. Sie wurde richtig gelöst, im Interesse des kubanischen Volkes, im Interesse der Erhaltung des Friedens.

Lieber Genosse Fidel! In diesen aufregenden Tagen ist uns Kuba noch näher gerückt. Wir stehen immer hinter Kuba und tun im Interesse Kubas alles Notwendige, das in unseren Kräften steht. Ich sende Ihnen einen herzlichen Gruss, auch von unserem gesamten brüderlichen Kollektiv. Sie müssen wissen, liebe Genossen, dass wir alles unternehmen, um Kuba zu stärken, um die kritische Lage zu beenden, um Bedingungen für den friedlichen Aufbau eines neuen Lebens durch das kubanische Volk zu schaffen, eines Lebens auf sozialistischen Grundlagen.

Ich sende Ihnen, der gesamten kubanischen Führung in Partei und Staat, allen Kubanern, die tapfer ihre Heimat verteidigen, die besten Wünsche. Ich wünsche Ihnen, liebe kubanische Brüder, Erfolge bei der Bewahrung der Sicherheit in Ihrer aufblühenden Heimat.

N. Chrustschow

## 2. Botschaften zwischen Nikita Chruschtschow und John F. Kennedy

*Schreiben des Vorsitzenden des Ministerrats der UdSSR N.S. Chruschtschow an den Präsidenten der USA John F. Kennedy  
(Kopie an den Amtierenden Generalsekretär der UNO U Thant)  
27. Oktober 1962*

Sehr geehrter Herr Präsident!

Ich habe mit grosser Befriedigung Ihre Antwort an Herrn U Thant zur Kenntnis genommen, dass man Massnahmen ergreifen müsse, um eine Berührung unserer Schiffe auszuschliessen und dadurch unkorrigierbare verhängnisvolle Folgen zu vermeiden. Dieser vernünftige Schritt von Ihrer Seite bestärkt mich in der Auffassung, dass Sie sich um die Erhaltung des Friedens sorgen, was ich mit Befriedigung vermerke.

Ich habe schon gesagt, dass unser Volk, unsere Regierung und ich persönlich als Vorsitzender des Ministerrats nur danach trachten, unser Land zu entwickeln, damit es unter den Völkern der Welt im wirtschaftlichen Wettbewerb, in Kultur und Kunst, im Lebensstandard einen würdigen Platz einnimmt. Das ist das edelste und notwendigste Feld für einen Wettbewerb, und sowohl der Sieger wie der Besiegte werden daraus nur Vorteile ziehen, weil es bedeutet – Frieden und Vergrösserung der Mittel, wovon der Mensch lebt und die er genießt.

Sie haben sich in Ihrer Erklärung dafür ausgesprochen, dass das Hauptziel nicht nur darin liege, sich zu einigen und Massnahmen zur Verhütung einer Berührung unserer Schiffe zu ergreifen, folglich zur Abwendung einer Krise, in der nach einem solchen Zusammenstoss das Feuer eines militärischen Konflikts entfacht werden kann, so dass dann jegliche Verhandlungen überflüssig würden, da andere Kräfte, andere Gesetze zu wirken beginnen –

die Gesetze des Krieges. Ich stimme mit Ihnen überein, dass das nur der erste Schritt ist. Die Hauptaufgabe besteht darin, die internationale Lage zu normalisieren und zu stabilisieren.

Ihre Sorge um die Sicherheit der USA ist mir verständlich, Herr Präsident, weil das die erste Pflicht eines Präsidenten ist. Aber dieselben Fragen bewegen auch uns, dieselbe Pflicht obliegt auch mir als Vorsitzendem des Ministerrats der UdSSR. Sie hat beunruhigt, dass wir Kuba mit Waffen geholfen haben, um seine Verteidigungsfähigkeit zu stärken. Kuba, welche Waffen es auch besäße, kann sich nicht mit Ihnen vergleichen, da die Dimensionen so unterschiedlich sind, umso mehr bei den modernen Vernichtungswaffen. Unser Ziel war und ist, Kuba zu helfen, und niemand kann bestreiten, dass uns humane Beweggründe leiten, die nur darauf gerichtet sind, dass Kuba friedlich leben und sich so entwickeln kann, wie sein Volk es will.

Sie wollen Sicherheit für Ihr Land, und das ist verständlich. Das will aber auch Kuba; alle Länder wollen sich gegen Gefahren sichern. Wie sollen wir, die Sowjetunion, unsere Regierung, jedoch Ihre Handlungen bewerten, die sich darin ausdrücken, dass Sie mit Militärbasen die Sowjetunion umzingelt haben, mit Militärbasen unsere Verbündeten umzingelt haben, Ihre Militärbasen buchstäblich an die Grenzen unseres Landes gelegt haben, dort Ihre Raketenwaffen stationiert haben? Das ist kein Geheimnis. Verantwortliche amerikanische Politiker erklären das demonstrativ. Ihre Raketen sind in England stationiert, sind in Italien stationiert und direkt gegen uns gerichtet. Ihre Raketen sind in der Türkei stationiert.

Sie beunruhigt Kuba. Sie sagen, es beunruhigt Sie deshalb, weil es 90 Meilen vor der Küste der Vereinigten Staaten von Amerika liegt. Aber die Türkei grenzt an uns, Wachposten beider Staaten patrouillieren nebeneinander und können einander sehen. Sie meinen, dass Sie das Recht haben, Sicherheit für Ihr Land und die Entfernung der Waffen, die Sie als Angriffswaffen bezeichnen, zu fordern, während Sie uns dieses Recht nicht zubilligen.

Sie haben doch zerstörerische Raketenwaffen, die Sie Angriffswaffen nennen, in der Türkei stationiert, in unserer unmittelbaren Nähe. Wie vereinbart sich dann die Anerkennung unserer in militärischer Hinsicht gleichen Möglichkeiten mit ähnlichen ungleichen Beziehungen zwischen unseren grossen Staaten? Das ist keineswegs miteinander zu vereinbaren.

Es ist gut, Herr Präsident, dass Sie damit einverstanden sind, dass sich unsere Vertreter treffen und Verhandlungen beginnen, offenbar mit Hilfe des Amtierenden Generalsekretärs der UNO, Herrn U Thant. Folglich übernimmt er in gewissem Masse die Rolle eines Vermittlers, und wir meinen, dass ihm diese verantwortungsvolle Mission gelingen wird, falls die Konfliktparteien guten Willen bekunden.

Ich denke, es wäre möglich, den Konflikt schnell zu beenden und die Lage zu normalisieren, dann würden die Menschen aus tiefster Seele aufatmen, da Politiker, die Verantwortung tragen, mit nüchternem Verstand und im Bewusstsein ihrer Verantwortung komplizierte Fragen zu lösen vermögen und es nicht zu einer militärischen Katastrophe kommen lassen.

Deshalb mache ich folgenden Vorschlag: Wir sind damit einverstanden, die Waffen, die Sie für Angriffswaffen halten, aus Kuba abzuziehen. Wir sind damit einverstanden, das zu realisieren und in der UNO darüber eine Verpflichtung abzugeben. Ihre Vertreter geben eine Erklärung ab, dass die USA ihrerseits angesichts der Beunruhigung und Besorgtheit des sowjetischen Staates ihre analogen Waffen aus der Türkei abziehen. Lassen Sie uns vereinbaren, welche Frist für Sie und für uns notwendig ist, um das zu realisieren. Danach könnten bevollmächtigte Vertreter des Sicherheitsrates der UNO am Ort die Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen kontrollieren. Verständlicherweise benötigt man von der Regierung Kubas und der Regierung der Türkei die Genehmigung, damit die Bevollmächtigten in diesen Ländern die Erfüllung der Verpflichtung, die jeder übernommen hat, kontrollieren. Es wäre offenbar am besten, wenn die Bevollmächtigten das Vertrauen sowohl des Sicherheitsrates wie das unserer Länder besäßen – der USA und der Sowjetunion, der Türkei und Kubas. Ich denke, es dürfte nicht schwierig sein, solche Personen auszuwählen, die das Vertrauen und die Achtung aller interessierten Seiten genießen.

Nachdem wir die Verpflichtung übernommen haben, bei den Völkern Kubas und der Türkei das Vertrauen in ihre Sicherheit zu stärken, geben wir im Rahmen des Sicherheitsrates die Erklärung ab, dass die sowjetische Regierung feierlich verspricht, die Unantastbarkeit der Grenzen und die Souveränität der Türkei zu achten, sich nicht in ihre inneren Angelegenheiten einzumischen, nicht in die Türkei einzudringen, unser Territorium nicht als

Operationsgelände für eine solche Invasion zur Verfügung zu stellen und auch alle zurückzuhalten, die sowohl vom Territorium der Sowjetunion wie auch vom Territorium anderer mit der Türkei benachbarter Staaten eine Aggression gegen die Türkei beabsichtigen.

Eine ebensolche Erklärung gibt im Rahmen des Sicherheitsrates die amerikanische Regierung bezüglich Kuba ab. Sie erklärt, dass die USA die Unantastbarkeit der Grenzen Kubas und seine Souveränität achten werden, sie werden sich nicht in seine inneren Angelegenheiten einmischen, nicht selber eindringen und ihr Territorium nicht als Operationsgelände für eine Invasion Kubas zur Verfügung stellen, und auch alle zurückhalten, die eine Aggression gegen Kuba sowohl vom Territorium der USA als auch vom Territorium anderer mit Kuba benachbarter Staaten beabsichtigen.

Natürlich müssten wir uns darüber mit Ihnen einigen und eine bestimmte Frist setzen. Bitte: vereinbaren wir einen Termin, ohne zu zögern – zwei bis drei Wochen, nicht mehr als einen Monat.

Die auf Kuba stationierten Waffen, von denen Sie sprechen und die, wie Sie erklären, Sie beunruhigen, befinden sich in den Händen sowjetischer Offiziere. Deshalb ist jegliche zufällige Anwendung zum Schaden der Vereinigten Staaten ausgeschlossen. Diese Waffen sind auf Bitte der kubanischen Regierung auf Kuba stationiert und dienen nur Verteidigungszwecken. Wenn es keine Invasion Kubas oder einen Angriff auf die Sowjetunion oder auf einen unserer Verbündeten gibt, bedrohen diese Waffen natürlich niemanden und werden niemanden bedrohen. Wir beabsichtigen schliesslich keinen Angriff.

Wenn Sie mit meinem Vorschlag einverstanden sind, Herr Präsident, würden wir unsere Vertreter nach New York in die UNO entsenden, und ihnen erschöpfende Instruktionen geben, damit man sich möglichst schnell einigt. Wenn Sie ebenfalls Ihre Vertreter bestimmen und ihnen die entsprechenden Instruktionen geben, wird man diese Frage schnell regeln können.

Warum möchte ich das? Weil die ganze Welt jetzt erregt ist und von uns vernünftige Handlungen erwartet. Die grösste Freude für alle Völker wäre die Nachricht über ein Abkommen, das den entstandenen Konflikt endgültig beseitigt. Ich messe diesem Abkommen grosse Bedeutung bei, weil es als guter Anfang dienen und besonders eine Übereinkunft über das Verbot von Atomwaffenversuchen erleichtern könnte. Über die Versuche könnte man

parallel verhandeln, ohne eines mit dem anderen zu verknüpfen, weil es unterschiedliche Fragen sind. Es ist jedoch wichtig, sich über beide Fragen zu einigen, um den Menschen ein gutes Geschenk zu machen, um sie auch mit der Nachricht zu erfreuen, dass ein Abkommen über die Einstellung von Atomwaffenversuchen erreicht wurde und die Atmosphäre nicht mehr verseucht wird. Unsere und Ihre Positionen sind in dieser Frage einander sehr nahe.

Das alles dient möglicherweise als guter Anstoss zur Suche nach gegenseitig annehmbaren Übereinkünften in anderen strittigen Fragen, über die zwischen Ihnen und uns ein Meinungsaustausch stattfindet. Diese Fragen sind vorläufig nicht gelöst, aber ihre Lösung ist nicht aufzuschieben, damit die internationale Atmosphäre gereinigt wird. Wir sind bereit dazu.

Das sind meine Vorschläge, Herr Präsident.

Mit Hochachtung

N. Chruschtschow

*Schreiben des Vorsitzenden des Ministerrats der UdSSR N.S.  
Chruschtschow an den Präsidenten der USA J.F. Kennedy  
28. Oktober 1962*

Sehr geehrter Herr Präsident!

Ich habe Ihr Schreiben vom 27. Oktober d. J. erhalten. Ich würdige mit Befriedigung den von Ihnen geäußerten Sinn für angemessenes Handeln und für die Verantwortung, die jetzt für die Erhaltung des Friedens in der ganzen Welt auf Ihnen liegt.

Ich habe grosses Verständnis für Ihre Beunruhigung und die Beunruhigung der Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Amerika, dass die Waffen, die Sie als Angriffswaffen bezeichnen, tatsächlich schreckliche Waffen sind.

Sie und ich wissen, was das für Waffen sind.

Um schneller die Beendigung des gefährlichen Konflikts im Interesse des Friedens zu erreichen, um allen Völkern, die nach Frieden verlangen, Vertrauen zu geben, um das Volk Amerikas zu beruhigen, das, wovon ich überzeugt bin, ebenfalls Frieden will, wie das die Völker der Sowjetunion wollen, hat die sowjetische Regierung zusätzlich zu den schon früher gegebenen

Anweisungen über die Einstellung der Arbeiten bei der Waffenstationierung die Demontage der Waffen, die Sie Angriffswaffen nennen, und ihre Rückführung in die Sowjetunion angeordnet.

Herr Präsident, ich möchte noch einmal wiederholen, was ich Ihnen schon in meinen vorangehenden Briefen geschrieben habe: dass die sowjetische Regierung der Regierung der Republik Kuba Wirtschaftshilfe leistet und auch Waffen geliefert hat, da sich Kuba, das kubanische Volk, ständig in der Gefahr einer Invasion Kubas befanden.

Von einem Piratenschiff aus wurde Havanna beschossen. Es heisst, kubanische Emigranten hätten verantwortungslos geschossen. Möglicherweise war es so. Aber woher schossen sie, fragt man sich. Denn diese Kubaner haben kein Territorium, sie sind Flüchtlinge, sie haben keine Waffen für militärische Handlungen.

Das bedeutet, dass ihnen jemand diese Waffen zur Beschiessung Havannas, für Piratenakte im Karibischen Meer, in den Territorialgewässern Kubas gegeben hat. Schliesslich ist es in unserer Zeit undenkbar, dass ein Piratenschiff nicht bemerkt wird, zumal sich so viele amerikanische Schiffe im Karibischen Meer befinden, von denen aus eigentlich alles beobachtet wird. Und unter solchen Bedingungen kreuzen Piratenschiffe ungehindert um Kuba herum, beschiessen Kuba, verüben Piratenüberfälle auf friedliche Frachtschiffe. Es ist schliesslich bekannt, dass sie sogar einen englischen Frachter beschossen haben.

Kurz, Kuba befand sich in ständiger Bedrohung durch aggressive Kräfte, die ihre Absichten, auf das Territorium Kubas vorzudringen, nicht verhehlten.

Das kubanische Volk will sein Leben nach seinen Interessen aufbauen, ohne Einmischung von aussen. Das ist sein Recht, und man kann ihm nicht verübeln, dass es der Herr über sein Land sein und über die Früchte seiner Arbeit verfügen will. Die Drohung einer Invasion Kubas und andere Unternehmen, um eine gespannte Lage in Kuba zu schaffen, sollten das kubanische Volk verunsichern, einschüchtern und daran hindern, ruhig sein neues Leben aufzubauen.

Herr Präsident, ich möchte noch einmal deutlich sagen, dass wir uns dem gegenüber nicht gleichgültig verhalten konnten, und die sowjetische Regierung beschloss, Kuba mit Verteidigungswaffen gegen eine Aggression, nur mit Waffen zum Zwecke der Verteidigung, Hilfe zu erweisen. Wir stationierten dort Verteidigungswaffen, die Sie Angriffswaffen nennen. Wir ha-

ben sie dort stationiert, damit kein Angriff auf Kuba, damit keine unbedachten Aktionen erfolgen.

Ich nehme mit Achtung und Vertrauen Ihre Erklärung zur Kenntnis, die in Ihrem Schreiben vom 27. Oktober 1962 enthalten ist, dass es keinen Angriff auf Kuba geben wird, dass es keine Invasion geben wird, und zwar nicht nur seitens der Vereinigten Staaten, sondern auch seitens anderer Länder der westlichen Hemisphäre, wie es in Ihrem Schreiben gesagt wird. Dann entfallen auch die Motive, die uns zur Hilfeleistung dieses Charakters für Kuba bewogen haben. Deshalb haben wir unsere Offiziere angewiesen (die Waffen, wie ich Ihnen schon mitgeteilt habe, befinden sich in den Händen sowjetischer Offiziere), den Bau der genannten Objekte zu beenden, sie zu demontieren und in die Sowjetunion zurückzuschaffen. Wie ich Ihnen schon in meinem Brief vom 27. Oktober mitgeteilt habe, stimmen wir mit Ihnen überein, dass sich Vertreter der UNO vom Abzug dieser Waffen überzeugen können.

Angesichts Ihrer Versicherungen und unserer Anordnungen über die Demontage sind alle notwendigen Voraussetzungen zur Beendigung des entstandenen Konflikts vorhanden.

Ich registriere mit Befriedigung, dass Sie auf meine Wünsche, die gefährliche Lage zu beenden und auch Bedingungen für eine durchdachtere Bewertung der internationalen Lage zu schaffen, die grosse Gefahren in unserem Zeitalter der Atomwaffen, der Raketentechnik, der Raumschiffe, der globalen Raketen und anderer todbringender Waffen in sich birgt, reagiert haben. An der Sicherung des Friedens sind alle Menschen interessiert. Deshalb dürfen wir, die wir als Vertreter unserer Völker grosse Verantwortung tragen, keine Verschärfung der Lage zulassen und müssen die Herde liquidieren, wo eine gefährliche Situation entsteht, die schwere Folgen für die Sache des Friedens in sich birgt. Wenn es uns gemeinsam und mit Hilfe anderer Menschen guten Willens gelingt, diese gespannte Lage zu beseitigen, dann müssen wir auch dafür sorgen, dass keine anderen gefährlichen Konflikte entstehen, die zu einer weltweiten atomaren Katastrophe führen können.

Zum Abschluss möchte ich mich für die Regelung der Beziehungen zwischen der NATO und den Staaten des Warschauer Vertrags aussprechen, was Sie erwähnen. Wir sprechen schon lange darüber und sind bereit, mit

Ihnen den Meinungs austausch zu dieser Frage fortzusetzen und eine vernünftige Lösung zu suchen. Wir wollen auch den Meinungs austausch über das Verbot von Kernwaffen, über allgemeine Abrüstung und andere Fragen fortsetzen, die die Verringerung der internationalen Spannung betreffen.

Herr Präsident, ich vertraue Ihrer Erklärung, aber andererseits gibt es verantwortungslose Menschen, die jetzt eine Invasion Kubas beginnen und damit einen Krieg entfesseln möchten. Wenn wir praktische Schritte tun und die Demontage und Evakuierung der entsprechenden Waffen auf Kuba erklären, während wir also das tun, möchten wir gleichzeitig dem kubanischen Volk die Gewissheit geben, dass wir hinter ihm stehen und uns nicht der Verantwortung entziehen, dem kubanischen Volk Hilfe zu erweisen.

Wir sind davon überzeugt, dass die Völker aller Länder, wie auch Sie, Herr Präsident, mich richtig verstehen. Wir drohen nicht. Wir wollen nur Frieden. Unser Land befindet sich jetzt im Aufschwung. Es genießt die Früchte seiner friedlichen Arbeit. Es hat gewaltige Erfolge nach der Oktoberrevolution erreicht, hat sehr grosse materielle, geistige und kulturelle Werte geschaffen. Unser Volk nutzt diese Werte und möchte seine Erfolge weiter entwickeln, möchte mit seiner beharrlichen Arbeit die weitere Entwicklung auf dem Wege des Friedens und des sozialen Fortschritts sichern.

Ich möchte Sie, Herr Präsident, daran erinnern, dass Militärflugzeuge von Spionagecharakter die Grenzen der Sowjetunion verletzt haben, im Zusammenhang damit gab es zwischen uns Konflikte, und es fand ein Notenaustausch statt. Im Jahre 1960 haben wir Ihr Flugzeug U-2 abgeschossen, dessen Spionageflug über der UdSSR dazu führte, dass das Gipfeltreffen in Paris abgebrochen wurde. Sie haben damals die richtige Stellung bezogen, als Sie die verbrecherische Handlung der damaligen Regierung der USA verurteilten.

Schon während Ihrer Präsidentschaft gab es jedoch einen zweiten Fall, bei dem unsere Grenze im Gebiet Sachalin von einem amerikanischen U-2-Flugzeug verletzt wurde. Wir haben Ihnen bereits am 30. August über diese Verletzung geschrieben. Sie haben uns damals geantwortet, dass diese Verletzung die Folge schlechten Wetters war, und gaben die Versicherung ab, dass sich so ein Fall nicht wiederholen würde. Wir haben Ihre Versicherung mit Vertrauen entgegengenommen, weil in diesem Gebiet damals tatsächlich schlechtes Wetter war.

Wenn jedoch Ihre Flugzeuge nicht den Auftrag hätten, an den Grenzen

unseres Territoriums zu fliegen, könnte auch schlechtes Wetter kein amerikanisches Flugzeug in unseren Luftraum führen. Daraus folgt der Schluss, dass das mit Wissen des Pentagon geschieht, das internationale Normen missachtet und die Grenzen anderer Staaten verletzt.

Einen noch gefährlicheren Vorfall gab es am 28. Oktober, als Ihr Aufklärungsflugzeug über die Grenzen der Sowjetunion im Norden, im Gebiet der Tschuktschen-Halbinsel, eindrang und über unser Territorium flog. Man fragt sich, Herr Präsident, wie wir das einschätzen sollen. Was ist das – eine Provokation? Ihr Flugzeug verletzt die Grenze, noch dazu in einer so gefährlichen Zeit, wie wir sie jetzt erleben, wo sich alles in Gefechtsbereitschaft befindet. Man kann doch ein amerikanisches Flugzeug, das die Grenze verletzt, für ein Bombenflugzeug mit Kernwaffen halten, und das kann uns zu einem schicksalhaften Schritt veranlassen. Umso mehr, als die Regierung der USA und das Pentagon schon lange erklären, dass bei Ihnen ununterbrochen Bomber mit Atomwaffen in der Luft sind. Deshalb können Sie sich vorstellen, welche Verantwortung Sie auf sich laden, besonders in einer so gefährlichen Zeit, wie wir sie jetzt erleben.

Ich würde Sie bitten, das richtig einzuschätzen und die entsprechenden Massnahmen zu ergreifen, damit das nicht als Provokation zur Auslösung eines Krieges dient.

Ich möchte Ihnen gegenüber auch folgenden Wunsch aussprechen. Natürlich ist das eine Angelegenheit des kubanischen Volkes. Sie haben jetzt keine diplomatischen Beziehungen mit Kuba, aber über unsere Offiziere, die sich auf Kuba befinden, habe ich Nachrichten, dass amerikanische Flugzeuge über Kuba fliegen.

Wir sind daran interessiert, dass es auf der Welt überhaupt keinen Krieg gibt und dass das kubanische Volk ruhig lebt. Ausserdem, Herr Präsident, ist es kein Geheimnis, dass sich sowjetische Bürger auf Kuba befinden. Aufgrund eines Abkommens mit der kubanischen Regierung haben wir Offiziere und Instruktoren nach Kuba entsandt, die Kubaner unterrichten. Ein grosser Teil sind Zivilisten: Spezialisten, Agronomen, Zootechniker, Fachleute für künstliche Bewässerung, Melioratoren, einfache Arbeiter, Traktoristen und andere. Wir sorgen uns um sie.

Ich würde Sie bitten, Herr Präsident, zu berücksichtigen, dass die Verletzung des kubanischen Luftraums durch amerikanische Flugzeuge ebenfalls

gefährliche Folgen haben kann. Wenn Sie das nicht wollen, folgt daraus, keinen Anlass dafür zu schaffen, dass eine gefährliche Situation entsteht.

Wir müssen jetzt sehr vorsichtig sein und dürfen keine Schritte unternehmen, die der Verteidigung der Staaten, die in den Konflikt einbezogen wurden, keinen Nutzen bringen, nur Gereiztheit hervorrufen und sogar als Provokation zu einem verhängnisvollen Schritt erscheinen. Deshalb müssen wir Besonnenheit und Vernunft zeigen und uns vor solchen Schritten hüten.

Wir schätzen den Frieden wohl mehr als andere Völker, weil wir den schrecklichen Krieg gegen Hitler durchgemacht haben. Aber unser Volk zittert nicht vor jeder Prüfung, unser Volk vertraut seiner Regierung, und wir versichern unserem Volk und der Weltöffentlichkeit, dass sich die sowjetische Regierung nicht provozieren lässt. Aber wenn Provokateure einen Krieg entfachen, dann entgehen sie nicht der Verantwortung und den schweren Folgen, die ihnen dieser Krieg bringt. Wir sind jedoch davon überzeugt, dass die Vernunft siegt, dass kein Krieg ausgelöst wird und der Frieden und die Sicherheit der Völker garantiert sein werden.

Im Zusammenhang mit den jetzt laufenden Verhandlungen des Amtierenden Generalsekretärs, Herrn U Thant, mit Vertretern der Sowjetunion, der Vereinigten Staaten von Amerika und der Republik Kuba hat die sowjetische Regierung den ersten Stellvertreter des Ministers für auswärtige Angelegenheiten der UdSSR, W.W. Kusnezow, nach New York entsandt, um Herrn U Thant in seinen edlen Bemühungen, die auf die Beseitigung der entstandenen gefährlichen Lage gerichtet sind, zu unterstützen.

Mit Hochachtung Ihr

N. Chrustschow

*Schreiben des Präsidenten der USA **John F. Kennedy** an den Vorsitzenden des Ministerrats der UdSSR **N.S. Chrustschow** 28. Oktober 1962*

Sehr geehrter Herr Vorsitzender!

Ich antworte gleich auf Ihr Schreiben vom 28. Oktober, das über Funk übermittelt wurde, obwohl ich noch nicht den offiziellen Text erhalten ha-

be, da ich dem, schnell im Sinne der Lösung der Kubakrise zu handeln, sehr grosse Bedeutung beimesse.

Ich denke, dass Sie und ich bei der riesigen Verantwortung, die wir für die Erhaltung des Friedens tragen, erkannt haben, dass sich die Ereignisse einer solchen Lage genähert hatten, dass sie ausser Kontrolle geraten konnten.

Deshalb begrüsse ich Ihr Schreiben und halte es für einen wichtigen Beitrag zur Friedenssicherung.

Die lobenswerten Bemühungen des Amtierenden Generalsekretärs U Thant haben Ihre und meine Aufgabe bedeutend erleichtert. Ich betrachte meinen Brief an Sie vom 27. Oktober und Ihre heutige Antwort als feste Verpflichtungen unserer beiden Regierungen, die man schnell realisieren muss.

Ich hoffe, dass es möglich sein wird, über die Organisation der Vereinten Nationen unverzüglich die notwendigen Massnahmen zu ergreifen, wie es in Ihrem Schreiben heisst, damit die Vereinigten Staaten ihrerseits imstande wären, die jetzt bestehenden Massnahmen der Quarantäne aufzuheben. Ich habe schon angeordnet, über alle diese Fragen die Organisation amerikanischer Staaten, deren Mitglieder tief an einem echten Frieden im karibischen Gebiet interessiert sind, zu unterrichten.

In Ihrem Brief erwähnen Sie die Verletzung Ihrer Grenzen durch ein amerikanisches Flugzeug im Gebiet der Tschuktschen-Halbinsel. Ich habe erfahren, dass dieses Flugzeug, das weder Waffen noch Apparaturen zum Fotografieren bei sich hatte, Luftproben im Zusammenhang mit Ihren Atomversuchen nahm. Sein Kurs verlief von der Luftwaffenbasis Ilson in Alaska direkt zum Nordpol und zurück. Beim Rückflug nach Süden machte der Flieger einen ernsten Navigationsfehler, im Ergebnis dessen er sich über sowjetischem Territorium befand. Er bat unverzüglich über offenen Funk um dringende Navigationshilfe, man lenkte ihn auf kürzestem Weg auf seine Ausgangsbasis. Ich bedauere diesen Zwischenfall und werde dafür sorgen, dass alle Vorsichtsmassnahmen zur Verhütung einer Wiederholung getroffen werden.

Herr Vorsitzender! Vor unseren beiden Ländern stehen wichtige Aufgaben, die zu lösen sind, und ich weiss, dass Ihr Volk wie das Volk der Vereinigten Staaten nichts Besseres wünschen, als die Erfüllung dieser Aufgaben fortzuführen, ohne einen Krieg befürchten zu müssen. Die moderne Wissenschaft und Technik haben uns die Möglichkeit geboten, die Arbeit so frucht-

bringend zu tun, wie man vor wenigen Jahrzehnten davon nicht einmal träumen konnte.

Ich stimme Ihnen zu, dass wir uns dringend mit dem Problem der Abrüstung in seinem globalen Aspekt befassen müssen.

Vielleicht können wir jetzt, wo wir der Gefahr entgehen, gemeinsam einen realen Fortschritt auf diesem lebenswichtigen Gebiet erzielen. Ich denke, wir sollten vorrangig die Fragen behandeln, die mit der Verbreitung von Atomwaffen auf der Erde und im Weltraum Zusammenhängen, und auch versuchen, mit energischen Anstrengungen das Verbot von Atomwaffenversuchen zu erreichen. Wir sollten jedoch auch grosse Anstrengungen unternehmen, um die Möglichkeit einer Übereinkunft über weitgehendere Massnahmen zur Abrüstung und ihrer schnellen Verwirklichung zu klären. Die Regierung der Vereinigten Staaten wird bereit sein, kurzfristig und in konstruktivem Geist über diese Fragen in Genf oder an jedem anderen Ort zu verhandeln.

John F. Kennedy

# edition q – Buchtip



*Vladimir K. Jedorow*

## **Ein Stern verblasst**

Reflexion einer dramatischen Epoche

317 Seiten

Hardcover mit Schutzumschlag

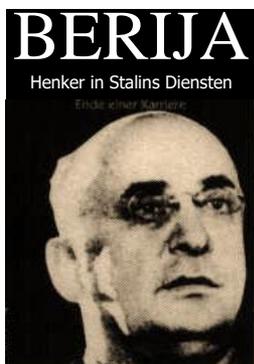
Bestell-Nr. 8018, ISBN 3-928024-57-4

Der Moskauer Historiker und ehemalige Gorbatschow-Berater Prof. Dr. Jedorow zeichnet in sehr unmittelbarer, persönlicher Sicht ein eindrucksvolles Bild der Geschichte der Sowjetunion 1917-1991: von der Geburt eines neuen gesellschaftspolitischen Ideals in den Tagen der Oktoberrevolution bis zur Pervertierung der Idee durch den blutigen Diktator Stalin; vom Sieg über Hitlers Kriegsmaschinerie bis zur Tauwetterperiode Chrustschows und den Jahren der Stagnation unter Breshnew; von der 1985 unter Gorbatschow eingeleiteten Erneuerung der Gesellschaft durch Glasnost und Perestroika bis zum gescheiterten Staatsstreich vom August 1991, der den Zusammenbruch der alten Strukturen beschleunigte und endgültig besiegelte.

Eine Zeittafel 1905-1991 sowie Kurzbiographien aller führenden Persönlichkeiten der Sowjetunion machen das Buch zusätzlich zum Nachschlagewerk.

# edition q – Buchtip

Vladimir F. Nekrassow (Hrsg.)



Vladimir Nekrassow (Hrsg.)

## **BERIJA – Henker in Stalins Diensten**

Ende einer Karriere

511 Seiten

Hardcover mit Schutzumschlag

Bestell-Nr. 9094, ISBN 3-928024-69-8

Von 1938 bis 1953 stand Lawrenti Berija an der Spitze des NKWD, jenes gigantischen Repressionsapparates der Stalin-Diktatur, dem mehr als sechs Millionen unschuldiger Menschen zum Opfer fielen. Der vorliegende Band, 1991 in Moskau erschienen, zeichnet erstmals für den deutschen Leser ein umfassendes Bild der Person Berija und des Systems, das er leitete. Nach einer umfangreichen einleitenden biographischen Skizze kommen 21 Autoren zu Wort – überlebende Opfer, Zeitzeugen, Politiker, Historiker und Schriftsteller (u.a. N. Chrustschow, A. Gromyko, D. Wol-kogonow und K. Simonow). Dabei werden tragische Einzelschicksale (etwa die Ermordung von Leo Trotzki) ebenso dokumentiert wie das gnadenlose Lagersystem des Gulag oder die Tragödie von Katyn. Zwei grosse Beiträge zeichnen den Prozess und die Erschiessung Berijas im Jahre 1953 nach. Umfangreiches Dokumentenmaterial in den einzelnen Beiträgen macht das Buch zu einer authentischen Chronik des dunkelsten Kapitels sowjetischer Geschichte.



**edition q Verlags GmbH**